Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben vom Großen Generalstabe

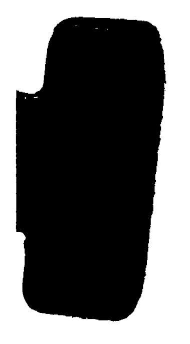
VI. Jahrgang • 1909 • ~~Viertes Heft~~

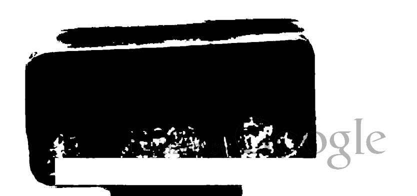




Mit 43 Skizzen als Anlagen.

Berlin
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71





Vierteljahrshefte

für

Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben

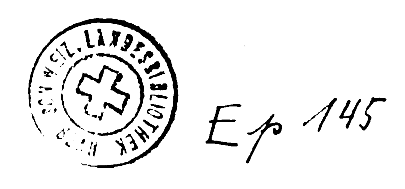
vom

Großen Generalstabe

1909

Sechster Jahrgang

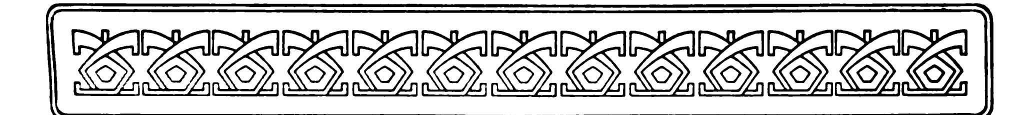




Mit 27 Abbildungen und 17 Textskizzen, sowie 68 Skizzen
und 1 Karte als Anlagen.

Berlin 1909
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Der Inhalt ist nicht amtlich.



Inhaltsverzeichnis.

Erstes Heft.

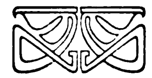
Zweites Heft.

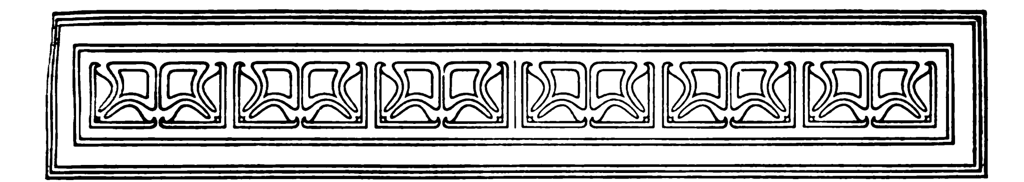




Drittes Heft.

Viertes Heft.





Die verjüngte Türkei und ihre Armee.

Die Bedeutung der großen Umwälzung, die sich am 24. Juli 1908 in der Türkei vollzog, wird nur von demjenigen ganz ermessen werden, der die vorher bestehenden Verhältnisse aus persönlicher Anschauung gekannt hat. Es herrschte bis dahin ein Absolutismus, der fast keine Schranken mehr kannte. Plötzlich ist, gleichsam über Nacht, an seiner Stelle eine konstitutionelle Monarchie auf liberalster Grundlage entstanden. Am unbegreiflichsten aber ist für uns, daß diese radikale Änderung durch eine friedliche Revolution der Armee, genauer genommen, des Offizierkorps, bewerkstelligt werden konnte. Es hat nicht einmal eine Schilderhebung stattgefunden, sondern es ist gewissermaßen nur zu einem nahezu einheitlichen Beschluß gekommen, der allerdings durch den Beifall der gesamten gebildeten Welt des osmanischen Reiches getragen wurde. Das Gewicht dieser Abstimmung ohne Namensaufruf war ein so gewaltiges, daß das alte Regierungssystem darüber ohne eigentlichen Widerstand fiel, und der bis dahin unumschränkte Herrscher sich selbst an die Spitze der Bewegung stellte. Ein derartiger Vorgang dürfte in der Geschichte bisher kaum schon dagewesen sein — trotz Ben Akiba.

Die Vernichtung der Janitscharenherrschaft im Jahre 1826 durch Sultan Mahmud II. kann damit nicht verglichen werden; denn sie vollzog sich in einem überaus blutigen Drama, und der Sultan selbst war es, der den Anstoß dazu gab, statt, wie dieses Mal, nur die Berechtigung der allgemeinen Bewegung in seinem Volke anzuerkennen. Trotzdem besteht eine gewisse Beziehung zwischen den damaligen Vorgängen und den neuesten Ereignissen. Die Stellung der Janitscharen hatte eine Art Gegengewicht gegen die absolute Herrschermacht gebildet. Nach ihrer Niederlage konnte diese sich ungehindert weiter entwickeln. Das Überschreiten der gebotenen Grenzen bei diesem Prozesse führte am Ende zu der unblutigen Juli-Revolution vorigen Jahres. —

Sultan Abdul Medjid, Mahmuds II. Nachfolger, war ein viel zu milder Herrscher,



als daß sein absolutes Regiment die Zügel straff hätte anziehen können. Die weit kräftigere, stolze und herrschsüchtige Natur Sultans Abdul Aziz führte aber bereits eine erste Katastrophe herbei. Die Notwendigkeit, Grenzen für die bis dahin durch nichts gehemmte Herrschermacht zu schaffen, ließ — zur Zeit von Midhat Paschas Großwesierat — den ersten Versuch mit einer gesetzlich festgelegten Verfassung unternehmen. Er mißglückte, weil die innere Bedeutung der Verfassung in weiteren Kreisen nicht begriffen und sie überhaupt nur das Werk eines kleinen Kreises von einsichtsvollen Männern war. Sie verschwand nach kurzem Dasein, sang- und klanglos, weil die große Masse des Volkes sie noch als etwas Überflüssiges empfand.

Dann kam der russisch-türkische Krieg von 1877 und 1878, der das Reich dem Untergange nahe brachte und am Ende einen allgemeinen Wirrwarr und eine beinahe vollständige Auflösung der bestehenden Verhältnisse hinterließ. Die Herstellung einer starken Regierung und eine straffe Zentralisation in allen Staatsgeschäften waren nach dem unglücklichen Kriege notwendig, um Ordnung zu schaffen und das Reich wieder aufzurichten. Beides gelang dem jetzt regierenden Sultan, Abdul Hamid II., der mit großer Klugheit, mit Vorsicht und einer unglaublichen Zähigkeit und Energie ans Werk ging, auf das vollständigste. Schon 1883, als ich in osmanische Dienste trat, vereinigte er in seiner Hand eine Machtfülle, wie sie seit zwei Jahrhunderten keiner seiner Vorgänger mehr besessen hatte. Die Mittel, deren er sich bediente, erscheinen uns heute zum Teil bedenklich. Sie bestanden in strengster Überwachung, in allmählicher Einschränkung aller Selbständigkeit der Generale und hohen Staatsbeamten, in einem geheimen Aufpassertum, kurz in einem System des Mißtrauens, welches, über die ursprünglichen Ziele hinausgehend, zu einer, alle Zweige des Staatslebens durchdringenden Spionage und zu verwerflichem Angebertum führte. Sieht man von dieser Ausartung ab, so muß man einräumen, daß der Grundzug des damaligen Regierungssystems, Leitung aller Staatsgeschäfte von einem einzigen Punkte aus, im Augenblick zweckmäßig war. Es hätte sich nur darum gehandelt, die gewonnene Macht zur rechten Zeit zum Wohle des Landes zu gebrauchen und, auf sie gestützt, die notwendigen Reformen, die Gerechtigkeit und Sparsamkeit der Verwaltung sowie die Wiederaufrichtung des fast zerstörten Heeres durchzuführen. Für ein Reich mit einem so bunten Völkergemisch und mit so großen religiösen Verschiedenheiten wie die Türkei, das zugleich auf allen Seiten von Gefahren bedroht ist, erscheint die aufgeklärte Tyrannis, theoretisch genommen, als das bestmögliche Regiment.

Es fehlte in jenen Jahren auch durchaus nicht an Anzeichen dafür, daß Sultan Abdul Hamid II. sich wirklich mit großen Plänen für die moralische und materielle Wiedergeburt seines Volkes trug. Vertrauliche Aufträge von Entwürfen, die nur darauf abzielen konnten, habe auch ich wiederholt erhalten. Ich glaubte mehrfach an einen Umschwung aus der Initiative des Herrschers heraus, wie er in neuerer Zeit durch die Armee eingetreten ist. Aber der Erfolg blieb jedesmal aus, so nahe er

auch manchmal zu sein schien. Es wurde im alten Fahrwasser der Überwachung, der Einschränkung jeder Selbständigkeit und Eindämmung aller Regungen von Tatendrang fortgefahren. Kein Zweifel — das einmal angenommene Regierungssystem fing an, seinen Schöpfer zu beherrschen. Trotz aller Energie und Entschlossenheit, die ihn häufig ausgezeichnet haben, fand der Sultan den Zeitpunkt zum Wechsel in seinen Herrschergrundsätzen nicht. Jedesmal, wo er vielleicht daran gedacht haben mag, trat ihm eine scheinbare Schwierigkeit in Form von Verschwörungen und Komplotten entgegen, die ihn zurückschreckten und ihn schließlich wohl auf jeden weiteren Versuch verzichten ließen. Beruhten sie zum allergrößten Teile auch auf Erfindung eines intriganten Kopfes oder auf maßloser Aufbauschung von unverfänglichen und unschuldigen Vorgängen, so hat er sie doch für Wirklichkeit genommen. Die Zuträger, die er anfänglich nur in der Absicht benutzte, trotz seiner abgeschlossenen Lebensweise hinter die Wahrheit zu kommen, und die einander überwachten und bekämpften, empfanden natürlich die Notwendigkeit, ihre Existenzberechtigung dem Herrscher möglichst auffällig zu erweisen, und da mußte denn in Ermanglung von Wirklichem die Phantasie und die Täuschung aushelfen.

Der Wetteifer und der Konkurrenzkampf innerhalb des Spitzeltums bewirkten von Jahr zu Jahr eine größere Ausdehnung dieser geheimen Organisation. Denunziationen wurden gut honoriert, und allmählich entwickelte sich eine bequeme Erwerbsquelle daraus. Wer sich unter den „Getreuen" in seiner Stellung halten wollte, wurde mit der Zeit förmlich dazu gezwungen, den Sultan an Gefahren glauben zu machen. Wer darauf verzichtete, sah sich bald durch einen tätigeren Nebenbuhler aus dem Sattel gehoben. Die Geheimpolizei half redlich mit. Sie ist ja vielleicht in keinem Staatswesen ganz zu entbehren. Am Goldenen Horn aber wucherte sie in bedenklicher Weise. Ihre Tätigkeit richtete sich nur zum geringsten Teile auf die Ermittlung und Verfolgung von Verbrechen, zum größten aber auf Gesinnungsriecherei. Das schändliche Treiben der „agents provocateurs" blühte aufs üppigste. Um ihre Kunstgriffe zu kennzeichnen, will ich nur einen erwähnen, dem nach meinem Abgange aus dem türkischen Reiche einer meiner tüchtigsten Hilfslehrer zum Opfer fiel. Er gab sowohl an der Großen Militärschule zu Pancaldi im Norden von Pera als auch an der Vereinigten Artillerie- und Genieschule zu Kumbarahane am oberen Ende des Goldenen Horns Unterricht. Der Weg zwischen beiden Anstalten ist weit und mühsam. Wer ihn täglich zu machen hatte, konnte das eigene Heim in der Regel vor Abend nicht aufsuchen. So waren die Beteiligten denn gezwungen, in einem der Cafés an der Großen Brücke von Galata eine einfache Mahlzeit einzunehmen. Ein jeder hatte natürlich bald seinen Stammplatz, der auch den Aufpassern bekannt war. Als mein Mann eines Tages dort eintrat, lag auf dem kleinen Marmortischchen vor ihm eine französische Zeitung, die er arglos in die Hand nahm. Im nächsten Augenblicke war er aber bereits verhaftet und wurde nach Jildis geführt, um ver-

nommen zu werden; denn in der Zeitung fand sich ein heftiger Artikel gegen den Sultan, den er natürlich mit höchstem Interesse gelesen haben sollte. Selbstverständlich war das Ganze eine Falle gewesen. Die Untersuchung ergab diesmal allerdings auch nichts Gravierendes, aber der Angeklagte wurde doch aus seiner Stellung und einer sehr erfolgreichen Tätigkeit herausgerissen, um bis zur neuesten Umwälzung in Bagdad erst völlig untätig hinleben zu müssen und dann eine Verwaltungsstelle zu erhalten, die außerhalb seines eigentlichen Berufes lag. In solchen Stückchen zeigte die Geheimpolizei eine außerordentliche Erfindungsgabe. Oft hat schon die Zusendung staatsgefährlicher oder dafür geltender Schriften genügt, um einen durchaus Unschuldigen zu verderben, in dessen Behausung sie dann gefunden wurden.

Manche wahrhaft tragische Verwicklung hat sich dabei ergeben. Der schlimmste Verdacht, der jemand treffen konnte, war derjenige geheimer Beziehungen zu dem präsumtiven Thronfolger oder dessen Haus- und Hofhalt. Als jüngst nach der Umwälzung das türkische Kriegsministerium mit der großen Reinigungsarbeit in Konstantinopel begann, meldete sich dort ein noch verhältnismäßig junger, aber an Körper und Geist gebrochener Offizier, der um seine Wiederanstellung bat. Die Nachforschung nach seiner etwas rätselhaften Existenz ergab, daß der Unglückliche 17 Jahre im Gefängnis gesessen hatte. Der Anlaß dazu war gewesen, daß er eines Tages auf der Straße einen Vorübergehenden um Feuer bat und hierauf verhaftet und abgeführt wurde. Die Untersuchung ließ ihn erkennen, daß der gefällige Passant, der ihm Feuer gegeben hatte, ein Beamter Rechad Effendis, des rechtmäßigen Thronerben, gewesen war, ohne daß er dieses ahnte. Verurteilt ist er niemals worden, aber niemand wagte es auch, aus Rücksicht für die eigene Gefahr, seine Freilassung zu beantragen. So war er geblieben, wohin ihn der unglückliche Zufall verschlagen hatte, im Kerker. Auf solche und ähnliche Fälle bezog sich ein Bild, das das türkische Witzblatt „Kalem" nach der allgemeinen Amnestie, die der Verkündigung der Verfassung folgte, seinen Lesern darbot. Ein Beamter mit einer Liste in der Hand ist in ein halbdunkles Gewölbe getreten und scheint auf dem Blatt Namen zu prüfen. „Vous avez été gracié" verkündet er dann. Aber statt des Begnadigten sitzt in der Ecke nur noch ein Gerippe da, mit Ketten an die Wand geschmiedet. Das ist hoffentlich keine Wirklichkeit, sondern Übertreibung, aber ähnliche Schicksale mögen sich, wie das angeführte Beispiel lehrt, wohl erfüllt haben.

Man hat in der europäischen Welt alle solche Verfolgungen auf Sultan Abdul Hamids Sorge für sein Leben und die Ängstlichkeit seiner Natur zurückgeführt, aber durchaus zu Unrecht. Der Großherr ist ein beherzter und auch seelenstarker Mann, der sich sehr in der Gewalt hat und von diesen Eigenschaften mehrfach vollgültige Proben abgelegt hat. Ihm handelte es sich in erster Linie um die Aufrechterhaltung seiner absoluten Herrschaft. Nicht Furcht, sondern Mißtrauen leitete ihn. Die eigenen Jugenderlebnisse und die Ereignisse, welche seiner Thronbesteigung vorangingen, haben

dieses in ihm erzeugt, und die Folgen seines strengen Überwachungssystems nährten und vergrößerten es mehr und mehr. Die ihm unaufhörlich zufließenden geheimen Berichte über dem Throne drohende Gefahren konnten schließlich keine andere Wirkung haben, als daß er sich überall von bösen Absichten umringt wähnte und wahrscheinlich die bittere Empfindung im Herzen trug, seine ursprünglichen großen und guten Absichten völlig verkannt zu sehen und aufgeben zu müssen.

Wer gerecht sein will, kann dabei besondere Umstände nicht übersehen, die meist außer acht gelassen werden. Die Türkei ist Seniorat. Es folgt dem regierenden Sultan der Würdigste, d. h. bei friedlichen Zeitläuften der Älteste aus dem Hause Osmans, nicht einer der eigenen Söhne. Darunter leidet schon die Stabilität der Herrschaft. Sodann ist der Sultan in gewissem Sinne absetzbar. Er ist zugleich Kalif. Die Inhaberschaft des Kalifats aber verlangt nach der heiligen Vorschrift des Korans ganz bestimmte Eigenschaften. Wird es zweifelhaft, ob er diese noch besitzt, so kann ein Fetwa des Scheich-ül-Islam ihn vom Throne schleudern, wie es Sultan Abdul Aziz erging. Der damalige Scheich-ül-Islam, Hairullah Effendi, verneinte die von den höchsten Staatswürdenträgern an ihn gerichtete Frage, ob der Großherr noch fähig sei, das Kalifat zu verwalten — und damit hatte er aufgehört, Kalif zu sein. Daß ein Herrscher, der sich einer solchen Möglichkeit gegenüber sieht, eifersüchtig über seiner Macht und seinem Einflusse wacht und eher geneigt sein wird, an eine Bedrohung zu glauben als der unabsetzbare, ist natürlich.

Diese Beschränkung der Machtsicherheit, die aus der Periode der osmanischen Geschichte herrührt, da Volk und Heer eins waren, und es weder geduldet werden durfte, daß ein unmündiges Kind dem in der Schlacht gefallenen Sultan auf den Thron folgte, noch daß ein krank und schwach werdender Greis die Regierungsgewalt dauernd innehielt, läßt Argwohn und Mißtrauen begreiflich erscheinen. Sie hat auch dazu beigetragen, die üblen Zutaten des jetzt beseitigten alten Regimes zu fördern.

Natürlich war es, daß zum größten Teile sich ungebildete Leute als Werkzeuge des Spitzelsystems hergaben. Dies machte das Schicksal der gebildeten und hochstehenden Männer im türkischen Staatsdienste zu einem besonders tragischen. Es hing in vielen Fällen von dem Wohl- oder Übelwollen ganz ungebildeter, moralisch und intellektuell tiefstehender Subjekte ab, die unter Umständen durch eine findige Denunziation ihre Existenz zerstören konnten. Daher erklärt sich auch die uns Europäern unbegreiflich erscheinende Vorsicht und Besorgnis von Staatsbeamten und Offizieren bezüglich ihres Verkehrs mit der Außenwelt, zumal mit Fremden. Sultan Abdul Hamid zog freilich europäische Offiziere und Beamte ins Land, aber seinen Untertanen sollte jede Beziehung zum Auslande eine verbotene Frucht bleiben. Nie werde ich den tiefen Eindruck vergessen, den die Worte Ghazi Osman Paschas, des von mir hochverehrten Helden von Plewna, auf mich machten, als ich ihn zum letzten Male sah. „Schreiben Sie mir doch aus Ihrem Vaterlande. Es wird mir stets

Freude machen, von Ihren ferneren Schicksalen zu hören, aber erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen antworte; Sie wissen ja, daß ich es nicht darf." Ich füge hier auch sogleich hinzu, daß deutsche Offiziere, die in den heimatlichen Regimentern mit dorthin abkommandierten türkischen Kameraden in freundschaftliche Beziehungen getreten waren, diesen Unrecht getan haben, wenn sie sich von ihnen am Goldnen Horn nahezu verleugnet sahen. Sie suchten darin möglicherweise einen Mangel an Dankbarkeit oder Offenheit, während es sich bei jenen nur um eine gebotene Vorsicht handelte, und sie kein Vorwurf trifft.

Die Abgeschlossenheit, in welcher sich der Großherr seit seiner Thronbesteigung hält, hat es mit sich gebracht, daß ihm trotz seiner hohen Intelligenz für viele Dinge, die im praktischen Leben vorkommen, die richtige Vorstellung fehlt. Daher konnte es kommen, daß an sich ganz harmlose Vorgänge als höchst strafbar galten. So erging es zum Beispiel im militärischen Dienstbetriebe mit dem jetzt allen europäischen Heeren geläufigen Kriegsspiel. Auch ich mußte eines Tages nach einer langen gegenstandslosen Untersuchung auf die Fortführung verzichten, weil ich die türkischen Teilnehmer nicht in Gefahr bringen wollte. Ein wichtiger Zweig in der Ausbildung der oberen Truppenführung war damit beseitigt. Es ist infolge von Denunziationen, die sich an Übungsritte der Offiziere knüpften, dazu gekommen, daß den Generalstabsoffizieren eines Tages streng verboten wurde, ohne höheren Befehl zu Rekognoszierungen auszureiten. Sie gaben es deshalb überhaupt auf, sich außerhalb der Stadt zu Pferde zu zeigen, und am Ende hörten sie nach und nach auf zu reiten. Die Ausbildung der Offiziere für ihren Beruf wurde schließlich eine rein theoretische, und darin birgt sich manche Gefahr.

Bekannt ist, daß alle höheren Staatsbeamten, der Kriegsminister, der Chef des Generalstabes, stets dieselben Wege zwischen ihrer Wohnung und ihrer Dienststätte fuhren und es ängstlich mieden, sich außerhalb derselben irgendwo zu zeigen. In jeder Bewegung der Truppen wurde die Gefahr eines Pronunziamentos signalisiert. Es fanden keine Manöver, keine Übungen, keinerlei regelmäßige Ausbildung im Schießen mehr statt. Die Truppen führten ein klösterliches Leben in ihren Kasernen. Vergeblich war der Hinweis darauf, daß viel und tüchtiger Dienst das beste Mittel sei, die Disziplin aufrecht zu erhalten und die Truppe an ihren Beruf und damit auch an ihren Kriegsherrn zu fesseln. Nur in der künstlich gehaltenen Untätigkeit und der Überwachung im engsten Kreise suchte das alte Regime sein Heil.

Wieviel einem Heere, das so gehalten wird, auch abgesehen von rein materiellen Mängeln, beim Ausbruch eines Krieges fehlen muß, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Dabei wurde der angerichtete Schaden den maßgebenden Persönlichkeiten nicht einmal bekannt. Der Kriegsminister sah die Armee ebensowenig wie der Sultan. Nicht minder mußten sich die hohen Befehlshaber, wie die Ordu-Kommandanten, vorsichtig zurückhalten. Die übrigen Generale folgten ihrem Beispiele. Sie

wurden allmählich zu Verwaltungsbeamten und Bureauarbeitern. Wer sich mit seiner Truppe in persönlichem Verkehr beschäftigte, machte sich verdächtig. So wälzte sich das Übel anwachsend wie eine Lawine fort, bis zum Augenblicke des Umsturzes.

Hand in Hand mit dem System der Überwachung ging naturgemäß eine Zentralisation in allen Staatsgeschäften, die schließlich unglaubliche Formen angenommen hat. Die Sorge vor falschen Denunziationen ließ die ausführenden Offiziere und Beamten selbst in den einfachsten und geringsten Dienstobliegenheiten für alles, was geschehen sollte, einen besonderen großherrlichen Befehl abwarten. Ja, vorsichtige Leute ließen sich dasselbe zweimal oder dreimal befehlen, ehe sie an die Ausführung gingen. Am Ende geschah nichts mehr ohne ein Iradé (Kabinettsorder). Welche Arbeitslast sich hieraus für den Großherrn und seine Vertrauten, denen er die Ausführung seines Willens übertrug, mit der Zeit erwachsen ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß wiederholt täglich an 1000 bis 1200 Schriftstücke in den Geschäftsräumen von Jildis-Kiosk einliefen. Sie gingen noch dazu durch eine einzige Hand, diejenige des Ersten Sekretärs.

Besaß die verhängnisvolle Kabinettsregierung Preußens in der vorjenensischen Periode noch drei vortragende Räte, so beschränkte sich die von Jildis zuletzt auf einen einzigen, nämlich den Ersten Sekretär, der überdies persönlich auch nur verhältnismäßig selten Vortrag beim Großherrn hatte. Es ist zu verwundern und ein Beweis für die hohe Intelligenz der türkischen Bureaukraten, daß nicht noch mehr Widersinniges geschah und Notwendiges unterlassen wurde, als es tatsächlich der Fall gewesen ist. Selbstverständlich blieb aber unendlich viel liegen, und das Schlimmste dabei war die dadurch einreißende Zusammenhangslosigkeit. Selten wurde eine Sache systematisch und logisch von Anfang bis zum Ende durchgeführt. Meist blieb sie an irgend einem Punkte in der Entwicklung stecken. Der Erste Sekretär, Baschkiatib, war sicherlich einer der vielbeschäftigtsten Beamten der ganzen Kulturwelt. Seine Bureauzeit erstreckte sich regelmäßig auf 13 bis 14 Stunden täglich, und sehr oft kam noch die Nacht hinzu. Dennoch war es eine Unmöglichkeit, die Arbeit zu bewältigen. Die zahlreichen tüchtigen Kräfte, die den Sultan und seinen Hof umgaben, aber nicht zu den auserwählten Vertrauten zählten, waren gleichzeitig zu völliger Untätigkeit verurteilt. Es gehörte zu den schmerzlichsten Eindrücken, die man dort empfing, eine lange Reihe intelligenter, gebildeter und wohlgesinnter Männer in äußerlich hohen Stellungen kennen zu lernen, die notgedrungen die Hände in den Schoß legen mußten. Im günstigsten Falle begnügten sie sich mit einem beschäftigten Müßiggange, während sie doch alle begriffen, wie sehr produktive Tätigkeit dem gefährdeten Reiche nottat. Zu den Regierungsgrundsätzen des alten Regimes schien es auch zu gehören, die Durchführung irgend einer Angelegenheit bis zum Abschluß niemals in derselben Hand zu lassen. Die dunkle Furcht, daß irgend jemand zu viel „Einfluß gewinnen" könne, war dabei wohl das leitende Motiv.

Die Folgen einer solchen Geschäftsführung für das Heerwesen sind leicht zu ermessen. Zu alledem kamen die unaufhörlichen Finanzkalamitäten, die Nichtbezahlung des Soldes, der Lieferungen für die Armee, der Mangel an Unterhalt, an Ersatz für die Ausrüstung usw. Diese Dinge sind genugsam öffentlich besprochen worden, um sie hier übergehen zu können.

Dennoch ist in den Jahrzehnten, die dem russisch-türkischen Kriege folgten, organisatorisch manches für die Armee geschehen, zumal während der Reformperiode, die nach der Losreißung Ostrumeliens im Jahre 1886 einsetzte. Es wurden damals die gesetzlichen Grundlagen für die Heeresverfassung in ausreichender Weise geschaffen, ein Rekrutierungsgesetz, eine Landwehrordnung, ein Mobilmachungsreglement und eine Reihe anderer nützlicher Vorschriften. Die Einteilung der bis dahin sehr ungleichen Ersatzbezirke für das ganze weite Reich ward neu geregelt. Alle vorhandenen Kräfte wurden damit für den Waffendienst verfügbar; allerdings beschränkte sich dieser lediglich auf das mohammedanische Volkselement.

Alles erforderte indes eine unermüdliche Ausdauer; es wurde mit 90 v. H. Kraftverlust gearbeitet; kleinliche Bedenken hielten die wichtigsten Maßregeln für Monate und Jahre auf. Sodann bestand der Mangel an Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis, Gesetz und Ausführung in bedenklicher Art auch weiterhin fort. Der griechische Krieg von 1897 schien freilich einen bedeutenden Fortschritt in der Verfassung des Heeres darzutun. Bezüglich der Führung war er auch ohne Zweifel vorhanden. Aber dies Ergebnis darf nicht überschätzt werden. Die Zustände in der griechischen Armee, die Geringfügigkeit ihres Widerstandes, die Unentschlossenheit und Unklarheit ihrer Führung erleichterten den Erfolg, der trotzdem einen unverhältnismäßig hohen Kräfteaufwand erforderte. Es kann sogar nicht geleugnet werden, daß in dem guten Ausgange des Feldzuges eine gewisse Gefahr lag, da er zur Täuschung über den Wert der eigenen Errungenschaften Anlaß gab. Dem Sultan ist der Sieg eifrig als die glückliche Folge seiner persönlichen Leitung aller Armee-Angelegenheiten gepriesen worden. Der Zustand des Heeres wurde ihm über die Maßen günstig geschildert. Ein Gegenbeweis fehlte, und die Folgen sind Sorglosigkeit und Vernachlässigung aller gründlichen Vorbereitung und Fürsorge gewesen. Hieran hat es von jeher gefehlt. Während der Mobilmachung von 1885/86 starben im nördlichen Mazedonien allein während des Winters an 12 000 Mann am Typhus. Der Verlust durch Krankheiten soll im thessalischen Kriege und der darauf noch folgenden Waffenbereitschaft die erschreckende Ziffer von 20 000 Menschenleben erreicht haben.

Seitdem forderten die unausgesetzten Unruhen im Innern neue außerordentliche Opfer. Den Kämpfen in Mazedonien, vor allen Dingen aber den Aufständen in Arabien, in Yemen und Hedjaz fielen Hekatomben zum Opfer, von deren Höhe man

sich in Europa keinerlei richtigen Begriff gemacht hat. Man vergißt meist, daß die Türkei eine der stärksten Kolonialarmeen zu unterhalten hat; denn das Armeekorps in Yemen, die Division in Hedjaz, die Division in Tripolis und noch eine Anzahl anderer Heerteile sind in Wahrheit als solche anzusehen. Die Provinzen, in denen sie stehen, liefern nicht einen Rekruten. Ihre Besatzung muß unausgesetzt aus Anatolien ergänzt werden. Im Falle eines großen Krieges aber sind alle diese Heeresteile zur Entscheidung über das Schicksal des Reiches nicht heranzuziehen. Sie müssen bleiben, wo sie im Frieden stationiert sind und fallen für die Verwendung auf einem kaukasischen oder rumelischen Kriegsschauplatz vollkommen aus.

Bewundernswert ist, was die türkischen Truppen trotz der Vernachlässigung und der ihnen von oben her zuteil werdenden Nichtachtung auch in unserer Zeit immer noch geleistet haben. Wenig davon ist in Europa bekannt geworden, so sehr manche brave Tat es auch verdient hätte. Ein neueres Beispiel wird genügen, um zu beweisen, mit welcher Hingebung der türkische Soldat auch heute für die Sache seines Großherrn und des osmanischen Reiches eintritt und stirbt, wo es nötig ist. Ich verzichte absichtlich auf die älteren, die man aus dem russisch-türkischen Kriege von 1877/78, zumal aus der heldenmütigen Verteidigung von Plewna und dem kleinasiatischen Feldzuge Ahmed Moukhtar Paschas, anführen könnte, weil die Behauptung laut geworden ist, der türkische Soldat sei nicht mehr, was er früher gewesen ist.

Während das Interesse der Welt durch den großen mandschurischen Krieg vollkommen in Anspruch genommen war, vollzog sich im Süden des türkischen Reiches ein Drama von unerhörter Tragik, die sechsmonatige Belagerung von San'a. San'a ist die Hauptstadt von Yemen, der ausgedehnten türkischen Provinz in Südarabien. Aufstände der arabischen Stämme gegen die türkische Herrschaft sind dort nicht selten. Im Jahre 1904 nahmen sie einen besonders großen Umfang an und führten die Katastrophe herbei, über die ausnahmsweise nähere Nachrichten durch einen lombardischen Kaufmann, Giuseppe Caprotti, aus Magenta, der seit zwanzig Jahren in San'a lebte, der europäischen Welt überkommen sind. Er schrieb für seine Schwester ein Tagebuch nieder, das in einfacher Art nüchterne, ruhige Aufzeichnungen enthielt, „während um ihn her alle Leiden erlitten, alle Verbrechen begangen wurden".

Aus diesem Tagebuche hat der Corriere della Sera Auszüge veröffentlicht, denen wir einiges entnehmen.

San'a wurde im Oktober 1904 durch die Aufständischen unter dem Imam von Yemen, Hamideddin, und seinem Sohne Jachia eingeschlossen und befand sich seit dieser Zeit ohne Verbindung mit der Außenwelt. Gegen Angriffe irregulärer Scharen war die Stadt durch ihre Mauern geschützt, aber keinerlei Vorsorge für eine längere Einschließung getroffen. Es fehlte an einigermaßen hinreichenden Vorräten für die etwa 8000 Mann starke Besatzung und eine Bevölkerung von 30000 Seelen. Beide



waren auf die gerade im Augenblicke vorhandenen Mittel angewiesen, und diese erschöpften sich schnell. Dazu kam, daß die Araber den Belagerten das Wasser abschnitten. In San'a selbst lagen nur wenig tiefe Brunnen von geringem Inhalt, so daß sich unerträglicher Durst zum Hunger gesellte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Truppen früh in einen Zustand völliger Entkräftung gerieten. Sie harrten indessen unverdrossen aus. Kleine Scharmützel in der Umgegend kamen fortdauernd vor. Die Araber ließen niemand hinaus oder hinein. Alle Nachrichten aus dem übrigen Reiche begannen zu fehlen. Der Hunger wütete täglich stärker. Einwohner und Soldaten fielen auf der Straße um oder sanken kraftlos an ihren Türen nieder, um zu verenden. Alles Getier in der Stadt wurde verzehrt, Kamele, Pferde, Esel, selbst Hunde, Katzen und Ratten. Ja, es soll nach Caprotti zuletzt zur Jagd auf Menschen und zum Raube von Leichen gekommen sein. Die Sterblichkeit nahm erschreckend zu. Dennoch regte sich kein Gedanke an Übergabe bei der Besatzung. Sie leistete weiter Widerstand in der Hoffnung auf Entsatz, auf Hilfe durch den Großherrn. Einige schwache Verstärkungen kamen an, die letzten aber schon völlig ausgeplündert, ihrer Waffen und Kriegsrüstung, ja selbst ihrer Kleider beraubt. Sie vermehrten nur die Zahl der Hungernden. Die Desertion machte sich wohl fühlbar; doch liefen nur Mannschaften arabischer Nationalität oder Syrier davon. Die Türken blieben. Sie zogen es vor, Hungers zu sterben, statt sich den Aufständischen zu ergeben, obwohl der Imam in dem Rufe stand, seine Gefangenen gut zu behandeln. Seit 12, 15, 18 Monaten hatten die Leute dabei rückständigen Sold zu verlangen, während die Preise aller Lebensmittel ins unglaubliche stiegen.

Gegen Ende der Belagerung kostete das Kilo Hirsebrot 35 bis 36 Franken, das Weizenbrot 50 Franken. Dieses stieg sogar in wenig Tagen noch bis auf 90 Franken, also etwa genau den Wert eines Kilos Silber. Trotzdem blieb die Disziplin erhalten. Keine Revolte brach aus, kein Versuch, den Kommandanten zur Übergabe zu zwingen, ist vorgefallen. „Die ganze Geschichte der Belagerung, wie sie sich im Tagebuche Caprottis widerspiegelt, beweist die wunderbare stoische, oft heroische Entsagungsfähigkeit der Truppen des Sultans." „Trotz Hunger und dem drückenden Bewußtsein des bevorstehenden ruhmlosen Todes blieben sie treu und kämpften mutig, manchmal mit wahrem Heldenmut, wahrhaft bewundernswert. Einzelne der zusammenstürzenden Werke widerstanden noch wochen-, monatelang, man weiß nicht, durch welches Wunder von Energie oder fatalistischer Beharrlichkeit. Wenn die türkischen Soldaten gute Führer haben, zählen sie wahrlich zu den besten der Erde."

Noch im Februar 1905 wurden Vorstöße gegen das arabische Hauptquartier Raudha unternommen, das nahe nördlich von San'a liegt. Im März endlich laufen dunkle Gerüchte von nahenden größeren Verstärkungen und der Möglichkeit eines Entsatzes um. Tewfik Pascha, der Kommandant, befahl seinen Soldaten, ihre Fez aufbügeln zu lassen, um die Ankömmlinge würdig zu empfangen.



Alle Exerzitien und Übungen hatten indes wegen der Kraftlosigkeit der Mannschaften schon aufhören müssen. Die Blätter von den Bäumen, das Gras der Straßen wurde zur Ernährung benutzt, um aushalten zu können, bis die Hilfe käme. Unkraut wurde als Gemüse gekocht. Ein Strauchwerk, das sonst verbrannt wird, um Pottasche zu gewinnen, wurde zu Mehl gemahlen, eine Giftpflanze mit dem vollen Bewußtsein gegessen, daß sie demjenigen, der sie verzehrte, nach einiger Zeit den Tod bringen könnte.

Immer dunkler gestaltete sich das Bild des Elends. „Von den 68 Moscheen San'as sind nur noch ein Dutzend offen, aber nicht mehr beleuchtet. Alle anderen sind geschlossen, und nur noch höchst selten ertönt der Ruf des Muezzin zum Gebet. Von meiner Terrasse sehe ich höchstens noch ein Dutzend erleuchteter Häuser...... Von den Juden rede ich nicht mehr. Seit langem steigt von ihrem Quartier kein Rauch mehr auf...... Täglich verhungern ihrer 15 bis 20, und die Zahl muß noch zunehmen" — so schreibt Caprotti schon Ende Januar. Tote sah man täglich auf den Straßen liegen. Die Sterblichkeit durch Hunger soll in der letzten Zeit bis auf 200 Menschen täglich gestiegen sein. Einmal notiert das Tagebuch: „Heute morgen fand man eine Mutter mit vier Kindern, die Frau eines außer der Stadt stationierten Kapitäns, vor Hunger gestorben." Das auffallende Verschwinden von Kindern läßt den Verdacht hochkommen, daß sie getötet und verzehrt worden sind. Wie ein wahres Wunder erscheint es, daß Caprottis von Hungernden unausgesetzt umlagertes Haus, das mit Vorräten noch versehen war, nicht gestürmt wurde. Kein Angriff auf dasselbe ist unternommen worden. Ergeben in ihr Schicksal flehten die Sterbenden nur um Hilfe.

Endlich nahte wirklich Ersatz. Die Regierung hatte den Marschall Riza Pascha, einen jungen, in Deutschland ausgebildeten General, den jetzigen Kriegsminister, mit der Rettung der Stadt beauftragt. An der Küste wurde noch Hodeida, der Hafenplatz von San'a, behauptet. Von dort führt ein fünftägiger Marsch durch die Wüste nach Menacha, wo die Randgebirge zur Hochfläche des Inneren emporsteigen. Diesen Weg sollte Riza Pascha benutzen. Die ihm anvertraute Truppenmacht nahm sich auf dem Papier stattlich aus. Sie bestand aber zum größten Teil aus syrischen Bataillonen. Diese hatte man gewählt, weil sie das Klima von Yemen besser als die Anatolier und Rumelier ertragen; ihre Sympathie aber gehörte den stammverwandten Aufständischen. Vergeblich blieben des Marschalls Bitten um andere zuverlässigere Streitkräfte und um bessere Ausrüstung der großen Expedition. Auf bestimmten Befehl ging er endlich vor, so wenig Aussicht er sich auch auf Erfolg zu machen vermochte. Kurz vor San'a trat die Katastrophe ein. Die Syrier versagten den Dienst. Nur der festen Haltung einiger anatolischer und albanischer Bataillone war es zu danken, daß nicht die ganze Kolonne zugrunde ging, sondern schließlich der Durchbruch mit einem Teil derselben gelang. Am 31. März zog der Rest des

Entsatzkorps in San'a ein; aber er kam mit leeren Händen. Der gesamte Troß und die Artillerie waren verloren gegangen. Zu den übrigen Leiden der Stadt gesellte sich nun noch die Beschießung aus den von den Aufständischen erbeuteten Feldgeschützen, die von Überläufern bedient wurden. Dennoch hielt der Platz wider alles Erwarten noch bis zum 20. April aus. Dann erst entschloß sich Riza Pascha zu einer Übereinkunft mit dem Imam, derzufolge er San'a räumte, ehe der Allbeherrscher Tod auch dem letzten Widerstande ein Ende bereitete. Während die Araber auf der einen Seite einzogen, verließ ein langer Zug schwankender Schatten auf der anderen Seite die unglückliche Stadt.

Eine Truppe, die so Unerhörtes erträgt und solche Beweise von Ausdauer in der Pflichterfüllung gibt, ist wahrlich aus einem guten Stoff geschaffen und muß, wenn sie auch nur einigermaßen reichlich versorgt, ausgerüstet und zweckmäßig geführt wird, Großes vollbringen können.

Auch die Wiedereroberung San'as ist für türkische Armeeverhältnisse bezeichnend. Mit derselben wurde Feizi Pascha, damals kommandierender General zu Bagdad, beauftragt, der früher lange Zeit Generalgouverneur von Yemen gewesen war. Der alte Herr — er war schon damals ein Siebziger — befand sich zur Zeit auf einer Expedition im Innern Arabiens. Nach Empfang des Befehls schien er verschwunden zu sein. Man hatte angenommen, daß er sich auf dem gewöhnlichen Karawanenwege zur syrischen Küste und von dort aus zu Schiff auf seinen neuen Posten begeben werde. In dieser Richtung aber wurde er nicht gespürt. Plötzlich tauchte er dafür ganz unerwartet im Hinterlande von Yemen auf, nur von einer schwachen Eskorte begleitet. Die weite Reise quer durch Arabien, die eines kühnen und wohlausgerüsteten Forschers würdig gewesen wäre, hatte er in seinem Landauer zurückgelegt, eine Tatsache, die höchste Anerkennung verdient. Er kannte das Land und ergriff sofort Maßregeln, um seine Feinde zu teilen und dann zu überwinden. Hierzu wurden ihm nach den gemachten Erfahrungen diesmal sehr reichliche Mittel, nämlich nicht weniger als 127 Bataillone, zur Verfügung gestellt. Es erscheint wie ein Rätsel, auf welche Art diese Truppenmasse in dem an Mitteln armen und wenig bevölkerten Lande von ihm verpflegt worden ist.

Um Menacha, das der jetzige Generalstabschef der türkischen Armee, Izzet Pascha nach der Kapitulation von San'a wacker behauptet hatte, versammelte Feizi Anfang Juli sein Heer. Am 6. desselben Monats begannen die Vorstöße ins Gebirge, in dem Jachia mit etwa 20 000 Mann heftigen Widerstand leistete. Bis zum 18. August kam es zu einer Reihe von hitzigen Gefechten, bis endlich an diesem Tage Feizi Pascha sich durch einen neuen lebhaften Kampf den Einzug in San'a erzwang, das er seitdem behauptet hat. Die Kämpfe dauerten noch geraume Zeit fort. Caprottis Tagebuch schließt: „An der Grenze stehen die Engländer und sehen

zu.“ Der Verdacht, daß die Empörung wie auch schon jeder frühere Aufstand von Aden aus genährt ward, ist seit langem in türkischen Kreisen verbreitet.

Die Behauptung der arabischen Besitzungen allein wird zur Zeit des alten Regimes während der letzten zehn Jahre dem türkischen Heere durch Tod und Krankheit sicherlich nicht weniger als 100 000 Mann gekostet haben. Alle diese riesenhaften Opfer brachte aber bisher die der Rekrutierung zuverlässig unterworfene mohammedanische Bevölkerung Anatoliens. Sie trug gewissermaßen die gesamte militärische Last für das ganze Reich. Kein Wunder, daß sie sich in besorgniserregender Weise mindert. Schon jetzt wird sie von vielen Forschern auf nicht mehr als zwölf, ja selbst zehn und acht Millionen geschätzt. Ist die letzte Ziffer auch auf alle Fälle wohl zu niedrig gegriffen, so darf der gewissenhafte Beurteiler sich doch nicht verhehlen, daß der islamitische Bruchteil der Bevölkerung, das beste Volkselement im Orient, seiner Vernichtung entgegengeht, wenn solche Zustände fortdauern.

Daß die Überzeugung, es könne so nicht weitergehen, mehr und mehr an Boden gewann, ist wahrlich nicht zu verwundern. Alle gebildeten und denkenden Männer sahen den Untergang von Reich und Volk deutlich vor Augen, wenn nicht wohl oder übel ein Umschwung herbeigeführt wurde. Für den monarchischen Zug im ganzen Osmanentum spricht es, daß trotz allem, was vorgefallen war, sich die Hoffnung immer wieder auf den Großherrn richtete. Aber zwischen ihm und dem Volke sowie zwischen ihm und der richtigen Erkenntnis der herrschenden Zustände breitete sich der zähe, undurchdringbare Ring aus, der durch das Überwachungssystem und die Zentralisation geschaffen worden war. So richteten sich nach und nach alle Gedanken darauf, daß es von unabänderlicher Notwendigkeit sei, diesen Ring zu sprengen. War das geschehen, so schien danach die Rettung nicht nur möglich zu sein, sondern auch nahe zu liegen. Und die Hoffnung der verjüngten Türkei, jetzt, wo der Bann gebrochen ist, zu besseren Zuständen zu gelangen, ist vollauf berechtigt.

Seit Jahrzehnten ist die Zahl der Gebildeten im Lande von Jahr zu Jahr rüstig fortgeschritten. Wie man auch die Regierungszeit Sultan Abdul Hamids II. beurteilen mag, man wird eingestehen müssen, daß in derselben außerordentlich viel für das Schulwesen geschehen ist. Es gehörte wohl unzweifelhaft zu den reformatorischen Gedanken, mit denen sich der Großherr im Beginn seiner Regierung getragen hat, daß er das Bildungsniveau des gesamten Volkes heben wollte. Freilich verband er und verbanden namentlich seine Organe damit in erster Linie den politischen Zweck, die Massen für Belehrung von oben her zugänglicher und durch diese unterwürfiger zu machen. Er hoffte, sie mit der steigenden Bildung enger an sich ketten zu können. Sicher ist diese Methode auch richtig, wenn der Unterricht der freien Entwicklung



des Geistes gewidmet ist. Darin indes lag der Irrtum. Aller Unterricht war tendenziös von der Absicht durchzogen, den Absolutismus des Herrschers und die Ergebung in seinen Willen zu fördern. Das hat am Ende eine, der gewollten entgegengesetzte, Wirkung zustande gebracht. Immer weitere Kreise haben sich bilden lassen, ihre Folgerungen daraus aber selbständig gezogen.

Eine besondere Stellung nahmen und nehmen noch heute in der Türkei die Militärschulen ein. Sie sind auf breiter Grundlage organisiert und spielen eine größere Rolle als bei uns zu Lande. Um den höheren Militär-Lehranstalten den nötigen Zufluß an Schülern zu geben, sind zahlreiche Voranstalten in allen Teilen des Reiches errichtet worden. Ihre Zöglinge zählen nach Tausenden. Die beiden oberen Stufen sind Internate; in allen ist die Aufnahme eine vollkommen unentgeltliche. Ohne Zweifel muß man das Institut, mögen ihm auch manche Mängel anhaften, als ein für das Land höchst segensreiches anerkennen. Der Ärmste kann dadurch zur höchsten militärischen Laufbahn gelangen. Das Wachstum ist in den letzten Jahrzehnten ein ganz außerordentliches gewesen. Als ich im Jahre 1883 als General-Inspekteur an die Spitze des türkischen Militärbildungswesens trat, zählte die Zentral-Militärschule zu Konstantinopel 450 Eleven. Als ich 1895 ausschied, waren es ihrer 1700 und die Gesamtzahl der Militärschüler aller Stufen nicht weniger als 14000. Die Klassenstärken nahmen nach unten hin natürlich sehr bedeutend zu, während die oberen, aus älterer Zeit herrührend, verhältnismäßig schwach waren. Der vermehrte Offiziersersatz konnte sich in der Armee nur allmählich geltend machen.

Der große Fortschritt vollzog sich unter außergewöhnlichen Schwierigkeiten. Bei der Entthronung des Sultans Aziz hatte die Militärschule, von ihrem Generaldirektor Suleiman Pascha geführt, eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Obwohl nun seitdem Lehrer und Schüler vollständig gewechselt hatten, lastete doch auf ihr noch immer der Verdacht aufrührerischer Gesinnung. Nirgends war das Spitzelsystem so gründlich durchgearbeitet als dort, und nirgends wirkte es so verhängnisvoll. Irgend ein an sich ganz unverfänglicher Vorgang, ein unbedachtes Wort im Kameradenkreise, das sich leicht entstellen ließ, wozu die türkische Sprache noch besondere Handhaben bietet, gab den Anlaß zu Untersuchungen und Verhaftungen. Unschuldige, bedeutungslose Verstöße gegen die Ordnung wurden zu staatsgefährlichen Aktionen aufgebauscht. „Verschwörungen", „jungtürkische Umtriebe" schienen kein Ende nehmen zu wollen. Die Beunruhigung der Zöglinge lenkte selbstverständlich ihren Geist vom Studium ab und richtete ihn unablässig auf die neuesten von den geheimen Denunzianten hervorgerufenen Eingriffe. Eine gleichmäßige bewußte Weiterbildung und Erziehung der jungen Leute war dabei unmöglich. Auch die Lehrer befanden sich in Gefahr. Irgend eine berechtigte Kritik konnte ihnen gar zu leicht als Verstoß gegen die bestehenden Einrichtungen oder gar als Aufreizung gegen den Willen des Padischah

ausgelegt werden und sie vernichten. So kam es, daß beispielsweise die Geschichte des eigenen Staates und die Kriegsgeschichte der ottomanischen Armee vom Unterricht ausgeschlossen wurden. Nur der französische General Lecoq las eine Übersicht über den letzten russisch-türkischen Krieg mit kritischen Bemerkungen. Es war nahe daran, daß der Geschichtsunterricht überhaupt fortgefallen wäre, da, wie der Spitzelchef dem Großherrn berichtete, in der Geschichte zu viel von Revolutionen und Umsturz von Thronen die Rede sei. Die osmanischen Kriege neuerer Zeit sind aus gleichen Gründen meist nur von gegnerischer Seite geschildert worden und dadurch manche völlig falsche Vorstellung von den Leistungen und der Tüchtigkeit der türkischen Armee sowie ihrer Führer entstanden.

Es soll hier gleich angeführt werden, daß tatsächlich von einer Neigung zur Widerspenstigkeit oder gar von revolutionärer Gesinnung bei den Militärschülern niemals tatsächlich die Rede gewesen ist. Auch von jungtürkischen „Umtrieben" fand sich keine Spur. Im allgemeinen herrschte unter den jungen Leuten ein stiller Geist der Ergebung in das über sie Verhängte, viel Fleiß und Streben, sich zu bilden, und der geheime Wunsch, dereinst an der Wiederaufrichtung des Vaterlandes und des osmanischen Waffenruhmes mitarbeiten zu können. Man tat ihnen bitter Unrecht. Allein das einmal geschaffene Denunziantentum kämpfte bei seiner Arbeit um die eigene Existenz. Die scheinbaren Beweise für die Staatsgefährlichkeit der in den Schulen herrschenden Gesinnung mußten vielfach schon aus Konkurrenzrücksichten immer wieder neu erbracht werden. Denn unter den Spitzeln selbst herrschte gegenseitige Überwachung, und der eine suchte den anderen durch größeren Eifer aus dem Felde zu schlagen. Nur durch den festen Entschluß, meine Stellung aufzugeben und in die Heimat zurückzukehren, gelang es mir, dem unheilvollen Treiben eine Ende zu machen und die Abberufung des Hauptspitzels durchzusetzen, mit dessen Verschwinden das System damals an der Militärschule in sich zusammenfiel, um bei meinem Fortgange 1895 wieder aufzuleben.

Hierbei muß ich eines Mannes gedenken, der sich um die Militärschulen das größte Verdienst erworben hat und dem das Jungtürkentum indirekt großen Dank schuldet, dem aber bei der letzten Staatsumwälzung übel mitgespielt worden ist. Es ist der damalige Generaldirektor, später Großmeister der Artillerie, Zeki Pascha, der sich selbst in der heikelsten Lage befand. Auch er wurde bei allen Diensthandlungen überwacht und mußte bei seinem aufrichtigen Streben, die Schulen weiter zu entwickeln und die Zahl der Schüler zu vermehren, um moderne Bildung zu verbreiten, mit der alleräußersten Vorsicht verfahren. Oft war es ihm nicht möglich, unschuldig Verfolgte zu schützen, da er die eigene Existenz aufs Spiel gesetzt haben würde, und in der obersten Leitung nach ihm nur eine Verschlechterung eintreten konnte. Es gelang ihm, das Vertrauen des Großherrn sich zu erhalten und doch so viel Gutes zu wirken, als es die herrschenden Umstände irgend erlaubten. Sein

Geschick entbehrt nicht einer gewissen Tragik, und es ist zu hoffen, daß die Zukunft seinen Verdiensten aus jener Zeit mehr gerecht werden wird als die Gegenwart.

Daß große Lernbegier und reger Bildungsdrang von unten und viel Ermutigung von oben dazu gehörten, das Militärschulwesen in jener Zeit vorwärtszubringen, bedarf keines weiteren Wortes der Erläuterung. Dennoch ist es gelungen, und dies spricht am meisten für den guten, in der türkischen Jugend lebenden Geist. Waren auch dem Unterricht und der Erziehung weiterhin immer noch enge Schranken gezogen, so drang doch in eine stets größer werdende Zahl von jungen Leuten moderne Bildung und Ethik ein, und dies geschah während der Lebensjahre, in denen das Herz am empfänglichsten dafür ist. In der Zentral-Militärschule stehen die jungen Leute durchschnittlich im Alter von 17 bis 20 Jahren. Sie ist mit unseren Kriegsschulen in eine Linie zu stellen. Daran schloß sich ehemals noch unmittelbar ein dreijähriger Kursus der Generalstabsschule an, die dem Unterrichtsplane nach etwa mit unserer Kriegsakademie auf gleicher Stufe steht und deren Hörerschaft schon Offiziersrang bekleidet. So blieben die für die Armee heranwachsenden Offiziere teils drei, teils sechs Jahre unter dem gleichmäßigen Einfluß des Lehrkörpers. Durch die Berührung mit diesem, zumal mit den vom Auslande berufenen Offizieren und Professoren erweiterte sich ihr Gesichtskreis. Die Anschauungen europäisierten sich, und es wuchs die Erkenntnis für die im Lande herrschenden Übelstände und die verhängnisvolle Wirkung des alten Regierungssystems. Politik wurde nicht getrieben, aber die Dinge lagen doch zu klar, als daß nicht ganz gleichmäßig sich die Anschauung in der jüngeren Generation bilden mußte, daß die Fortdauer der bestehenden Zustände notwendigerweise den nahen Untergang des Reiches herbeiführen werde. Der Wunsch, es zu retten, und das Bewußtsein der Pflicht, dazu beizutragen, wurde ihr Gemeingut. Hierzu kam die gerechte Empörung über die dem Reiche vielfach angetane politische Unbill, über die unausgesetzte Einmischung der fremden Mächte in seine inneren Verhältnisse, über die Bevormundung, die es sich so oft gefallen lassen mußte. Das Beispiel der Erhebung Japans und seiner Wiedererstarkung hat in den letzten Jahren viel dazu beigetragen, die nationale Richtung im Streben des jungen türkischen Offizierkorps erstarken zu lassen. Aus ihr ergab sich ohne weiteres das Verlangen nach einer Gesundung der inneren Verhältnisse, nach Ausrottung der Korruption, Heilung des in den höheren Schichten herrschenden Pessimismus, Abschaffung der Willkürherrschaft, Vernichtung des unerträglichen Spitzelwesens und der alles erstickenden Zentralisation. Wenn man darunter jungtürkische Gesinnung verstehen will, so ist es richtig, daß von dieser mit der Zeit das gesamte jüngere Offizierkorps der Armee durchdrungen worden ist.

Mit dem Anwachsen der Militärschulen stieg naturgemäß auch die Zahl der von ihnen jährlich in die Armee übergehenden Offiziere. 1895 betrug sie bereits 456, im Jahre 1903 schon über 700. Sie wird seitdem sich noch etwas vermehrt haben,

wenn auch nicht mehr in der gleichen Progression. Im Heere entstand auf diese Art eine so breite Schicht jugendlicher Führer, die von gleicher Gesinnung getragen und von gleichen Wünschen beseelt waren, daß die Einmütigkeit bei der Schilderhebung im Juli dieses Jahres ohne weiteres verständlich wird.

Der Zusammenbruch des alten Regimes ist freilich auch durch einen allmählichen Verfall des Spitzelwesens und der Überwachung gefördert worden. Jedes System überlebt sich einmal. Ein jedes bringt die Keime seines Unterganges schon in sein Dasein mit. Hier war es die Ausartung in eine förmliche Industrie, welche seine Kraft untergrub. Natürlich war es materiell weit lohnender, irgend einen hohen Befehlshaber oder oberen Staatsbeamten zu verdächtigen und über ihn zu berichten, als über einen jungen Offizier, der noch nicht viel zu sagen hatte. So kam es, daß die Generale sich mehr und mehr vorsichtig von dem Verkehr mit ihrer Truppe zurückhielten, ihr unbekannt wurden und die Einwirkung auf sie verloren, während diejenige der noch nicht so streng überwachten Offiziere niederen Grades, die aus den Militärschulen hervorgegangen waren, von Jahr zu Jahr stieg.

Im letzten Sommer drohte, wie bekannt, die neue Einmischung der europäischen Mächte in die mazedonischen Wirren. Die Autonomie dieser Provinz erschien als das Mindestmaß, was vom Sultan bewilligt werden müßte. Damit war der baldige völlige Verlust sicher. Daß dieser nur das Signal zur weiteren Zerstückelung des Reiches sein würde, bezweifelte niemand. Die Mittel zu seiner Verteidigung und zur Wahrung der osmanischen Waffenehre befanden sich indes in zunehmendem Verfall. Drohend standen dem die dauernden Fortschritte Bulgariens gegenüber. Die Frage, was werden sollte, wenn es zum Kriege käme, tauchte besorgniserregend in allen patriotischen Herzen auf. Eine Wandlung zum Besseren war nicht abzusehen. Starke politische Parteien, die sich der Wahrung der Reichsinteressen hätten annehmen können, gab es in der Türkei nicht. Eine freie Presse, welche warnen und die Übelstände hätte klarlegen können, fehlte ebenso. Die Geistlichkeit hätte am ehesten dafür eintreten können. Aber auch sie war nicht zahlreich genug und in einzelnen Gruppen zu weit über das ganze Reich zerstreut, als daß von ihr eine einheitliche Bewegung hätte ausgehen können. So blieb nur das Offizierkorps übrig, das helfen konnte. Aus dem gemeinsamen Streben hatte sich in aller Stille die Organisation der Komitees „für Einheit und Fortschritt" gebildet und die Handhabe für ein geschlossenes Vorgehen geschaffen. Das durch Armut, hohe Steuerlasten und Leiden aller Art gebeugte mohammedanische Volk hätte sich allein nimmermehr zu helfen vermocht. So reifte in dem jungen Offizierkorps der Entschluß heran, die Führung zu übernehmen.

Diese Darstellung wird es auch verständlich machen, wie ein loyales und ohne Zweifel monarchisch gesinntes Offizierkorps dazu gekommen ist, eine entscheidende politische Rolle zu spielen. Man darf ihm daraus keinen Vorwurf machen.

Dennoch wären die Dinge noch monate- ja vielleicht noch jahrelang weitergegangen, wie sie eben gingen, wenn nicht zufällige Ereignisse den Ausschlag gegeben hätten. In letzter Stunde erfolgte gerade in Mazedonien, wo die Gärung begreiflicherweise am stärksten war, ein ungeschicktes Eingreifen der plötzlich aus ihrer Sicherheit aufgeschreckten Spitzel. Zahlreiche Verhaftungen von Offizieren, unter denen sich die anerkannt besten, beliebtesten und fähigsten befanden, brachte ihren Kameraden zum Bewußtsein, daß die Stunde auch für sie sehr bald schlagen würde, wenn sie sich nicht gleich zum Handeln entschlössen. Dann ging die Nachricht von der Monarchenzusammenkunft in Reval wie ein Lauffeuer durch das Land und rückte die mazedonische Gefahr von neuem vollkommen in den Vordergrund. Allgemein verbreitete sich der Glaube, daß bei dieser eine Teilung der Türkei, wenigstens der europäischen Reichshälfte, beschlossen worden wäre. Keine Widerlegung, kein Beruhigungsversuch, kein Hinweis darauf, daß bei Monarchenzusammenkünften so einschneidende positive politische Schritte nicht abgemacht würden, half. Es war nichts gegen die sich überall ohne weiteres verbreitende Parole zu machen, daß die Türkei verloren sein würde, wenn jetzt nicht das Erforderliche zu ihrer Erhaltung und Rettung geschähe.

Diese zeitlich zusammenfallenden historischen Zufälligkeiten brachten es zum Ausbruch, und man muß sagen, daß dieser in der Tat nicht mehr aufzuhalten gewesen wäre. Die Überzeugung, welche die Leiter der Bewegung erfüllte, war allgemein die, daß man nicht nur das Reich, sondern auch den Sultan und seinen Thron nur retten könnte, wenn jetzt der sie umgebende Ring gesprengt würde. Die friedliche Revolution, wenn man die ganze Bewegung so nennen will, hatte also eine bestimmt ausgesprochene monarchische Tendenz. Diese gab sich auch dadurch insbesondere kund, daß sie die Befreiung der bisher in stiller Gefangenschaft gehaltenen Prinzen des regierenden Hauses mit in sich begriff, durch die allein die Stellung der Dynastie an der Spitze der Staatsgeschäfte für die Zukunft gestärkt werden konnte. Das Verlangen nach Wiedereinführung der rechtlich nie ganz aufgehobenen, sondern nur ruhenden Konstitution faßte lediglich die Summe aller Wünsche nach freierer Bewegung und Entfaltung zusammen. Über die Schwierigkeiten und das Bedenkliche des Verfassungslebens in einem Staate mit so buntscheckiger Bevölkerung und so verschiedenen geographischen Verhältnissen werden die Führer sich selbst keiner Täuschung hingegeben haben.

Nun ist es am Platze, einen Blick auf die Erbschaft zu werfen, die das siegreiche neue Regime des Jungtürkentums von dem alten übernommen hat, um die Aussichten für die Zukunft einigermaßen bestimmen zu können. Ich beschränke mich dabei selbstverständlich auf das Heer.

Die organisatorische Grundlage für dasselbe ist, rein theoretisch genommen, eine



einfache und gute. Das Reichsgebiet ist bekanntlich in sieben Heeres- und zwei unabhängige Divisionsbezirke eingeteilt. Das türkische Wort „Ordu", bei uns meist fälschlich mit „Armeekorps" übersetzt, heißt tatsächlich „Armee".*) Die Hauptquartiere sind für I Konstantinopel, II Adrianopel, III Saloniki, IV Ersindjan, V Damaskus, VI Bagdad und VII San'a. Die beiden selbständigen Divisionen sind Tripolis und Hedjaz (Mekka). Jedes Heer bestand ursprünglich aus zwei aktiven Infanterie-, einer Kavallerie- und einer Artillerie-Division nebst Genietruppen, Train usw. Die Notwendigkeit von Truppenvermehrungen hat indessen zur Aufstellung neuer Infanterie-Divisionen geführt, so daß gegenwärtig das IV. Armeekorps deren drei, das II. und III. je vier enthält. In dem Bereiche des III. Armeekorps ist außerdem noch eine Division des V. abkommandiert, in Syrien nur eine zurückgeblieben.

Neben diesen Linien-Divisionen bestehen in den ersten sechs Heeresbezirken je vier Redif-(Landwehr-)Divisionen, für welche schwache Cadres vorhanden sind und noch je zwei Mustahfiz- (Landsturm-) Divisionen ohne solche. In neuerer Zeit ist dann noch aus allen anfänglich vom Dienst zurückgestellten Mannschaften, den bevorzugten Kategorien der Wehrpflichtigen zeitweise Unabkömmlichen usw. eine große Zahl von Redif-Divisionen für den Kriegsfall aufgestellt worden, die eine levée en masse darstellen. Im ganzen rechnet man auf dem Papier 64½ Divisionen heraus, von denen jedoch nur etwas über die Hälfte für einen großen Krieg an der europäischen oder kaukasischen Grenze verfügbar ist, da, wie ich schon dargelegt habe, aus weiten Gebietsteilen des Reiches die dort stehenden Truppen nicht fortgenommen und zu den Feldarmeen herangeführt werden können.

Die Division wird voraussichtlich im Kriege die höchste Truppeneinheit bilden. Sie besteht bei regelmäßiger Zusammensetzung aus 16 Infanterie-, einem Jäger-Bataillon, zugeteilter Kavallerie und einem Artillerie-Regiment bzw. einer Abteilung und den Hilfswaffen.

Dies ist natürlich nur eine Darstellung des bestehenden Armeerahmens in ganz großen Zügen. Mancherlei Abweichungen in den Stärken und der Zusammensetzung sind vorhanden. Hilfstruppen, wie die National-Kavallerie in Kurdistan, die albanischen Freiwilligen-Bataillone usw., kommen in Betracht.

Jedenfalls sind die organisatorisch vorgesehenen Truppenkörper so zahlreich, daß die gesamte kriegstüchtige Volkskraft darin aufgenommen werden kann. Es gilt nur, sie alle in einen guten schlagfertigen Zustand zu bringen und die darin bestehenden Ungleichheiten zu beseitigen. Zu diesem brauchbaren Gerüst für den Heeresaufbau tritt nun ein Offizierkorps, das zum größten Teil aus sehr tüchtigen Elementen besteht. Der junge türkische Offizier hat in seinem Berufsleben keinerlei ablenkende gesellige Verpflichtungen. Bisher schlummerten sogar Sport, Jagd und

*) Das Armeekorps heißt: Kol-Ordu.

ritterliche Übungen. Alle Tätigkeit des aus den Schulen hervorgegangenen Teiles war bisher im wesentlichen auf die theoretische Ausbildung gerichtet. Diese ist daher eine verhältnismäßig bedeutende. Es wurde viel und fleißig gelesen, freilich meist ohne geregelte Auswahl. Einem jeden blieb überlassen, sich selbst die Richtung seines Studiums zu suchen. Da nun der Regulator der Praxis bei Übungen und Manövern fehlte, so mangelt auch die Homogenität in den Anschauungen über den Krieg. Im allgemeinen kann man freilich sagen, daß die deutschen gegenwärtig vorherrschend sind. Bei dem guten Willen, der erstaunlichen Lernfähigkeit, schneller Auffassung und natürlicher Beanlagung für alles Soldatische, Eigenschaften, die den türkischen Offizieren meist eigen sind, wird der Mangel der Einheitlichkeit zu heben sein. Jedenfalls ist das beste Material für ein leistungsfähiges Offizierkorps vorhanden. In absehbarer Zeit werden die weniger brauchbaren Elemente, die aus dem Mannschaftsstande hervorgegangen sind, entweder verschwinden oder ganz in die unteren Grade zurücktreten.

Die kurze Schilderung der Belagerung von San'a wird gezeigt haben, daß das türkische Soldatenmaterial auch heute noch auf gleicher Höhe wie das des Offizierkorps steht.

Die Arbeit, aus dem guten Grundstoff ein tüchtiges, allen Anforderungen gewachsenes Heer zu schaffen, wird in zwei Gruppen zu teilen sein.

Zunächst ist an die Wiederherstellung des jetzt bestehenden zu denken. In der Bewaffnung, der Ausrüstung des Kriegsmaterials ist vieles zu ergänzen oder zu ersetzen. Der Truppe muß eine regelmäßige Ausbildung, den Führern endlich die Gelegenheit gegeben werden, durch Übungen und Manöver die nötige Erfahrung und Gewohnheit in der Handhabung der Truppe für Kampf und Krieg zu gewinnen. Die Übungen im Scharfschießen sind nachzuholen. In allen diesen Dingen herrscht gegenwärtig schon die regeste Tätigkeit, und bei der großen Findigkeit und Anpassungsfähigkeit, die von jeher den türkischen Soldaten ausgezeichnet hat, wird darin binnen kurzem das Notwendige geschehen sein. Ein böses Hemmnis bildet freilich die gegenwärtige Finanzkalamität, aber bei der freieren Entwicklung, die dem von Natur reichen Lande jetzt gegönnt werden wird, ist auch darin auf Abhilfe zu hoffen. —

Sodann muß die gründlichere reorganisatorische Tätigkeit folgen, die freilich nicht in einem Jahre abgetan sein wird, sondern einen längeren Zeitraum braucht und nur Hand in Hand gehen kann mit der politischen und sozialen Umwandlung des Staates und seiner allmählichen Erstarkung. Ein vollständiges Programm dafür aufzustellen, würde weit über den Zweck dieser Abhandlung, der in einer allgemeinen und übersichtlichen Aufklärung bestehen soll, hinausgehen. Nur einige der wichtigsten Gegenstände werden daher hier in kurzen Strichen skizziert.

Die wichtigste, freilich auch die schwierigste Maßregel ist die Heranziehung der nichtmohammedanischen Bevölkerung zum Kriegsdienste. Soll die islamitische wie

bisher die kriegerische Last für das ganze Reich, das politischen Verwicklungen immer leicht ausgesetzt sein wird, allein tragen, so wird sie in absehbarer Zeit derartig zusammenschmelzen, daß sie das natürliche Übergewicht verliert und aufhört, die herrschende Rasse zu bilden. Alle weiteren Reformen würden also für die jetzigen Herren des Landes wertlos oder doch nur von vorübergehendem Nutzen sein, wenn in diesem Punkte nichts geändert wird. Es ist ein Gebot der Selbsterhaltung für das ottomanische Reich in seiner gegenwärtigen Gestalt, nach und nach die Gesamtbevölkerung zum Militärdienste zu verwenden. Bei der eigentümlichen Stellung der Mohammedaner, die auch heute noch viel vom alten Erobererstolze in sich haben und sich unbedingt als die herrschende Klasse im Staate betrachten, sind selbstredend bei Einreihung von Bulgaren, Griechen, Armeniern usw. in das Heer Konflikte und Mißhelligkeiten ernster Art möglich. Die Aufgabe scheint aber keineswegs so unlösbar zu sein, wie man in Europa vielfach annimmt. Als in älteren Zeiten zumal bei Mobilmachungen, die Stellvertretung, wenn auch nicht gesetzlich erlaubt, so doch stillschweigend zugelassen war, fanden sich in den Redif-Bataillonen christliche Soldaten in nicht geringer Anzahl. Noch bei der Mobilmachung 1885/86 wurde ein Bataillon ermittelt, in dem nicht weniger als 320 Nichtmohammedaner vorhanden waren. Der türkische Grundbesitzer, der zur Fahne einberufen wurde, schickte statt seiner einen griechischen, bulgarischen oder armenischen Knecht, der nach dem bestehenden Brauch meist auch für die Zeit des Waffendienstes seinen Namen führte, so daß z. B. ein Agop oder Artin als Ismael oder Mehmed in Reih und Glied stand. Erst in neuerer Zeit nach dem schärferen und folgerichtiger durchgearbeiteten Wehrgesetz von 1886 hat dieser Zustand aufgehört. Von Unzuträglichkeiten ist aber zuvor nichts bekannt geworden. Es ist also möglich, die verschiedenen Volkselemente nebeneinander in der Truppe dienen zu lassen. Das Übergangsstadium wird freilich noch eine Reihe von besonderen Maßregeln nötig machen. Ehe nicht in der Truppe eine größere Zahl von nichtmohammedanischen Offizieren und Unteroffizieren vorhanden ist, wird die gleichmäßige und massenhafte Einreihung christlicher Rekruten gewiß noch Klagen über Benachteiligung, schlechte Behandlung usw. hervorrufen. Es wird vielleicht genügen, der christlichen Bevölkerung zunächst nur eine notdürftige militärische Ausbildung zu geben, wie wir sie ehemals bei dem alten Krümpersystem und in neuerer Zeit bei der Ersatzreserve anwendeten, um sie im Kriegsfalle zur Füllung von Lücken, zum Ausgleich von Verlusten brauchen zu können. Selbst der Loskauf durch eine angemessene Summe kann christlichen Wehrpflichtigen zuerst noch gestattet werden, bis das Vertrauen in den neuen Zustand derart erstarkt und die innere Verschmelzung der verschiedenen Nationalitäten so weit fortgeschritten ist, daß alle sich als gleichberechtigte Angehörige desselben Reiches betrachten. Nationale Eigentümlichkeiten werden auch in der Zukunft immer zu berücksichtigen sein. Bei einem Kriege gegen Bulgarien oder Serbien wird man nicht bulgarische und serbische Reservisten, bei einem Kriege gegen

Griechenland keine griechischen einberufen dürfen. Indessen ist immer die Gelegenheit vorhanden, sie an den Grenzen zu verwenden, an denen sie keine Gefahr laufen, gegen ihre eigenen Volksgenossen kämpfen zu müssen. Die Vielgestaltigkeit des türkischen Reiches läßt dieses ohne weiteres zu. Ruhe und Vorsicht werden auch hier im Verfahren der Militärverwaltung vonnöten sein.

Mit der Ausdehnung der Wehrpflicht auf die Nichtmohammedaner fällt selbstverständlich auch jeder Grund für die vielfachen Ausnahmen vom aktiven Dienste fort, die heute noch für die mohammedanischen Wehrpflichtigen bestehen. Die Hauptstadt, die heiligen Städte, die Bediensteten auf den Staats- oder Krongütern, Studierende usw. müssen wie alle anderen Landesangehörigen zum Dienste bei der Fahne herangezogen werden. Die noch unbotmäßigen Bevölkerungssplitter im Innern, für welche der Militärdienst zwar gesetzlich besteht, aber praktisch noch nicht durchgeführt ist, sind zwangsweise heranzuziehen, wenn es nicht anders möglich sein sollte.

Auf diese Art wird zunächst eine gleichmäßigere Verteilung der militärischen Last und der im Kriege erforderten Opfer auf die Gesamtbevölkerung erzielt werden. Die ansehnliche Erhöhung des jährlichen Rekrutenkontingents erlaubt ferner die Herabsetzung der Dauer des Dienstes bei der Fahne. In erster Linie ist diese bis auf das gesetzliche Maß von drei Jahren zurückzuführen. Später wird vielleicht die Verminderung auf zwei Jahre möglich sein, was für die materielle Erstarkung des Landes von äußerster Wichtigkeit ist. Das Volk wird nach den schweren Lasten, die es bisher getragen, aufatmen und um so früher dem neuen Zustande treu und anhänglich werden.

Als vorbereitende Maßregel muß die Zulassung nichtmohammedanischer Eleven zu den Militärschulen sogleich gestattet werden, um einen Ersatz für den christlichen Bruchteil des künftigen Offizierkorps zu schaffen. Bei der Truppe werden jetzt schon nichtmohammedanische Freiwillige angenommen.

Ein vollkommen neues Wehrgesetz, dessen Ausarbeitung und Durchberatung im Parlament, zumal bei dessen anfänglicher Überlastung, sehr viel Zeit in Anspruch nehmen würde, kann vielleicht erübrigt werden. Es mag genügen, das bestehende Wehrgesetz mit den bezüglichen Abänderungen und Zusätzen auf die Gesamtbevölkerung auszudehnen. Den Zeitungen zufolge haben unlängst vom Kriegsministerium auch Ermittlungen über die dem christlichen Bevölkerungsbruchteil aus religiösen Gründen oder Familienrücksichten, ähnlich, wie es jetzt für die Mohammedaner vorgesehen ist, zu gewährenden Dienstbefreiungen stattgefunden. Das läßt darauf schließen, daß der hier angedeutete Weg betreten werden soll.

Nicht zu leugnen ist, daß die Armee mit Zulassung des christlichen Bevölkerungselements einen wesentlichen veränderten Charakter gewinnen wird. Manche der vorteilhaften Eigenschaften des jetzigen türkischen Heeres, die auf der religiösen Einheit und dem die Gesamtheit erfüllenden Herrschergefühl beruht, wird schwinden. Dafür

kann ein lebendigeres Gefühl der gemeinsamen Staatsangehörigkeit zum Teil Ersatz schaffen. Physisch sind auch die nichtmohammedanischen Rassen des Orients gut für den Soldatendienst ausgestattet. Eine einfache, zum Teil sehr harte Lebensweise, an die sie von Jugend auf gewöhnt sind, große Genügsamkeit, Ausdauer und Willigkeit zeichnen die meisten von ihnen aus. Es ist nicht gesagt, daß die Armee künftighin durch die Erweiterung des Dienstes minderwertig werden müsse; jedenfalls wird dies nicht in dem Maße der Fall sein, als die materielle Verstärkung wächst.

Mit der Reinigung des Offizierkorps von ungeeigneten oder unbrauchbaren Mitgliedern ist schon jetzt höchst energisch vorgegangen worden, eine weitere Regeneration bleibt aber immer noch erforderlich. Die jüngeren Jahrgänge können in der Allgemeinheit als recht tüchtig angesehen werden, in den älteren befinden sich noch zahlreiche Offiziere, die entweder geistig oder körperlich nicht mehr imstande sind, der neuen Zeit zu genügen. Manche sind überhaupt invalide; man hat sie nur aus Humanität in ihren Stellungen belassen. Alle diese müssen nach und nach ausgeschieden werden. Die ältesten und gebrechlichsten sind zu pensionieren, andere in den Depots, in der Verwaltung usw. unterzubringen. Endlich kann man eine bedeutende Zahl, — namentlich Offiziere, die aus dem Mannschaftsstande hervorgegangen sind — noch in ihren gegenwärtigen niederen Stellungen belassen, damit sie nicht brotlos werden, sie aber von der Beförderung ausschließen und allmählich verabschieden, je nachdem sie ein anderes Unterkommen finden. Künftig aber wird vor allem an dem Grundsatz festzuhalten sein, daß sämtliche aktiven Offiziere auch wirklich felddienstfähig sind, und daß der ganze Ersatz für das Korps aus den Militärschulen hervorgeht.

Die bis dahin sehr willkürlich gehandhabte Beförderung in die höheren Grade, wobei die Protektion das große Wort führte, ist natürlich fortan streng und gerecht zu regeln. Das Aufrücken nach dem Dienstalter unter besonderer Bevorzugung der militärisch befähigtesten Elemente hat sich immer noch als das beste System erwiesen.

Das Militärbildungswesen genügt schon in seiner gegenwärtigen Verfassung; nur wird der praktischen Ausbildung der Militärschüler für ihre künftige Bestimmung weit mehr Raum als bisher zu gewähren sein. Die Hinzufügung einer Militärakademie für Offiziere bis zum Stabsoffizierrange hinauf erscheint zur Fortbildung des Offizierkorps zweckmäßig. Sie soll die höheren Truppenführer heranziehen und gleichzeitig die erweiterte technische Vorbereitung für Artillerie und Genie fördern. An dieser Akademie, die natürlich ihren Platz am besten in Konstantinopel und in Anlehnung an den Generalstab fände, werden in der ersten Zeit ausländische Kräfte von Ruf vorteilhaft wirken.

Daneben werden jüngere Offiziere, welche aus den Militärschulen hervorgegangen sind, wie früher, zur Vervollständigung ihrer Berufsbildung nach Deutschland zu entsenden sein, um den ganzen Umwandlungsprozeß in der kriegsmäßigen Schulung der neuen Armee zu beschleunigen. Wenn diese Offiziere bei ihrem Ab-

gang aus der Heimat der deutschen Sprache schon hinreichend mächtig sind, was sie durch eine Prüfung beweisen müssen, und wenn sie in Konstantinopel in die Kenntnis der deutschen Dienstvorschriften schon hinreichend eingeweiht sind, wird ein Aufenthalt von zwei Jahren bei unseren Truppen vollkommen genügen. Auf diese Weise könnte eine größere Zahl als ehedem an dem Fortbildungskursus teilnehmen. Höhere Offiziere sind so viel als möglich zu fremden Manövern zu entsenden, damit sie die Forderungen aus eigener Anschauung kennen lernen, welche an die modernen Armeen gestellt werden.

Hand in Hand damit wird die praktische Ausbildung der höheren Führer in Angriff zu nehmen sein, denen die Gelegenheit hierzu bisher gar nicht oder nur ganz unzureichend gewährt worden ist. Das wird im allgemeinen nach deutschem Muster erfolgen können. Besonders dafür begabte Generale sind der Reihe nach in die verschiedenen Armeebezirke zu entsenden, um mit dem Generalstabe und den höheren Offizieren der Truppe zunächst Operationsstudien nach Art unseres Kriegsspieles zu betreiben. Dann folgen die Übungen im Gelände, ähnlich wie unsere Generalstabsreisen ohne Truppen, um das Technische der Führung so weit zu fördern, daß der Truppe später durch elementare Fehler keine unnötigen Strapazen auferlegt werden. Es wird dann eine Stufe einzuschieben sein, von der wir bis auf Ausnahmefälle absehen, nämlich die Abhaltung von größeren Gefechtsübungen und Manövern mit Flaggentruppen. Hierbei kann am ehesten die mangelnde Praxis der Erfahrung aus den niederen Befehlshaberstellen nachgeholt werden. Endlich ist zur Friedenswirklichkeit, d. h. zu größeren Truppenübungen mit vollen Cadres, fortzuschreiten. In den späteren Jahren ist dieser Ausbildungsgang in allen Ordus regelmäßig weiter zu betreiben, ohne daß hierzu besonders ausgewählte Leiter von der Zentralstelle gesendet werden. Die höheren örtlichen Kommandobehörden haben fernerhin diese zu gestellen, weil ihnen auch die Verantwortung für die tüchtige Vorbereitung der Unterführung zufällt.

Eine sehr wichtige Arbeit wird die Herstellung einer regelmäßigen Friedenseinteilung und die Zusammenlegung der zueinander gehörigen Truppenverbände sein, deren Einheiten bisher vielfach bunt durcheinander gewürfelt wurden. Nur wenn Regimenter, Brigaden, Divisionen in ihren Bezirken einigermaßen vereint sind, ist die regelrechte Aufsicht durch ihre Kommandeure und höheren Vorgesetzten, sowie deren nachhaltige Einwirkung durchführbar. Dann erst kann man ihnen auch die Verantwortung für den Zustand ihrer Truppen beimessen.

Modelltruppen für die verschiedenen Waffen und zwar nicht etwa bloß in der Hauptstadt, sondern auch in den Provinzen, am besten in jeder Division, die durch ihren Dienstbetrieb ein Beispiel für die anderen Truppenteile geben, werden für die nächste Zeitperiode recht zweckmäßig sein. Sie sind mit den besten der im Auslande oder an den Militärschulen vorgebildeten Offiziere zu besetzen. Der Reihe nach sind

alle jüngeren Offiziere der Division wenigstens bis zu den Stabsoffizieren hinauf zu ihnen heranzuziehen, damit einige Gleichmäßigkeit in der Vorbereitung für den kriegerischen Dienst möglichst schnell in der ganzen Armee erzielt werde.

Gestützt auf das Vorbild dieser Modelltruppen, mit deren Aufstellung schon der Anfang gemacht wurde, ist im Laufe der nächsten Jahre mit dem regelmäßigen, vom Winter bis zum folgenden Herbst systematisch fortschreitenden Ausbildungskursus zu beginnen, der mit großen Herbstmanövern wie bei uns abgeschlossen wird. Prüfungen der Truppe am Ende der verschiedenen Jahreszeiten, die den Abschluß für bestimmte Stufen bezeichnen, werden, ähnlich wie es durch unsere Besichtigungen stattfindet, so weit einzufügen sein, als es die örtlichen Umstände, die großen Entfernungen, die Schwierigkeit der Reisen usw. gestatten.

Bei der Ausdehnung des Reiches, das sich von einer Stelle schwer übersehen läßt und in dem die Bedingungen für die Truppenausbildung sehr verschiedenartige sind, können Armee-Inspektionen mit hinreichender Vollmacht zum Eingreifen in die Truppenerziehung gute Dienste leisten. Eine für Rumelien, eine für Anatolien, eine für die arabischen Provinzen und Tripolis würden ausreichen. Wichtig ist, daß solche Armee-Inspektionen, die auch früher schon dem Namen nach bestanden, nur aus einem Marschall, einem Generalstabsoffizier und einem Adjutanten, sowie den nötigen Hilfskräften zusammengesetzt werden. Sonst wachsen sie wieder zu Kommissionen alter Art heran, in denen zahlreiche Meinungen und Vorschläge laut werden, welche einander paralysieren.

Als Generalinspektion für die ganze Armee könnte der neuerdings geschaffene „oberste Kriegsrat" ohne weiteres eintreten. Ihr wird es zufallen, die Dienstvorschriften, die amtlichen taktischen Lehrschriften und dergleichen, das Mobilmachungsreglement usw. zu modernisieren. Da die Neubearbeitung, die zum Teil jedenfalls notwendig sein wird, viel Zeit erfordert und mit der praktischen Tätigkeit darauf nicht gewartet werden kann, so erscheint es zweckmäßig, wenn das Kriegsministerium auf Vorschlag der Generalinspektion zunächst eine Reihe vorläufiger Bestimmungen erläßt, deren Wert praktisch zu erproben ist, ehe man sie endgültig reglementarisch einführt. Auf diese Weise kann die zeitgemäße Umgestaltung der gesamten Vorbereitungen der Armee für den Krieg sehr wesentlich beschleunigt werden.

Hand in Hand mit diesen organisatorischen Maßnahmen muß natürlich die verbesserte materielle Ausstattung der Armee in Bewaffnung, Ausrüstung, Kriegsgerät, Pferden und Tragtieren weiter fortschreiten, soweit es die verfügbar werdenden Geldmittel irgend gestatten. Es sind auch noch die großen Schießplätze der Artillerie und Infanterie, mit modernen Einrichtungen versehen, zu schaffen, vielleicht Truppenübungslager zu organisieren, jedenfalls die Munitionsversorgung der Truppen für ihre Schießübungen reichlicher zu gestalten.

Auch das System der Landesbefestigung ist einer gründlichen Revision zu unter-

werfen. Es besteht auf türkischem Boden eine große Zahl kleiner fester Plätze, alter Steinforts, Küstenbatterien und ähnlicher Werke, welche immer noch erhalten werden, eine Besatzung haben, große Kosten verursachen und zur Verzettelung der Truppenverbände nötigen, die aber ohne Nutzen für den Krieg sind. Man hat sich stets gescheut, sie aufzugeben, weil von den Verwaltungsbehörden ihre Wichtigkeit für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung oder für die Überwachung von Grenzen und Küsten betont wurde. Überhaupt hat die türkische Armee in ihrer Kriegsbrauchbarkeit viel darunter gelitten, daß sie neben dem eigentlichen militärischen Dienste gewissermaßen Polizeidienste tun mußte. Die hierzu gesetzlich berufene Gendarmerie ist zwar recht zahlreich, aber ihrer ganzen inneren Verfassung nach unzureichend. Auf diesem Gebiete muß gründlicher Wandel geschaffen werden. Alle veralteten Befestigungsanlagen, die heute keinen reellen Wert für den Krieg mehr haben, sind aufzugeben, soweit sie nicht als Kasernen, Waffendepots oder Magazine gebraucht werden können. Die Truppe aber ist vom Polizeidienst vollständig zu entlasten. Dazu gehört zunächst die Organisation einer wirklich tüchtigen, militärisch gut geschulten und gut ausgerüsteten Gendarmerie, für welche die Armee das Offizierkorps stellen muß. Die Natur des Landes und seiner Bevölkerung bringt es mit sich, daß der Dienst des Gendarmerieoffiziers meist sehr viel verantwortungsvoller und vielseitiger sein wird als derjenige des Truppenoffiziers. Er ist häufig genötigt, in verhältnismäßig großen und unruhigen Bezirken eine kräftige Autorität auszuüben, die vor energischen Mitteln nicht zurückschreckt. Daher gewährt der Dienst in der Gendarmerie dem Offizier in der Türkei ganz andere Gelegenheit, sich für höhere Befehlshaberstellen vorzubereiten als bei uns zu Lande. Umsomehr wird es gut sein, die Gendarmerie im engsten Anschluß an die Armee zu halten und sie in bezug auf ihre Ausbildung und Disziplin dem Kriegsminister zu unterstellen. Gerade bei ihr ist eine vorzügliche Verfassung notwendig. Befindet sie sich in gutem Zustande, so kann die Armee völlig ihrem eigenen Berufe zurückgegeben und auch in ihren taktischen Verbänden überall vereinigt werden.

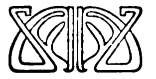
Ohne Zweifel werden noch viele andere und einschneidende Maßnahmen zur Hebung der ottomanischen Waffenmacht notwendig sein. Eine ganze Anzahl davon ist bereits mit gutem Erfolge in Angriff genommen, andere harren der Ausführung. An dieser Stelle sollte auch nur in übersichtlicher Art ein Weg vorgezeichnet werden, auf dem man vorwärts gehen kann.

Keine allgemeine und große Reformarbeit einer Armee aber wird dauernd zum guten Ziele führen, wenn nicht ein erhebender und einheitlicher Gedanke die ganze Arbeit durchdringt und jeden einzelnen antreibt. Dieser Gedanke muß im türkischen Heere sein: die endgültige Beendigung der Periode von Gebietsverlusten und politischen Demütigungen, die das Reich in der Vergangenheit durchgemacht hat und die Zurückweisung jeder neuen Unbill, die ihm zugemutet wird.

Es stehen jetzt an der Spitze der Kriegsverwaltung und der großen Heereseinheiten junge Männer, die ihr fünfzigstes Lebensjahr noch nicht erreicht oder nur wenig überschritten haben. Sie sind nach dem allgemeinen Vertrauen, das sie genossen, vorzüglich gewählt und für hohe Stellungen auch durchaus geeignet, wenngleich man zwischen einzelnen von ihnen einen Wechsel des Wirkungskreises für angemessen halten könnte. Der glühende Wunsch, den alten Ruhm des Osmanenreiches wieder aufzurichten und es an Waffentüchtigkeit den großen europäischen Militärmächten gleichzutun, beseelt sie durchweg. Sie werden getragen von einer gleichen Stimmung der ganzen jungen Generation im Lande. Die öffentliche Meinung steht ihnen fördernd zur Seite. So groß also auch die noch zu überwindenden Hindernisse sein mögen, so ist doch nicht abzusehen, warum das begonnene Werk nicht gelingen sollte. Viel wird ja natürlich von der weiteren innerpolitischen Entwicklung der Türkei abhängen. Die Regeneration des Heerwesens kann nur glücken, wenn die jungtürkische Bewegung sich weiterhin folgerichtig ausbildet und maßgebend bleibt. Ein Rückfall in das alte Regierungssystem würde mit der Zeit alles wieder vernichten und wäre schon darum ein unermeßliches Unglück für das Land. Vorerst aber ist auch keinerlei Aussicht dazu vorhanden. Die äußeren Verwicklungen, die in der letzten Zeit eingetreten sind, und die wahrlich ernst genug waren, wurden von den jungtürkischen Führern mit unleugbarem Geschick und großer Selbstbeherrschung behandelt. Es ist daher bis jetzt auch möglich gewesen, gewaltsame Störungen im inneren Ausbau des Reiches zu verhüten, und man darf hoffen, daß das auch weiter geschehen wird.

Dann aber ist in der Zukunft mit einem wesentlich erstarkten Osmanenreiche zu rechnen, das, auf der Schwelle Europas und Asiens stehend, ein wichtiges Bindeglied zwischen beiden Welten bilden wird und eine große politische Rolle spielen kann.

Frhr. v. der Goltz,
Generaloberst und Generalinspekteur
der Sechsten Armee-Inspektion.



Theorie und Praxis bei König Friedrich, Napoleon und Moltke.

Im Jahre 1871, nach ruhmvoll erkämpftem Frieden, schrieb Feldmarschall Graf Moltke:*) „Wenn nun im Kriege, vom Beginn der Operationen an, alles unsicher ist, außer was der Feldherr an Willen und Tatkraft in sich selbst trägt, so können für die Strategie allgemeine Lehrsätze, aus ihnen abgeleitete Regeln und auf diese aufgebaute Systeme unmöglich einen praktischen Wert haben." Scheinbar im Gegensatz hierzu steht eine Äußerung, die Napoleon getan haben soll. Marschall St. Cyr berichtet in seinen Denkwürdigkeiten, der Kaiser habe am 8. September 1813 in Dohna geäußert: „wenn er eines Tages die Zeit dazu hätte, würde er ein Buch schreiben, in dem er die grundlegenden Sätze der Kriegskunst so erschöpfend behandeln würde, daß sie für jeden Offizier verständlich seien, und daß man daraus den Krieg, wie jede andere Wissenschaft, erlernen könne."

Es ist indessen wohl zu beachten, unter welchen Umständen und in welchem Zusammenhange diese Worte gefallen sind. Napoleon hatte soeben die Unglücksbotschaft von der völligen Niederlage seiner Berliner Armee bei Dennewitz erhalten. Er nahm diese Nachricht, wie St. Cyr berichtet, mit der größten Gelassenheit hin, wiewohl seine Machtstellung durch den Verlust der Schlacht erschütternd getroffen wurde, denn sie bildete den Wendepunkt des Krieges. Dem Kaiser entrang sich kein Ausdruck des Unmuts oder des Tadels über den unglücklichen Marschall Ney oder dessen Unterführer. Er schob den Verlust der Schlacht einzig auf die großen Schwierigkeiten der Kriegskunst, die bei weitem nicht hinreichend erkannt würden. Diese Äußerung Napoleons ist sonach mehr ein Ausdruck des Bedauerns, daß er über keine entsprechend geschulten Generale verfügte, als ein Beweis dafür, daß er wirklich geglaubt hat, man könne den Krieg aus einem Buche erlernen. Auch wenn ein Napoleon der Verfasser wäre, könnten die in einem solchen Buche „abgeleiteten Regeln unmöglich einen praktischen Wert haben".

*) Taktisch-strategische Aufsätze Seite 292. „Über Strategie".

Gleichwohl ist der Versuch gemacht worden, in Napoleons Handeln die Anwendung bestimmter, stets wiederkehrender Grundsätze zu suchen und auf ihnen ein ganzes System der Kriegskunst aufzubauen. Zuerst und am eingehendsten hat Jomini diesen Versuch unternommen. Napoleon hat sich auf St. Helena, Gourgaud*) zufolge, darauf beschränkt, Jominis Werken manches Gute nachzurühmen und sie als bemerkenswerte Erscheinungen hinzustellen, zugleich aber betont, daß er auf dem Höhepunkt seines Feldherrnruhmes von ihnen keine Kenntnis gehabt habe.

So verfehlt der Versuch ist, ein vollständiges System aus Napoleons Feldherrntätigkeit abzuleiten, so ist er doch bis auf die neueste Zeit in Frankreich immer wiederholt worden. Oberstleutnant Camon**) glaubt in dem Verfahren Napoleons zwei Grundprinzipien zu erkennen, auf die sich alle seine Entwürfe zurückführen lassen: Die Operation gegen die Verbindungen des Gegners und die Operation gegen die feindliche Mitte. Da diese indessen nur den Zweck hat, den Feind zu teilen, um alsdann gegen Flanke und Rücken der getrennten feindlichen Gruppen zu operieren, so sei das erstgenannte Verfahren als das eigentlich napoleonische zu bezeichnen. Es wäre in der Tat sehr bequem, wenn sich die unendliche Vielseitigkeit, die sich im Handeln des Schöpfers des modernen großen Krieges kundtut, in dieser Weise gewissermaßen in eine Formel einzwängen ließe, aber selbst wenn sich eine solche fände, wäre damit noch nichts gewonnen. Auch Colin leitet seine lichtvolle Darstellung des militärischen Werdeganges Napoleons***) mit den Worten ein: „Unter den Generalen der Neuzeit hat keiner eine so ausgesprochene und vollständige Methode besessen wie Napoleon", keiner, meint er, habe so wie er stets betont, „daß jedem operativen Entschlusse ein System zugrunde liegen müsse, weil der bloße Zufall nichts gelingen ließe". Colin sagt, „daß die Genialität der scheinbar plötzlichen Eingebungen Napoleons das Ergebnis einer unabänderlichen Theorie sei, die er sich gebildet habe", das Handeln des Kaisers im Kriege sei „allgemein gültigen Gesetzen, die auf logischem Wege von unbestreitbaren Grundsätzen abgeleitet seien, unterworfen gewesen. Er würde sich unbedingt gegen jene verkehrte Auffassung ausgesprochen haben, die im Kriege immer nur besonders zu behandelnde Einzelfälle finden will." Colin schließt mit den Worten: „Napoleon hatte jene höchste Weisheit und jene höchste Festigkeit, den Regeln, die er sich gesetzt hatte, treu zu bleiben, was auch kommen möge. Die Geschichte seines Genies ist die Geschichte seiner Doktrin, und die Erschließung seines Genies drückt sich aus in der Entwicklung dieser Doktrin."

Dem Wesen des großen Schlachtenkaisers entsprechen diese Worte schwerlich. Nach dem Kriege 1870/71 erkannte man in Frankreich, daß in theoretischen Gebilden

---

*) Sainte Hélène; Journal inédit de 1815 à 1818. II. Seite 72 u. 461.

**) La guerre napoléonienne. Les systèmes d'opérations. Théorie et technique. Paris 1907.

***) L'éducation de Napoléon. Paris 1901.

das Geheimnis der Napoleonischen Erfolge nicht zu suchen sei. Insbesondere General Bonnal betonte, daß die abstrakt-mathematischen Lehren Jominis auf die Fortbildung des französischen Offizierkorps keineswegs günstig gewirkt hatten. Er sagt:*) „Dem Studium des Krieges muß die Erfahrung derjenigen zugrunde liegen, die uns in der soldatischen Laufbahn vorangegangen sind, und jedes System der Kriegskunst, das durch Ableitung von allgemeinen Grundsätzen der Art gewonnen ist, wie sie, als Axiom hingestellt, bei Jomini erscheinen, ist als irreführend und gefährlich unbedingt zu verwerfen." Nachdrücklich betont der General, daß wir Deutschen es Clausewitz zu danken hätten, wenn wir vor ähnlicher Systemsucht bewahrt geblieben wären und uns die echten Grundsätze Napoleonischer Heerführung zu eigen gemacht hätten.

„Wehe dem Krieger — sagt Clausewitz**) —, der zwischen diesem Betteltum von Regeln herumkriechen sollte, die für das Genie zu schlecht sind, über die es sich vornehm hinwegsetzen, über die es sich auch allenfalls lustig machen kann! Was das Genie tut, muß gerade die schönste Regel sein, und die Theorie kann nichts Besseres tun, als zu zeigen, wie und warum es so ist. Wehe der Theorie, die sich mit dem Geiste in Opposition setzt! Sie kann diesen Widerspruch durch keine Demut gut machen, und je demütiger sie ist, umsomehr wird Spott und Verachtung sie aus dem wirklichen Leben verdrängen."

Wenn aber, „was das Genie tut, die schönste Regel ist", so werden wir über das Verhältnis von Theorie und Praxis im soldatischen Beruf am besten Klarheit gewinnen, wenn wir uns an die großen Vorbilder halten, die in der Neuzeit die Etappen der Kriegskunst bezeichnen. Sagt doch König Friedrich:***) „Es seynd nur allein die großen Exempel und die großen Muster, welche die Menschen ziehen und formieren." Solche großen Muster können niemals gelehrte Theoretiker sein, durchweg aber war bei allen wahrhaft großen Feldherren das praktische Handeln auf ein umfangreiches Wissen gegründet. Versteht man unter Theorie solches Wissen, so schwindet von selbst der Gegensatz, den der einfache soldatische Verstand gewohnheitsmäßig zwischen Theorie und Praxis macht. Seine Abneigung gegen die Theorie ist nur dort berechtigt, wo es sich um eine unfruchtbare Generalstabsgelehrsamkeit handelt, wie sie vor einem Jahrhundert den Armeen, die Napoleon unterlagen, zum Verderben gereichte und wie sie Clausewitz treffend mit den Worten kennzeichnet:†) „Wer sich in einem Element bewegen will, wie es der Krieg ist, darf durchaus aus den Büchern nichts mitbringen, als die Erziehung seines Geistes; bringt er fertige Ideen mit, die ihm nicht der Stoß des Augenblicks eingegeben, die er nicht aus seinem eigenen Fleisch

*) De la méthode dans les hautes études militaires en Allemagne et en France. Minerva 1902.

**) Vom Kriege. II. Buch. 2. Kap.

***) Generalprinzipien vom Kriege. „Von denen Talents, welche ein General haben muß."

†) Feldzug 1812. Charakteristik des Obersten v. Wolzogen.

und Blut erzeugt hat, so wirft ihm der Strom der Begebenheiten sein Gebäude nieder, ehe es fertig ist. Er wird den anderen, den Naturmenschen, niemals verständlich sein und wird gerade bei den ausgezeichnetsten unter ihnen, die selbst wissen, was sie wollen, das wenigste Vertrauen genießen."

Die „Erziehung des Geistes" durch ernstes Studium freilich bleibt eine Notwendigkeit, nicht nur für den Generalstabsoffizier, sondern für jeden, der eine höhere Stelle im Heere mit Nutzen ausfüllen will. Offiziere mit gelehrter Bildung brauchen wir nicht, wohl aber geschulte Köpfe. Napoleon hat den Mangel an solchen lebhaft empfunden und noch auf St. Helena den österreichischen Generalstab über seinen eigenen gestellt.*) Sofern sich die Theorie nicht „mit dem Geiste in Opposition setzt",**) kann sie nur nützlich wirken. „Denn das einer hochgestellten kriegerischen Tätigkeit nötige Wissen zeichnet sich dadurch aus, daß es in der Betrachtung, also im Studium und Nachdenken, nur durch ein eigentümliches Talent erworben werden kann, das, wie die Biene den Honig aus der Blume, als ein geistiger Instinkt aus den Erscheinungen des Lebens auch den Geist zu ziehen versteht, und daß es neben Betrachtung und Studium auch durch das Leben zu erwerben ist."***)

Nur scheinbar steht hiermit im Widerspruch, daß Napoleon in bezug auf die Dinge des Krieges so häufig den Ausdruck „System" oder „Methode" braucht. Hier spricht zunächst der französische Sprachgebrauch mit, der unter einem systematischen oder methodischen Handeln nichts anderes versteht, als wir unter einem planmäßigen und gründlichen Verfahren. In diesem Sinne braucht Napoleon die Worte „methodisch" und „systematisch" in zahlreichen Schreiben, in denen er seine Unterführer vor unbedachtem Handeln warnt. Für diese Ausdrucksweise mag außerdem seine hohe Begabung für die Mathematik mitgesprochen haben, so daß er leicht dazu kam, Worte, die dieser Wissenschaft entnommen waren, anzuwenden. Tatsächlich ist denn auch der Methodismus von manchen in der Kriegführung vorkommenden Gegenständen nicht zu trennen. „Vorschriften und Methoden bringen die den Krieg vorbereitenden Theorien mit in die Kriegführung, insofern sie den ausgebildeten Streitkräften als tätige Prinzipien eingeimpft werden. Die sämtlichen Formations-, Übungs- und Felddienstreglements sind Vorschriften und Methoden. Außer dieser Unentbehrlichkeit des Methodismus müssen wir auch einen positiven Vorteil desselben anerkennen. Es wird nämlich durch die Übung seiner stets wiederkehrenden Formen Fertigkeit, Präzision und Sicherheit in der Führung der Truppen erreicht, welche die natürliche Friktion vermindert und die Maschine leichter gehen macht." †)

Damit ist der Wert, den die Form als Hilfsmittel in unserem Beruf zu be-

*) Gourgaud II, Seite 416.
**) Clausewitz, Vom Kriege, II. Buch, 2. Kap.
***) Clausewitz, Vom Kriege, II. Buch, 2. Kap.
†) Clausewitz, Vom Kriege, II. Buch, 4. Kap.

anspruchen hat, klar bezeichnet. Eben nur ein Hilfsmittel aber darf sie sein, das der frei schaffende Geist des Führers den wechselnden Lagen des Krieges entsprechend anzupassen hat. Es entsteht auf diese Weise ein gewisser „subjektiver Methodismus", denn „wie vortrefflich auch ein großer Feldherr die Dinge macht, immer ist die Art, wie er sie macht, etwas Subjektives, und hat er eine bestimmte Manier, so ist ein guter Teil seiner Individualität in derselben enthalten, die dann nicht immer mit der Individualität dessen stimmt, der diese Manier nachahmt. Indessen wird es weder möglich, noch recht sein, den subjektiven Methodismus oder die Manier ganz aus der Kriegführung zu verbannen, man muß ihn vielmehr als eine Äußerung desjenigen Einflusses betrachten, der die Gesamtindividualität eines Krieges auf seine einzelnen Erscheinungen hat."*)

Diesem Einfluß haben sich denn auch weder König Friedrich, noch Napoleon, noch Moltke entziehen können, sie alle sind den Bedingungen, welche die Kriegführung ihrer Zeit stellte, unterworfen gewesen. Dieser Kriegführung aber haben sie wiederum nicht zum wenigsten ein individuelles Gepräge gegeben, weil sie die Errungenschaften einer mühsamen vorbereitenden Gedankenarbeit ohne weiteres auf die Praxis des Krieges zu übertragen verstanden. Bei solchen Persönlichkeiten läßt sich, ungeachtet der großen Verschiedenheiten in ihrer geistigen Vorbildung, doch die Wechselwirkung zwischen deren Errungenschaften und dem kriegerischen Handeln deutlich verfolgen. Das Wort „Genie ist Fleiß" hat für sie alle Geltung.

König Friedrich.

Als König Friedrich 1740 in Schlesien einrückte, verfügte er bereits über reiche theoretische Kenntnisse, die er dem Studium früherer Kriegsschriftsteller, insbesondere Feuquières, verdankte. In den zehn Friedensjahren, die dem Siebenjährigen Kriege voraufgingen, hat er sich weiterhin viel mit der militärischen Literatur beschäftigt und an das von früher Überlieferte den Prüfstein der eigenen Erfahrung aus den beiden ersten Schlesischen Kriegen gelegt. Auf diese Weise schuf er mit den verhältnismäßig beschränkten Mitteln seiner Zeit doch durchaus Originales. Er hat als erster den Friedensübungen den Charakter unmittelbarer Vorbereitungen für den Krieg gegeben, indem er seine Armee in groß angelegten Manövern einer Schulung unterwarf, wie sie in solcher Vollkommenheit bisher noch nicht gekannt war. Während seine Generale hierbei die Handhabung der Truppen unter wechselnden Lagen erlernten, war der König gleichzeitig bemüht, ihnen eine sichere theoretische Grundlage zu geben. In die Vorbereitungszeit vor dem Siebenjährigen Kriege fällt seine große Lehrschrift: die „Generalprinzipia vom Kriege, appliciret auf die Tactique und auf die Disciplin derer Preußischen Truppen". Kurz vor Ausbruch des Krieges entstand eine zweite Schrift: „Gedanken und allgemeine Regeln für den Krieg". Mit dieser verfolgte

---

*) Clausewitz, Vom Kriege, II. Buch, 4. Kap.

der König wesentlich den Zweck, die eigenen Anschauungen zu berichtigen und einige wichtige Grundsätze der Kriegführung einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen. Daher erhielt denn auch nur der vertraute General v. Winterfeldt von ihr Kenntnis, der über die Schrift in seinem Antwortschreiben an den König sagt: sie sei „ein Präservativ, um sich glücklich zu erhalten, und eine Universal-Medizin, um alle Verlegenheiten zu kuriren, eine unschätzbare Feldapotheke."

In den Generalprinzipien vom Kriege führt der König theoretisch den Gedanken der Vernichtungsschlacht aus, den er in der Praxis seiner großen Manöver erprobt hatte, wie er sich ihm aus der Erfahrung seiner beiden ersten Kriege und dem Studium älterer Zeiten ergab. Die Parallelschlacht der jüngst voraufgegangenen Epoche konnte immer nur zu einem Verdrängen des Feindes vom Schlachtfelde führen, die Anordnung des Angriffs in schräger Front dagegen machte es möglich, die Masse der eigenen Armee gegen die Flanke des Feindes wirksam werden zu lassen und einen entscheidenden Sieg zu erringen, ja, „den Feind auch mit inegaler Force zu schlagen". Der Grundgedanke, dem diese schräge Schlachtordnung entsprang, kehrt in fast allen Schlachten des Siebenjährigen Krieges wieder, wenn auch die Form, in der der Angriff geführt wurde, vielfach gewechselt hat, und die im Frieden eingeübte eigentlich nur bei Leuthen in ihrer reinen Gestalt zur Geltung gelangt ist. Immer erstrebt der König eine Einwirkung gegen Flanke und Rücken des Gegners.

Wenn er solchergestalt in dem Trachten nach einem vollen Siege nicht nachließ, mußte er freilich bald erkennen, daß er zu weit gegangen war, wenn er von seiner Infanterie verlangte, daß sie den Angriff womöglich ohne Feuer an den Gegner herantragen und sich vorzugsweise auf das Bajonett verlassen sollte. Er erlebte, daß sie in der Schlacht ausgiebigen Gebrauch von der Feuerwaffe machte. Nicht minder aber erkannte er, daß er der Artillerie eine zu geringe Bedeutung beigemessen hatte, und war daher mit Beginn des vierten Kriegsjahres bemüht, sie zu einer wirksamen Angriffswaffe zu gestalten. Zu Ausgang des Feldzuges 1758 bekannte er in einer Denkschrift,*) daß den Feind angreifen, ohne sich die Feuerüberlegenheit gesichert zu haben, so viel sei, als wenn ein Haufe mit Stöcken gegen eine bewaffnete Truppe fechten wolle, und daß man das österreichische System einer zahlreichen Artillerie, so unbequem es auch sei, annehmen müsse, daß man von den Gegnern die geschickte Ausnutzung des Geländes lernen könne. „Die beste Infanterie der Welt kann an gewissen Stellen, wo sie gegen das Terrain, den Feind und die Geschütze zu kämpfen hat, in Unordnung gebracht werden. Die unsrige, sowohl durch Niederlagen als Erfolge entkräftet und entartet, verlangt mit Schonung zu schwierigen Unternehmungen verwendet zu werden. Man muß sich nach ihrem inneren Werte richten." Nach dem Siebenjährigen Kriege verleiht er diesen Ansichten noch verschärften Ausdruck. Im

*) Betrachtungen über die Taktik usw. Taysen, Friedrich der Große. Mil. Schriften, Seite 161 ff.

militärischen Teile des „politischen Testaments vom Jahre 1768" heißt es: „Man muß darauf rechnen, mit den Österreichern nur noch einen Postenkrieg zu führen,"*) und weiterhin: „Wenn ich Krieg zu führen hätte, so würde ich mein Lager nur in einer festen Stellung aufschlagen, um niemals zum Kampfe gezwungen zu sein, wenn ich es nicht für nötig halte."**) In einem Aufsatz vom Jahre 1777***) heißt es: „Ehemals wurden die Siege durch die Tapferkeit und Stärke des Heeres gewonnen, jetzt entscheidet die Artillerie alles, und die Geschicklichkeit eines Generals besteht darin, seine Truppen an den Feind zu bringen, ohne daß sie vor Beginn des eigentlichen Angriffs zerschmettert werden."

So ist der Königliche Feldherr vor, während und nach dem großen Kriege fortgesetzt bemüht, mit der Feder in der Hand sich zur Klarheit über die wichtigsten Fragen der Kriegskunst durchzuringen. Er sagt:†) „Diese Kunst erfordert ein fortwährendes Studium, wenn man sie sich gründlich zu eigen machen will. Ich bin weit entfernt, mir zu schmeicheln, sie erschöpft zu haben; ich bin sogar der Ansicht, daß eines Menschen Leben nicht hinreicht, um das Ende derselben abzusehen, weil ich von Campagne zu Campagne neue Grundsätze durch neue Erfahrungen gewonnen habe, und weil noch eine Menge von Gegenständen besteht, über welche das Schicksal mich keine Erfahrungen sammeln ließ."

Wie auf enger begrenztem taktischen Gebiete, so sind die Ansichten des Königs über die Kriegführung im großen ebenfalls nicht unverrückbar dieselben geblieben. Schon die Anwendung des Flügel- und Flankenangriffs zeigt das Streben, vernichtende Schläge zu führen, und bezeichnet damit die Bedeutung, die der König der Schlachtentscheidung zumaß. Ohnehin bedurfte er bei den Verhältnissen seines Staates und seines Heeres schneller Entscheidungen. „Kurz und vif", sagt er, müßten die Kriege sein, die Preußen zu führen habe. „Friedrichs Strategie hat sich ferngehalten von jener einseitigen, negativen Zuspitzung, von der Verbildung, der blutlosen Atrophie, der das herrschende System der Kriegführung, man darf sagen mit innerer Notwendigkeit ausgesetzt war — das System, in welchem die Schlacht nicht, wie in der modernen Kriegslehre, das ein für allemal Gegebene, von vornherein Gebotene war, sondern in welchem der Feldherr sich zur Schlacht jedesmal besonders entschließen sollte und deshalb nicht so leicht entschloß, so oft nicht entschloß."††)

Auch für König Friedrich bestanden die einengenden Bedingungen seiner Zeit, wie sie durch die Söldnerheere und die Gebundenheit an die Magazine gegeben waren, und er war sich dieser Grenzen wohl bewußt, aber solange er noch über eine vollzählige, trefflich

*) Taysen, a. a. O. Seite 216.
**) Taysen, a. a. O. Seite 221.
***) Essai sur les formes de Gouvernement. Oeuvres, IX.
†) Testament von 1768. Bei Taysen, Seite 216.
††) Koser, König Friedrich der Große. 1. Auflage, I. Seite 552.

geschulte, der feindlichen an innerem Wert und an Beweglichkeit weit überlegene Armee verfügte, trachtete er nach raschen, großen Schlägen. Ein solcher sollte der Einfall in Böhmen 1757 sein, von dem er die Einschüchterung seines Hauptgegners, Österreichs, und damit den Zerfall des gegen ihn gerichteten Bündnisses der festländischen Großmächte Europas erhoffte. Die schweren Opfer, die der Sieg von Prag forderte, und der Verlust der Schlacht von Kolin ließen es nicht dahin kommen. Mehr und mehr sah sich dann im weiteren Verlaufe des Krieges der König zum Aufsparen seiner Kräfte gezwungen; noch bei Torgau im Jahre 1760 setzte er sie jedoch mit der vollen Wucht eines Entscheidung suchenden Schlages ein. Kein anderer Feldherr zeigt solche Vereinigung von höchstem Maßhalten und kühnstem Wagen. So spricht er es denn in den Betrachtungen vom Dezember 1758 noch deutlich aus, daß, wenn bei den Österreichern manches nachahmenswert sei, und wenn sie für die Kunst, die sie in ihrer Taktik anwendeten, alles Lob verdienten, ihr Verhalten in den großen Operationen nur zu tadeln sei, da sie ihre Überlegenheit niemals zu einem entscheidenden Siege benutzt hätten.

Dennoch war der Gesamteindruck des furchtbaren Krieges auf den alternden König nachhaltig. „Ehedem hatte er seinen Generalen, um das Kriegsglück zu zwingen, die Schlacht als kräftigstes Mittel empfohlen, im freudigen Rückblick auf Hohenfriedeberg, Soor und Kesselsdorf, in dem stolzen Glauben, daß den preußischen Truppen auch die angeblich unangreifbaren Stellungen nicht zu stark seien. Jetzt lagen schmerzliche Enttäuschungen, furchtbare Erfahrungen hinter ihm, mörderische Niederlagen und nicht minder mörderische Siege, diese Schlachten, die ihn bei den Methodikern, bei den Bewunderern der zahmeren Kriegführung des Prinzen Heinrich, in den Ruf gebracht hatten, kein anderes Hilfsmittel als die Schlacht zu kennen."*) Jetzt empfahl er mehrfach die Häufung kleiner Erfolge, und sein letzter Krieg, der Bayerische Erbfolgekrieg, verlief tatsächlich ohne große Entscheidung.

Hierbei ist freilich zu bedenken, daß dieser Krieg mit den früher von ihm geführten nicht eigentlich zu vergleichen ist. Es galt hier keinen großen Einsatz, es war mehr eine bewaffnete Demonstration. Auch bestanden die schmerzlichen Enttäuschungen des Siebenjährigen Krieges nicht lediglich in den persönlich vom Könige erlittenen Rückschlägen und in den Opfern, die die Schlachten gefordert hatten. Nur wenige seiner Generale hatten dem Könige ganz genügt, er mochte daher wohl in seinen Niederschriften von dem Gedanken geleitet sein, daß das, was für ihn das Richtige sei, nicht unbedingt für andere gelte. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, gewinnt die Abschwächung des Kriegsfeuers in den späteren Schriften des Königs fast den Charakter einer bloßen Warnung vor blindem Draufgehen, die er als ernste Lehre dem großen Kriege entnimmt. Daß er der Schlachtentscheidung nach wie vor die ge-

*) Koser, a. a. O. II. 1. Auflage, Seite 513.

bietende Stellung einräumt, zeigt sich selbst in den Entwürfen für den Bayerischen Erbfolgekrieg, so tatenlos dieser auch verlief, denn auch hier erhofft er das meiste von einer „guten Bataille“ in Mähren.

Die Erfahrungen eines langen Kriegslebens im Verein mit der Rücksicht auf die schwierige Lage seines Staates mit seinen ungünstigen Grenzen haben den König vorsichtiger gemacht, die kühlere, mehr betrachtende Art des Alters hat die zur Tat rufende Ausdrucksweise früherer Jahre ersetzt. Die Anschauungen vom Kriege tragen der Waffenwirkung vermehrte Rechnung, die Grundanschauung vom Wesen des Krieges aber ist dieselbe geblieben. Das zeigt sich auch in einer theoretischen Arbeit des Königs vom Jahre 1775, die den Titel „Betrachtungen über Feldzugspläne“ führt.*)

Hier wird angenommen, daß Preußen, Österreich, das Deutsche Reich, Holland und England gegen Frankreich verbündet sind und zusammen 390 000 Streiter ins Feld stellen gegen 270 000 Mann der Franzosen und ihrer Verbündeten. Von den Truppen der gegen Frankreich verbündeten Staaten sollen 180 000 Mann in Flandern zusammengezogen werden. „Nicht etwa, um in jedem Jahre eine Schlacht zu liefern und einige feste Plätze wegzunehmen, was sieben bis acht Feldzüge erfordern würde, vielmehr um in das Herz des Königreichs einzudringen, in der Richtung auf die Somme vorzugehen und zu gleicher Zeit die Hauptstadt zu bedrohen.“

Für den Fall eines Krieges gegen Österreich, in dem Preußen durch 30 000 Mann russischer Hilfstruppen verstärkt angenommen wird, sollen 60 000 Mann von Sachsen in Böhmen eindringen, 110 000 Mann in Oberschlesien versammelt werden, um von dort auf dem kürzesten Wege die Entscheidung an der Donau zu erzwingen und Österreich zu nötigen, Böhmen zu räumen. Man sieht, von der methodischen Kriegführung seines Bruders Heinrich, der Daun und Lacy war auch der alternde König weit entfernt.

Napoleon.

Völlig anders als bei König Friedrich war der Werdegang Napoleons. Seine Vorbildung war im wesentlichen abgeschlossen bei seinem ersten Auftreten als Feldherr. Die Ursprünglichkeit seines Wesens trat alsbald hervor. Als ein Fertiger trat er in eine abgelebte Welt, deren bröckelnde Formen er sich zunutze machte. Die Kriegsweise der Revolution, die er vorfand, belebte er mit neuem Geiste, ihren Organisationen gab er die straffe Form, die sie zu einem mächtigen Werkzeug des Sieges machte. Die Revolution hatte die Schranken beseitigt, die König Friedrichs Entwürfe einengten, der Betätigung eines großen kriegerischen Talents freie Bahn geschaffen. Doch auch dieser früh fertige Sohn des Südens hat sich durch umfangreiche Studien für seinen Feldherrnberuf vorbereitet. Lange bevor ihn hierbei die geringste Erfahrung zu stützen vermochte, hatte er die bereits damals reichhaltige

*) Taysen, a. a. O. Seite 333 ff.

Militärliteratur Frankreichs verschlungen und sich auf theoretischem Wege ganz bestimmte Anschauungen über Kriegführung gebildet. „Inmitten der gewaltigen Gärung, die die Revolution hervorgerufen hatte, verlangte Napoleon eifrig nach Weiterbildung, wie vorher blieb er ernsten Studien hingegeben, bestrebt, wie er sich ausdrückt, die Eroberung der Geschichte zu machen. Hierbei aber nahm er nur auf, was ihm neue Ideen erweckte, alles Unnötige ließ er verächtlich beiseite liegen. Ihn beschäftigte nur das Wie und Warum.“*) So hat er denn auch für seinen Feldzug 1796 in Italien unzweifelhaft wirksame Anregungen aus den früher dort geführten Kriegen erhalten, wenn er auch nicht, wie behauptet worden ist, ältere Feldzugspläne einfach übernommen hat.

Das wirkliche Leben in der Vielgestaltigkeit, wie sie die unruhige Zeit mit sich brachte, war für diesen empfänglichen Geist freilich noch eine bessere Schule als die Wissenschaft. „Drei Revolutionsjahre haben mehr getan, um ihn für die Kommandoführung vorzubereiten, als zehn Jahre des Studiums.“**)

Im Jahre 1791***) bekämpft er noch, von einem hohen Idealismus erfüllt, Leidenschaften, die ihn bald darauf völlig beherrschen. „Dieser Mann, voll Einbildungskraft, ereifert sich damals über deren Auswüchse. Er, der ewig Tätige, Bewegliche, Unstäte, der keine Ruhe kennt, der auf sich selbst anzuspielen scheint, wenn er von Seelen voll Glut gleich dem Ätna spricht, predigt Herzenseinfalt und Ruhe des Geistes. Dieser Mann, der bald von einem unstillbaren Durst nach Ruhm verzehrt und von unbegrenzten Begierden, von gigantischen Träumen heimgesucht werden wird, verurteilt damals den Ehrgeiz.“†) Eine im Jahre 1793 von ihm verfaßte Schrift††) zeigt ihn als völligen Revolutionär, als gewissenlosen Politiker ohne Illusionen, sie läßt zugleich vollendeten soldatischen Scharfblick erkennen. Daneben findet sich die Sucht nach großen Worten, nach starken Übertreibungen, von denen später seine Bulletins wimmeln.

Frühzeitig tritt in den Schriften Napoleons das Vorwalten einer starken dichterischen Einbildungskraft hervor. Sie ist nach Taine†††) der hervorstechendste Zug in seiner Begabung. Dieses fortwährende Planen ins Grenzenlose hat bei ihm der Nüchternheit, deren ein Staatsmann und Heerführer bedarf, späterhin Eintrag getan und nicht zum wenigsten den Sturz des Imperators herbeiführen helfen.

Auch in König Friedrich lebte eine Dichternatur, aber eine völlig anders geartete. Er bewahrte sich im Leben stets den nüchternen Sinn für das Reale, seine

*) Chuquet, La jeunesse de Napoléon, II. Seite 208.
**) Colin, L'éducation militaire de Napoléon Seite 171.
***) Vis cours de Lyon.
†) Chuquet, a. a. O. Seite 223.
††) Souper de Beaucaire.
†††) Les Origines de la France contemporaine. Le régime moderne, I.

französischen Verse waren ihm nur mehr ein eleganter Zeitvertreib, und „was in seiner Seele an wahrer Poesie vorhanden war, ist in diesen Versen nur unvollkommen zum Ausdruck gelangt. .... Seine Seele hat sich zum höchsten Schwunge zu erheben vermocht. Aus unerschöpflichem Quell gewann er die Kraft des Gemüts, die ihn im tiefsten Unglück aufrechterhielt, die ihn im Unglück hat wachsen lassen.*) Eben weil die Poesie bei ihm ihre Quelle im Gemüt und nicht in der bloßen Einbildungskraft hatte, war der König im Gegensatz zu Napoleon befähigt, Haltbares zu vollbringen.

Abweichend von König Friedrich und Moltke vermögen wir bei Napoleon nicht die Entwicklung seiner Ansichten über Kriegführung an der Hand vielfacher Lehrschriften zu verfolgen. In seiner Korrespondenz finden sich jedoch zahlreiche Bemerkungen und ausführliche Instruktionen an seine Generale, namentlich an solche, die auf Nebenkriegsschauplätzen selbständig zu wirken hatten, aus denen sich seine Anschauungen ableiten lassen. Auch hierbei ist indessen zu beachten, daß der Kaiser, ähnlich wie König Friedrich, weit entfernt ist, den Maßstab eigenen Könnens ohne weiteres an dasjenige seiner Unterführer zu legen. In diesem Sinne heißt es in einem seiner Schreiben**): „Eine Bewegung, die ich anrege, aber nicht anrate, falls ich nicht genau verstanden werde .... Ich rate also nicht unbedingt zu solcher Kühnheit. Sie würde mir liegen, aber es gehört dazu, daß man alle Einzelheiten und die Mittel der Durchführung genau übersieht.“

Völlig zu erkennen vermögen wir die Denkweise Napoleons nur dann, wenn wir seine Taten verfolgen und seine Auffassung der Lage, wie sie sich aus der Korrespondenz ergibt, an den Ereignissen prüfen. Auch die Muße, die ihm auf St. Helena blieb, hat er nicht in dem Sinne benutzt wie er es St. Cyr zufolge als seine Absicht bezeichnet hat. Das umfassende Werk über die Kriegskunst, aus der sie jeder erlernen könnte, ist er der Nachwelt schuldig geblieben, wie es denn nicht anders sein konnte. Dieses Werk bilden allein seine Feldzüge. Immerhin ist in den Diktaten des entthronten Kaisers auf St. Helena manches niedergelegt, das zwar hinsichtlich der Beleuchtung, die er seinen eigenen Taten widerfahren läßt, keineswegs einwandfrei ist, im ganzen aber doch einen Rückschluß auf seine Anschauungen ermöglicht.

In den „Oeuvres à St. Hélène“ interessieren besonders die Bemerkungen Napoleons über die Kriege Friedrichs des Großen. Die Urteile des Kaisers sind jedoch schon deshalb nur selten zutreffend, weil sie auf Grund äußerst mangelhafter geschichtlicher Darstellungen gefällt sind. So konnte Napoleon u. a. die Gründe, die König Friedrich dazu bewogen, 1757 mit getrennten Kolonnen in Böhmen ein-

*) Koser, a. a. O. Vorwort.
**) Corresp. XXVI. Nr. 20 928.

zufallen, und die Aussicht auf Gelingen, die unter den obwaltenden Umständen das Unternehmen bot, nicht genügend würdigen. Wenn er daher hierin eine große Gefahr erblickt und die Bemerkung macht: „Es ist ein Grundsatz, daß die Vereinigung getrennter Korps sich niemals in der Nähe des Feindes vollziehen darf,"*) und schon in bezug auf den Einfall in Böhmen vom Jahre vorher, wo König Friedrich von Sachsen, Schwerin von Schlesien her vorstieß, sagt: „Diese Art, in ein Land auf zwei Operationslinien einzudringen, ist fehlerhaft,"**) so übersieht er, daß er selbst durch die Verhältnisse mehrfach zu ähnlichem Handeln veranlaßt wurde. Völlig verkennt er die Lage des Königs bei Kolin, und der von ihm gemachte Vorschlag, der König hätte die zur Abwehr eines von Daun unternommenen Entsatzversuchs von Prag bestimmte Armee verschanzte Stellungen beziehen lassen und Prag auf diese Weise mit einer Zirkumvallations- und Kontravallationslinie umgeben sollen, widerspricht völlig dem von ihm selbst von Montenotte an bis Belle-Alliance befolgten Grundsätzen. Überhaupt kann man sich hier wie auch an manchen Stellen der von Napoleon an seine Unterführer gerichteten Schreiben des Eindrucks eines gewissen Doktrinarismus nicht erwehren. Ein solcher ist König Friedrich völlig fremd, auch er gab indessen, wie gezeigt wurde,***) anderen gegenüber offenbar seine Gedanken anders wieder, als er sie in seinem Innern für sein eigenes Handeln hegte.

Wenn Napoleon Friedrich dem Großen in den späteren Feldzügen Zaghaftigkeit vorwirft und ihm dagegen Turenne als Muster vorhält, dessen Kühnheit mit den Jahren immer zugenommen habe, so übersieht er, daß den König die Rücksicht auf seine mehr und mehr schwindende Streitmacht und deren sinkenden Wert sowie die Beschaffenheit seiner Hilfsmittel hierzu zwangen. Unzweifelhaft ist Turenne der weitaus beste General des alten Frankreich, und was Napoleon von ihm sagt, trifft durchaus zu, aber er war doch nur Marschall von Frankreich und handelte im Auftrage seines Königs in Einzelunternehmungen mit einer kleinen Armee, während König Friedrich um Sein oder Nichtsein des preußischen Staates focht.

Rückhaltlos erkennt Napoleon König Friedrichs Verhalten bei Leuthen an. Er nennt die Schlacht: „ein Meisterwerk hinsichtlich der Bewegungen der Truppen und des Entschlusses des Feldherrn; sie allein würde genügen, um Friedrich unsterblich zu machen."†) Aus dem lehrhaften Ton, der sonst das Diktat durchzieht, hebt sich wohltuend das schöne Urteil über König Friedrich ab: „Er ist vor allem groß gewesen in den Augenblicken größter Krisen, das gereicht seinem Charakter zum höchsten Lobe."††)

*) Corresp. XXXII. Nr. 172.
**) Corresp. XXXII. Seite 165.
***) Seite 35.
†) Corresp. XXXII. Seite 184.
††) Corresp. XXXII. Seite 238.

Von den sonstigen Diktaten des Kaisers auf St. Helena verdienen namentlich die Bemerkungen zu dem Werke des Generals Rogniat „Betrachtungen über die Kriegskunst“ Beachtung. Diese Bemerkungen sind ähnlich denjenigen, die sich in den Niederschriften der Umgebung Napoleons, namentlich in denen des Generals Gourgaud, finden, überwiegend taktischer Natur, auf die Waffenwirkung und Gefechtsgrundsätze der damaligen Zeit berechnet, und daher für uns veraltet. Eines geht indessen klar daraus hervor, daß sich im Irrtum befindet, wer Napoleon als einen Schematiker, der nach unabänderlichen Grundsätzen verfährt, anruft. So sagt der Kaiser:*) „Man kann und soll nichts ein für allemal Feststehendes vorschreiben. Es gibt keine unabänderliche Schlachtordnung. Alles was man darüber festsetzen wollte, würde mehr schaden als nützen.“ Über die Kriegführung im allgemeinen sagt er zwar:**) „Jeder Krieg muß methodisch, d. h. den Grundsätzen der Kriegskunst entsprechend geführt werden,“ diese Grundsätze aber „sind keine anderen als diejenigen, von denen sich die großen Feldherren leiten ließen, deren Taten uns die Geschichte übermittelt hat.“***) Was Napoleon unter diesen Grundsätzen versteht, spricht er in folgenden Worten aus:†) „Führt den Krieg angriffsweise wie Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolph, Turenne, Prinz Eugen und Friedrich. Leset die Geschichte ihrer 83 Feldzüge, leset sie nochmals, ahmt ihnen nach, es ist der einzige Weg, ein großer Feldherr zu werden und die Geheimnisse der Kriegskunst zu ergründen.“ An anderer Stelle††) heißt es: „Die Kenntnis der höheren Führung erwirbt man nur durch das Studium der Kriegsgeschichte und durch Erfahrung. Es gibt keine bestimmten, unabänderlichen Regeln; alles hängt von den Anlagen des Generals, der Beschaffenheit seiner Truppen, der Jahreszeit und tausend sonstigen Umständen ab, die es dahin bringen, daß niemals ein Fall dem anderen gleicht.“ Nach Gourgaud†††) äußerte Napoleon: „Eine gute Armee ist diejenige, in der jeder Offizier stets weiß, wie er den Umständen gemäß zu handeln hat.“

In der Tat, es ist schwer einzusehen, wie man sich angesichts dieser Äußerungen abmühen kann, den Schöpfer des modernen Krieges zum Prinzipienreiter herabzuwürdigen. Nur der Wunsch, bei diesem großen Kriegsmann das gleiche Anklammern an feste Anhaltspunkte zu finden, deren die Ausleger seines Verfahrens für sich selbst bedürfen mögen, im Verein mit der Sucht, geistreich zu scheinen und die Kriegskunst mit einem Nimbus von Gelehrsamkeit zu umgeben, macht solches Verhalten erklärlich. Daß es im geraden Gegensatz zu Napoleons Auffassung steht, geht aus den Worten

*) Corresp. XXXI. Seite 331. Bemerkungen zum Werk Rogniats.
**) Corresp. XXXI. Seite 418.
***) Corresp. XXXI. Seite 347.
†) Corresp. XXXI. Seite 418.
††) Corresp. XXXI. Seite 365.
†††) St. Hélène. Journal inédit II. 3. Auflage, Seite 425.

hervor, die Gourgaud von ihm berichtet:*) „Man bedarf im Kriege vor allem des gesunden Menschenverstandes. Die Generale begehen vor allem Fehler, wenn sie geistreich sein wollen ...... Die Kriegskunst ist wie alles Große und Einfache; die einfachsten Bewegungen sind die besten."

In gleichem Sinne hatte einst der Kaiser seinem Bruder Jerome geschrieben:**) „Ihr Brief ist zu geistvoll. Das paßt nicht für den Krieg. Er erfordert Genauigkeit, Stetigkeit und Einfachheit."

Moltke.

Wenn Napoleon Turenne rühmt, daß er mit zunehmenden Jahren in seinen Entwürfen immer kühner geworden sei, so läßt sich füglich dasselbe von Moltke sagen, der vor Beginn des Krieges 1870 in die Worte ausbrach: „Wenn ich das noch erlebe, in solchem Kriege unsere Heere zu führen, so mag gleich nachher die alte Karkasse der Teufel holen."***)

Als der spätere Feldmarschall an die Spitze des Generalstabes trat, befand er sich bereits in vorgerücktem Alter, im Besitz einer reichen Lebenserfahrung und umfassender wissenschaftlicher Bildung, die er, selbst schriftstellerisch tätig, fortgesetzt vertieft hatte. Mit Recht hat ein Zeitgenosse†) von ihm gesagt: „Er gehört zur Zahl derjenigen großen und seltenen Männer, denen ein tiefes theoretisches Studium fast die Praxis ersetzt hat."

Ohne eigene Erfahrung im großen europäischen Kriege entnahm er zu Beginn seiner Tätigkeit als Chef des Generalstabes der Armee seine Anschauungen naturgemäß den Napoleonischen Kriegen in mehr oder weniger bewußter Anlehnung an Clausewitz. Dessen Lehren entsprechend, die Vervollkommnung der neueren Feuerwaffen weiterzubilden, war er eifrig bemüht. Unverkennbar ist hierbei bis zum Jahre 1866 eine gewisse Neigung zur taktischen Defensive, deren Vorzüge er mehrfach hervorhebt, so offensiv er auch in der Wirklichkeit stets verfahren ist. 1858 und 1861 schreibt er:††) „Der Vorteil, sich angreifen zu lassen, überwiegt trotz des moralischen Impulses, den der Angriff für sich hat." .... „Der Angriff einer Stellung ist wesentlich schwieriger geworden als deren Verteidigung." Selbstverständlich soll „der entschiedene Vorteil", den die Defensive bietet, nur „während des ersten Stadiums eines Gefechts" beibehalten werden. .... „Es wird die Aufgabe einer geschickten strategischen Offensive sein, den Gegner zum Angriff einer von uns ausgewählten

*) A. a. O. Seite 459 und 461.
**) Corresp. XV. Seite 5. 1807.
***) Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen II. Seite 92.
†) Dragomirow, Skizzen des österreichisch-preußischen Krieges im Jahre 1866.
††) Bemerkungen über Veränderungen in der Taktik infolge des verbesserten Infanteriegewehrs und Bemerkungen über den Einfluß der verbesserten Feuerwaffen. Taktisch-strategische Aufsätze Seite 3 und 31.

Stellung zu nötigen und erst, wenn Verlust, Erschütterung und Ermattung ihn erschöpft haben, werden wir auch die taktische Offensive ergreifen."

In einer Abhandlung vom Jahre 1865*) heißt es: „Die Offensive ist überhaupt nicht bloß eine taktische. Einer geschickten Heeresleitung wird es in vielen Fällen gelingen, Defensivstellungen zu wählen, von strategisch so offensiver Natur, daß der Gegner genötigt ist, uns in denselben anzugreifen. . . . . Es vereint sich die strategische Offensive sehr wohl mit der taktischen Verteidigung, und umgekehrt findet die strategische Defensive in der Nähe ihrer Stützpunkte und Hilfsmittel die für das angriffsweise Gefecht nötige Freiheit der Bewegung."

Für uns, die wir den Feldmarschall als den siegreichen Feldherrn der Kriege von 1866 und 1870 kennen, liegt es nahe, in solchen Anschauungen einen Gegensatz zu seinem Handeln in der Praxis des Krieges zu erblicken. Dennoch hat er an ihnen auch in späterer Zeit noch festgehalten. Noch 1874 äußerte er:**) „Meiner Überzeugung nach hat durch die Verbesserung der Feuerwaffen die taktische Defensive einen großen Vorteil über die Offensive gewonnen. Wir sind zwar im Feldzuge 1870 immer offensiv gewesen und haben die stärksten Stellungen des Feindes angegriffen und genommen, aber mit welchen Opfern!? Wenn man erst, nachdem man mehrere Angriffe des Feindes abgeschlagen, zur Offensive übergeht, erscheint mir dies günstiger." Die Gelegenheit so zu verfahren, ähnlich wie Napoleon bei Austerlitz, ist Moltke versagt geblieben. Auch dürfte es schwerlich geraten sein, eine Operation von Hause aus auf solches Verhalten zu begründen. Der Augenblick, aus der Verteidigung zum Angriff überzugehen, ist schwer zu erfassen, und die Gefahr, dabei in der Verteidigung zu unterliegen, groß. Beherzigenswert und durch die Erfahrungen der letzten Kriege vollauf bestätigt, ist dagegen die Warnung des Feldmarschalls vor der Unterschätzung der Stärke heutiger Feuerfronten. Auch diese im Angriff niederzuzwingen, gibt er uns indessen schon ein Mittel an die Hand, indem er sagt:***) „Selbst dann, wenn wir unbedingt darauf angewiesen sind, angriffsweise gegen eine feindliche Position vorzugehen, läßt sich der Vorteil des stehenden Feuergefechts damit verbinden, wenn wir unsere Bataillone auf die dafür wirksame Nähe heranzuführen verstehen."

Ebensowenig wie Moltke Gelegenheit gehabt hat, offensive Absichten aus anfänglich taktischer Defensive heraus durchzuführen, ist er dazu gelangt, das Hilfsmittel der Flankenstellungen im Kriege zu erproben. Es spielt in seinen Entwürfen für einen Krieg gegen Österreich eine hervorragende Rolle. Schon 1845 hatte er in einer

*) Ebenfalls: Bemerkungen über den Einfluß der verbesserten Feuerwaffen. Taktisch-strategische Aufsätze Seite 56 und 65.

**) Taktische Aufgaben Seite 104.

***) Bemerkungen vom Jahre 1865 über den Einfluß der verbesserten Feuerwaffen. Taktisch-strategische Aufsätze Seite 56.



Denkschrift, die das Ergebnis einer Erkundung der Elbe von Riesa bis unterhalb Magdeburg zusammenfaßt, für den Fall eines Defensivkrieges gegen Österreich eine Flankenstellung hinter der Elbe, gestützt auf Torgau—Wittenberg, und, wenn erforderlich, auf Magdeburg befürwortet. Im Jahre 1860 schreibt er:*) „Wir glauben zwar nicht, daß eine Flankenstellung hinter der Elbe den Feind bannen, ihn hindern würde, an derselben vorüber gegen Berlin vorzurücken, aber wir erwarten von einer auf die Elbe basierten Offensive diese Wirkung. . . . . Gelingt der von der Elbe ausgeführte Offensivstoß, so drängt er den Gegner von Böhmen auf das noch nicht eroberte Schlesien zurück. . . . . Daß bei der auf die Elbe basierten aktiven Defensive sogleich Entscheidungsschlachten erfolgen müssen, ist in keiner Weise als ein Nachteil anzusehen. Es würde ganz fehlerhaft sein, unser Heer konservieren zu wollen."

Wie die taktische Defensive, der Moltke den Vorzug gibt, nur für den Anfang der Schlacht gedacht ist, so beherrscht ihn auch bei der Befürwortung solcher Flankenstellungen, wie sich hier zeigt, durchaus der Gedanke an einen entscheidenden Sieg. Die von Moltke im Jahre 1860 geleitete Generalstabsreise hatte den besonderen Zweck, die Wirksamkeit „der indirekten Verteidigung eines wichtigen Geländeabschnittes zu erproben".**) Diese Wirksamkeit gelangt in folgenden Randbemerkungen des Generals zum Ausdruck: „Acht Tage sind seit (dem Aufbruch der Süd-Armee von) Großenhain verflossen, und noch hat der Gegner nicht daran denken können, gegen die Ruthe—Notte vorzugehen. Das Dasein einer Armee in Flanke und Rücken hindert ihn daran. Die Süd-Armee war genötigt, um ihrer Existenz willen, diese Armee anzugreifen, wo und wie sie selbige fand."***)

Der Feldmarschall hat gelegentlich auch im engeren taktischen Rahmen die Einnahme einer Flankenstellung als angebracht bezeichnet; so befürwortet er in einer seiner taktischen Aufgaben†) für ein von der mit einer Belagerung bedrohten Festung Metz aus gegen Westen vorgeschobenes Beobachtungsdetachement von drei Bataillonen, einer Eskadron, zwei Batterien die Einnahme einer Flankenstellung am Bois des Ognons, Front nach Norden, um zu verhindern, daß der Gegner sich sofort auf der Hochfläche von Gravelotte festsetzt. Bei alledem wäre es falsch, Moltke eine ausgesprochene Vorliebe für Flankenstellungen zuzuschreiben. Er weist auf sie nur mehrfach hin, als auf ein Mittel, zu dem im Kriege der Schwächere oft mit Nutzen seine Zuflucht nehmen könne. Ausdrücklich spricht er sich 1862 in der Geschichte des italienischen Feldzuges des Jahres 1859††) gegen die damals geäußerte Ansicht aus, die

*) Mil. Korresp. 1866, Seite 13 und 15.
**) Generalstabsreisen Seite 111.
***) Generalstabsreisen Seite 147.
†) Nr. 63 Taktische Aufgaben, Seite 153.
††) Ausgabe von 1904, Seite 166.

Österreicher hätten nach der Schlacht von Magenta bei Piacenza eine Flankenstellung hinter dem Po nehmen, von dieser aus die Lombardei indirekt verteidigen und ihren Gegnern das weitere Vorgehen gegen den Mincio verwehren sollen. Er sagt: „Dagegen muß bemerkt werden, daß zunächst das österreichische Heer, ohne verfolgt zu werden, des augenblicklichen Schutzes nicht bedurfte, und daß Flankenstellungen ihre Wirksamkeit über gewisse Entfernungen hinaus nicht mehr üben. Eine solche hinter dem Naviglio-Grande hätte unbedingt den Anmarsch der Franzosen nach Mailand verhindert, eine solche hinter dem Po gewiß nicht." Was er von der Elbe aus gegen ein Vorgehen der Österreicher gegen die Nuthe- und Notte-Linie als wirksam erkannt hat, verwirft Moltke hier vom Po her gegen ein Vorgehen der Franzosen nach dem Mincio. Es entspricht das nur seiner Lehre: „Im Kriege kommt es darauf an, ohne sich an unabänderliche allgemeine Regeln zu binden, für jeden konkreten Fall das Zweckmäßigste zu tun."*)

In gleichem Sinne äußert er in den „Verordnungen für die höheren Truppenführer" von 1869:**) „Die Lehren der Strategie gehen wenig über die ersten Vordersätze des gesunden Verstandes hinaus; man darf sie kaum eine Wissenschaft nennen; ihr Wert liegt fast ganz in der konkreten Anwendung. Es gilt, mit richtigem Takt die in jedem Moment sich anders gestaltende Situation aufzufassen und danach das Einfachste und Natürlichste mit Festigkeit und Umsicht zu tun." Hier liegt auch gewissermaßen der Schlüssel zu dem Gegensatz, der bei Moltke scheinbar zwischen den theoretischen Anschauungen von den Vorteilen der Defensive und dem Betonen des Wertes von Flankenstellungen einerseits und seiner Auffassung über Kriegführung im großen anderseits besteht. Zunächst vermutet man unwillkürlich, daß jener Satz der Verordnungen von 1869 aus den Erfahrungen des Krieges 1866 abgeleitet sei, wo sich die preußische Heeresleitung zu einer kraftvollen Offensive erhoben und die Truppe im taktischen Angriff glänzende Erfolge errungen hatte. Bei näherer Betrachtung ist dem indessen nicht so. Abgesehen davon, daß der Feldmarschall auch nach dem Kriege 1870/71 die gleichen Grundsätze vertreten hat wie vor dem Jahre 1866, begegnen wir schon in einer von ihm 1862 verfaßten Denkschrift***) Gedanken, die an Kühnheit und Entschlossenheit das 1866 Geplante und Geleistete noch weit übertreffen.

Es handelt sich hier um einen etwaigen Kampf, den Preußen gleichzeitig gegen Österreich, Bayern und Frankreich aus Anlaß erneuter Verwicklungen wegen Kurhessens aufzunehmen gezwungen sein konnte. Für die späteren Stadien dieses Kampfes rechnet Moltke mit einer möglichen Bundesgenossenschaft Englands. „Aber erst nachdem gehandelt ist, dürfen wir auf England rechnen. Denn man verkennt nicht überhaupt die Macht Preußens, aber man zweifelt nach zwanzigjährigen Demonstrationen,

*) Taktische Aufgaben, Seite 136.

**) Taktisch-strategische Aufsätze, Seite 172.

***) Militärische Korrespondenz 1866, Seite 17 ff.

ob es unter irgendwelchen Verhältnissen sich entschließen wird, sie zu brauchen. Preußen wird also zu Anfang des Kampfes ohne jegliche Verbündete sein, es kann sich aber deren erkämpfen, und zwar auch in Deutschland selbst.

Der Vorteil Preußens besteht in der Initiative.

Wir können unsere Streitkräfte schneller aufstellen als alle unsere deutschen Gegner. Der Erfolg beruht ganz allein in dem sofortigen und rücksichtslosen Gebrauch derselben. Das Bundesrecht wird schon durch das Einrücken in Hessen verletzt, es darf dann nicht weiter in Betracht kommen. Legt der Bund Bedingungen und Verpflichtungen auf, bei denen der preußische Staat nicht mit Ehren bestehen kann, so bleibt nur die Sprengung desselben, der Krieg gegen den Bund . . . Es kommt darauf an, Deutschland durch Gewalt gegen Frankreich zu einigen."

Kaum jemals sind Worte so stolzer Zuversicht auf die erlösende Macht des Schwertes angesichts einer drohenden politischen Verwicklung geäußert worden. Sie klingen uns Nachlebenden als der Ausdruck lodernden Kriegsfeuers in der Seele dieses großen Mannes noch heute wie eine Mahnung unserer Kraft, der Macht der Initiative inmitten drohender Welthändel zu vertrauen, wie einst der verantwortliche Ratgeber König Wilhelms angesichts der deutschen Händel und der Drohungen Frankreichs.

Als dann im Jahre 1866 die Einigung Deutschlands mit Gewalt durchgesetzt wurde, war die politische und militärische Lage infolge der Zurückhaltung Frankreichs ungleich günstiger als im Jahre 1862. Die von Moltke zu überwindenden Schwierigkeiten waren freilich nur größer, denn die preußische Armee wurde schrittweise mobil gemacht, und seine Entwürfe hatten sich hiernach sowie nach den allmählichen Abwandlungen der politischen Verhältnisse zu richten. Er ist mit seltener Ruhe auch dieser Schwierigkeiten Herr geworden. Seine hohe geistige Regsamkeit hat ihn, wie überall, so auch hier befähigt, jene Anpassung an die Verhältnisse zu üben, die eines der wesentlichsten Erfordernisse großer Heerführer bildet.

Solche Anpassungsfähigkeit nahmen wir denn auch, wie bei Moltke, so nicht minder bei König Friedrich und Napoleon wahr. Die Aussprüche des Königs aus seinen späteren Jahren muten uns ganz modern an. Was er über die feindliche, durch günstiges Gelände begünstigte Feuerwirkung sagt, gilt noch heute und hätte bei richtiger Würdigung schon mancher angreifenden Truppe Ströme von Blut erspart. Schon in den „Betrachtungen über Taktik" vom Dezember 1758 hatte er gegen die gedankenlose Routine geeifert, wenn er sagte: „Das Nachdenken, die Fähigkeit, Ideen zu verbinden, das ist es, was den Menschen vom Lasttiere unterscheidet. Ein Maultier, welches durch zehn Feldzüge des Prinzen Eugen den Packsattel getragen hat, wird dadurch noch kein besserer Taktiker geworden sein. Zur Schande der Menschheit muß man gestehen, daß viele in einem sonst so ehrenvollen Beruf alt werden, ohne bessere Fortschritte zu machen als jener Maulesel." Napoleon aber hat, gleich-

falls im Sinne reger Anpassungsfähigkeit, gesagt, man müsse seine Taktik alle zehn Jahre ändern, wenn man sich einige Überlegenheit über seine Gegner bewahren wolle.

Bei allen großen Heerführern zeigt sich eine gewisse Wandelbarkeit der Anschauungen, die sich teils allmählich, teils sprunghaft vollzieht, je nach den Einflüssen oder Kriegsereignissen, die auf sie gewirkt haben. Als Männer der Praxis haben sie verstanden, sich den Verhältnissen und als Lehrer anderen anzupassen, als Denker wiederum haben sie manches geäußert, das mit ihrem tatsächlichen Handeln teils in scheinbarem, teils in offenbarem Widerspruch steht. Darum wird es stets verfehlt sein, einzelne Äußerungen dieser Männer zu Stützpunkten von Beweisen für ihre Ansichten in besonderen Fällen zu benutzen. Es gilt, stets zu beachten, in welchem Zusammenhange diese Äußerungen getan wurden, und, was sie theoretisch hinstellten, mit dem Handeln der betreffenden Persönlichkeiten in der Wirklichkeit des Krieges zu vergleichen. Der ganze literarische Streit um die Anschauung Friedrichs des Großen vom Kriege, um die „Einpoligkeit" oder „Doppelpoligkeit" seiner Strategie hätte nicht entstehen können, wenn von beiden Seiten nicht einseitig Worte des Königs aus dem Zusammenhange losgelöst und willkürlich ausgelegt worden wären.

In gleicher Weise ist es ein vergebliches Bemühen, Napoleon als einen grundsätzlichen Verfechter, sei es des Durchbruchsgedankens, sei es der Heeresavantgarden, zu bezeichnen, oder die Behauptung aufzustellen, er habe stets vor der Schlacht erst seine Truppen eng zusammengezogen. Nicht anders verhält es sich mit der Behauptung, Moltke habe grundsätzlich die Heereskörper länger getrennt gehalten als Napoleon und im Gegensatz zu ihm die Vereinigung erst in der Schlacht selbst erstrebt. Es ist verwunderlich, wie diese auf den einen Fall von Königgrätz gestützte Behauptung aufgestellt werden konnte. „Wiederholt hat Moltke, wo er lehrend auftrat, die Vereinigung vor der Schlacht als die Regel bezeichnet und ausdrücklich davor gewarnt, den Fall von Königgrätz ohne weiteres zu verallgemeinern. . . . . . In den Entwürfen, die dem Kriege 1870 voraufgehen, trägt er kein Bedenken, mehrere Korps auf eine Straße zu setzen und die engste Konzentration zu befürworten . . . . Wenn er 1866 die Nachteile anfänglicher Trennung in die Vorteile der äußeren Linie zu verwandeln wußte, so bezeichnete er es für die Versammlung der deutschen Hauptkräfte in der Pfalz (wie sie 1870 stattfand) als günstig, daß dadurch die innere Linie zwischen den beiden voraussichtlich bei Straßburg und Metz sich versammelnden Hauptgruppen des Gegners gewonnen würde. In der Lösung einer späteren Aufgabe aber äußert er: „Man liest nun viel in theoretischen Büchern über die Vorteile des Operierens auf der inneren Linie. Trotzdem wird man sich doch in jedem einzelnen Falle fragen müssen, was gerade am vorteilhaftesten ist." So besitzt er weder für die äußere noch für die innere Linie eine besondere Vorliebe, sie sind ihm nichts weiter als Begriffe, die eine Lage

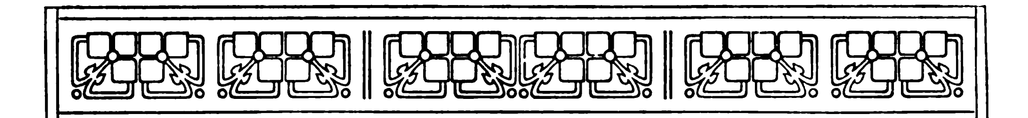
klar bezeichnen. Er befürwortet weder grundsätzlich eine größere Trennung der Heeresteile noch eine besonders enge Vereinigung.*)

Es ist in der Tat verfehlt, das Denken und Handeln großer Heerführer unter bestimmten eng begrenzten Gesichtspunkten ins Auge zu fassen oder ihm gar eine wissenschaftlich festbegründete Theorie zugrunde zu legen. Gewiß, auch diese ersten Größen der Kriegskunst haben eine theoretische Grundlage besessen, aber sie bestand nur in der erworbenen Bildung ihres Geistes, erweitert durch die eigene Lebens- und Kriegserfahrung, jener einzigen Theorie, die der Praxis förderlich ist, weil sie sich nicht „mit dem Geiste in Opposition setzt."**)

*) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik III. „Der Schlachterfolg." Seite 310/311.
**) Seite 30/31.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven,
Oberst und Kommandeur des Grenadier-Regiments
Prinz Carl von Preußen (2. Brandenb.) Nr. 12.





Der Feldherr und sein Stab.

In den Feldzügen früherer Zeiten sind es einzelne große Männer, die als Feldherren mit eisernem Griffel ihre Namen in die Tafeln der Geschichte eingetragen haben. In der neueren Zeit erscheinen neben ihnen als den Oberfeldherren andere Persönlichkeiten als Gehilfen und Berater, die auf den Gang der kriegerischen Ereignisse einen mehr oder minder großen Einfluß ausüben.

Im Altertume wurde der körperlich Tüchtigste und Tapferste zum Führer erkoren. Er war der Vorkämpfer seines Stammes, seines Volkes. Oft wurden durch Zweikämpfe der beiden Oberfeldherren die Streitigkeiten der sich befehdenden Völker entschieden. Hierbei waren Berater des Feldherrn überflüssig.

Als die Heere Alexanders des Großen und später die der römischen Republik an Stärke zunahmen, wurde die Kriegführung schwieriger. Der Führer mußte außer den körperlichen auch die geistigen Kräfte in den Dienst seiner Aufgabe stellen. Er konnte in der Schlacht auf sein eigenes Wohl und Wehe weniger bedacht sein und zog daher tüchtige Leute an sich, die zunächst hauptsächlich mit dem Schutze seiner Person beauftragt waren. Hatten sich diese Männer bewährt, so konnte sie der Oberfeldherr an Stellen verwenden, an denen er selbst nicht gegenwärtig war.

Alexander hatte eine Leibwache, aus der seine Generale hervorgingen, Hannibal hatte Vertreter verbündeter Völker und Kundschafter für die fremden Länder bei sich, die er durchzog. Cäsar*) bildete sich in Gallien ein Gefolge an Offizieren und zog später seine Parteigenossen aus Rom in seine Umgebung. Niemals aber können wir mit Sicherheit nachweisen, daß diese Männer auf die Entschließungen der Feldherren Einfluß gehabt haben.

Die Führer der Germanen waren erprobte Vorkämpfer und Herzöge ihrer Stämme. Sie entnahmen ihre Gefolgschaften den Tapfersten und Tüchtigsten ihrer Völker. Sie kämpften in der Schlacht und suchten den Sieg mit dem Schwert in der Faust.

*) Veith, Die Feldzüge Cäsars.

So blieb es während des Mittelalters. Die Führer der Ritterheere sprengten an der Spitze ihrer Reitergeschwader gegen den Feind, und ein narbenbedeckter Leib war noch der Stolz des Landsknechtsführers.

Einen Umschwung brachte allmählich die Erfindung des Schießpulvers. Wohl focht noch mancher Führer persönlich im Kampfe, wie Kurfürst Moritz bei Sievershausen und König Gustav Adolph bei Lützen, aber doch machte sich schon eine andere Art der Schlachtenleitung bemerkbar. Bei Feldherren, wie Wallenstein, Torstenson, dem Großen Kurfürsten, zeigte es sich, wie die geistige Tätigkeit des Führers gegen persönliche Tapferkeit und körperliche Kraft in den Vordergrund zu treten begann.

Die Vervollkommnung der Schußwaffen ließ nach und nach ein bloßes Draufgehen zum entscheidenden Nahkampf nicht mehr zu. Die Heere stellten sich außer Schußweite zur Schlacht auf, und der Feldherr mußte darauf sinnen, wo di schwächste Stelle beim Gegner war, welche Gruppierung der Kräfte er vornehmen wollte, und mit welchen Mitteln der Sieg errungen werden sollte.

Dazu kam, daß mit der wachsenden Zivilisation die Verpflegung der Heere andere Formen annahm, wie früher, als man aus dem Lande nahm, was man brauchte. Die Ergänzung des Schießbedarfs beanspruchte die Sorge des Führers und nach der Einführung stehender Heere erweiterte sich die Tätigkeit des Oberfeldherrn wesentlich, da diese teuren Machtmittel nicht nur geführt, sondern auch möglichst dauernd erhalten werden mußten.

Mehr und mehr brauchte er Persönlichkeiten, die ihm einen Teil der Arbeit abnahmen. Es bildeten sich Stäbe um die Person des Führers, die zunächst aus Fachleuten für die einzelnen Heeresbedürfnisse bestanden, dazu kamen Leute, die als technische Berater den Feldherrn unterstützten, und mit dem Anwachsen der Zahl der Heere wurden Offiziere notwendig, die mit Befehlen dorthin gesandt werden konnten, wo der Führer nicht selbst zu befehlen vermochte.

Friedrich der Große hatte noch keinen Stab in unserem Sinne. Als später unter Napoleon die Volksheere an Zahl bedeutend zunahmen, wurden noch mehr Organe notwendig, um dem Feldherrn bei Führung und Erhaltung der Armee zur Hand zu gehen. Unter Berthiers Leitung wurde ein Stab geschaffen, der sich umsomehr vergrößerte, je entfernter, unkultivierter oder ausgesogener die Gegenden waren, die der Kaiser zum Kriegsschauplatz wählte. Berthier war der Chef dieses Stabes fast in allen Feldzügen Napoleons, er blieb aber Gehilfe und ausführendes Organ und wurde nicht zum Berater seines kaiserlichen Herrn.

Auf dieser Grundlage wurde fortgeschritten, als im 19. Jahrhundert die Heere der europäischen Staaten immer größer wurden, der Feldherr selbst das Schlachtfeld nicht mehr übersehen konnte, die Länder, in denen Krieg geführt

wurde, allein nicht mehr zur Ernährung ausreichten, und die neuzeitlichen Verkehrsmittel nebst anderen technischen Vervollkommnungen für militärische Zwecke ausgenutzt wurden.

Die Aufgaben der obersten Heeresleitung gestalteten sich immer vielseitiger, die Person des Feldherrn allein genügte immer weniger den an die Leitung herantretenden Anforderungen. Vor allem wuchs die Verantwortung des Oberfeldherrn, von dem das Wohl und Wehe seines ganzen Volkes abhing. Deshalb war es für ihn nicht mehr ausreichend, einen Gehilfen zu haben, der ihm einzelne Arbeiten abnahm, er brauchte einen Mann, mit dem er sich aussprechen, mit dem er Ansichten austauschen konnte.

So entstand die Stellung des Chefs des Generalstabes, der mit seinen Hilfskräften imstande ist, dem Feldherrn die Bewältigung seiner Aufgabe zu erleichtern.

Der Chef des Generalstabes kann seinem Oberfeldherrn nie das Gefühl der Verantwortung abnehmen, aber er hat es „gleichsam eine zweite Seele, außerhalb des Druckes stehend, leichter, sich volle Objektivität und Freiheit der Anschauungsweise zu wahren."*) Mit ihm kann sich der Feldherr beraten, ihm seinen Entschluß kundgeben und sich in großen Zügen über die Art der Ausführung einigen. Alles übrige, Ausfertigung der Befehle, Feststellung und Hinzufügung von Einzelheiten, soll dann allein in der Hand des Generalstabschefs bleiben, denn der Feldherr muß seine besten Kräfte vornehmlich auf die großen Entschlüsse richten.

Nachzuforschen, wie die größten Feldherren der neueren Zeit ihre Stäbe verwendeten, wie diese zusammengesetzt waren, und wie sie arbeiteten, ist um so wichtiger, als die jüngsten Kriege gezeigt haben, daß der Geist, der im Stabe des Oberfeldherrn herrscht, von entscheidendem Einfluß auf das Schicksal der Armee und damit des Vaterlandes ist.

Friedrich der Große.

„Es gibt Feldherren, die keines Rates bedürfen, die in sich selbst erwägen und beschließen, ihre Umgebung hat nur auszuführen. Aber das sind Sterne erster Größe, deren kaum jedes Jahrhundert aufzuweisen hat."**)

„Es gehört eben ein Friedrich der Große dazu, um sich nirgends Rat zu holen und alles aus sich selbst zu wollen."***)

In der Tat, Friedrich der Große war ein solcher Stern erster Größe, er blieb allein auf seiner einsamen Höhe, er brauchte keinen Generalstabschef, keinen Generalstab.

Dennoch sehen wir am Anfange seiner Feldherrnlaufbahn, wie auch er Männer an sich heranzog, mit denen er in regen Gedankenaustausch über militärische Dinge

*) Frhr. v. der Goltz, Das Volk in Waffen. Seite 82.

**) Moltke, Feldzug von 1859. Seite 10.

***) Brief Moltkes an seinen Bruder Adolph 1859.

trat, getreu dem Grundsatze, daß „ein General, welchem auch ein Subalternoffizier einen guten Rat giebet, davon profitieren muß, allermassen ein rechtschaffenes Mitglied des Staates, wenn es auf den Dienst des Vaterlandes ankommet, sich selbst vergisset und auf das wahre Wohl der Sachen siehet, ohne sich zu embarassieren, ob dasjenige, so ihn dahin leitet, von ihm selbst oder von einem anderen komme, dafern er nur sonst seinen guten Endzweck dadurch erreichet.“*)

In erster Linie stand dem König der General v. Winterfeldt nahe. Schon im Zweiten Schlesischen Kriege war er der Vertraute des Königs, in dessen Pläne und Absichten eingeweiht, stets da verwendet, wo ein persönliches Eingreifen im Sinne des obersten Kriegsherrn nötig erschien. „Seine Fähigkeit, des Königs Ideen rascher zu erfassen, als die große Mehrheit, hat das feine Verständnis zwischen beiden herbeigeführt, in dem sich ihre Gedanken häufig ohne vorherige Aussprache begegneten. Das alles befähigte den General in außergewöhnlicher Weise zum ersten Gehilfen des Königs in allen Armeeangelegenheiten sowie zur Ausführung selbständiger Aufträge.“**)

Er war an den Plänen des Königs bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges durch Mitarbeit beteiligt, mit ihm stand der König während des ganzen Winters 1756/57 im Briefwechsel über die zu ergreifenden Maßregeln.

Gleichzeitig zog Friedrich II. den bewährten Feldmarschall Schwerin zu diesen Beratungen heran, dessen europäische Berühmtheit, echtes Soldatentum und reiche Kriegserfahrung er hoch schätzte.

Brieflich und mündlich***) trat der König mit beiden in Verbindung, um den Feldzugsplan für das Jahr 1757 festzulegen. Der Erfolg war der, daß der große König „angeregt durch Winterfeldt, unterstützt durch die Ratschläge Schwerins in rastloser Gedankenarbeit zu einem Feldzugsplan von höchster Kühnheit gelangte. Mußten anfänglich die Auffassungen des Staatslenkers, der stets die Gesamtlage vor Augen hatte, vor der seiner Generale in ihrem lediglich soldatischen Denken abweichen, so nahm dann der Königliche Feldherr ihre Gedanken auf und gestaltete sie weiter zu der größten Kriegshandlung des Jahrhunderts, die ihr Ziel in der Zertrümmerung der österreichischen Heeresmacht suchte“.†)

Der König war sich wohl bewußt, welchen Wert solcher Gedankenaustausch für ihn hatte. Schmerzlich empfand er den Mangel einer Aussprache, als der Krieg ihm seine begabtesten Generale genommen hatte. Nach Winterfeldts Tode brach Friedrich in die Worte aus: „Wider der Menge meiner Feinde werde ich Mittel ausfinden können, aber ich werde keinen Winterfeldt wieder kriegen.“ Sein persönliches Ver-

*) Friedrich der Große. Generalprincipia vom Kriege. XXV. Art.
**) Generalstabswerk, IV. Band. Seite 240.
***) Besprechung in Haynau am 29. Januar 1757.
†) Generalstabswerk, II. Band. Seite 52.

hältnis zu diesem Manne zeigt der Ausspruch: „Er war mein Freund, er war ein guter Mensch, ein Seelenmensch.“*)

In gewissem Sinne hatten beide Generale eine Einwirkung auf den König, die an die beratende Stellung eines Generalstabschefs erinnert, aber ihr Einfluß beschränkte sich meist auf die Zeit vor dem Kriege. Im Feldzuge selbst hatten sie selbständige Aufträge und waren nur selten in der unmittelbaren Nähe des Königs.

Nach ihrem Tode blieb der König allein, obgleich ihn während des Siebenjährigen Krieges ein zahlreiches Gefolge ins Feld begleitete.**)

Zu dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau hat der König nie in einem derartig nahen Verhältnis gestanden. Es hat den Anschein, als ob der „Alte Dessauer“

---

*) Koser, Friedrich der Große. II. Band. Seite 68.

) Das Große Hauptquartiar **1756:

Oberbefehl: Se. Majestät der König.

Generaladjutant: Oberst v. Wobersnow mit 1 Sekretär.

9 Flügeladjutanten.

Generalquartiermeister: Generalleutnant Graf Schmettau und 1 Adjutant.

Quartiermeisterleutnant: Major v. der Oelsnitz.

Capitaine des guides: Kapitän v. Gaudi.

3 Brigademajore.

6 Ingenieuroffiziere.

2 Feldjäger zu Pferde.

Geheimes Kabinett: Geh. Kabinettsrat Eichel, 1 Kriegsrat, 1 Geheimsekretär, 2 Kopisten.

Im Hauptquartier anwesend:

F. M. Keith,
Gen. d. Inf. Prinz von Preußen,
Gen. Major Prinz Heinrich in Preußen,
Gen. Major Prinz Ferdinand in Preußen
} mit je 1 Adjutanten.

Feldkriegskasse: 1 Feldkriegszahlmeister.

Generalstabsbediente: Oberauditeur, Generalpolizeimeister, Feldscharfrichter mit Gehilfen, Generalstabsfourier, Stabsfourier, Generalwagenmeister, evangelischer Feldpropst, katholischer Feldpater.

Feldpostamt: 1 Feldpostmeister.

Artillerietrain: 2 Offiziere (einschl. 1 Artilleriestallmeister).

Lazarettwesen: 1 Direktor, 1 Generalchirurg.

Feldproviant- und Magazinwesen: 1 Oberst.

Feldbäckerei-, Backofen-, Mehlkarrenfuhrwesen: 1 Major.

Das Große Hauptquartier **1757:**

Oberbefehl: Se. Majestät der König.

2 Generaladjutanten.

12 Flügeladjutanten.

Generalquartiermeister: Generalleutnant Graf Schmettau.

Generalquartiermeisterleutnant: Oberstleutnant v. der Oelsnitz.

Capitaine des guides: Kapitän v. Gaudi.

4 Quartiermeisterleutnants.

1 Brigademajor.

6 Ingenieuroffiziere.

2 Feldjäger zu Pferde.

Geheimes Kabinett: Geh. Kabinettsrat Eichel, 1 Kriegsrat, 2 Sekretäre und Unterpersonal.

Feldkriegskasse: 1 Feldkriegszahlmeister, 1 Kassierer, 1 Kassenschreiber.

Generalstabsbediente: Wie 1756.

Hoffeldpostamt: 1 Feldpostmeister.

Kommandeur der Artillerie: Oberstleutnant v. Moller, zugeteilt 1 Feuerwerksmeister und 1 Feuerwerksleutnant.

Artillerietrain: Wie 1756.

Lazarettwesen: " "

Intendant: Generalmajor v. Retzow.

Feldkriegskommissariat: 1 Oberst.

Feldproviant- und Magazinwesen: 1 Major.

versucht hat, den jugendlichen, Feuer und Leben sprühenden König in militärischen Dingen zu belehren. Auch beanspruchte er die Autorität, die er unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. besessen hatte; deshalb hat sich wohl der König bei aller Anerkennung seiner Tapferkeit und Talente eine gewisse Zurückhaltung dem Fürsten gegenüber auferlegt.

Zu seiner unmittelbaren Unterstützung verwendete der König außer seiner Umgebung vor allem die General- und Flügeladjutanten.

Schon im Frieden hatte er sie bei Besichtigungsreisen und in Manövern für ihren Dienst vorgebildet. Im Kriege benutzte er sie zu Erkundungen von Wegen, zu Führern von Marschkolonnen und zur Übermittlung mündlicher Befehle in der Schlacht.

Mehrfach schickte der König seine Adjutanten als Nachrichtenoffiziere zu Armeeteilen, die selbständig operierten, oft sogar wurde ihnen die eigentliche Leitung auf einem entfernteren Kriegsschauplatze übertragen, obgleich den Oberbefehl ein älterer General dem Namen nach führte. Hierdurch erregte der König bei seinen Untergebenen des öfteren Unwillen, insbesondere bei den Prinzen des Königlichen Hauses. Prinz Heinrich soll sehr eifersüchtig auf die Flügeladjutanten des Königs und stets darauf bedacht gewesen sein, den Schein völliger Selbständigkeit zu wahren. Auch wenn ihm die Verhältnisse über den Kopf wuchsen, ließ er sich nie den Rat eines Flügeladjutanten gefallen.

Der Prinz von Preußen, dem bei seiner Armeeführung nach der Schlacht bei Kolin der Generaladjutant v. Winterfeldt zugeteilt war, sah in diesem einen persönlichen Feind und ging nicht auf dessen Rat ein.

Bei solchen Aufträgen wurde vielleicht nicht genügend erwogen, daß es stets ein unsicheres Verhältnis bleibt, wenn ein Mann in untergeordneter Stellung zur Leitung der Dinge berufen wird, während ein anderer, im Range höher Gestellter oder an Jahren Älterer, die Verantwortung dafür übernehmen soll.

Des öfteren erhielten Adjutanten des Königs auch völlig selbständige Aufträge. Zum Beispiel wurde im April 1757 der Flügeladjutant Oberstleutnant v. Mayr mit zwei Freibataillonen und zwei Husaren-Eskadrons zur Zerstörung österreichischer Magazine entsendet, die im Pilsener Kreise angelegt waren. 1759 erhielt der Generaladjutant v. Wobersnow einen ähnlichen Auftrag, indem er mit 5 Bataillonen und 25 Schwadronen von Schlesien aus russische Magazine in Polen aufheben sollte. Einen unglücklichen Ausgang nahm die unter dem Generaladjutanten v. Fink ausgeführte Operation bei Maxen.

Neben seinen persönlichen Adjutanten verwendete der König noch den sogenannten Quartiermeisterstab.

Die Auswahl und die geringe Ausdehnung der Schlachtfelder in der damaligen Zeit machten eine Unterstützung des Feldherrn durch besonders ausgebildete Offiziere

zwar selten erforderlich, dennoch vermißte man sie schon damals bei Erkundungen des Geländes, in dem die Truppe lagern, marschieren und fechten sollte. Der König bedauert in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges den Mangel eines guten und zahlreichen Quartiermeisterstabes. Die Zahl der hierfür ausgebildeten Offiziere war allerdings während des Krieges auf zwei hinuntergegangen.

Die Tätigkeit dieser Offiziere war aber noch keineswegs die heutiger Generalstabsoffiziere. In diesem Sinne war Friedrich II. sein eigener Generalstabschef und führte auch vielfach die Dienstverrichtungen der Generalstabsoffiziere niederen Grades selbst aus. Alle Entwürfe für die Kriegshandlung, alle Befehle und Weisungen an die Unterführer gab der König mündlich oder fertigte sie selbst an.

Persönlich erkundete er das Schlachtfeld vor großen Entscheidungen, persönlich ordnete er an, was er für nötig hielt.

Bei Hohenfriedeberg klärte der König selbst auf, bei Lobositz ritt er mit dem Feldmarschall Keith, dem Thronfolger und den beiden braunschweigischen Prinzen früh auf Erkundung aus. Bei Prag begrüßten ihn die feindlichen Kanonenkugeln, als er auf dem Höhenrande östlich Prosek die ganze feindliche Stellung mit dem Glase übersah, vor Kolin brachte er mit sämtlichen Generalen lange Zeit mit Besichtigung das Geländes zu. Auch bei Roßbach und Leuthen beobachtete er unter dem Schutze vorgeschobener Husaren den Feind, den er angreifen wollte. Der König sah selbst, er verließ sich darin auf niemanden.

Nachdem die Generale, wenn angängig, zu solchen Erkundungen mit im Gelände gewesen waren, erhielten sie von ihm mündlich ihre Weisungen.

Vor Hohenfriedeberg gab er 2° Morgens an alle versammelten Generale seinen Befehl aus. Als der Entschluß zum Angriff bei Kolin gereift war, beschied König Friedrich die Generale in das von ihm benutzte Zimmer im oberen Stockwerk des Gasthofes „Goldene Sonne“ zum Empfang des Angriffsbefehles. Der König wies ihnen dabei die in Betracht kommenden Punkte im Gelände und fragte, ob er verstanden sei. Als dies bejaht wurde, entließ er die Generale zu ihren Truppen. Ähnlich war es fast bei allen seinen Schlachten, vor allem dürfte die Ansprache des Königs bei der Befehlsausgabe am Vorabend von Leuthen hervorzuheben sein.

Für den Quartiermeisterstab hatte sich der König 12 Offiziere ausgesucht, die ein besonderes Talent für diesen Dienst zeigten. Sie waren im Aufnehmen, Abstecken von Lagern, Befestigen von Dörfern, Bau von Feldbrücken unterwiesen. Sie lernten Marschkolonnen zu führen, besonders auch Flüsse, Sümpfe und schwieriges Gelände zu erkunden.

Im Sommer 1757 erließ der König eine Instruktion für seine Quartiermeister, die hauptsächlich die Grundsätze für Festungsbau und Anlage verschanzter Lager enthielt. „Castrametrie“ nannte der König diese Kunst, auf die er großen Wert legte.

Ähnlich wurden die Feldingenieure verwendet. Sie erhielten im Jahre 1758

besondere Anweisungen von des Königs Hand und hatten hiernach Gelände aufzunehmen, Lagerplätze und Wege zu erkunden.

Der Siebenjährige Krieg zeigte als eine neue Dienststellung im Stabe die der Brigademajors. Sie waren höhere Adjutanten im Range von Hauptleuten und Leutnants. Ihre Obliegenheiten bestanden in der Aufstellung von Marschrouten, Tageslisten, Rapporten, Verpflegungsliquidationen, im Empfang der Parole und in der Regelung des Wachtdienstes im Lager.

Schwieriger ist es, sich ein Bild davon zu machen, wie das Ineinandergreifen der verschiedenen Verpflegungsbehörden vor sich ging. Neben den Feldkriegskommissariaten auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen befand sich bei der Armee noch der Generalintendant, der allerdings nicht immer im Hauptquartier anwesend war. Bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges bekleidete diese Stelle der Generalmajor v. Retzow, dem der König besonderes Vertrauen entgegenbrachte. Eine ähnliche Stellung hatte im Zweiten Schlesischen Kriege der Generalmajor Frhr. v. der Goltz unter dem Titel „Generalkommissarius“ innegehabt.

Die übrigen im Hauptquartier anwesenden Behörden hatten für die einzelnen Dienstzweige besonders abgegrenzte Befugnisse. Die Feldjäger wurden außer zu diplomatischen Aufträgen auch zur Befehlsüberbringung verwendet.

Einen wichtigen Teil des Hauptquartiers bildete das Kabinett des Königs, dem der Geheime Kabinettsrat Eichel vorstand. Das war das Bureau des Königlichen Feldherrn für alle inneren und äußeren Angelegenheiten.

Eichel arbeitete jeden Morgen mit dem König und genoß diese Vertrauensstellung seit dem Ersten Schlesischen Kriege. Der französische Gesandte schrieb in einem Bericht, Eichel sei die einzige Person, die um alle Staatsgeschäfte wisse. Der König hat es ausgesprochen, daß er nur einen Sekretär habe, von dessen Treue er überzeugt sei.

Während der behutsame, etwas pedantische Sekretär zunächst eine gewisse Zurückhaltung gegen seinen genialen Herrn zeigte, wurde er später durch tägliche Berührung mit Bewunderung für den Helden, für den Menschen Friedrich erfüllt. „Vielleicht hat Niemand in der Umgebung, Winterfeldt ausgenommen, sich so ganz auf des Königs Standpunkt zu stellen vermocht, so vorbehaltlos mit den abstoßenden Härten eines schwierigen Charakters sich zu versöhnen, und so gläubig dem Fluge des Genius zu vertrauen gelernt, als die schlichte Seele dieses treuen, überbürdeten, ganz im ewigen Gleichmaß des Dienstes aufgehenden Mannes.“ *)

Der König soll zwar in seinen Kabinettssekretären nie mehr als seine Schreiber gesehen haben; aber Eichel kam bei so manchem Anlaß in die Lage, bei seinem Gebieter Ratschläge anzubringen, „seinen bescheidenen Anmerkungen ganz gnädige Aufnahme zu verschaffen.“

*) Koser, Friedrich der Große, I. Band. Seite 318.

Die persönlichen Bedürfnisse des Königs waren gering und erforderten verhältnismäßig wenig Personal in seinem Hauptquartier. Wenn sich der König nicht in einem Hause einquartierte, ruhte er in seinem Zelt im Mittelpunkt des Lagers seiner Truppen, schlief im Reisewagen, wie vor der Schlacht bei Lobositz oder begnügte sich mit einem Strohsack, wie er ihn, erschöpft an Leib und Seele, nach der Niederlage von Kolin als Ruhelager aufsuchte. Für seinen persönlichen Dienst hatte Friedrich meist einen oder zwei Pagen um sich.

So störte es den König wenig, als in der Schlacht bei Soor das preußische Lager von Reitern des Feindes geplündert wurde. Bagage, Kriegskasse, Kleider, Wäsche, Pferde, Windspiele, Bücher und Flöte gingen dabei verloren. Die Kabinettskanzlei fiel in Feindeshand, Eichel wurde gefangen, konnte aber die wichtigsten Papiere vernichten, ehe der Feind davon Gebrauch zu machen imstande war.

Neben den im Hauptquartier anwesenden Prinzen, befanden sich dort noch mehrfach einer der Feldmarschälle, einer der Minister, vor allem Podewils und Gesandte verbündeter Staaten.

1741 begleitete der französische Marschall Belle-Isle mit Gefolge den Stab des Königs, später befand sich lange Zeit der englische Gesandte Mitchell im Kriegslager. Ihn fand man sogar in mehreren Schlachten unmittelbar an der Seite des Kriegsherrn.

Wie alle Menschen bedurfte auch Friedrich der Große ab und zu der Zerstreuung und der Ruhe für seinen unermüdlich tätigen Geist. Er las viel, musizierte selbst und zog im Jahre 1758 einen Schweizer, Henri de Catt, in seine Umgebung, der ihm als Vorleser diente. Der König fand an dem gewandten, unterrichteten und dabei bescheidenen, taktvollen Gesellschafter Gefallen und befahl ihn außer zum Vorlesen des öfteren mehrere Stunden des Abends zur Unterhaltung.

Die Zeiten der Ruhe im Winter nutzte der König, soweit er nicht militärisch beschäftigt war, meist dazu aus, seinen vielseitigen geistigen Interessen zu leben.

Im Winter 1760/61 befand sich der König in Leipzig, lebte gesellig, hatte sich den Marquis d'Argens aus Berlin eingeladen, seine Neffen, der 16jährige Thronfolger und der jüngere Prinz Heinrich, leisteten ihm Gesellschaft. Die Professoren der Universität zog er zur Unterhaltung heran, wobei Gellert Anerkennung für seine Fabeln erntete. Abends spielte die aus Berlin herbeigerufene Kapelle, und König Friedrich beteiligte sich ab und zu mit der Flöte.

Der Überblick über die verschiedenen Elemente in der Umgebung des Königs zeigt, daß es nicht ein einheitlicher Stab war, der Friedrich II. ins Feld begleitete. Er holte sich seine Mitarbeiter nach Bedarf, sie hatten aber nur geringen Teil an den großen Entwürfen. Er blieb der Mittelpunkt des Kreises, er war es, der die Befehle erteilte, der sich um alles kümmerte, er befaßte sich mit Verpflegung, Ersatz, Artillerie und Geniewesen. Er erhob sich 4⁰ Morgens, stieg zu Pferde, beritt alle Posten, gab persönlich seine Anweisungen, empfing selbst alle Berichte und Meldungen

und beantwortete sie in rastloser Arbeit, kurz in allem und jedem sehen wir sein leuchtendes Auge wachen zum Wohle seines Staates und seiner Armee. Daneben verschwanden die Leute seiner Umgebung, sie waren treue Arbeiter, die jeder an seiner Stelle nach den Angaben des Königlichen Herrn ihren Dienst versahen. Die Führung der Feldzüge des großen Königs trug ein rein persönliches Gepräge.

Napoleon.

Als durch die Massenaufgebote der französischen Revolution die Größe der aufgestellten Truppenmassen wesentlich zugenommen hatte und Napoleon an die Spitze der französischen Armeen trat, mußten sich die Anforderungen an die Führung naturgemäß steigern.

Napoleon blieb die Seele von allem, er entwarf allein die Operationen, er „hatte in dem Ganzen seiner Pläne weder Ratschläge noch Feldzugspläne nötig; niemand kannte seine Gedanken und die Pflicht seiner Untergebenen war, zu gehorchen."*)

Es erübrigt hier, auf alle die seltenen Feldherrneigenschaften dieses „europäischen Kriegsgottes" näher einzugehen. Es seien nur kurz die Seiten seines Charakters zur Sprache gebracht, die in dem Verhältnis des Kaisers zu seiner Umgebung besonders hervortraten.

Napoleon war vor allem von einem festen Vertrauen auf sich und seinen Stern beseelt, und dieses Vertrauen auf die eigene Überlegenheit teilte sich auch seinem Stabe mit. Jedermann war überzeugt davon, daß der Kaiser die Mittel finden würde, die den Erfolg verbürgten, und infolgedessen waren seine Unterorgane bereit, ihr Bestes zu leisten.

In seinem Stabe verwendete Napoleon nur Offiziere, die sich durch ihre Tüchtigkeit irgendwie ausgezeichnet hatten. Für wichtige Aufträge suchte er sich besonders dafür befähigte Leute aus und hat dabei fast stets eine große Menschenkenntnis bewiesen.

Der Kaiser war in seinem Wesen schroff und kurz angebunden; konnte jedoch auch große Liebenswürdigkeit zeigen, wenn er wollte. Die Schärfe im Ton zeigte sich vor allem im Unglück, und sie kennzeichnet sich auch in den harten Urteilen, die der entthronte Imperator auf St. Helena über einen Teil seiner Marschälle und Generale gefällt hat.

Durch seine Verschlossenheit, zum Teil sogar durch ein geheimes Mißtrauen gegen fast alle Männer seiner Umgebung machte sich stets ein Abstand zwischen ihm und allen übrigen fühlbar. Er blieb in allen Lagen der Kaiser. Selbst Berthier erschien nie anders vor ihm als in vollem Anzuge, in hohen Stiefeln, mit Hut und Säbel, am Tage wie in der Nacht, im Schloß wie im Biwak, obgleich er bis zu siebzehn Mal in einer Nacht zum Kaiser gerufen wurde. Seine Ehrfurcht

*) Berthier an Ney, 1807 vor Pr.-Eylau.

drückte sich auch darin aus, daß er beim Empfang von Befehlen ganze Strecken mit entblößtem Haupte neben seinem Herrn herritt.

Napoleon war unnahbar selbst gegen seine Verwandten. Je mehr er unbedingte Unterwürfigkeit forderte, desto unzugänglicher wurde er jedem Widerspruche, desto weniger konnten Einwendungen gegen seine Anordnungen gewagt werden.

„Man begnügte sich damit, ihn anzuhören, und ihm zu gehorchen, ohne ihn auf irgend etwas davon aufmerksam zu machen, was einem, der so beschäftigt war, wie er, wohl erlaubt war, zu vergessen."*)

Vergeblich hat ihm der sterbende Lannes 1809 warnend zugerufen: „Du hast jetzt einen großen Fehler begangen und obgleich er Dich Deines besten Freundes beraubt, so wird er Dich doch nicht ändern. Dein Ehrgeiz ist unersättlich, er wird Dich verderben, Du opferst ohne Schonung, ohne Notwendigkeit die Männer, die Dir am besten dienen und wenn sie sterben, bedauerst Du sie nicht. Du hast um Dich nur Schmeichler, ich sehe nicht einen Freund, der es wagt, Dir die Wahrheit zu sagen. Man wird Dich verraten, man wird Dich verlassen, eile Dich, diesen Krieg zu beenden, das ist der allgemeine Wunsch. Du wirst niemals mächtiger sein, aber Du kannst sehr viel mehr geliebt sein."**)

Wenn sich schon hierin ausspricht, wie unterwürfig die Umgebung des Kaisers war, als er noch auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, so war seine Verschlossenheit und seine Stellung auf einsamer Höhe noch bemerkbarer im Unglück. Wir möchten wünschen, „daß des Kaisers Vertraute, oder, um dieses auf ihn wohl nicht anwendbare Wort zu vermeiden, daß seine Umgebung uns auf dem Rückzuge aus Rußland in seiner Seele lesen ließe. Ihre Aufzeichnungen zeigen, daß sie dieses nicht vermocht haben. Ihnen verschloß sich seine Seele in den Tagen des Unglücks. Er war bleich, aber sein Antlitz war ruhig, nichts in seinen Zügen, was seine moralischen Leiden durchblicken ließ. Er vermochte sich nicht zu erheben zu jener göttlichen Gabe geistiger Freiheit, die einem Friedrich erlaubte, zu sagen, was er leide."***)

Durch seine eigene unendlich große Arbeitskraft angetrieben, verlangte der Kaiser auch von seiner Umgebung das höchste Maß von Leistung. Rücksichtslos gegen sich, war er auch rücksichtslos gegen seine Umgebung. Sein Stab hatte hierunter des öfteren zu leiden, wenn auch eine gewisse Rücksichtslosigkeit zweifellos eine notwendige Eigenschaft des tüchtigen Soldaten ist.

In angespanntester Tätigkeit begann General Bonaparte seine Laufbahn 1796

---

*) Savary, Mémoires V. Seite 273.

**) Gohier, Mémoires II Seite 108.

***) Yorck v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr II. Band. Seite 191.



in Italien. Er schrieb an das Direktorium: „Mein Leben hier ist unbegreiflich, ich komme ermüdet an, muß die ganze Nacht wachen, um Verwaltungssachen zu erledigen und mich überall hinbegeben, um Ordnung zu schaffen.“ Ganz besondere Tätigkeit entfaltete der Kaiser im Beginn des Feldzuges 1809. „Beständig in Bewegung, immer auf dem jeweilig wichtigsten Punkte anwesend, kaum je dem Schlafe, der Nahrung einen kurzen Augenblick vergönnend, scheint er uns fast den Bedingungen des körperlichen Daseins entrückt zu sein und zeigt uns, wie gewaltig angespannter Wille und geistige Erregung die tote Masse beherrschen.“*) „Die Arbeit ist mein Element, ich bin für die Arbeit geboren und geschaffen. Ich habe die Grenzen meiner Beine kennen gelernt, ich habe die Grenzen meiner Augen kennen gelernt, ich habe niemals die meiner Arbeit kennen lernen können.“**)

Und dennoch war die Maschine, die der Imperator in Bewegung setzte, zu groß, als daß er die Leitung ganz allein hätte in der Hand halten können. Er brauchte einen Mann, der das zur Ausführung seiner großen Pläne nötige Rüstzeug beherrschte, und der bei unbedingter Zuverlässigkeit und unermüdlichem Eifer sich seinem Kaiser unterordnete.

Diesen Mann fand der Kaiser in Berthier. Seit dem Frühjahr 1796 bis zum Jahre 1814 bekleidete er die Stelle des Chefs des Generalstabes der Armee, des major général. Er war in das militärische Denken seines Gebieters, soweit dieser sich mitzuteilen für angemessen fand, eingeweiht und mit sehr umfassenden Machtvollkommenheiten versehen.

Der Kaiser hat von Berthier gesagt: „Er war eine unermüdliche Arbeitskraft; er folgte seinem General bei allen Erkundungen, auf allen seinen Wegen, ohne dadurch die Arbeit im Bureau zu vernachlässigen. Er war ein unentschlossener Charakter, wenig geeignet, den Oberbefehl zu führen, aber im Besitz aller für einen guten Stabschef nötigen Eigenschaften. Er kannte die Karte, beurteilte richtig die Tragweite eingehender Nachrichten, sorgte selbst für die Absendung der Befehle und war befähigt, die schwierigsten Bewegungen einer Armee mit Einfachheit vorzutragen.“

Berthier ist viel angefeindet, und seine Verdienste sind verkannt worden. Er war kein Feldherr und hat auch als major général Fehler gemacht, die ihm der Kaiser dann mit scharfen Worten vorwarf. Dennoch steht fest, daß Napoleon selbst die Generalstabswissenschaft des in Amerika gebildeten Generals anerkannt und nötig gehabt hat. Dafür dürfte das Wort des in der Schlacht bei Waterloo

*) Yorck v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr II. Band. Seite 51.
**) Mémorial de St. Hélène VI. Seite 272.

besiegten Imperators sprechen: „Si j'avais eu Berthier, je n'aurai pas subi ce malheur.“*)

Soult, der 1815 die Stelle des Stabschefs versah, beherrschte nicht völlig das ganze Getriebe, und technische Mängel der Befehlsübermittlung haben mit dazu beigetragen, daß die Entscheidung gegen den Kaiser fiel.

Berthier war demnach nicht ein Generalstabschef in dem Sinne, wie wir heute gewohnt sind, eine solche Stellung aufzufassen. In dem Genie Napoleons war es begründet, daß er einen Mann wie Moltke neben sich nicht zu verwenden gewußt hätte. Der Titel Berthiers „Major Général, expédiant les ordres de Sa Majesté“ bezeichnet am besten seine Tätigkeit. Unentbehrlich machte er sich durch seine Arbeitslust, seine Geduld, emsige Betriebsamkeit und offenbare Liebe zu seinem Beruf. Gewandt beherrschte er alle Einzelheiten des Armeegetriebes und war stolz, in der Geschichte als nächster Gehilfe des größten Mannes seiner Zeit genannt zu werden.

Berthier verfaßte 1796 ein Memoire über die Organisation eines Generalstabes, das die Anerkennung Bonapartes fand und als Grundlage für die Bildung des Stabes gedient hat.

Schon damals überließ ihm der Oberfeldherr die Regelung des Dienstes innerhalb des Hauptquartiers, sowie die Art, wie er die Befehle redigierte, expedierte und deren Ausführung überwachte. General Bonaparte behielt sich aber vor, ihre Ausführung zu kontrollieren, wenn er es für nötig hielt.

Die Korrespondenz Napoleons weist in der damaligen Zeit Lücken auf, die darauf schließen lassen, daß zwischen dem Feldherrn und seinem Stabschef viel mündlich besprochen wurde. Auf Grund dieser Unterredungen verfaßte sodann der major général seine Befehle und Berichte.

Das Große Hauptquartier im Jahre 1796**) zählte etwa 40 Offiziere und Beamte. Bureaupersonal von Sekretären wurde nicht verwendet, wie es später geschehen ist.

---

*) Derrécagaix, Le maréchal Berthier, I Préface. Seite 2.

**) Nach Bouvier, Bonaparte en Italie 1796. Seite 693.

Général en chef: Bonaparte.
Adjutanten: Murat, Junot, Marmont, Le Marois, Louis Bonaparte.
Generalstab: Chef: Alexander Berthier,
2 Adjutanten,
Souschef: Vignolle,
7 adjudants généraux,
13 adjoints aux adjudants généraux,
2 " à l'état-major,
Kommandeur der Artillerie: Chasseloup.
Kommandeur der Pioniere: Lespinasse.
Verwaltung: Commissaire-ordonnateur en chef: Chauvet (später Lambert),
Administrateur général des finances de l'armée: Haller,
Commissaire pour les contributions: Pinjot.
Commissaires civils du Directoire: Saliceti Garrau.

Bei der Expedition nach Ägypten*) war ein ganz auffallendes Anwachsen des Großen Hauptquartiers zu bemerken, das in der Schwierigkeit des Kriegszuges seine Erklärung findet. Da die Expedition nach Ägypten neben den militärischen auch wissenschaftliche Zwecke verfolgte, war dem Hauptquartier, das aus 1123 Personen bestand, die große Anzahl der Spezialangestellten überwiesen worden.

Aus den Leuten seiner näheren Umgebung hat sich Napoleon seine späteren Generale ausgesucht, je nach Verdienst. Der Stamm der Männer, die ihn auf dem Wege seines Ruhmes begleiteten, bestand aus 75 Offizieren, mit denen er aus Ägypten zurückkehrend bei Frejus landete.

Berthier konnte besonders in diesem Feldzuge seine umfassende Bildung und seine vielseitigen Kenntnisse zeigen, ohne jedoch seine Bescheidenheit und seine Verehrung für den Général en chef zu verlieren. Von diesem angeregt, ordnete er die Einrichtung der Lazarette an, regelte die Verpflegung, teilweise mit Hilfe eingeborener Beamten, ließ Magazine in allen Provinzen anlegen und füllen. Er errichtete Truppenteile aus der eingeborenen Bevölkerung, überwachte die Nil-Schiffahrt im militärischen Interesse, trieb Steuern ein und gab Alarmvorschriften für die besetzten Städte. Das Land

---

*) Nach Jonquière, L'expédition d'Égypte I.

Général en chef: Bonaparte mit 9 Adjutanten.
Chef des Stabes: Berthier „ 5 „
Generalstab: 11 Divisionsgenerale,
22 Brigadegenerale,
13 adjudants généraux,
16 Majore,
68 Adjutanten und Zugeteilte,
12 Leutnants.
Stab des Kommandeurs der Artillerie:
3 Brigadegenerale,
3 Majore,
16 Hauptleute,
16 Leutnants,
2 gardes principaux,
2 „ ordinaires,
4 conducteurs principaux,
21 „ ordinaires.
Stab des Kommandeurs der Pioniere:
3 Brigadegenerale,
8 Majore,
14 Hauptleute,
5 Leutnants,
1 Souslieutenant,
7 Hilfsoffiziere,
14 Sekretäre, Schreiber, Zeichner,
1 gérant, 2 gardes-magasins,
3 conducteurs en chef, 8 piqueurs.

Intendantur:
1 commissaire-ordonnateur en chef,
25 Kriegskommissare.
Sanitätswesen:
3 Officiers en chef,
30 Sanitätsoffiziere 1. Kl.,
25 „ 2. „ ,
110 „ 3. „ .
Finanzwesen:
35 payeurs généraux,
6 controleurs.
Verwaltung:
205 Verpflegungsbeamte,
142 Lazarettbeamte,
35 Bekleidungsbeamte,
20 Beamte des Artilleriefuhrwesens,
21 Transportbeamte,
22 Postbeamte.
Spezialangestellte im Hauptquartier:
21 Mathematiker, 3 Astronomen, 15 Mineningenieure, 17 Zivilingenieure, 15 Geographen, 4 Architekten, 3 Ingenieurschüler, 8 Zeichner, 1 Bildhauer, 10 Mechaniker, 3 Chemiker, 10 Sekretäre und Schreiber, 15 Konsuln und Dolmetscher, 9 Ärzte, 9 Lazarettbediente, 22 Drucker, 2 Musiker.

ließ er topographisch aufnehmen, Wege anlegen, kurz, für alle Wünsche seines Herrn wußte er Rat. Gerade hierbei zeigte es sich, daß ein so zahlreiches Personal, wie vorstehend angeführt, nötig wurde.

Die Verdienste Berthiers um die Organisation der Armee von Marengo und um das Überschreiten des St. Bernhard sind gleichfalls nicht zu unterschätzen. Bonaparte verstand es trefflich, seinen Stabschef entsprechend dessen Fähigkeiten zu verwenden. Nach Marengo führte er in des Konsuls Namen die Waffenstillstandsverhandlungen mit Melas, erhielt dann eine politische Mission nach Piemont und ging als außerordentlicher Gesandter nach Spanien, um die maritimen Verhältnisse des Landes für den Fall eines Seekrieges zu erkunden.

Die Umgebung des Kaisers Napoleon unterschied sich an Zahl und Zusammensetzung wesentlich von der des Generals Bonaparte. Schon 1805 betrug die Stärke des Kaiserlichen Hauptquartiers 400 Offiziere und Beamte, 5000 Mann und 500 Dienstpferde.

1806 blieb sich die Zahl annähernd gleich,*) 1812 und 1813 wurden sie gemäß den Bedürfnissen noch vergrößert.

Stets stand Berthier dem Kaiser am nächsten. Seine Stellung beleuchten die Umstände, daß er im Kriege stets in dem Hause untergebracht war, in dem Napoleon wohnte; auch im Biwak hatte der major général im Kaiserlichen Zelte seine Unterkunft. Täglich speiste er an der Tafel des Kaisers und fuhr fast stets mit in dessen Reisewagen. Er befand sich überhaupt ununterbrochen in der Begleitung seines Kriegsherrn, im Lager, auf dem Marsch und im Gefecht.

Dagegen fand ein Vortrag des Generalstabschefs beim Oberkommandierenden in unserem Sinne nicht statt. Fast alle Anordnungen erhielt Berthier in dieser Zeit vom Kaiser schriftlich.

Gegen die Mitglieder seines Stabes war der Fürst von Neufchatel gütig und anhänglich. Er ließ Offiziere, die unter ihm gedient hatten, nicht aus den Augen und gewöhnte sich schwer an neue Gesichter. Er zeigte Eifer und gemessenen Ernst im Gespräch mit seinen Untergebenen und war nie unhöflich oder roh im Ausdruck.

Der Beginn des Feldzuges 1809 hat gezeigt, daß Marschall Berthier selbst kein Führer war, er war in diesen Tagen als Vertreter seines Herrn der Lage nicht gewachsen. „Dennoch forderte schon seine Tätigkeit neben dem genialen Heerführer eine nicht gewöhnliche Fassungsgabe, umsomehr, da Berthier anfänglich gleichzeitig an der Spitze des Kriegsministeriums stand.“**)

Zweifellos wirft es nach alledem einen tiefen Schatten auf die Persönlichkeit Berthiers, daß er seinen Herrn und Meister, „dessen Taten auch ihm unsterblichen Nachruhm verschafften, der ihn mit Ehren und Reichtümern mehr wie jeden anderen

*) Siehe Fußnote Seite 63.

**) Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Die Armeen des ersten Kaiserreichs. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1908. 2. Heft. Seite 218.



überhäufte, im Augenblicke des Niederganges seines Glückssternes schmählich verließ."*) Er setzte im Auslande durch Selbstmord seinem Leben ein Ziel.

Die große Zahl der Mitglieder des Großen Hauptquartiers machte eine Tren-

---

Das Große Hauptquartier Napoleons im Jahre **1806**:
nach: De Philip, Étude sur la service d'État-major:

Oberkommando: Se. Maj. der Kaiser und König.

Maison de l'empereur:

Officiers généraux près de Sa Majesté:
Duroc, grand maréchal du palais,
Caulaincourt, grand écuyer,
Clarke, secrétaire de cabinet,
Corbineau, écuyer de l'impératrice,
de Gardanne, gouverneur des pages,
bei jedem 2 bis 3 Adjutanten.

Aides de camp de l'empereur:
3 Divisionsgenerale (Le Marois, Savary, Rapp),
2 Brigadegenerale (Bertrand, Mouton), mit jedem 2 bis 3 Ordonnanzoffiziere.

Officiers d'ordonnance de l'empereur:
12 Offiziere.
Außerdem 1 Stallmeister,
1 Kammerherr,
1 Capitaine (Duroc zugeteilt).

Cabinet de l'empereur:
1 Secrétaire du cabinet (General Clarke),
1 Secrétaire du portefeuille,
1 Archiviste du cabinet (Baron Faim).

Cabinet topographique de l'empereur:
Chef: Rittmeister Bacler d'Albe mit mehreren Ingenieurgeographen.

Der Große Generalstab:

Chef: Le major général, Berthier, Prince de Neufchâtel.

Persönliche Umgebung:
2 Generale zur besonderen Verfügung,
1 Genieoberst,
13 Adjutanten,
6 Offiziere der verbündeten Rheinbundstaaten.

Privatkabinett:
1 Geheimsekretär,
2 Kriegskommissare,
1 Verwaltungsbeamter für innere Angelegenheiten des Stabes,
1 Bureauchef zur Bearbeitung von Operationsbefehlen mit 6 Hilfsarbeitern.

Generalstab:
Souschef: General Andréossy,
2 Divisionsgenerale oder adjudants commandants,
4 Obersten oder adjudants commandants,
8 Stabsoffiziere,
15 Hauptleute oder Leutnants,
2 polnische Dolmetscher,
dazu: 1 Oberst als Commandant la force d'armée du quartier général,
1 Oberst und 3 Offiziere als vaguemestre général.

Topographisches Bureau:
Chef: General Sanson,
3 höhere Offiziere,
6 Ingenieurgeographen.

Kommandant des Hauptquartiers: 1 General.

Truppen im Hauptquartier: 1 Garde-Kav. Regt.

Eskorte des Kaisers und Berthiers.

1 Kompagnie des guides.

Stab des Kommandeurs der Artillerie:
General Songis mit 1 Adjutanten,
1 General als Chef des Stabes mit 2 Adjutanten,
1 General,
1 Oberst, 2 Oberstleutnants, 1 Major,
7 Leutnants.

Stab des Kommandeurs der Pioniere:
General Chasseloup mit 2 Adjutanten und 3 Ordonnanzoffizieren,
1 General als Chef des Stabes,
2 Hauptleute.

Verwaltung des Großen Hauptquartiers:
1 Sous-inspecteur aux revues,
1 Kriegskommissar mit Subalternbeamten.

Druckerei: 1 directeur, 2 traducteurs, 2 protes, 2 compositeurs, 2 pressiers.

Generalintendantur: Intendant général: Villemanzy, später Daru mit 43 Beamten.

*) Yorck v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr. II. Band. Seite 26.

nung in Staffeln notwendig, wofür mehrfach Bestimmungen getroffen wurden. Im Jahre 1813 wurde hinsichtlich der Begleitung bei Erkundungen und dienstlichen Ritten befohlen, daß dem Kaiser nur zu folgen haben: Berthier, Duroc, Caulaincourt, Bessieres, Soult, Guyot, 2 Adjutanten, 2 Ordonnanzoffiziere, 2 Dolmetscher, 1 Page, 1 Sattelknecht und der Leibmameluk.

Oft ritt der Kaiser zum Erkunden allein mit Berthier, Duroc oder Caulaincourt vor. Er scheute dabei nicht das feindliche Feuer, benutzte aber geschickt das Gelände, um sich seiner Wirkung zu entziehen und seinen Zweck dennoch zu erreichen. Alle übrigen mußten dann mit den Pferden gedeckt 500 bis 600 m weiter zurück halten bleiben.

Da Napoleon mit guten Relaispferden reiste, legte er sehr große Strecken in unglaublich kurzer Zeit zurück. Die Einrichtung der Relais lag meistens dem General Guyot ob.

Ein buntes Bild gewährte Napoleons Stab auf dem Marsche. In dem Reisewagen, der sowohl zum Arbeiten wie zum Schlafen eingerichtet war, saß neben dem Kaiser der major général oder der König von Neapel. Rechts vom Schlage ritt Caulaincourt. Er hatte zusammengefaltet die Karte des Kriegsschauplatzes auf der Brust und besaß die Schlüssel zu den Mappen der eintreffenden Kuriere. Links vom Wagen ritt Duroc, nach dessen Tode Guyot. Voraus ritten zwei Gardechasseurs, gefolgt von zwei Ordonnanzoffizieren. Hinter dem Wagen befanden sich die diensthabenden Adjutanten, Ordonnanzoffiziere, Stallmeister, Pagen, Handpferde, der Leibmameluk Rustan, ein Chasseur du portefeuille und eine Bedeckung von 1 Offizier, 24 Chasseurs.

Da der Kaiser mit Berthier im Wagen meist arbeitete und dabei seinen Willen mit Ungeduld stets ausgeführt wissen wollte, suchte jeder aus dem Gefolge dicht heranzubleiben, um des Winkes des Imperators gewärtig zu sein.

Hielt der Kaiserliche Wagen an, so saßen vier Chasseurs ab und stellten sich in einem Viereck um Napoleon auf. Der Page führte das Fernrohr, Rustan den Mantel des Kaisers, der chasseur du portefeuille hatte die Karten und Papiere bei sich, nach denen verlangt werden konnte.

Im Quartier brauchte Napoleon für sich Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kabinett, einen Raum für den Dienst und zwei Zimmer für Berthier. Im Biwak gab es fünf Zelte, welche die nötigen Räume aufwiesen.

Die Haupttätigkeit des Kaisers spielte sich im Kabinett ab. Es war stets gleich eingerichtet. In der Mitte stand ein Tisch, auf dem der Direktor seines topographischen Bureaus eine Karte des Kriegsschauplatzes auflegte. Eingesteckte Nadeln mit bunten Kuppen bezeichneten die Stellungen der Korps und des Feindes. Nachts war die Karte durch 20 bis 30 Lichter erleuchtet. Mit dem Zirkel in der Hand entwarf hier der Kaiser seine Pläne und Anordnungen.

In den Ecken des Raumes standen kleinere Tische für die Sekretäre. Völlig angezogen auf und ab gehend diktierte Napoleon seine Anweisungen mit großer Schnelligkeit. Die Sekretäre schrieben in einer Chiffreschrift nach, in deren Anwendung sie es zu einer großen Fertigkeit gebracht hatten.

Später mußten sie ihre Nachschriften wieder entziffern und abschreiben, ehe sie an die betreffende Stelle gelangen durften.

Fast der ganze militärische Schriftverkehr des Kaisers ging durch die Hände seines Generalstabschefs.

Im Hauptquartier kam die Beschäftigung für alle meist überraschend, jedermann mußte stets zur Stelle sein. Ungewöhnliche Ruhezeiten, unerwarteter Aufbruch, Abänderung der Stunden, oft der einzuschlagenden Wege und neuer Quartiere folgten einander. Oft reihte sich an das letzte diktierte Wort der trockene Befehl: „La voiture!“ oder „à cheval!“

Den inneren Dienst des Hauptquartiers leitete der maréchal du palais, Duroc. Dieser war einer der liebsten Vertrauten des Kaisers, der zu ihm manchmal mit der Freimütigkeit eines Jugendgefährten sprechen durfte. Tief betrauerte der Kaiser seinen Tod, den ihm eine Granate nach der Schlacht bei Bautzen im Gefolge seines Herrn brachte.

An seine Stelle trat Caulaincourt, dem bis dahin neben der Sorge für den Marstall sowie für die Kuriere und Estafetten auch die für das leibliche Wohl des Kaisers obgelegen hatte. Hierin soll er besonders unermüdlich gewesen sein.

Beide Großoffiziere hat Napoleon wiederholt zu politischen und anderen besonders wichtigen Aufträgen verwendet.

Die Generaladjutanten und Adjutanten des Kaisers waren seine eigentlichen Befehlsorgane. Täglich hatten zwei den Dienst, in der Schlacht alle. Auch sie erhielten ab und zu diplomatische Missionen, mußten, wenn nötig, Korps oder Divisionen in der Schlacht führen und wurden auch mit der Regierung eroberter Provinzen betraut.

Der Dienst der Ordonnanzoffiziere war sehr beschwerlich und anstrengend, dafür aber ehrenvoll. Sie waren jüngere Leute aus guten Familien, die der Kaiser meist als eine Art Nachrichtenoffiziere verwendete. Eine große Zahl war stets unterwegs, und sie genossen bei der Armee ein großes Ansehen. Kenntlich durch eine reiche Uniform, entstammten sie größtenteils der Artillerie oder dem Geniekorps, seltener der Kavallerie. Mit Vorliebe wählte Napoleon sich die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere aus den Kreisen der Royalisten, aus den Adelsfamilien des alten Königreichs, um mit ihnen auch deren Familien an sich zu fesseln.

Eine wichtige Persönlichkeit im Stabe war der Direktor des topographischen Bureaus des Kaisers. Bacler d'Albe arbeitete lange Zeit in dieser Stellung mit dem

Feldherrn und errang sich dadurch manchmal das Recht, mit Festigkeit zu widersprechen. Er war verantwortlich für das gesamte Kartenmaterial des Kaisers. Seine Haupttätigkeit fällt in das Jahr 1812, als die Karten zum Teil erst während des Vormarsches hergestellt werden mußten. Seine Ingenieurgeographen waren den vordersten Truppen zugeteilt und mußten täglich zweimal Krokis des durchschrittenen Geländes einsenden.

Bacler d'Albe war der letzte, den der Kaiser brauchte, ehe das Hauptquartier aufbrach, und mußte wieder der erste zur Arbeit sein, sobald Napoleon anlangte.

Berthier verwendete seinen Stab ganz selbständig. Er hatte meist mehr Offiziere um sich als der Kaiser selbst. Dennoch wies ihn dieser wiederholt an, sein Gefolge zu vermehren. Seine Adjutanten waren Befehlsüberbringer und Nachrichtenoffiziere. Stets mußte dauernde Verbindung zwischen den Korps, Divisionen und dem Hauptquartier bestehen.

Die eigentlichen Generalstabsoffiziere wurden auch zur Überbringung von Befehlen verwendet, ein Teil dagegen war fast nur im Bureau tätig.

Das Bureau des Generalstabes war im allgemeinen in drei Abteilungen eingeteilt. Die 1. Abteilung (1 adjudant commandant, 1 Major, 2 Hauptleute) bearbeitete operative Sachen, Truppenbewegungen, Aufklärung und Nachrichtenwesen, entwarf die Tagesbefehle, beförderte Briefe und Pakete, stellte Etats, Tageslisten, Stärkenachweisungen auf, regelte den Dienst der Offiziere und führte die allgemeine Korrespondenz. Die 2. Abteilung (1 adjudant commandant, 2 Hauptleute) hatte mit der Unterbringung des Großen Hauptquartiers, Polizei, Gendarmen, Naturalverpflegung, Beitreibungen und Sanitätsdienst zu tun, während die 3. Abteilung (1 adjudant commandant, 2 Hauptleute) sich mit Kriegsgefangenen, Deserteuren, Aushebung und Ersatz, Geldverpflegung und Justiz zu beschäftigen hatte.

Einer von Berthiers Adjutanten mußte als adjudant du jour täglich von 6° Morgens bis 6° Abends im Bureau anwesend sein, um den Chef zu vertreten.

Die Vertreter der Spezialwaffen und der verschiedenen Verwaltungszweige hatten ihre ein für allemal bestimmten Aufgaben. Hervorzuheben dürfte sein, daß die Kriegführung in Ägypten und Rußland ein ganzes Heer von Beamten nötig machte und die Wichtigkeit des Generalintendanten und seiner Organe in den Vordergrund schob.

Da im Hauptquartier Napoleons jeder einzelne nur von ganz bestimmten Dingen Kenntnis hatte, abgesehen von den wenigen höchstgestellten Personen, war es für Fremde schwer, etwas über die Truppenstellungen und Absichten zu erfahren. Auch die Generalstabsoffiziere kannten alles nur teilweise ohne den Zusammenhang des Ganzen. Dazu kam eine strenge Zensur der Presse, die verhinderte, daß Geheimnisse der Kriegführung verraten wurden.

In Zeiten der Ruhe, die in den Operationen eintraten, zeigte auch Napoleon

trotz seiner rastlosen Tätigkeit hier und da ein gewisses Bedürfnis der Ablenkung für seinen Geist. Er suchte diese dann in langen Spazierritten, bei denen er aber stets aufmerksam das Gelände betrachtete und meist von Berthier begleitet war. Auch an Entfaltung von Prunk, an Theatervorstellungen, Revuen und Paraden fand er dann Gefallen.

Aus vorstehendem geht hervor, daß Napoleon in seiner Hand alle Fäden des großen Heeresgetriebes vereinigte. Er hielt alle in Atem vom major général bis zum geringsten Sekretär. Und zwar tat er dies mit Strenge und Überlegenheit, Gehorsam und Unterwürfigkeit fordernd. Seine eigene Person stand ihm selbst im Vordergrunde. Ein vertrauteres Freundschaftsverhältnis verband den Kaiser mit keinem seiner Umgebung.

Darin dürfte nicht zum mindesten ein Grund dafür liegen, daß ihn zur Zeit seines Unterganges die größte Zahl seiner Generale verließ. Dazu kam, daß er phantastischen Zielen nachjagte und Unmögliches wollte.

Das preußische Große Hauptquartier 1806.

Bei den Gegnern des Kaisers machte sich besonders im Jahre 1806 eine unglückliche Zusammensetzung des Hauptquartiers geltend. Clausewitz hat im Scherz von einem „Kongreß" gesprochen, der berufen war, die preußische Armee zu führen.

Der König ernannte zum Oberbefehlshaber der ganzen Armee den 71 jährigen Herzog von Braunschweig, zu dessen Einsicht und Kriegserfahrung er großes Vertrauen hegte. Gleichzeitig wurde der Herzog Befehlshaber der Hauptarmee.

„Angesichts der großen Aufgabe, welche ihm geworden war, verlor er aber das geringe Selbstvertrauen, das ihm nach manchem Erfolge, aber auch nach manchem verfehlten Unternehmen noch geblieben war, vollständig. Es bildete sich um ihn ein Kriegsrat von patriotischen und ehrgeizigen, aber wenig erfahrenen und sachverständigen Männern, die sich um so ungebundener in phantastischen Plänen ergehen konnten, als sie für deren Ausführung die Verantwortung nicht zu tragen brauchten."*)

Die erste Beratung eines Operationsentwurfes für den Krieg fand in Braunschweig in Anwesenheit des aus der Umgebung des Königs entsandten Generals v. Phull, des Generals v. Rüchel und dessen Generalstabschefs Scharnhorst statt.

Es ist nicht leicht, alle die Persönlichkeiten zu nennen, die bei den weiteren Ereignissen zu mündlichen Meinungsäußerungen und schriftlichen Berichten über ihre Anschauungsweise herangezogen wurden. Auch König Friedrich Wilhelm III., der sich bei der Armee befand, hatte die unglückliche Neigung, vieler Leute Meinung zu hören, die sich des öfteren widersprachen:

Es wurden nicht nur der Herzog von Braunschweig, der Fürst Hohenlohe, General v. Kalkreuth als selbständige Führer gehört, sondern auch die Quartiermeister

*) Graf Schlieffen, „1806". Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde 1906. 4. Heft. Seite 611.

Massenbach und Scharnhorst. Aus der Umgebung des Königs wurden General v. Phull, der älteste Generalstabsoffizier der Armee, der 82jährige Feldmarschall Möllendorf, der vortragende Generaladjutant Oberst v. Kleist und dessen Generalstabsoffizier Major v. Rauch zu den „Konferenzen" herangezogen, und sogar Minister und Diplomaten wohnten militärischen Beratungen bei.

In der Regel wurde das Für und Wider der ergriffenen oder zu ergreifenden Maßregeln in den Konferenzen am 24. und 25. September, am 4. bis 6. und 10. Oktober zum Gegenstand der Besprechung gemacht.*) Wie fast immer beim Befragen eines Kriegsrates kam es auch hier nur zu halben Maßregeln, die der Führung der Armee zum Nachteil gereichten und den Geist der Truppen durch Halbheit und Unentschlossenheit verdarben.

Wenn es in diesem Kreise auch nicht an scharfen Köpfen und trefflichen Soldaten fehlte, machte sich der Führung eines Napoleon gegenüber diese Vielköpfigkeit sehr verderblich fühlbar. Am besten wird die Zerfahrenheit der politischen und militärischen Leitung im damaligen Preußen durch die Worte gekennzeichnet, die der Generaladjutant v. Kleist an den Oberst v. Massenbach in den letzten Augusttagen schrieb:

„Man weiß hier eigentlich nicht, was man will. Heute von einer Invasion bedroht, will man sich dagegen schützen, morgen will man offensiv verfahren, übermorgen wahrscheinlich wieder unterhandeln, kurz, es ist eine Konfusion, die ihresgleichen nicht hat."**)

Es seien an dieser Stelle einige Bemerkungen über die Bedeutung des Kriegsrates bei der Heerführung erlaubt.

Schon Friedrich der Große schrieb: „Der Prinz Eugen pflegte zu sagen, daß, wenn ein General keine Lust hätte, etwas zu unternehmen, kein besser Mittel sei, einen Kriegsrat zu halten. Dieses ist umsomehr wahr, als die Erfahrung zeiget, daß der mehrste Teil der Stimmen bei einem conseil de guerre allezeit für die Negative ausfallen. Ein General, welchem der Souverain seine Truppen anvertraut, muß durch sich selbst agieren, und das Vertrauen, welches der Souverain in die Meriten dieses Generals setzet, autorisiert ihn, daß er die Sache vor sich und nach seiner Einsicht mache."***)

Die Nachteile eines Kriegsrates hat auch Feldmarschall Moltke in der Einleitung zu seiner Beschreibung des Feldzuges von 1859 betont, wenn er sagt: „Man umgebe einen Feldherrn mit einer Anzahl voneinander unabhängiger Männer — je mehr, je vornehmer, ja, je gescheiter, um so schlimmer —, er höre bald den Rat des einen, bald des andern, er führe eine an sich zweckmäßige Maßregel bis zu einem gewissen Punkte, eine noch zweckmäßigere in einer anderen Richtung aus, erkenne dann

*) v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806/07, I. Band, Seite 141 ff.

**) Frhr. v. Freytag-Loringhoven, „Vor 100 Jahren", Mil. W. Bl. 1906, Oktober.

***) Unterricht Friedrichs II. für die Generale seiner Armee. II. Kap. 25.



ie durchaus begründeten Einwürfe eines dritten und die Abhilfevorschläge eines vierten, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er mit vielleicht lauter wohlmotivierten Maßregeln seinen Feldzug verlieren wird."*) Noch ein Wort Moltkes ie angeführt: „In einer beratenden Versammlung wird das Für und Wider mit so guten und unwiderlegbaren Gründen belegt, daß eines das andere aufhebt. Der positive Vorschlag hat die unzweifelhaften Bedenken gegen sich, die Negation bleibt im Recht und alles vereinigt sich auf dem neutralen Boden des Nichtstuns."**)

Trotzdem ist Moltke seinerzeit völlig unberechtigt der Vorwurf gemacht worden, er habe in seinen Feldzügen ebenfalls einen Kriegsrat nicht verschmäht. Es liegt ein großer Unterschied darin, ob der Chef des Generalstabes nach Anhörung seiner Abteilungschefs bei seinem Oberkommandierenden Vortrag hält, oder ob Kriegsrat gehalten wird. Unter „Kriegsrat" in diesem Sinne ist zu verstehen, wenn der Feldherr nicht allein die Stimme seines Stabschefs hört, sondern wenn unverantwortliche Leute, Generaladjutanten, Diplomaten und andere im Hauptquartier anwesende Ratgeber über die zu ergreifenden Maßregeln und andere militärische Dinge befragt werden.

„Der Führer eines Heeres wird in den allermeisten Fällen des Beirates nicht entbehren wollen. Dieser kann sehr wohl das Resultat gemeinsamer Erwägung einer kleineren oder größeren Zahl von Männern sein, deren Bildung und Erfahrung sie vorzugsweise zu einer richtigen Beurteilung befähigt. Aber in dieser Zahl schon darf nur eine Meinung zur Geltung kommen. Die militärisch-hierarchische Gliederung muß der Unterordnung auch des Gedankens zu Hilfe kommen. Dem Kommandierenden darf nur diese eine Meinung vorbehaltlich seiner eigenen Prüfung und nur durch den einen dazu Befugten vorgetragen werden."***)

Am schlimmsten für den Feldherrn ist eine nicht auf dem Kriegsschauplatz befindliche Oberleitung, die ihn von der Heimat aus von Fall zu Fall am Gängelbande führt. Durch den Hofkriegsrat in Wien haben die österreichischen Heerführer zu allen Zeiten seines Bestehens nur Schaden gehabt, und zur Zeit der Kabinettskriege des 17. und 18. Jahrhunderts konnten die von allerhand Vorschriften abhängigen Führer nie verantwortungsfreudig zu energischen Entschlüssen gelangen.

Zum Untergang des preußischen Heeres trug es ferner bei, daß die Führer von 1806 nicht die geistige Beweglichkeit hatten, sich unvorhergesehenen Verhältnissen anzupassen und dadurch auf Berater angewiesen waren, deren Fähigkeiten selbst nicht außer Zweifel standen. Hierher gehört vor allem die Stellung des Fürsten Hohenlohe zu seinem Stabschef, dem Obersten v. Massenbach. Massenbach, dessen unglückselige Rolle 1806 hinreichend bekannt ist, besaß den größten Einfluß auf den Fürsten, dessen unbegrenztes Vertrauen ihn die Mängel seines Stabschefs nicht erkennen ließ.

*) Moltke, Feldzug von 1859, Seite 10.
**) Moltke an seinen Bruder Adolph, Juli 1859.
***) Moltke, Feldzug von 1859, Seite 10.

Neben einer in völlig falsche Bahnen geleiteten Phantasie, die die Dinge nur so sah, wie er wollte, und neben offenbarer Unfähigkeit für seinen Posten besaß Massenbach aber eine „selbstgerechte Eitelkeit, welche unaufhörlich ihn selbst als den einzig Klugen, den einzig Tugendhaften ausschrie."*)

Da der Fürst die Persönlichkeit seines Ratgebers nicht erkannte, vermochte er die ihm vorgelegten Pläne nicht auf ihre Richtigkeit zu prüfen, sondern vertraute ihm zu seinem Verderben blind bis zum Ende.

Massenbachs betrübende Einwirkung zeigte sich nicht nur in der Aufstellung unmöglicher Pläne, die für militärische Beurteiler teilweise unverständlich sind, sondern durch die Unfähigkeit, dafür zu sorgen, daß die Geschäfte in seinem Stabe einen geregelten Gang nahmen. Mehrfach trafen durch seine Schuld Befehle verspätet ein, so daß sie überhaupt nicht mehr, oder nur durch große Anstrengungen der Truppe ausgeführt werden konnten. Ja, es kam sogar vor, daß man völlig vergaß, an alle Truppenteile Befehle auszufertigen.

Als der König am 12. Oktober das Lager der Hohenloheschen Armee besuchte, fehlte die ganze Division Grawert, weil man vergessen hatte, ihr den Befehl zu senden.**)

Mißhelligkeiten persönlicher Natur entstanden im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig aus politischen und militärischen Gründen. Sogar Scharnhorst entzweite sich mit dem Herzog, dem er seit dem 22. September als Quartiermeister zugeteilt war. „Es mag zu scharfen Auseinandersetzungen gekommen sein, da Scharnhorst seine Vorschläge abgelehnt sah und bei der fortdauernden Entschlußlosigkeit das Schlimmste befürchten mußte."***)

Bei der Verwirrung und Ratlosigkeit in den höchsten Stellen der Armee bildeten naturgemäß die ersten Mißerfolge eine üble Vorbedeutung. Nach dem Gefecht bei Saalfeld verschlechterte sich die Stimmung, die Ratlosigkeit wurde schlimmer und die Niedergeschlagenheit so allgemein, daß der Fürst Hohenlohe dem König den Vorschlag machen ließ, bis hinter die Elbe zurückzugehen.

Der Geist, der bei der Führung herrschte, übertrug sich sehr schnell auf die Truppe, die an sich schon durch Hin- und Hermärsche sowie Verpflegungsschwierigkeiten zu leiden gehabt hatte.

Kein besseres Beispiel als 1806 läßt sich wohl anführen dafür, daß die Verhältnisse in den Führerstellen das nationale Unglück, wenn nicht allein, so doch in hohem Grade verschuldeten. Die Truppe schlug sich tapfer, aber es fehlte an der Spitze der Feldherr, der mit seinen Getreuen als ebenbürtiger Gegner Napoleons die Leitung des Ganzen in der Hand hielt.

*) Lehmann, I. Band, Seite 417.

**) v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg 1806/07, I. Band, Seite 288.

***) Ebenda, Seite 268.

Das Hauptquartier der Schlesischen Armee in den Befreiungskriegen.

Ein ganz anderes Bild zeigt uns das Hauptquartier der Schlesischen Armee in den Befreiungskriegen.*) Neben dem engeren militärisch zusammengesetzten Stabe befanden sich in Blüchers Umgebung zahlreiche russische Ordonnanzoffiziere. Ferner war anwesend der Bergrat v. Raumer wegen seiner Kenntnisse der Schlesischen Gebirge, Kammergerichtsrat Eichhorn, ein früherer Schillscher Offizier, Professor Steffens, der Lützower Häckel, Jahn und andere Leute, die sich, von Vaterlandsliebe beseelt, freiwillig im Hauptquartier als geschäftskundige Beamte oder Gehilfen in der Schreibstube nützlich machten.

„Es war das allmähliche Werden einer neuen Kriegsweise, der wir im Feldzuge 1813 bei der Schlesischen Armee begegnen, einer Kriegsweise, die zu Napoleons Sturze wesentlich beigetragen hat, weil sie sich seine eigenen Grundsätze anzueignen und diese noch zu erweitern verstanden hat."**)

Hier war der Feldherr das unerreichte Vorbild der Verantwortungsfreudigkeit. In dieser lag sein eigenstes Verdienst, das ihm ungeschmälert verbleibt, wenn auch die operativen Gedanken des Schlesischen Hauptquartiers meist Gneisenaus Kopfe entsprangen. Blücher war mehr als ein „bon sabreur", er verband mit großer Kriegserfahrung und gesundem, scharfem Urteile große Menschenkenntnis und einen eisernen Willen. Er fand seine volle Ergänzung in dem ebenso ausgezeichneten als bescheidenen Generalstabschef, der seine hohen Gaben unter einem solchen Führer ungehindert zu entfalten vermochte. Seinen kühnen Plänen schenkte Blücher volles Vertrauen, und wenn es auch ein Gneisenau bedauert hat, sich nicht selbst als Feldherr betätigen zu können, so hat er sich doch zu bescheiden gewußt. Er war zweifellos der erste, der die Stellung des Generalstabschefs zu dem gemacht hat, was wir später in noch vollendeterer Weise am Feldmarschall Moltke zu bewundern haben.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß sich später nur selten mit vollständiger Sicherheit wird feststellen lassen, in welcher Weise und in welchem Verhältnis der Feldherr und sein Generalstabschef an den einzelnen Entschlüssen beteiligt gewesen sind. Gneisenau hat außer seinen Briefen keine Aufzeichnungen hinterlassen. Jedenfalls steht fest, daß Gneisenau, oft nach vorheriger Besprechung mit Müffling, dem

*) Nach Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Aufklärung und Armeeführung:
Oberkommandierender: General der Kavallerie v. Blücher.
Chef des Generalstabes: Generalmajor Neithardt v. Gneisenau.
Generalquartiermeister: Oberst v. Müffling.
6 Generalstabsoffiziere.
6 Adjutanten.
Chef der Ingenieure: General v. Rauch.
Kommandant des Hauptquartiers.
Generalkriegskommissar: Staatsrat Ribbentrop.
3 zugeteilte russische Offiziere.

**) Ebenda.

Feldmarschall fast täglich, immer aber vor wichtigen Entscheidungen Vortrag hielt. Bei dem Vortrag waren meist der Generalquartiermeister und der erste Adjutant zugegen. Es wurden aber auch andere Offiziere zugelassen, wenn sie dem Feldmarschall Unterschriften vorlegen oder besondere Vorträge halten mußten. Blücher erfaßte einen vorgetragenen Kriegsplan rasch und hat keinen Plan ohne Verständnis zu dem seinen gemacht. Das Verhältnis Blüchers zu seinem Ratgeber Gneisenau war eng vertraulich, es war einzig in seiner Art. Schon weil beider Naturen ähnlich waren, beide kühn, leidenschaftlich, frisch, ging der Feldmarschall wohl meist auf die ihm gemachten Vorschläge ein, sein Verständnis dafür kam Gneisenau schon auf halbem Wege entgegen, und wenn dann Blücher etwas als richtig erkannt, einen bestimmten Entschluß gefaßt hatte, dann übernahm er freudig die volle Verantwortung und trat für rücksichtslose Durchführung ein.

Das ist es wohl, was Goethe an ihm „bewußt und groß“ genannt hat.

Welch wohltuenden Gegensatz bieten diese beiden Freiheitskämpfer gegen den Fürsten Hohenlohe und seinen Quartiermeister, wie ähnelt das hier angewendete Verfahren bereits dem später im Stabe König Wilhelms I. geübten Brauche! Gneisenau war mehr als Berthier, er war der Freund, der wirklich Vertraute seines Feldherrn, er war der erste, der die damals noch keineswegs so glänzende Stellung des Chefs des Generalstabes auf eine höhere Warte stellte, indem er dem persönlichen Moment einen großen Einfluß verschaffte.

Dabei muß die Unermüdlichkeit des Generalstabschefs hervorgehoben werden, mit der er den Anforderungen seiner Stellung gerecht zu werden suchte. Er erkundete persönlich vor der Schlacht, wie an der Katzbach, er verließ in der Schlacht seinen Führer, um einzugreifen, wo es nötig war. Er durchdachte seine Pläne, die er dem Feldmarschall vorlegte, aufs sorgfältigste und ließ sich in seinem kühnen Gedankenfluge nicht beeinflussen, als der Kronprinz von Schweden vor Leipzig nicht auf Blüchers Vorschläge eingehen wollte, oder als Schwarzenberg 1814 verächtlich von dem Drängen der Schlesischen Armee sprach.

Am bekanntesten ist die rastlose Art, in der er die Verfolgung nach Waterloo geleitet und durchgeführt hat.

Gneisenau war aber durchaus nicht derart von seinen Fähigkeiten als Generalstabschef überzeugt, daß er sich für unersetzlich gehalten hätte. Er nahm im Gegenteil selbst gern Rat an, wenn er diesen für gut hielt. 1815 schrieb er an den Kriegsminister v. Boyen:

„Sie wissen so gut wie ich, daß mir einige wesentliche Eigenschaften eines Chefs des Generalstabes abgehen; ich bin weder dem Gemüt, noch der wissenschaftlichen Bildung nach für diese Stelle hinlänglich ausgerüstet. In meiner Zusammenstellung mit dem Fürsten Blücher wirke ich nur hauptsächlich durch meinen Charakter auf ihn und auf die Begebenheiten durch eine entschlossene Ansicht des Krieges, die durch

einiges Studium der Geschichte und durch aufmerksame Erwägung der Begebenheiten in mir sich entwickelt hat."

Es verdient, hervorgehoben zu werden, daß das Verhältnis Blüchers zu Gneisenau nach den Feldzügen in ungetrübter Freundschaft verlief. Blücher nannte ihn „seinen innigst geliebten Freund." Er erkannte seine Verdienste mit den Worten an: „Wir gehören nun einmal zusammen." Auch im Privatleben hielt Blücher viel von Gneisenaus Rat. Im Herbst 1814 gab er dies in zahlreichen Briefen an den Freund kund, sogar als des Feldmarschalls Sohn infolge einer Kopfverletzung gemütskrank wurde, schrieb der besorgte Vater an Gneisenau: „Meine Hoffnung ist ganz auf Sie, mein liebster Freund, gerichtet, daß Sie meinen Sohn wieder zu sich bringen." Gneisenaus Einwirkung bestand zunächst in einem Briefe mit dem Rate: „Ahmen Sie die stete Heiterkeit Ihres Herrn Vaters nach, der mit dem Frohsinn eines Jünglings jede Gesellschaft aufheitert und den ich selbst mir oft als Muster vorhalte, wenn Trübsinn mich beschleichen will."*)

Uneingeschränktes Vertrauen brachte der Feldherr auch den anderen Offizieren seines Stabes entgegen, die sich alle in gleicher, harter Schule die Eigenschaften und Kenntnisse erworben hatten, die zur Unterstützung ihres Oberfeldherrn erforderlich waren.

Hierbei ist besonders seine Gerechtigkeitsliebe hervorzuheben. Er scheute sich zwar nicht, in seiner bekannten, sehr deutlichen Ausdrucksweise Fehler zu verurteilen, dennoch war er geliebt, weil man sein gutes Herz kannte.

Blüchers Verdienste um den inneren Zusammenhang seines Stabes sind nicht zu unterschätzen. Er wußte trotz aller Verschiedenheit der Charaktere meist vortreffliche Übereinstimmung zu erhalten. „Echt menschlich verkehrte er mit den Herren seines Stabes; er erkundigte sich nach dem Ergehen ihrer Familien, ließ der ihm bekannten Gattin etwas Schmeichelhaftes sagen oder dem Vater als altem Kriegskameraden einen Gruß bestellen; fast in allen Briefen an seine Frau berichtet er über das Ergehen seiner Umgebung und richtet so deren Empfehlungen aus."**)

Schlagend verstand Blücher seinen Widerwillen gegen jeden unberufenen Ratgeber zum Ausdruck zu bringen. Der russische Oberst du Theyl befand sich als Nachrichtenoffizier in Blüchers Hauptquartier, wo er auf das freundschaftlichste aufgenommen war. „Als er aber einmal gegen eine von Gneisenau beantragte und von Blücher beschlossene Bewegung zudringliche Einwendungen erhob, erklärte ihm dieser in einer keinen Zweifel zulassenden Weise: Zu seinem Ratgeber sei Theyl nicht bestellt; er verbitte sich jede Einmischung."***)

Wenn es irgend ging, speiste er gemeinsam mit seiner Umgebung. An seinem

*) v. Unger, Blücher. Seite 249.
**) Ebenda. Seite 243.
***) Ebenda. Seite 62.

Tische herrschte ein fröhlicher, ungebundener Ton. „Natürlichkeit und ein mäßiger Zynismus waren in damaliger Zeit unter Männern mehr noch als heute die Regel."*) „Bei Gneisenau waren bei Tische Dienstgespräche verpönt, sonst aber gab sich ein jeder einer freien Unterhaltung hin, die oft durch die Männer der Wissenschaft einen gelehrten Anstrich erhielt. Blücher stand solchen Gesprächsstoffen durchaus nicht feindlich gegenüber; hatte er doch zu allen Zeiten Verkehr und Freundschaft mit gebildeten Männern aller Stände gesucht und gepflegt."**)

Einer der Männer aus der Umgebung Blüchers sagte über den Geist, der im Hauptquartier herrschte: „Hier regierte die Freudigkeit des Gewissens und die Zuversicht des Sieges; seit der Schlacht an der Katzbach tauchte nur selten ein Zweifel, eine Besorgnis auf. . . . . So kam es, daß unter uns trotz aller Strapazen ein fröhlicher Sinn herrschte, jedoch gewiß nicht Leichtsinn. Es ward im Lager viel gesungen, vor allem Schillers Reiterlied; wie wir denn sehr oft an Wallensteins Lager erinnert wurden."**)

Es ist kein Zweifel, daß sich in diesem Stabe alle die Männer in harmonischster Weise zusammenfanden, deren es bedurfte, um die Freiheit vom Joche des Franzosenkaisers zu erkämpfen, und von diesem Stabe ging der Geist aus, durch den die oberste Führung mit fortgerissen wurde, wenn sie zaudernd und vorsichtig den Gang der Operationen zu verschleppen drohte.

Daran hatte jeder einzelne sein Verdienst in seinem Wirkungskreise, obenan steht aber die leuchtende Gestalt des Marschalls „Vorwärts", als der Blücher im Volksmunde fortlebt.

„Vermöge seines Gewährenlassens erzielte Blücher die höchsten Leistungen von seiner Umgebung. Blieb er auch von dieser abhängig, so sind seine Taten darum nicht minder sein Werk, denn sie tragen den Stempel seines Wollens, und wenn je ein Feldherr, so hat Blücher den Beweis erbracht, daß es nicht vorzugsweise kalte Verstandesarbeit ist, sondern vor allem ein tapferes, warmes Herz, das den großen Soldaten kennzeichnet.***)

Die Großen Hauptquartiere 1866 und 1870/71.

In unerreichter Weise hat Feldmarschall Moltke die Stellung des Chefs des Generalstabes der Armee im Kriege neben dem Königlichen Feldherrn zu höchster Bedeutung gehoben.

Während Napoleon bereits in jungen Jahren über einen Staat und eine Armee verfügte, kamen König Wilhelm und Moltke erst nach einem langen, arbeitsreichen Leben in die Lage, ihre Kräfte und ihr Können vor dem Feinde in den Dienst des Vaterlandes zu stellen.

---

*) v. Raumer, Erinnerungen.

**) v. Unger, Blücher. Seite 63 bis 64.

***) Frhr. v. Freytag-Loringhoven. Studien über Clausewitz. VIII. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1905. 1. Heft. Seite 48.

Das nahe Verhältnis des Generalstabschefs zum König bildete sich nach und nach heraus, der König erkannte erst allmählich die Bedeutung, die General v. Moltke für ihn haben sollte, um dann in unaufhörlicher Dankbarkeit und Anhänglichkeit eine Trennung der beiden Männer im Leben unmöglich zu machen. Die Hoheit der Gesinnung des einfachen und schlichten Königlichen Herrn, sein festes Vertrauen in die ruhmvoll bewährten Feldherrneigenschaften Moltkes und sein fester Wille, mit dem er das als richtig Erkannte stets durchführte, erhöhten die Bedeutung der Stellung des Chefs des Generalstabes. Neidlos erkannte der König stets des Feldmarschalls Verdienste an: „Die unermeßlichen Erfolge, welche wir erkämpft haben, verdanke Ich Ihrer von neuem so glänzend sich erwiesen habenden weisen Führung der Operationen."*)

Dabei erscheint uns auch Moltke durch alle seine Charaktereigenschaften als das erhabene Vorbild eines edlen Menschen und eines edlen Soldaten, an dem die menschlichen Fehler und Schwächen, denen das Genie eines Napoleon unterlag, nicht hafteten. „Die Großartigkeit seines alle Verhältnisse umfassenden Geistes, die Energie bei der Durchführung seiner Pläne in Verbindung mit der größten Einfachheit und Bedürfnislosigkeit in allem, was seine eigene Person betraf, konnten ihre Einwirkung auf seine Umgebung nicht verfehlen."**)

Der Feldmarschall hat im Anfange seiner Laufbahn zahllose Schwierigkeiten zu überwinden, manche Enttäuschung zu ertragen gehabt. Schwierige Heerführer wie Vogel v. Falkenstein 1866 und Steinmetz 1870 stellten seine Geduld, seine Ruhe, seine Spannkraft auf harte Proben, aber seine innere Abgeklärtheit ließ ihn nie die ruhige Haltung im mündlichen wie schriftlichen Ausdruck verlieren.

Die Grenzen seines Einflusses auf den Oberfeldherrn hatte sich der Feldmarschall selbst gezogen, denn nach seiner Ansicht trug jener, bei dem es um Szepter und Krone ging, die schwerste Verantwortung.

„Er trägt die Verantwortung des Befehls, ich die des Rates," „ich kann nur zu dem raten, was ich als das Richtige erkannt habe. Der Erfolg steht allerdings in Gottes Hand."***)

Dieses nahezu ideale Verhältnis zwischen dem König und Moltke übte naturgemäß einen nicht hoch genug zu veranschlagenden Einfluß auf die übrigen Mitglieder der obersten Heeresleitung aus. Das enge Zusammenleben des Chefs mit seinem Stabe, seine Güte, Anspruchslosigkeit und harmlose Heiterkeit erweckten bei seinen Untergebenen Dankbarkeit und hohe Verehrung. Man hat Moltke als „wahrhaft klassischen Charakter" bezeichnet.

*) Der König an Moltke, 28. Oktober 1870.

**) v. Verdy du Vernois, Im Großen Hauptquartier 1870/71. Seite 24.

***) Gr. Gen. Stab, Kriegsgesch. Abtg. I, Moltke in der Vorbereitung und Durchführung der Operationen. Seite 138.



Da sich der Chef des Generalstabes seit 1857 seine Unterorgane bereits im Frieden herangebildet hatte, behielt er auch im Kriege nach Möglichkeit die Personen bei, mit denen er früher zusammengearbeitet hatte. Ein Vergleich der Großen Hauptquartiere im Österreichischen wie im Französischen Kriege zeigt dieses Streben beim Feldherrn, wie bei seinem Stabschef in gleicher Weise.*)

Als seinen Vertreter wählte Moltke in beiden Feldzügen den General v. Podbielski, der mit scharfem Verstande eine ideale Auffassung seiner Pflichten und kameradschaftliche Hingebung verband.

Große Wichtigkeit maß der Feldmarschall der Arbeit seiner Abteilungschefs zu. Oberstleutnant Bronsart v. Schellendorff bearbeitete den operativen Teil, Oberstleutnant v. Brandenstein die Transport- und Etappenangelegenheiten und Oberstleutnant v. Verdy alle Dinge, die die französische Armee betrafen. General v. Verdy hat in seinem Buche über das Große Hauptquartier 1870/71 diesen drei „Halbgöttern" ein schönes Andenken gesichert. Hervorgehoben sei besonders, wie ein gleiches Lebensalter, enge Freundschaft aus früher Jugend und eine gleichmäßige Durchbildung auf dem Gebiete der Truppenführung diese drei Männer in seltener Weise befähigten, ihren großen Chef zu unterstützen.

Während die Tätigkeit der Generalstabsoffiziere im Großen Hauptquartier im

*) Nach dem Generalstabswerk 1866:

Oberbefehl: Seine Majestät der König.

Chef des Generalstabes: General der Infanterie Frhr. v. Moltke.

Generalquartiermeister: Generalmajor v. Podbielski.

Generalinspekteur der Artillerie: Generalleutnant v. Hindersin.

Generalinspekteur des Ingenieurkorps: Generalleutnant v. Wasserschleben.

Adjutantur:
- 1 Generaladjutant,
- 2 Generale à l. s. Sr. Maj. (einschl. Chef d. Mil. Kab.),
- 6 Flügeladjutanten.
- Zur Verfügung Sr. Maj.: der Inspekteur der Jäger und Schützen mit 1 Adjutanten.

Generalstab:
- 1 Adjutant des Chefs,
- 2 Obersten als Abteilungschefs,
- 3 Majore,
- 5 Hauptleute,
- 1 Leutnant kommandiert zur Dienstleistung.

Generalinspektion der Artillerie:
- 1 Oberst als Chef des Stabes,
- 2 Majore, 1 Hauptmann, } als Adjutanten.

Generalinspektion des Ingenieurkorps:
- 1 Major, 1 Premierleutnant, } als Adjutanten,
- Feld-Telegraphenabteilung Nr. 3.

1 Kommandant des Hauptquartiers:
- Stabswache: 1 Major der Kavallerie, 1 Hauptmann der Infanterie.

Im Hauptquartier anwesend:
- Prinz Karl von Preußen mit 3 Adjutanten.
- Der Kriegsminister: General der Infanterie v. Roon,
  - 1 Adjutant,
  - 1 Chef des Stabes,
  - 2 Majore (einschl. Mil. Kab.),
  - 3 Hauptleute.
- Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten: Graf v. Bismarck,
  - Heinrich VII. Prinz Reuß,
  - 1 Geh. Legationsrat,
  - 1 Wirkl. Legationsrat.
- Generalleutnant Fürst Pückler-Muskau.
- " Herzog von Ujest.

Fremdherrliche Offiziere:
- 1 russischer Generalmajor.
- 1 italienischer Oberst.
- 1 Großherzl. Mecklenburgischer Major.

allgemeinen sich im Bureau abspielte, wurden dennoch nicht selten auch Entsendungen von Offizieren vorgenommen. Zur Vermeidung von Differenzen wurde z. B. Oberstleutnant v. Verdy kurz vor Beginn der Operationen Ende Juli 1870 in das Hauptquartier der Dritten Armee gesendet und hat sich mit feinem Takt bemüht, eine schroffe Stellung dieses Armee-Oberkommandos zur obersten Heeresleitung zu verhindern.

Die schwierige Stellung des Bureauchefs hatte Major Blume inne.

Die Zusammensetzung des Stabes befriedigte den Feldmarschall selbst in höchstem Grade und durch den Geist der Ruhe und Stetigkeit, durch Sicherheit des Auftretens, Fernhalten schwarzseherischer Anschauungen und den Glauben an den Sieg wurden auch alle die mit Vertrauen erfüllt, die mit dem Stabe in Berührung kamen.

„Die Erledigung der dienstlichen Geschäfte regelte sich in der Art, daß an jedem Morgen eine Besprechung der Kriegslage und der zu treffenden Anordnungen beim

---

Nach dem Generalstabswerk 1870/71:

Oberbefehl: Seine Majestät der König.
Chef des Generalstabes der Armee: General der Infanterie Frhr. v. Moltke.
Generalquartiermeister: Generalleutnant v. Podbielski.
Generalinspekteur der Artillerie: General der Artillerie v. Hindersin mit 2 Adjutanten.
Generalinspekteur des Ingenieurkorps: Generalleutnant v. Kleist mit 2 Adjutanten.
Generaladjutant: General der Infanterie v. Boyen.
Chef des Militär-Kabinetts: Generalleutnant v. Tresckow.
Generalintendant der Armee: Generalleutnant v. Stosch mit 2 Adjutanten, 1 Feldintendanten, 1 Feldintendanturrat.
General à l. s. Sr. Majestät: Generalmajor v. Steinäcker.
6 Flügeladjutanten.
Generalstab:
- 2 Adjutanten des Chefs,
- 3 Abteilungschefs (Oberstleutnants Bronsart v. Schellendorff, v. Verdy du Vernois, v. Brandenstein),
- 8 preußische, 1 sächsischer } Generalstabsoffiziere.

Exekutivkommission für Eisenbahntransporte:
- Oberstleutnant v. Brandenstein (s. o.),
- 1 Ober-Baudirektor,
- 1 Geh. Baurat,
- 1 Gen. Stabsoffizier (s. o.).

Kommandant des Hauptquartiers:
Stabswache: 1 Rittmeister, 1 Hauptmann.

Chef der Militärtelegraphie.
Feld-Ober-Proviantamt der Armee.
Feld-Ober-Postamt.
Im Hauptquartier anwesend:
- Prinz Karl von Preußen mit 3 Adjutanten,
- Großherzog von Sachsen " 3 " ,
- Prinz Luitpold von Bayern " 3 " ,
- Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin mit 1 Adjutanten,
- Russischer Generalleutnant Graf Kutusow.

Kriegsministerium:
- Kriegsminister: General der Infanterie v. Roon,
- Chef des Stabes: Oberstleutnant v. Hartrott,
- 2 Adjutanten,
- 3 Offiziere des Stabes.

Militärkabinett:
- Chef: Oberst und Flügeladjutant v. Albedyll (s. o.),
- 2 Offiziere.

Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten:
- Bundeskanzler und Ministerpräsident: Graf v. Bismarck,
- 2 Wirkl. Geh. Legationsräte,
- 1 " Legationsrat,
- 1 Legationsrat.

Kgl. Kommissar und Militär-Inspekteur der Freiwilligen Krankenpflege:
- Heinrich XI., Fürst v. Pleß, Major à l. s. der Armee,
- 1 attachierter Offizier.

Chef stattfand, der außer dem Generalquartiermeister und den Abteilungschefs auch der Generalleutnant v. Stosch, sowie der Bureauchef, der ersten Adjutant und mehrfach auch der Chef des Telegraphenwesens beiwohnten.

Hierauf folgte der Vortrag des Generals v. Moltke bei Seiner Majestät und nach diesem die Ausfertigung der inzwischen entworfenen Verfügungen.

Weitere im Laufe des Tages eingehende Meldungen oder Berichte fanden, je nach ihrer Wichtigkeit, entweder ihre unmittelbare Erledigung durch Einzelvorträge der betreffenden Abteilungschefs bei den Generalen oder nach vorhergegangener Besprechung in den Abteilungen wiederum in gemeinschaftlichen Vorträgen."*)

Bei der Stärke des Großen Hauptquartiers machte sich 1870 eine Teilung in Staffeln nötig, von denen die erste alle die Personen enthielt, die zur Leitung der Operationen und aus anderen Gründen zur unmittelbaren Verfügung des Oberkommandierenden sein mußten. Trotzdem war bei Moltkes Stabe eine gewisse Abgeschlossenheit bemerkbar, die verhinderte, daß beabsichtigte Operationen in die Öffentlichkeit kamen.

Auch bei Moltke stellte sich ab und zu das allgemein menschliche Bedürfnis nach Erholung, nach Ruhe für seinen beschäftigten Geist und nach „einem kalmierenden Mittel" ein. Dazu gehörte die abendliche Whistpartie, die der Feldmarschall fast täglich spielte. Trugen diese Whistpartien zur Beruhigung nach der anstrengenden Tagesarbeit bei, so traten in weniger arbeitsreichen Zeiten die Werke klassischer Autoren dafür ein. In Versailles bevorzugte Moltke die Dichtungen Walter Scotts.**)

Die Milde seiner Anschauungsweise hat Moltke auch in Aussprüchen über seine geschlagenen Gegner zum Ausdruck gebracht. Kein traurigeres Schicksal konnte er sich denken, als das eines geschlagenen Feldherrn. Nie litt er, daß in seiner Gegenwart Benedek hart verurteilt wurde. „Ein besiegter Feldherr! Wenn der Laie nur eine entfernte Idee hätte, was das zu bedeuten hat! Der Abend von Königgrätz, wenn ich mir den vorstelle! Solch ein verdienstvoller, tapferer, umsichtiger General, wie Benedek!"***)

Ebenso hatte er Mitleid mit Bazaine, als dieser zum Verräter erklärt wurde und doch nach seiner Ansicht ein schuldloses Opfer des Krieges war. „Die Eigenliebe verlangt immer bei unglücklichen Feldzügen, daß einer die Schuld trägt, wäre dieser eine nicht gewesen, so wäre alles gelungen."†)

---

*) v. Verdy du Vernois, Im Großen Hauptquartier 1870/71. Seite 33.

**) Gr. Gen. Stab, Kriegsgesch. Abtg. I, Moltke in der Vorbereitung und Durchführung der Operationen. Seite 162.

***) Rocholl, Moltke. Seite 35.

†) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen H. v. Moltke. Band VII. Seite 14.



Gerade diese beiden Gegner des Feldmarschalls sind nicht in der glücklichen Lage gewesen, einen günstig zusammengesetzten Stab um sich zu haben.

Benedek

Der Generalstabschef Benedeks war der Feldmarschalleutnant Baron Henikstein. Zwar war er dem Oberkommandierenden bekannt und mit ihm befreundet. Benedek schätzte seine Geschäftskenntnis und seine Klugheit im Verkehr mit Menschen. Er hatte aber seine Befähigung noch durch nichts erwiesen, besaß daher ein geringes Selbstvertrauen und fühlte sich selbst der Aufgabe eines Leiters der Operationen nicht gewachsen. Deshalb enthielt er sich auch jedes Eingreifens und begleitete Benedek mehr als alter Freund, nicht als Stütze.

Dagegen hatte entscheidenden Einfluß auf den Oberfeldherrn der Chef der Operationskanzlei, der Generalmajor Ritter v. Krismanic. Slave von Geburt, war er mehrfach in Generalstabsstellen gewesen. Er besaß Kenntnisse des Kriegsschauplatzes und war eine geschmeidige, dabei herrische Natur von professorenhafter Selbstgewißheit. Dabei zeigte er einen unabweisbaren Hang zur Bequemlichkeit.

Seine Anhänglichkeit an die Defensive gewann beherrschenden Einfluß auf den an sich mehr zur Offensive neigenden Charakter des Oberfeldherrn.

Peinliche Auftritte zwischen ihm und Benedek, sowie mit anderen Offizieren, die versuchten, ihm einen Rat zu geben, strafbare Nachlässigkeiten des Dienstes im Hauptquartier und der Befehlsübermittlung erschütterten das Vertrauen Benedeks in seine Gehilfen.

Es ist klar, daß eine solche Umgebung von nachteiligem Einfluß auf einen Führer sein mußte, der selbst widerwillig das Oberkommando übernommen hatte, dem das Vertrauen zu sich selbst fehlte, und der trotz seiner guten Soldateneigenschaften eine gewisse Unentschlossenheit zur Schau trug, die durch den Zwiespalt der Meinungen in seinem Stabe noch vergrößert wurde.

Bazaine.

In ganz ähnlicher Lage befand sich Bazaine im Jahre 1870. Wenn schon an und für sich in den höheren Stäben der französischen Armee eine unzulängliche Tätigkeit bemerkbar war, die den Mangel des einheitlichen Handelns, des Wirkens in einem Geiste zeigte, so ist dies ganz besonders von Bazaines Stabe zu sagen. Nicht zum geringsten trug hieran die Schuld der Marschall selbst.

Nachdem er den Oberbefehl der Rhein-Armee erhalten hatte, wurde ihm der General Jarras als Generalstabschef an die Seite gestellt. Dies geschah auf kaiserlichen Befehl gegen beider Willen. Jarras erhob zwar zunächst Einspruch, ließ sich dann aber bewegen, die Stellung anzunehmen, obgleich er, bisher Chef der Operationskanzlei des Kaisers, nicht zu dessen Beratungen herangezogen und in die Pläne der Heeresleitung nur beschränkt eingeweiht war. Bazaine dagegen besaß keinerlei persönliche Zuneigung zu seinem Chef des Generalstabes, sondern hielt ihn vom ersten Tage an geflissentlich von sich fern und behandelte ihn als passiven Zuschauer.

Nach seiner Ernennung am 12. August fragte Jarras bei dem Oberkomman-



dierenden, der sich in Borny befand, an, ob er mit seinem Stabe aus Metz dort eintreffen sollte. Bazaine antwortete ihm, er brauche ihn nicht, er solle in Metz bleiben, er werde selbst am 13. August nach Metz kommen. Dort fand am 13. August wirklich ein kurzes Gespräch zwischen beiden statt, aber kurz darauf finden wir das eigentümliche Bild, daß bei einer entscheidenden Operation, wie es der beabsichtigte Mosel-Übergang der Armee war, der Generalstabschef nur in sehr geringem Maße von den Absichten und Anordnungen seines Feldherrn unterrichtet war. Aus den ihm zugegangenen Schriftstücken konnte Jarras zwar entnehmen, daß sich technische Schwierigkeiten bei dem Flußübergange ergeben würden, er wagte aber keine Einwendungen und scheute sich, aus eigenem Antriebe Abänderungen vorzunehmen. Die Folge waren Marschstockungen und Verwirrung der Trains auf dem westlichen Mosel-Ufer.

Am 15. August änderte Bazaine sein Quartier, ohne daß Jarras es wußte. Der Marschall bezeichnete es als ganz unnötig, daß sich Jarras und sein Stab in seiner Nähe einquartierten.

Sonderbar vor allem ist das Verhalten beider am 18. August. Bazaine blieb in Plappeville trotz aller eintreffenden Angriffsmeldungen. Als Jarras auf den Kanonendonner hin die Pferde satteln ließ, ermahnte ihn der Marschall zur Ruhe und Geduld und befahl ihm, mit seinen Generalstabsoffizieren eine Avancementsordre auszuarbeiten, die von der Armee dringend erwartet werde.

Bazaine selbst ritt Nachmittags nur mit seinen Adjutanten und Ordonnanzoffizieren bis zum St. Quentin vor und ließ Jarras nochmals sagen, er brauche weder ihn noch die Offiziere seines Stabes.

Als er 7° Abends nach Plappeville zurückkehrte, erklärte Bazaine, mit der Arbeit des Tages zufrieden zu sein, bis ihn die eintreffenden Nachrichten unvorbereitet die Tragweite der erlittenen Niederlage erkennen ließen.

Bazaine wollte also sein eigener Generalstabschef sein, ohne hierzu die nötige Befähigung zu besitzen. Wenn er Jarras kein Vertrauen entgegenzubringen vermochte, hätte er beim Kaiser einen Mann, der ihm für die Stellung geeignet erschien, erbitten müssen.

Die Zusammensetzung gerade dieses Stabes zeigt eindringlich die Mahnung, daß ohne gegenseitiges Vertrauen der zur Leitung Berufenen das unbedingt erforderliche Zusammenarbeiten nicht möglich ist.

„Den Chef des Generalstabes sollte deshalb der Feldherr, auch wenn er nicht der Kriegsherr ist, selbst ernennen dürfen. Er muß sicher sein, daß er für die wichtigste Epoche seines Lebens nicht an eine ihm antipathische Persönlichkeit gekettet wird. Wieviel von den Leistungen hängt nicht von seiner Gemütsverfassung ab und diese wird zum guten Teil bedingt sein von der Art des Umganges mit dem Manne,

mit welchem er in den ernstesten Fragen täglich, stündlich gemeinsam zu arbeiten hat."*)

In neuester Zeit hat zweifellos die Zusammensetzung der Hauptquartiere im Russisch-japanischen Kriege eine wichtige Rolle gespielt.

Kuropatkin.

Kuropatkin, im Grunde eine weiche Natur, war ein ungemein fleißiger Arbeiter, ein Mann von Einsicht und Klugheit. Sein weicher Charakter aber ließ ihn sowohl in seinem Stabe als in anderen wichtigen Stellen minderwertige Persönlichkeiten dulden. Angenehm wirkte seine Ruhe und Selbstbeherrschung, aber er besaß nicht den Geist des großen Feldherrn, er scheute den vollen Einsatz und verlor das Spiel.

Seine tägliche, aufreibende Kleinarbeit — er hat 40 Seiten lange Anordnungen selbst geschrieben — der Wunsch, alles selbst zu machen, ließen ihn sich in Einzelheiten verlieren und wiederholt in die Befugnisse der unteren Führer eingreifen. „Der Oberfeldherr, der selber schreiben und redigieren will, raubt seinem Geiste die Muße zur Erzeugung von Ideen. Er soll mehr denken, als die Feder führen."**) Dafür dürfte Kuropatkin ein warnendes Beispiel sein.

Dennoch war er die Seele der russischen Führung, die Männer seiner nächsten Umgebung haben nur einen untergeordneten Einfluß ausgeübt.

Das Verhältnis zwischen ihm und seinem Generalstabschef Ssacharow ließ manches zu wünschen übrig. Dieser hatte vielleicht die Empfindung, daß er neben einem so gearteten Feldherrn nicht genügend zur Geltung kam und hielt sich fast geflissentlich von ihm fern.

Gute Beziehungen bestanden dagegen zwischen Kuropatkin und dem vielseitig gebildeten Generalquartiermeister Charkjewitsch, der neben General Welitschko, Oberst Sievers und den Adjutanten zur Tafel des Oberfeldherrn herangezogen wurde.

Die schiefe Stellung zwischen Kuropatkin und Ssacharow vor allem hatte zur Folge, daß eine gemeinsame Arbeit nach einem Ziele nicht geleistet wurde. Da im Stabe selbst Einigkeit und innere Zuversicht fehlte, geriet auch das Vertrauen der Truppe zur Führung ins Wanken.

Glücklicher in der Zusammensetzung ihrer höheren Stäbe sind, soweit sich das heute übersehen läßt, die Japaner gewesen.

Yamagata und Oyama.

Im Großen Hauptquartier zu Tokio dürfte der Marschall Yamagata die einflußreichste Persönlichkeit gewesen sein. Sein Anteil an den Operationen ist schwer festzustellen. Er gab wohl hauptsächlich nur in großen Zügen durch Direktiven die zu erstrebenden Ziele an. Sein Verdienst dürfte neben der Erweckung und Erhaltung des gegenseitigen Verständnisses der beteiligten Stellen das mustergültige Zusammenwirken von Armee und Marine sein.

*) Frhr. v. der Goltz, Das Volk in Waffen. Seite 82.

**) Ebenda.

Der geistige Leiter der Operationen im Hauptquartier der Mandschurischen Armee war wohl der Chef des Generalstabes Baron Kodama, zu dem der liebenswürdige, lebensfrohe Oberfeldherr Oyama volles Vertrauen hegte. Kodama, ein frischer Mann, voll Geist und Leben, von rascher Entschlußfähigkeit, stand im besten Verhältnis zu seinem Oberkommandierenden.

Wichtige Stimmen sollen die Oberquartiermeister Iguschi und Matsukawa, sowie der General Fukuschima gehabt haben. Dieser besonders kannte den Kriegsschauplatz und die chinesischen Verhältnisse aus eigener Anschauung.

Die höheren Führer entzogen sich den unmittelbaren Eindrücken des Schlachtfeldes, indem sie weit zurückblieben, durch Telegraph und Telephon mit den unterstehenden Truppen verbunden. Offiziere des Hauptquartiers waren trotzdem in großer Zahl bei den einzelnen Marschkolonnen oder auf dem Gefechtsfeld als Nachrichtenoffiziere tätig. Die Japaner hielten überhaupt darauf, daß die höheren Stäbe reich mit Generalstabsoffizieren und Adjutanten ausgestattet waren.

Alle Teile des japanischen Hauptquartiers arbeiteten mit Verständnis im Rahmen des Ganzen auf ein Ziel hin. Eifersüchteleien, die auch den Japanern nicht fremd waren, haben nie zum Schaden des Ganzen geführt.

Bei der betrachteten kriegsgeschichtlichen Entwicklung läßt sich im allgemeinen eine allmählich wachsende Bedeutung der Stäbe feststellen. Während es die Heere Friedrichs des Großen durch ihre geringere Zahl und die damals übliche Fechtweise dem Feldherrn noch ermöglichten, in der Hauptsache alle Anordnungen selbst zu geben und alle Einzelheiten selbst zu beherrschen, begann der große König doch schon das Bedürfnis zur Heranziehung von Gehilfen bei dem Kriegshandwerk zu fühlen.

Napoleon brauchte zur Leitung seiner Armeen schon bedeutend mehr Organe. Auch er hielt zwar noch die oberste Leitung voll in der Hand, aber zur Bewältigung der stark gewachsenen Arbeitslast hatte er eine große Zahl Leute in seiner Umgebung, die ihre Spitze in dem major général fanden. Damit gelangte zum ersten Male die Stellung des Chefs des Generalstabes zu einer gewissen Bedeutung. Die Überlegenheit des Kaisers und seine sich mit den Erfolgen steigernde Unnahbarkeit ließen aber alle seine Untergebenen weit hinter dem Feldherrn zurück, und sie erscheinen uns lediglich als ein Handwerkszeug in der Hand des Meisters.

Dagegen zeigt sich die Stellung des Chefs des Generalstabes der Armee in einem weit höheren Lichte zum ersten Male in Feldmarschall Moltke. Nicht nur die Steigerung der Zahl in den Armeen der allgemeinen Wehrpflicht, nicht nur die Vervollkommnung technischer Kriegsmittel verlangten eine Unterstützung des Führers, vor allem mußte sich für den Königlichen Oberfeldherrn, der ein ganzes Volk in Waffen gegen den Feind führte, der damit Wohl und Wehe von Millionen in der Hand hielt, das

Gefühl der Verantwortung bis aufs höchste steigern. Er brauchte einen vertrauten Berater.

Ebenso wie im Großen Hauptquartier ist es bei den verschiedenen Armeen notwendig, daß im Oberkommando ein gutes Verhältnis der zur Führung Berufenen besteht. Damit tritt auch hier das persönliche Element entscheidend in den Vordergrund, die persönliche Stellung des Oberkommandierenden zu seinem Stabschef rückt in die vorderste Linie. Ihr glückliches Zusammenwirken muß vor allem auf persönlicher Sympathie beruhen, denn wo diese fehlt, bleibt alle Theorie nutzlos. Beide müssen, abgesehen von den zur Ausfüllung ihrer Stellung nötigen Fähigkeiten, ganze Persönlichkeiten, gefestete Charaktere sein. Dann wird der Stabschef seine Ansicht dem Oberkommandierenden gegenüber frei und bestimmt äußern und vertreten, der Oberkommandierende eine solche Äußerung und Vertretung nicht nur gestatten, sondern fordern. Ihm bleibt ja doch schließlich die Entscheidung, er trägt die Verantwortung für sein Handeln. Fällt der Entschluß des Oberbefehlshabers gegen den Vorschlag des Stabschefs aus, so muß sich dieser beugen und imstande sein, seine weitere Tätigkeit dem Sinne des Führers anzupassen, damit ein einheitliches zielbewußtes Handeln gewahrt bleibt. Der feste Wille und der feste Charakter beider Männer werden hierbei vielleicht manche Reibungsflächen bieten, deren Ausgleich sich leichter ergeben wird, wenn Freundschaft und Vertrauen als enges Band beide umschließen.

Die Stellung des Chefs des Generalstabes ist eine doppelte. Während er nach oben der Vertraute seines Feldherrn sein soll, ist er nach unten der Leiter des zahlreichen, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten Stabes. „Der Chef gibt in seinem Verhalten den Ton an. Ist dieser ein glücklicher, erfüllt von allseitiger Zufriedenheit und kameradschaftlichem Zusammenwirken, so wird die Befehlsmaschine doppelt sicher, schnell und gut arbeiten. Ein Zug der Uneinigkeit und Verbitterung, der leicht einreißt, wenn an der Spitze die unrichtige Persönlichkeit steht, kann alles verderben, mögen die gescheitesten Leute dabei sein. Im Hauptquartier einer Armee sollen sich von Rechts wegen die trefflichsten Männer des Heeres zusammenfinden. Es darf also, mehr als an irgend einer anderen Stelle, von jedermann vorausgesetzt werden, daß er freiwillig die besten Kräfte hergibt. Die dienstliche Barschheit hat daher hier noch weniger Berechtigung und Nutzen, wie sonst. Von dem Lichte im Innern fällt aber stets ein Strahl nach außen auf die Armee. Mißmut oder Behagen an oberster Stelle teilen sich der Truppe mit, sie spielen in der Leistungsfähigkeit der Heere eine große Rolle."*)

Die Tätigkeit des Generalstabschefs im Kriege ist durch kein Gesetz geregelt und kann auch nicht durch Vorschriften gebunden werden.

*) Frhr. v. der Goltz, Das Volk in Waffen. Seite 85.

Ihm liegt die allgemeine Oberleitung der Arbeiten ob, er muß die nötige Übereinstimmung der zahlreichen Mitglieder des Stabes herbeiführen und dazu oft mit den einzelnen Unterorganen gemeinsam arbeiten.

Die Zahl der Mitglieder des Stabes suchen wir bei uns nach Möglichkeit zu beschränken, da uns ja bessere Nachrichtenmittel und technische Erleichterungen des Schriftverkehrs mehr zu Gebote stehen, wie früher. Überflüssige Leute sind stets vom Übel. Jeder muß sein Arbeitsfeld haben, damit nie durch Nichtstun die in der Natur des Menschen begründeten Leidenschaften Zeit finden, den Geist des Stabes nachteilig zu beeinflussen. Von allen Mitgliedern des Stabes ist Zuverlässigkeit, Tätigkeit und Verschwiegenheit zu fordern.

Da im Kriege voraussichtlich Seine Majestät der Kaiser an der Spitze des deutschen Heeres stehen wird, dürfte die Zahl der im Großen Hauptquartier Anwesenden immerhin bedeutend sein.

Außer der persönlichen Umgebung des Monarchen wird der Reichskanzler ihn begleiten. Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik, und diplomatische Fragen werden während des Feldzuges oft der Erledigung harren, wenn sich auch die Politik von der Kriegshandlung selbst fernhalten soll. Auch die innere Verwaltung des Reiches darf durch den Krieg nicht unterbrochen werden.

Der Kriegsminister wird sich dem Hauptquartier anschließen, um in allen Fragen der Heeresbedürfnisse gehört zu werden. Seine dauernde Anwesenheit wird dort aber nicht immer geboten sein, da sich weite Gebiete seiner umfassenden Tätigkeit leichter von der Zentralstelle aller Verwaltungsorgane, d. h. dem Kriegsministerium in Berlin, als vom Großen Hauptquartier aus beherrschen lassen.

Das Militär- und das Zivil-Kabinett werden zur Regelung von Personalfragen nötig sein, letzteres besonders, wenn es gilt, besetzten feindlichen Gebieten eine besondere Verwaltung durch geeignete Persönlichkeiten zu geben.

Bei der heute erweiterten Bedeutung der Marine dürften sich auch das Marine-Kabinett und der Chef des Admiralstabes in der Nähe des obersten Kriegsherrn aufhalten, während sich der Staatssekretär des Reichsmarineamts in ähnlicher Lage wie der Kriegsminister befindet.

Eine durch moderne Verhältnisse bedingte Beigabe sind die Kriegsberichterstatter. So wertvoll deren Tätigkeit für Volk und Heer auch ist, so schließt die heutige Kriegführung eine unumschränkte Preßfreiheit doch aus, da Zeitungsnachrichten durch den Telegraphen in kürzester Frist zum Feinde gelangen. Beispiele dafür zeigte bereits der Feldzug von 1870/71. Es muß deshalb eine strenge Verpflichtung und eine genaue Beaufsichtigung der Berichterstatter stattfinden, doch soll ausdrücklich hervorgehoben werden, daß sich der größte Teil der deutschen Presse der Notwendigkeit einer militärischen Zensur voll bewußt ist. Kein Bericht, kein Brief,

kein Telegramm darf das Heer verlassen, ohne daß ein damit beauftragter höherer Offizier sein Einverständnis erteilt hat.

In ähnlicher Lage befindet sich die Heeresleitung den abgesandten Offizieren fremder Armeen gegenüber. Die japanische Heeresleitung im letzten Kriege hat hierin eine für sie vorteilhafte Beschränkung ausgeübt.

Die Rücksichten auf verbündete Fürsten und befreundete Staaten können die Zahl der Mitglieder des Hauptquartiers weiterhin erhöhen.

Die zur eigentlichen Leitung der Operationen im Stabe anwesenden Organe sind der Generalstab, die Vertreter der Spezialwaffen und die für die verschiedenen Heeresbedürfnisse notwendigen Verwaltungsbehörden.

Während sich für diese eine abgegrenztere Tätigkeit bereits im Frieden durch Vorschriften regeln läßt, bleibt die Arbeitsteilung innerhalb des Generalstabes dem Chef vorbehalten. Auch hier wird die glückliche Wahl der Persönlichkeiten von unzweifelhafter Bedeutung sein.

Da alle Mitglieder eines großen Stabes eine anstrengende Tätigkeit zu leisten haben, müssen sie möglichst von den Sorgen des täglichen Lebens befreit werden. Deshalb stehen die persönliche Sicherheit, Quartierangelegenheiten, Verpflegung, Gepäckbeförderung, Pferdewartung u. dgl. unter der Oberaufsicht des Kommandanten des Hauptquartiers. Dieser muß große Hingabe und praktische Begabung für seine Aufgabe besitzen. Von Wichtigkeit ist es stets, womöglich gesättigt an die Arbeit zu gehen. „Der gesättigte Mann schreibt keine scharfen Erlasse, wenn dies nicht notwendig ist, der ungesättigte dagegen kommt leicht dazu, auch in Schriftstücken die eigene Ungemütlichkeit zum Ausdruck zu bringen."*)

Die Kriegsgeschichte hat gezeigt, von welcher Wichtigkeit die gute Zusammensetzung der höheren Stäbe für die Kriegshandlung ist und wie ein übles Verhältnis die schlimmsten Nachwirkungen auf die Schicksale der ganzen Armee gehabt hat.

Die Verantwortung vor der Welt und vor der Geschichte trägt der Oberfeldherr allein, der Chef des Stabes ist sein Berater, der gleichsam im stillen wirkt.

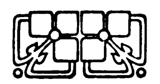
Vorbildlich wird die Zusammensetzung der obersten Heeresleitung der deutschen Armeen im Feldzug 1870/71 immer bleiben. In dankbareren und wärmeren Worten läßt sich das Verhältnis innerhalb dieses Stabes wohl kaum ausdrücken, als es General v. Blume getan hat in den Worten:

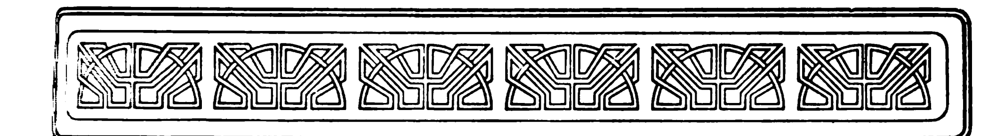
„In dem Stabe des Generals v. Moltke ist während des ganzen Feldzuges von mehr als halbjähriger Dauer niemals auch nur der leiseste Mißton zutage getreten. Der Stab bestand aus einem Kreise von Freunden, von denen jeder bestrebt war, das Beste an seinem Platze zu leisten, jeder aber auch dem anderen das Beste

*) v. Verdy du Vernois, Im Großen Hauptquartier 1870/71. Seite 47.

gönnte. Zeugt dies von einer glücklichen Zusammensetzung des Stabes, so war das Einvernehmen doch vorwiegend eine Wirkung des Zaubers, welchen die Persönlichkeit des an der Spitze stehenden großen Mannes ausübte. Die Überlegenheit seines Geistes ließ für Rivalitäten keinen Platz. Seine Pflichttreue, seine strenge Sachlichkeit, seine Anspruchs- und Selbstlosigkeit, die würdevolle, vornehme Ruhe, die ihn auch unter den schwierigsten Verhältnissen keinen Augenblick verließ, die Güte, die nie auch nur ein ungeduldiges Wort über seine Lippen kommen ließ — diese vorbildlichen, durch weltgeschichtliche Erfolge in das hellste Licht gestellten Eigenschaften — wirkten mächtig auf seine Umgebung. Gehilfe eines solchen Mannes in großer Zeit zu sein, war ein Glück und eine Ehre, deren sich jeder durch hingebende Pflichterfüllung und Unterdrückung kleinlicher Regungen würdig zu machen trachtete. In diesem Sinne darf man sagen, daß Moltkes Geist in Moltkes Stabe herrschte."

v. Hingst,
Hauptmann im Sächsischen Generalstabe,
kommandiert zum Preußischen Großen Generalstabe.





Die britisch-ostindische Armee von den Tagen ihrer Entstehung bis auf unsere Zeit.

Die britisch-ostindische Armee ist sowohl durch ihre Zusammensetzung und Gliederung wie durch ihre geschichtliche Entwicklung eines der eigenartigsten Heeresgebilde; sie ist überdies ein Faktor, der die Geschicke und Machtverhältnisse in Asien seit langer Zeit in hohem Maße beeinflußt hat und auch in unseren Tagen berufen erscheint, bloß durch sein Vorhandensein, oder vielleicht auch einmal durch die volle Entfaltung der ihm innewohnenden Machtfülle auf die weitere Gestaltung der Lage im Osten entscheidend einzuwirken.

Bis die britisch-ostindische Armee ihre heutige Gestalt und Gliederung angenommen hat, ist sie einer langen Reihe von Wandlungen und Veränderungen unterworfen gewesen; sie blickt auf einen wechselreichen Entwicklungsgang zurück. In der Geschichte der Ausbreitung der britischen Herrschaft in Indien spielt sie namentlich für die späteren Zeiten eine bedeutsame Rolle, und wie die Besitzergreifung von Indien einen der hervorragendsten Abschnitte der englischen Geschichte im allgemeinen ausmacht, so ist ihre Geschichte ein wichtiger Teil der englischen Heeresgeschichte.

Erste Niederlassungen in Indien.

Die ersten europäischen Siedler in Indien waren die Portugiesen, denen bald die Holländer folgten; mit diesen kamen dann die Engländer in Berührung. Es gelang ihnen aber erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Holländer aus ihrer wichtigsten Besitzung, Chinsurah, zu vertreiben. Auch die Franzosen faßten in Indien Fuß, ohne daß sie jedoch in dem langen Zeitraum von 150 Jahren, der seit der Gründung der ersten französischen ostindischen Kompagnie im Jahre 1604 verstrichen war, auf dem Gebiete des Handels oder in militärischer Beziehung hervorzutreten vermochten.

Skizze 1.

Die ersten englischen Niederlassungen bildeten sich im Jahre 1611 an der Küste von Madras und in den Jahren 1612 bis 1615 an der Küste von Bombay. Erst später kamen britische Ansiedler auch nach Bengalen. Die Entstehung der Handelsniederlassung in Hughli fällt in das Jahr 1640. Gerade diese am westlichsten Arme des Ganges-Deltas gelegene Niederlassung ist von bedeutendem geschichtlichem

Interesse, da sie die Veranlassung zur Gründung eines viel wichtigeren Platzes wurde. Im Jahre 1686 ordnete nämlich der Nabob von Bengalen die Einziehung sämtlicher britischen Niederlassungen an; das veranlaßte die Kaufleute von Hughli, etliche 50 km weiter stromab zu ziehen und dort den ersten Grund zu dem Fort William zu legen.

Entstehung der Ostindischen Kompagnie.

Im Jahre 1708 vereinigten sich die verschiedenen mit Indien in Beziehung stehenden Handelsgesellschaften und bildeten die Ostindische Kompagnie, deren Wachstum und Gedeihen mit dem des britisch-ostindischen Heeres auf das engste verknüpft ist. Eine Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung des britisch-ostindischen Heeres muß daher mit diesem Zeitpunkte beginnen und bei der Gliederung des Stoffes der bedeutsamen Rolle Rechnung tragen, die die Ostindische Kompagnie für die Armee gespielt hat. Der erste Abschnitt der nachfolgenden geschichtlichen Darlegung ist dementsprechend der Zeit der indischen Armee unter der Ostindischen Kompagnie gewidmet, während der zweite den Zeitraum der Gliederung der Armee in die drei Präsidentschaftsheere von Bengalen, Madras und Bombay unter der britischen Krone umfaßt, und der dritte die einheitlich organisierte indische Armee unserer Tage schildert. Dabei muß man sich immer vor Augen halten, daß sich die britisch-ostindische Armee während der langen Dauer ihres Bestehens in stets wechselnder Stärke gleichzeitig aus europäischen und aus einheimischen Truppen zusammengesetzt hat.

Erste militärische Anfänge.

Die allerersten kleinen Anfänge militärischer Art reichen zurück bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, als die einzelnen, damals noch nicht geeinigten ostindischen Handelsgesellschaften zum Schutze ihrer Niederlassungen und Handelsposten in den verschiedensten Teilen Indiens Wachen anstellten. Diese, zum Schutz und zur Erhöhung des Ansehens der obersten Beamten der Gesellschaften angeworben, bestanden ursprünglich nicht aus eigentlichen Soldaten, erhielten aber nach und nach militärischen Charakter. Wenn man von kleineren, weiter zurückliegenden Anfängen absieht, so muß der Beginn der regulären indischen Eingeborenen-Armee ins Jahr 1748 gelegt werden, die Zeit der ersten Anwerbung von Sepoys in Madras durch Major Stringer Lawrence, „den Vater der indischen Armee." Der Name Sepoys (französisch Cipayes) stammt von dem Eingeborenenausdruck Sipáhis, einem Namen, der in früheren Zeiten die Reiterscharen bezeichnete, die die Hauptmacht und -stärke der mongolischen und der mahrattischen*) Armee bildeten, und dann auf die zum ersten Male in Kompagnien formierten Eingeborenen-Aufgebote des französischen Gouverneurs von Pondicherry, M. Dupleix, überging.

Anwerbung von Eingeborenen-Truppen.

Im Jahre 1744 war zwischen Großbritannien und Frankreich ein Krieg ausgebrochen. Die Wegnahme von Madras durch Frankreich im Jahre 1746 zwang die Ostindische Kompagnie, eine militärische Truppe zu organisieren. Die guten Erfahrungen, die Frankreich mit seinen angeworbenen Eingeborenen gemacht hatte, reizten

*) Die Mahratten sind ein ehemals mächtiger indischer Volksstamm, dessen Reste heute noch in den Vasallenstaaten von Baroda, Gwalior und einigen kleineren vorhanden sind.

zur Nachahmung. Von dieser Zeit an stieg die Zahl der Sepoys in englischen Diensten ununterbrochen, bis sie zu Bataillonen, Brigaden und schließlich zu Armeen anwuchs.

Die militärischen Streitkräfte in jeder der drei Präsidentschaften waren anfänglich voneinander völlig getrennt und unabhängig. Das bengalische Heer war zwar in frühester Zeit dem von Madras unterstellt, wurde dann aber bald selbständig gemacht. Infolge der weiten örtlichen Trennung nahmen die Verbindungen zu Wasser viel Zeit in Anspruch, die zu Lande erforderten außerdem anstrengende Märsche. Die geographische Lage der ersten Siedlungen gab daher die Veranlassung zur Errichtung von lokalen Truppen in den verschiedenen Präsidentschaften, die voneinander unabhängig waren. Sie wuchsen bis zu ihrer Umgestaltung im Jahre 1796 alle in ziemlich ähnlicher Weise heran.

Europäische Truppenteile.

Ebenso wie der eingeborene Teil der britisch-ostindischen Armee entwickelte sich auch der europäische aus kleinen Anfängen heraus. Den Kern dieses weißen Teiles bildeten kleine Abteilungen von Soldaten, die aus England herübergesandt waren und sich durch europäische Söldner, durch Fahnenflüchtige, Kriegsgefangene aus fremden Niederlassungen und Seeleute von Schiffen der Kompagnie vermehrten. Einige aus England gesandte Artillerieabteilungen wurden geschlossen in den Dienst der Kompagnie eingestellt. So entstanden nach und nach europäische Truppenteile. Die einzigen regulären britischen Truppen, die in Indien Verwendung fanden, waren bis ins Jahr 1700 diejenigen, die Bombay in Besitz zu nehmen hatten, das durch den Heiratsvertrag der Katharina von Braganza mit Karl I. in britische Hände gekommen war. Sie bildeten den Stamm eines Truppenteils, der noch heute in der britischen Rangliste als das II. Bataillon der Royal Dublin Fusiliers fortbesteht. Späterhin wurden auch geschlossene britische Infanterie-Bataillone nach Indien gesandt. Als erstes ging im Jahre 1754 das 39. Bataillon, heute 1. Dorsetshire, zur Besetzung von Madras ab und führt davon noch heute den Ehrentitel „Primus in Indis“. Später traten Offiziere und Mannschaften dieser Bataillone in den Dienst der Kompagnie über, ebenso einige geschlossene britische Truppenteile.

Clives Tätigkeit.

In Indien hatte von 1744 an der französische Führer Dupleix eine entscheidende Rolle gespielt; Anfang der fünfziger Jahre trat ihm ein ebenbürtiger Gegner in der Gestalt von Robert Clive gegenüber. Nach einem kurzen Aufenthalt in England von 1753 bis 1756 erschien er im letzteren Jahre erneut in Indien als Gouverneur des Forts St. David. Am Tage von Clives Ankunft in Madras hatte der Nabob von Bengalen, Surajah Dowlah, die englische Siedlung in Calkutta genommen, das Fort William eingeschlossen und die unglücklichen Gefangenen in der berüchtigten „Black Hole“ zusammengepfercht. Clive unternahm eiligst einen Strafzug gegen Surajah Dowlah. Der erneute Ausbruch des Krieges mit Frankreich auf europäischem Boden veranlaßte Clive aber auch zu einem Angriff auf die französischen Besitzungen in Chandarnagar. So sah er sich zu gleicher Zeit den Streitkräften Surajah Dowlahs und den Franzosen gegenüber. Es kam im Jahre 1757 zur Schlacht



bei Plassey, etwa 110 km nördlich von Calkutta, wo Clive mit 1000 Europäern, 2000 Sepoys, 8 Sechspfündern und 2 Haubitzen auf die 35 000 Fußsoldaten, 15 000 Reiter und 50 Geschütze zählende Streitmacht Surajah Dowlahs stieß. Clive schlug die Truppen des Nabobs in die Flucht und erfocht einen nachhaltigen Sieg, dessen mittelbare Folge auch der Zusammenbruch der französischen Macht in Bengalen war.

Schon vor der Schlacht von Plassey hatte Clive begonnen, die Eingeborenen-Truppen zu verbessern. Nach und nach verschwanden die Schutzposten und Wachmannschaften, die nach der Art der Eingeborenen mit Schild und Schwert, mit Pfeil und Bogen, mit Lanzen und Luntenschloßgewehren ausgerüstet waren. Zahlreiche Eingeborene fanden sich bereit zum Dienst in den militärisch gegliederten und geordneten Truppenteilen. Zunächst stellte Clive ein Bataillon Sepoys auf, das er auf europäische Art bekleidete und ausbildete. Die Erfolge, die er damit erzielte, führten gleich nach der Schlacht von Plassey zur Aufstellung eines zweiten Bataillons. In Madras wurden im Jahre 1759 sechs Bataillone errichtet. In Bombay bildeten gemischte Verbände von Arabern, Abessiniern, Indern, Mohammedanern und Hindus Hilfstruppen für die europäischen Truppenteile. Sie wurden im Jahre 1760 in selbständige Eingeborenen-Kompagnien und im Jahre 1767 in Bataillone formiert.

Anwachsen der britischen Macht.

Die vier Jahrzehnte, die auf die Schlacht von Plassey folgen, sind Zeugen der Ausdehnung der Macht der Ostindischen Kompagnie in jeder Richtung. Der Kampf um die Herrschaft nahm bald schärfere Formen an. Während die europäischen Siedler lange Zeit nur nach friedlicher Betätigung gestrebt hatten, darauf bedacht, möglichst rasch Reichtümer zu sammeln, und nur der Duldung der eingeborenen Herrscher ihr Dasein verdankten, wurden sie bald ernste Teilnehmer im allgemeinen Streit um die Herrschaft, indem sie ihre Machtmittel in die Wagschale warfen. Ein Kampf um die Vorherrschaft zwischen den europäischen Ansiedlern der verschiedenen Volksstämme war unvermeidlich; Schritt für Schritt ging die Macht der Franzosen und der Holländer zurück vor der zunehmenden Stärke der britisch-ostindischen Kompagnie. Die andauernden Feldzüge und Unternehmungen zwischen diesen verschiedenen Mächten hatten mannigfache Vermehrungen und Veränderungen des Heeres zur Folge. Auch ernsthafte Aufstände ereigneten sich in dieser Zeit. So fiel in das Jahr 1765 der Aufstand der bengalischen Sepoys, die höhere Bezahlung verlangten, und in das Jahr 1767 eine Verschwörung europäischer Offiziere.

Trotz dieser nicht zu leugnenden Zeichen von mangelnder Disziplin leisteten doch anderseits die Truppen der Kompagnie unter den überaus schwierigen und ungünstigen Verhältnissen eines weit ausgedehnten, unbekannten Kriegsschauplatzes, vielfach ohne genügende Verpflegung, geradezu hervorragendes.

Im Jahre 1759 wurden die Holländer bei Chinsura und im Jahre 1764 Surajah Dowlah in der Schlacht von Buxar noch einmal durch Major Monro ge-

schlagen. Dann kamen der Rohilla-Krieg*) des Jahres 1773 und die Kriege gegen die Mahratten mit dem hervorragenden Marsch des Generals Goddard von den Ufern des Jumna bis an die Westküste und der Einnahme von Gwalior. Im Jahre 1779 wurde ein Bund fast aller leitenden Fürsten Indiens zur Zerstörung der heranwachsenden Macht der Kompagnie durch deren Truppen unter Warren Hastings genialer Führung zunichte gemacht. Daran schlossen sich die Kämpfe gegen die Franzosen im südlichen Indien und der Feldzug gegen Tippu, Sultan von Mysore. Die Einnahme von Pondicherry im Jahre 1793 war ein entscheidender Schlag gegen die französische Macht in Südindien. Das Vorrücken der Herrschaft der Kompagnie im Ganges-Tale bis Allahabad, die Besetzung von Cawnpur und Fatehgarh, die Einnahme von Gujarat und die Eroberung weiterer Landstriche infolge der Mysore-Kriege fallen in diese Zeit. Am 7. Mai 1799 wurde Tippus Hauptstadt Seringapatam erstürmt. Unter des Generalmajors Baird und des Obersten Wellesley Führung nahmen das 12., 33., 73., 74., 75. und 103. Bataillon teil. Alles dies waren Ereignisse, die eine fortgesetzte Weiterentwicklung der Armee der Ostindischen Kompagnie bewirkten. Die Eingeborenen-Truppen wurden zu Brigaden formiert, die Artillerie vermehrt und mit besseren Geschützen ausgerüstet, Oberkommandierende der Präsidentschaften wurden ernannt, und die innere Verwaltung des Heeres dauernd gehoben und verbessert.

Die inneren Zustände in der Armee der Ostindischen Kompagnie.

Ehe in der Darstellung der geschichtlichen Ereignisse und der Weiterentwicklung des indischen Heeres fortgefahren, und ehe die hauptsächlichste, in das Jahr 1796 fallende Neuorganisation der ganzen Armee besprochen werden kann, muß ein Blick auf die inneren Zustände der Armee um jene Zeit geworfen werden. Für ihren ganzen Aufbau sowohl, wie für ihre Weiterentwicklung im Laufe der Jahrzehnte, und zwar bis in unsere Zeit hinein, sind verschiedene Fragen und ihre Behandlung durch die britischen Eroberer von einschneidender Bedeutung. Eine große Rolle hat dauernd die Nationalitätenfrage gespielt, und noch heute sehen wir die Engländer mit diesem schweren Problem ringen. Diese Frage soll deshalb zuerst kurz berührt werden.

Grundsatz der Rassenvermischung.

Schon die ersten französischen und englischen Abenteurer, die ihren eingeborenen Hilfstruppen Waffen in die Hand gaben, erkannten die große Gefahr, die für sie selbst darin lag. Sie bemühten sich, der Möglichkeit einer bewaffneten Erhebung entgegenzuarbeiten durch Vermischung von Leuten der verschiedensten Glaubensarten und Kasten in denselben Truppenteilen. Dieser sehr weise Grundsatz wurde auch weiterhin von den Engländern dauernd aufrechterhalten, und in den Heeren der beiden kleinen Präsidentschaften Madras und Bombay sind sie überhaupt nie davon abgegangen. Dagegen verhinderte in manchen Fällen die Macht der Umstände diese Vermischung verschiedener Glaubensbekenntnisse und Rassen. So bestand die Kavallerie

*) Seite 113.

von Arcot, die die englische Regierung von Madras vom Nabob übernommen hatte, ausschließlich aus Mohammedanern, und da die Hindus im südlichen Indien keine Reiter sind und niemals in berittene Truppenteile eintreten, so sind die Kavallerie-Regimenter von Madras bis auf den heutigen Tag rein mohammedanisch geblieben. Der Versuch wurde zwar gemacht, durch Einstellung von Radschputs und Mahratten eine gewisse Vermischung zu erzielen; diese waren aber nicht zahlreich genug und erreichten nicht einmal ein Viertel der ganzen Stärke der Truppenteile. Ebenso bestanden die Pioniere von Madras — heute das 2. (Madras-) Sappeur-Korps — fast ausschließlich aus eingeborenen Christen und Parias, da die Mohammedaner und die Kasten angehörenden Hindus die Arbeit mit dem Spaten verachteten. Dies sind aber in den Heeren von Bombay und Madras die einzigen Ausnahmen, die den Grundsatz der Vermischung durchbrechen; im übrigen sind die Truppen von Madras und Bombay aus Mannschaften der verschiedensten Glaubenbekenntnisse und Rassen zusammengesetzt.

Dagegen blieb, sehr entgegen den Absichten ihrer Organisatoren, durch die zwingende Macht der Umstände gerade der stärkste Heeresteil, die Armee von Bengalen, eine einheitliche (class-) Armee, die sich nur aus Leuten einer und derselben Nationalität ergänzte. Während die unkriegerischen Eingeborenen Bengalens nicht einen einzigen Rekruten für die Truppen der Kompagnie lieferten, strömten die hindostanischen Bewohner der Nordprovinzen Indiens zu den britischen Fahnen, angelockt durch den hohen Sold und durch die Aussicht auf Beute und Gewinn, die mit den Erfolgen der britischen Waffen Hand in Hand gingen. In kurzem war das Angebot von Mohammedanern aus Nordindien und von Hindus der vornehmsten Kasten aus den Provinzen Oudh und Agra so stark, daß sie aus dem bengalischen Heere eine geschlossene Masse zu bilden vermochten, zu der kein Angehöriger einer niedereren Kaste oder einer anderen Rasse Zutritt erhielt. Da sie das beste Soldatenmaterial abgaben, das man damals überhaupt bekommen konnte, so gingen die englischen Führer stillschweigend auf die Sache ein, und die bengalische Armee wurde eine geschlossene hindostanische Vereinigung aus Eingeborenen der Provinz Oudh und der britischen Nordwestprovinzen. Die Mohammedaner bildeten zumeist die Kavallerie, während die vornehmen Hindus, die Brahmanen und die Kschatriyas zur Infanterie gingen. Wenn man also in der Theorie auch nach wie vor an der Rassenvermischung festhielt, so war sie in der Eingeborenen-Armee von Bengalen in der Tat doch völlig durchbrochen. Nach der Eroberung des Pundjabs bemühte sich die Regierung eifrig, das hervorragende Material, das sich aus den Reihen der neuen Untertanen anbot, auszunutzen, und ordnete die Einstellung von Sikhs in die bengalische Armee an. Die Hindus mißbilligten jedoch diese Maßnahmen; die neuen Rekruten wurden einfach boykottiert und beim Ausbruch des Aufstandes fortgejagt.

Wegen ihrer überlegenen körperlichen Tüchtigkeit, ihrer Waffengewandtheit

und ihrer musterhaften Führung wurden die Hindus auch gern in den Armeen von Madras und Bombay eingestellt. Eine große Anzahl von ihnen, die in der bengalischen Armee wegen zu geringen Körpermaßes keine Aufnahme gefunden hatte, wanderte in Truppenteile der Präsidentschaft Bombay. In einigen von diesen wurden sie so zahlreich, daß sie während des Aufstandes ihren bengalischen Kameraden die Hand zu reichen vermochten. Auch in anderen bengalischen Regimentern kam es damals unter ihnen zu Erhebungen, die jedoch infolge der Vermischung mit anderen Rassen mißlangen. In den Sepoy-Regimentern von Madras war die Zahl der Hindus aus geographischen Gründen immer beschränkt und betrug höchstens 20 bis 30 in einem Bataillon. Die häufige Verwendung madrassischer Truppenteile in überseeischen Garnisonen machte den Dienst in ihnen bei den vornehmen Hindus unbeliebt, da sie beim Überschreiten des Meeres ihre Kaste verlieren.

Gliederung der Sepoys.

Was die Gliederung der Sepoys anlangt, so war während der Kriege von Trichinopoly und der Eroberung von Bengalen die Kompagnie noch die einzige organisierte Einheit. Jede Kompagnie hatte eine Fahne, eine Trommel, einen europäischen Sergeanten und einen eingeborenen Hauptmann oder Jamadár. Dieser Titel wurde aber später auf den Leutnant übertragen, während der Hauptmann Subadár genannt wurde. Im Jahre 1763 wurden in Madras die selbständigen Kompagnien zum ersten Male zu Bataillonen vereinigt. Zuerst hatte jedes Sepoy-Bataillon einen eingeborenen Kommandeur, während ein europäischer Offizier mit dem Rang eines Hauptmanns die Adjutantendienste versah. In der Tat kommandierte schon damals dieser Hauptmann das Bataillon; der eingeborene Kommandeur trat mehr und mehr in den Hintergrund und verschwand bald gänzlich.

Leistungsfähigkeit der Eingeborenen-Truppen.

Die militärische Leistungsfähigkeit der Eingeborenen-Truppen war ursprünglich gering, es fehlte ihnen wie ihren Führern mit wenigen Ausnahmen an kriegerischen Eigenschaften. Es zeigte sich bald, daß ihre militärische Leistungsfähigkeit in unmittelbarem Verhältnis stand zu der Zahl der als Führer unter ihnen Verwendung findenden Europäer. Aus diesem Grunde wurde auch die Zahl der britischen Offiziere Schritt für Schritt erhöht, und die Masse der eingeborenen Offiziere in subalterne Stellungen heruntergedrückt. Wenn sich aber auch die Inder als Offiziere unbrauchbar erwiesen, so entwickelten sie sich doch zu überaus tüchtigen Soldaten, die in zahlreichen Kriegen hervorragendes leisteten, wenngleich sie es niemals mit europäischen Truppen aufzunehmen vermochten, die ihnen immer überlegen blieben.

Im Felde bestanden die ostindischen Brigaden stets aus einem britischen und zwei eingeborenen Bataillonen, da es sich gezeigt hatte, daß die Sepoys unter dem Vorbild und in Begleitung europäischer Truppen tapferer kämpften. Indes selbst ohne dieses Beispiel und ohne europäische Unterstützung überwältigten sie zuweilen Feinde, die ihnen an Zahl überlegen waren. So hatten manche eingeborene indische Fürsten Perser, Araber und Afghanen, die ihre eigenen Untertanen an



Kriegstüchtigkeit übertrafen, als Söldner angeworben; oftmals gingen aber die englischen Sepoys aus verzweifeltem Handgemenge mit ihnen als Sieger hervor.

Auch zeigten diese eingeborenen Krieger bei manchen Gelegenheiten einen kühnen, ja heldenmütigen Sinn, so die Sepoy-Grenadiere der bengalischen Regimenter in Sir Hector Monros Armee, die wegen Aufruhrs zum Tode verurteilt worden waren und von den Geschützen „weggeblasen" werden sollten. Als Grenadiere, die stets das Vorrecht hatten, auf dem rechten Flügel zu stehen, verlangten sie, auch auf dem rechten Flügel von den Mündungen der Geschütze „weggeblasen" zu werden.

Disziplin.

Wenn auch in den Anfängen des indischen Heeres Meutereien infolge von mangelhafter Bezahlung oder Verpflegung oder von Hetzereien eingeborener Fürsten nicht selten waren, so ließen sie sich doch meist durch Beseitigung ihrer Ursachen leicht beilegen, und bald wurde die Treue der Sepoys gegen ihre Offiziere und ihre Fahne unwandelbar, ja sprichwörtlich. In der bengalischen Armee waren einige Meutereien vorgekommen bei Regimentern, die zum Dienst über See bestimmt worden waren; dagegen kam in der Geschichte der Ostindischen Kompagnie während eines ganzen Jahrhunderts nur ein Fall von Aufruhr aus politischen Gründen vor. Es war dies die Meuterei von Vellore im Jahre 1806. Dort hatte man nach dem Tode des Sultans Tippu und nach dem Fall seines Reiches dessen Söhne untergebracht; deren Wühlarbeit scheint nach allem die wahre Ursache des Aufstandes gewesen zu sein, während nach außen hin die Ausgabe einer neuen Mütze an die Truppen von Madras als Grund der Empörung erschien.

Indes die verhaßte Kopfbedeckung nach europäischem Muster war, ähnlich wie 50 Jahre später die eingefettete Patrone*), nur der Funke, der die längst bereite Mine zur Entzündung brachte. Die heilsame Schärfe, mit der diese Meutereien niedergeschlagen wurden, schreckten für lange Zeiten von einer Wiederholung ab.

Bekleidung und Ausrüstung.

Die Frage der Uniformierung und Ausrüstung der Eingeborenen-Truppen hat in der ganzen Heerespolitik eine zu große Rolle gespielt, als daß man ohne nähere Betrachtung an ihr vorübergehen könnte. Der unglückselige Versuch mit der militärischen Kopfbedeckung in Vellore war nur ein Ausdruck des dauernden Wunsches der englischen Militärbehörden in Indien, die äußere Erscheinung der Sepoys derjenigen der britischen Truppen ähnlich zu gestalten. Die zuerst ausgehobenen Kompagnien waren gleichmäßig in weiße Jacken und kurze Hosen gekleidet; die Beine waren nackt, Sandalen dienten als Fußbekleidung, als Kopfbedeckung ein Turban aus Stoff, der auf einem festen Rahmen ruhte und oben eine Messingverzierung trug, die gleichzeitig einen Schutz gegen Säbelhiebe bildete. Die Kokarde, die man als ein unentbehrlich notwendiges Stück der militärischen Kopfbedeckung ansah, war aus Messing, da kein Sepoy zu bewegen war, etwas aus Leder an seiner

*) Seite 102.

Kopfbedeckung zu tragen. Anfänglich waren sogar Schwierigkeiten mit dem Tragen von Lederzeug entstanden, die aber dann überwunden wurden. Rote Röcke im Felde trugen die englischen Sepoys zum ersten Male in der Schlacht von Condore. Auch später wurde die Europäisierung in Kleidung und Ausrüstung weiter betrieben. Die kurzen Hosen und Sandalen wurden durch lange Beinkleider und Schuhe ersetzt; auf den Turban folgte in den Armeen von Bengalen und Bombay ein Tschako, aber aus dem oben angeführten Grunde ohne ledernen Schild. Der Zwischenfall von Vellore verhinderte die Einführung des Tschakos bei der Armee von Madras. Dafür wurde hier der Turban enger und höher gemacht und schwarz lackiert, bis er eine annehmbare Nachbildung der europäischen Kopfbedeckung darstellte. Endlich nach hundertjährigem Bemühen gelang es den englisch-indischen Behörden, aus dem Sepoy eine äußerlich möglichst getreue Nachbildung seines europäischen Kameraden zu machen. Dann aber kam der Aufstand, und alle Mühe war umsonst.

Das Silladar-System.

Das allgemeine Streben der britischen Heerespolitik, das stets darauf ausging, das asiatische Heer europäisch zu gestalten, zeitigte bei den großen Unterschieden der Denk- und Sinnesart, wie sie zwischen Europäern und Asiaten bestanden, keineswegs immer Erfolge. Vielfach leisteten reguläre Reitertruppenteile, die man in der ihnen ungewohnten europäischen Art reiten und fechten gelehrt hatte, weniger als manche irregulären Reiterregimenter, wie sie zu Anfang des 19. Jahrhunderts in die Armee eingestellt worden waren. Diese wurden nach dem Sillabar-System unterhalten, das in der mongolischen und mahrattischen Armee üblich war. Von der Regierung erhielten die Leute eine runde Summe, für die sie ihre Pferde, ihre Fourage, Bekleidung und Ausrüstung selbst besorgen mußten; sie ritten nach ihrer Art, waren mit Lanzen und krummen Säbeln (scimitars), ihren landesüblichen Waffen, ausgerüstet, trugen Turban und langschößige Röcke, ihre heimische Tracht. Ihre Abteilungen setzten sich zusammen aus den besten Kriegern Nordindiens, denen der gleichförmige Dienst in den britischen regulären Regimentern nicht zusagte. Leute von Reichtum und Ansehen traten als eingeborene Offiziere in diese Truppenteile ein, und oftmals kam es vor, daß ein Risaldar (Rittmeister, Eskadronchef) Eigentümer der sämtlichen Pferde seiner Schwadron war, deren Leute ihm als Hörige folgten. Jedem Regiment waren drei britische, aus regulären Truppen hervorgegangene, besonders tüchtige Offiziere zugeteilt, der Kommandeur, dessen Stellvertreter und der Adjutant. Der Kommandeur war vollkommen selbständig und ordnete im Innern alles nach seinem Willen; dadurch entstanden große Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Truppenteilen. Diese Regimenter waren billiger als die regulären, und dabei vielfach kriegstüchtiger als jene. Die Fälle von schlechter Führung waren unter den regulären Kavallerie-Regimentern zahlreicher. Auch zeigten die irregulären Regimenter eine größere Treue und Anhänglichkeit; selbst während des großen Aufstandes im Jahre 1857 blieb die Hälfte der bengalischen irregulären Kavallerie treu.

Neuorganisation der drei Präsidentschaftsarmeen.

Nach dieser Darstellung der inneren Verhältnisse der indischen Armee soll der geschichtliche Faden wieder aufgenommen werden. Das Jahr 1796 brachte eine große Neuorganisation der drei Präsidentschaftsarmeen und zugleich eine geringe Verminderung der Truppen.

An europäischen Truppen, einschließlich der weißen Soldaten der Kompagnie, waren damals 13 000 Mann vorhanden. Die Eingeborenen-Truppen hatten eine Stärke von zusammen 57 000 Mann, von denen auf Madras und Bengalen je 24 000, auf Bombay 9000 Mann kamen.

Die bengalische Armee wurde nunmehr in folgender Weise organisiert:

europäische Infanterie: 3 Regimenter zu 10 Kompagnien;
europäische Artillerie: 3 Bataillone zu 5 Kompagnien;
eingeborene Infanterie: 12 Regimenter zu 2 Bataillonen;
reguläre eingeborene Kavallerie (an Stelle von 2 irregulären Regimentern): 4 Regimenter zu 6 Eskadrons.

Die eingeborenen Infanterie-Regimenter wurden durch Vereinigung einzelner Bataillone und Halbbataillone gebildet. Die Offiziere bis zum Major bekamen Regimentsavancement; die Oberstleutnants und Obersten liefen innerhalb der ganzen Präsidentschaft auf einer Liste. Die Kavallerieoffiziere kamen auf eine eigene Kavallerieliste. Bestimmungen über Urlaub wurden erlassen, und im Innern Maßnahmen zur Verbesserung der Verwaltung getroffen.

Die Änderungen in den Heeren von Madras und Bombay waren ähnlicher Art. Die Armee von Madras wurde in folgender Weise neugegliedert:

europäische Infanterie: 2 Bataillone zu 10 Kompagnien;
eingeborene Infanterie: 11 Regimenter zu 2 Bataillonen von je 8 Kompagnien;
eingeborene Kavallerie: 4 Regimenter zu 6 Eskadrons;
europäische Artillerie: 2 Bataillone zu 5 Kompagnien und 15 Kompagnien Arbeitssoldaten.

Die Armee von Bombay bestand aus:

eingeborener Infanterie: 4 Regimenter zu 2 Bataillonen; nach kurzem kam ein 5. und 6. Regiment hinzu; außerdem ein Marine-Bataillon;
europäischer Artillerie (seit 1798): 6 Kompagnien mit Arbeitssoldaten.

Wellington wird Generalgouverneur. 1798.

Im Jahre 1798 wurde Lord Wellesley (Herzog von Wellington) Generalgouverneur; in die Zeit seiner Verwaltung fällt das endgültige Überwiegen des britischen Einflusses. Der französische Einfluß in Haiderabad wurde vernichtet, der Mysore-Feldzug nahm mit der Niederlage und dem Tode Tippus sein Ende, und die französische Macht, die sich nach den Niederlagen im Süden noch in Vorderindien gehalten hatte, wurde mehr und mehr geschwächt. Im Jahre 1803 kam es

noch zu schweren Kämpfen mit den Mahratten. Am 23. September dieses Jahres schlug Wellesley mit einem kleinen Heere von nur 1500 Briten und etwa 6500 Eingeborenen mit insgesamt 17 Geschützen die Übermacht der Mahratten, die in einer Stärke von 50 000 Mann mit 128 Geschützen eine starke Stellung hinter dem Flusse Kaitna unweit des Dorfes Assay besetzt hatten. Die britischen Verluste in dieser Schlacht waren ungeheuer; das 74. Hochländer-Bataillon verlor allein seine sämtlichen Offiziere. Der Feind ließ 2000 Tote auf dem Platze und 98 Geschütze in Händen der Engländer. Einen zweiten Sieg erfocht Wellesley am 29. November bei Argaum, die wichtige Festung Gawilgarh fiel mit 52 Geschützen und 2000 englischen Gewehren in seine Hände. In der gleichen Zeit erkämpfte Lord Lake bedeutende Siege bei Alighar und Laswari und nahm die Städte Delhi und Agra. Die Macht der Mahrattas war endgültig gebrochen; nachdrückliche Erfolge waren erreicht, die auch durch den unglücklichen Rückzug des Obersten Monson durch Central-Indien im Jahre 1804 und die anfänglichen Rückschläge, die Lake im Jahre 1805 vor der Festung Bhurtpore — sie fiel erst 1827 in britische Hände — erlitt, nicht beeinträchtigt wurden. Unter Lord Hastings wurden während des Krieges in Nepal die Ghurkas dem britischen Einfluß gewonnen. Dann kamen der erste burmanische und die afghanischen Kriege, die Feldzüge gegen Sind und Gwalior, die beiden Pundjab-Kriege und der zweite burmanische Krieg. Während dieses Zeitabschnittes wurden weite Gebietsteile genommen; der größte Teil Indiens kam in den Besitz der Kompagnie, und die großen Eingeborenenstaaten unterstanden ihrem Einflusse und der Aufsicht durch ihre Agenten.

Vermehrung der Präsidentschafts-Armeen.

Die Folge war eine bedeutende Vermehrung der Präsidentschaftsarmeen. Die durch die Reorganisation im Jahre 1796 herbeigeführte Verminderung war nur vorübergehend gewesen. Das Ende des 18. Jahrhunderts sah wieder neue Vermehrungen. Als der Mahratten-Krieg der Jahre 1803 bis 1805 beendet war, und die Armeen auf Friedensfuß standen, zeigten sie ungefähr folgende Stärkeverhältnisse:

	Briten	Eingeborene	Zusammen
Bengalen	7 000	57 000	64 000
Madras	11 000	53 000	64 000
Bombay	6 500	20 000	26 500
Zusammen	24 500	130 000	154 500

In die Zeit von 1806 bis 1824 fallen einzelne örtliche Erhebungen, die bereits erwähnt worden sind.

Neuorganisation des Heeres. 1824.

Das Jahr 1824 brachte wieder eine Neuorganisation des ganzen Heeres. Die eingeborenen Infanterie-Regimenter zu zwei Bataillonen wurden endgültig in solche zu einem Bataillon getrennt.

Die bengalische Armee bestand nunmehr aus 2 Regimentern europäischer und 68 Bataillonen eingeborener Infanterie, 8 Regimentern regulärer eingeborener Kavallerie, 5 Regimentern irregulärer Kavallerie, 3 Abteilungen reitender Artillerie (mit 9 europäischen und 3 eingeborenen Batterien), 5 Bataillonen Fußartillerie mit 20 Kompagnien, 1 Ingenieur-, 1 Sappeur- und Mineur- und 1 Pionierkorps. Dazu kamen dann noch einige Lokal- und Provinzialkorps.

Die Armee von Madras war stark: 2 Regimenter europäischer, 52 Bataillone eingeborener Infanterie und 3 Lokal-Bataillone, 8 Regimenter eingeborener Kavallerie zu 4 Schwadronen, 2 Abteilungen reitender Artillerie (1 europäische und 1 eingeborene), 8 Bataillone Fußartillerie zu 4 Kompagnien mit 4 Kompagnien Arbeitssoldaten und 2 Bataillone Pioniere.

Die Armee von Bombay verfügte über 2 Regimenter europäischer und 24 Bataillone eingeborener Infanterie, 3 Regimenter regulärer und 2 Regimenter irregulärer Kavallerie, 4 reitende Batterien, 8 Kompagnien Fußartillerie sowie 1 Ingenieur- und Pionierkorps.

Bildung von Lokalkorps.

Mit der Erweiterung des Gebiets ging die Errichtung von Lokalkorps für Gebiete Hand in Hand, die eines besonderen Schutzes bedurften. Hierher gehört namentlich die irreguläre Pundjab-Truppe (Pundjab Irregular Force). Diese und andere Lokaltruppen unterstanden ursprünglich den Provinzialverwaltungen und kamen erst später unter das Oberkommando. Außerdem unterhielten zahlreiche eingeborene Fürsten eigene Truppen, die im Falle der Not, wie man annahm, der britischen Regierung zur Verfügung standen. Sie hatten eine Stärke von 30 000 bis 40 000 Mann, aber keinen großen militärischen Wert.

Stärke der Eingeborenen-Armee vor dem Aufstande im Jahre 1857.

Am Vorabend des großen Aufstandes, im Jahre 1857, hatte die eingeborene Armee der Ostindischen Kompagnie die nachstehende Zusammensetzung und Stärke:

Die bengalische Armee bestand aus 74 Infanterie-Bataillonen, 10 Regimentern leichter Kavallerie, 4 reitenden und 8 Feldbatterien, 11 Kompagnien Fußartillerie und 12 Pionier-Kompagnien; dazu kamen noch 24 Bataillone irregulärer Infanterie und 17 Regimenter irregulärer Kavallerie. Die Armee von Madras setzte sich aus 52 Infanterie-Bataillonen, 2 reitenden und 3 Feldbatterien, 4 Fußartillerie- und 9 Pionier-Kompagnien zusammen, während die Armee von Bombay 29 Bataillone Infanterie, 3 Regimenter leichte Kavallerie, 4 Feldbatterien, 8 Fußartillerie- und 5 Pionier-Kompagnien stark war, zu denen noch 10 irreguläre Infanterie-Bataillone und 9 irreguläre Kavallerie-Regimenter kamen. Zu diesen Eingeborenen-Truppen müssen die schon erwähnten Lokalkorps zugerechnet werden.

Nachstehende Übersicht zeigt die Stärkeverhältnisse der verschiedenen britischen und eingeborenen Truppen der drei Armeen einschließlich der Lokalkorps usw.:

	Britische Truppen*)				Eingeborene Truppen				
	Infanterie	Kavallerie	Artillerie	Zusammen	Infanterie	Kavallerie **)	Artillerie	Sappeure und Mineure	Zusammen
Bengalen	17 003	1 366	3 063	21 432	112 052	19 288	4 734	1 497	137 571
Madras	5 941	639	2 128	8 708	42 373	3 202	2 407	1 270	49 252
Bombay	7 101	681	1 578	9 360	33 861	8 433	1 997	637	44 928
Lokalkorps und Kontingente	—	—	—	—	23 640	6 796	2 118	—	32 554
Nicht eingeteilte . .	—	—	—	—	—	—	—	—	7 756
Militärische Polizei .	—	—	—	—	—	—	—	—	38 977
Zusammen	30 045	2 686	6 769	39 500	211 926	37 719	11 256	3 404	311 038

Britische und eingeborene Truppen zusammen: 350 538.

Danach belief sich die gesamte Stärke der indischen Armee damals auf über 300 000 Säbel und Bajonette mit 240 Kanonen. Ungefähr die Hälfte der gesamten Truppenstärke gehörte zur Armee von Bengalen und den ihr zugehörigen Lokalkorps. Das Stärkeverhältnis der eingeborenen zu den britischen Truppen belief sich auf annähernd 8 : 1.

Die inneren Verhältnisse in der Armee vor dem Aufstande.

Wie aber sah diese starke Armee in ihrem Innern aus? Welche Veränderungen waren in den letzten Jahrzehnten mit ihr vorgegangen?

Die Heere von Madras und Bombay standen unmittelbar unter dem Befehl des Gouverneurs der betreffenden Präsidentschaft, hatten ihren eigenen Oberkommandierenden, ihre eigenen Stäbe, Verwaltungsbehörden und Heereseinrichtungen. Der Oberkommandierende der bengalischen Armee war dem Namen nach gleichzeitig Höchstkommandierender von ganz Indien, sein Einfluß auf die beiden anderen Präsidentschaftsheere aber sehr gering.

Die drei Armeen bildeten kein einheitliches Heer, es herrschte in ihnen die größte Verschiedenheit. Man war gegenseitig eifersüchtig, verfolgte sich sogar stellenweise mit offener Feindschaft. Der Bengale aus vornehmer Kaste verachtete den Madrassen ob seiner niedrigen Kaste, und dieser vergalt das mit bitterem Haß.

Das Jahr 1820 hatte die britische Herrschaft völlig befestigt, die britische Macht herrschte vor in ganz Vorderindien; die furchtbaren Kriege, die jahrhundertelang das

*) Einschließlich der europäischen Truppen der Kompagnie.

**) Einschließlich irregulärer Truppen und lokaler Einheiten, die nicht bei den Lokalkorps gerechnet sind.

Land verwüsteten, hatten ein plötzliches Ende gefunden. Von Simla bis zum Kap Comorin herrschte Frieden. Die eingeborenen Truppen wurden nicht mehr zum Kriegsdienst herangezogen, und nur vorübergehend kleine Teile des Heeres zum Kampfe gegen die Burmanen oder die Chinesen aufgeboten. Dadurch aber ging es mit der Kriegstüchtigkeit zumal der Küstenarmee (Armee von Madras) rasch abwärts. Die weniger kriegstüchtigen Einwohner des südlichen Indiens, aus denen sich die Armee von Madras ergänzte, verloren bald ihre in langen Kriegen erworbene Kriegsbrauchbarkeit. Dazu kam, daß Frauen, Kinder und alle möglichen Verwandten immer mehr einen ungeheuren Anhang der Truppe bildeten. Niemand aber wagte, diesem Unfug zu steuern. Um an Pensionen zu sparen, ließ man die Leute bis in ihr hohes Alter ruhig weiterdienen.

Auch die englischen Offiziere waren zu alt und zum Teil völlig unbrauchbar. Außerdem fand die Hälfte oder Dreiviertel dauernd Verwendung bei irregulären Korps, in Adjutantenstellen, in der Heeresverwaltung, in zivilen oder diplomatischen Stellungen. Wo man irgend einen neuen Beamten brauchte, holte man ihn aus den britischen Offizieren der Eingeborenen-Armee.

Als Sir Charles Napier das Kommando der bengalischen Armee übernahm, fand er zahlreiche Offiziere vor, die von Dienst und Ausbildung keine Ahnung mehr hatten. Überhaupt war es mit der bengalischen Armee noch rascher bergab gegangen, als mit den beiden anderen. In diesen war wenigstens die Disziplin dauernd erhalten geblieben; in der bengalischen dagegen war sie in erschreckendem Maße gelockert.

Man scheint angenommen zu haben, der bengalische Krieger sei ein so musterhafter Soldat von stets einwandfreier Führung, daß man es nicht nötig habe, ihn ohne Grund in seiner Freiheit zu beschränken. Bald war man aber so weit gegangen, daß man ihm zuviel Selbständigkeit ließ, so daß er meinte, er habe die Zügel selbst in der Hand. Religiöse und Standesvorurteile ließ man als Ausreden gelten jedem unbeliebten Dienste gegenüber. Man duldete das Ablegen von Ausrüstungs- und Kleidungsstücken auf Wache. Die Strafe des Auspeitschens wurde für die bengalischen Soldaten aufgehoben, während sie für die britischen Mannschaften und in den Armeen von Madras und Bombay fortbestand. So wurde in kurzem durch übergroße Milde und Nachlassen der Disziplin aus guten Soldaten eine zügellose Horde.

Wann dieser Rückgang in der bengalischen Armee angefangen hat, läßt sich schwer feststellen. Man nimmt an, daß er mit der Verlegung des Armeehauptquartiers nach Simla zusammenfiel, wodurch die Heeresleitung die Fühlung mit der Armee und dem, was ihr nottat, verlor. Die Verwaltung war zu sehr zentralisiert; man hing fest an eingelebten Vorschriften; in kurzem entwickelten sich alle die Mängel, die dem System des stehenden Heeres in Friedenszeiten anhafteten, in schrecklichem Maße. Die Kommandeure hatten kein Ansehen und keine Selbständigkeit mehr, und

den Sepoys erlaubte man, Gesuche und Klagen über ihre Offiziere unmittelbar an das Armeehauptquartier zu schicken.

So war der Aufstand eine Folge der Mißwirtschaft. Und diese Mißwirtschaft blühte unter den Augen der indischen Regierung und in dem Heeresteile, der unmittelbar unter ihrer Aufsicht stand. Auch in den anderen beiden Armeen hatten zwar der Schlendrian und der Bureaukratismus stark um sich gegriffen; hier war aber ein fester Grundstock von Disziplin dauernd mit Festigkeit erhalten worden.

Schon im Jahre 1850 hatte Sir Charles Napier die Regierung gewarnt und sie auf den gefahrdrohenden Zustand der bengalischen Eingeborenen-Armee aufmerksam gemacht. Indes seine Warnungen blieben ebenso unbeachtet, wie der rollende Donner, der dem Sturm voranging: ein durch Verteilung ungesäuerter Brotkuchen hervorgerufener Zwischenfall, Angriffe auf Offiziere, Fälle von Brandstiftung und ähnliches. Nichts geschah! Und dabei wurden die Pläne der Sepoys ausgeheckt unter den Augen ihrer britischen Offiziere, die nichts von den Gefühlen und Wünschen ihrer Leute wußten und an die feste Treue ihrer Untergebenen glaubten bis zu dem Augenblick, wo sie selbst ihrem mörderischen Feuer zum Opfer fielen.

Ursachen zum Ausbruch des Aufstandes.

Schließlich brach im Jahre 1857 der Aufstand mit voller Wucht aus. Wie weit die bengalische Armee in ihrem Innern dafür bereit war, ist schon geschildert worden. Äußere Veranlassungen mannigfacher Art kamen hinzu, um die üble Stimmung noch mehr zu schüren und die Ereignisse schließlich einem schlimmen Ende zuzuführen. Es ist behauptet worden, daß die Wegnahme von Satara, Nagpur und Jhansi ohne einen Titel des Rechts und die Annektierung von Oudh zu den politischen Ursachen zu rechnen seien, die den Aufstand verursachten. In bezug auf diese Maßnahmen kann kein Zweifel bestehen. Der größte Teil der Eingeborenen-Armee von Bengalen stammte aus Oudh und den angrenzenden Gebieten. Daß diese Leute schwer unter dem Eindruck der Absetzung ihres Königs und der Vernichtung ihrer Vorrechte litten, kann wohl niemand wundernehmen.

Zu den inneren Ursachen kam aber noch die religiöse Frage, die wichtigste Grundlage des Lebens im Orient. Gebräuche, die einen geradezu barbarischen Charakter trugen, waren unterdrückt worden; die Brahmanen vermuteten einen entscheidenden Anschlag, darauf gerichtet, ihre Macht zu untergraben. Ein Gesetz war erlassen worden, das den Hindu-Witwen die Wiederverheiratung erlaubte. Die neuen Einrichtungen der Eisenbahn und des Telegraphen wurden als ein gegen das ganze Volk gerichteter Anschlag betrachtet. Auch waren schon Schritte getan worden, um das Kastenwesen zu erschüttern und das Christentum in die Armee einzuführen. Mit steter Beharrlichkeit wurde das Gerücht verbreitet, die Engländer beabsichtigten, dieses Ziel sogar mit Waffengewalt zu erreichen, und schon lange Jahre vor dem Aufstand hieß es, man trage sich mit dem Gedanken, den Glauben der Hindus und der Mohammedaner ganz umzustoßen. Auch das Vorgehen der Engländer auf dem Gebiete



des Erziehungswesens, das Verhalten der zivilen Gerichtshöfe und die Mißachtung des Bauernstandes trugen mit bei zur Steigerung der Verbitterung.

Alles dies hätte aber nicht hingereicht, um einen solchen Aufruhr zum Ausbruch kommen zu lassen, wenn die Armee in ihrem Innern gesund gewesen, und der Samen nicht auf einen lange Jahre hindurch vorbereiteten Boden gefallen wäre.

Es kam hinzu, daß die Eingeborenen-Armee von ihrem eigenen Werte und ihrer Stärke in hohem Maße überzeugt war, anderseits die Schwäche des europäischen Teiles genau kannte, und daß zu jener Zeit abenteuerliche Gerüchte über die bedeutenden Schwierigkeiten umliefen, die England in der Krim erwuchsen.

Zu allen diesen Gründen, die zusammenwirkten, um die Stimmung unter den Eingeborenen immer mehr zu reizen, trat ein Schritt der Heeresverwaltung, der schließlich das Faß zum Überlaufen brachte. Das alte Gewehr sollte durch das Enfieldgewehr ersetzt werden; Ausbildungskommandos wurden errichtet. Die Patronen wurden nach Anweisungen aus England hergestellt. Dabei hatte nicht nur das dazu verwendete, aus England gesandte Papier ein glänzendes, fettiges Aussehen, sondern das Ende der Patronen, das die Kugel enthielt, war sogar eingefettet. Ursprünglich war hierzu ein Gemisch von Kokosnußöl und Bienenwachs verwendet worden; später wurde eine Mischung von einem Teil Bienenwachs und sechs Teilen Talg benutzt. Es war jedoch nicht offiziell mitgeteilt worden, aus was für Bestandteilen diese Mischung bestand, und welche Tiere hierzu den Talg hergaben. Die Sepoys nahmen unbedingt an, daß es sich um eine Mischung des Fettes von Schweinen und Kühen handele, also von den beiden Tieren, von denen das eine den Muselmännern als das verabscheuungswürdigste, das andere den Hindus als das heiligste galt. Alle Vorstellungen, man habe nur Wachs und Öl verwendet, waren umsonst; auch nützte es nichts, daß man den Eingeborenen erlaubte, ihre eigene Mischung zu verwenden und daß man alles tat, um sie von dem Gedanken abzubringen, man beabsichtige etwas gegen ihre Religion zu unternehmen. Das Unglück war einmal geschehen; die eingeborenen Offiziere fürchteten sich vor ihren Leuten, Sendboten zogen von Regiment zu Regiment und schürten das Mißvergnügen unter den schon lange erregten und mißtrauischen Truppen. Indes selbst damals wäre es vielleicht bei einer starken Regierung und einer genügenden europäischen Heeresmacht noch möglich gewesen, den Aufruhr in engen Grenzen zu halten. Wie aber die Sache lag, stand die bengalische Armee vor ihrer gänzlichen Auflösung; nur ganz geringe Teile blieben treu.

Die eingeborenen Truppen von Madras und Bombay, die die Hälfte der ganzen Eingeborenen-Armee ausmachten, hielten zu den britischen Fahnen. Sie zeigten keinerlei Hinneigung zu den meuternden Truppen, sondern waren vielmehr durchaus bereit, gegen sie ins Feld zu ziehen. Auch das Pundjab-Grenzkorps leistete hervorragendes bei der Unterdrückung der Meuterei, ebenso das Kontingent von

Haiderabad. Wie weit die große Unbeliebtheit der bengalischen Truppen bei den anderen Heeresteilen beigetragen hat zu deren treuem Verhalten, ist schwer zu sagen; ganz ohne Einfluß mag sie nicht gewesen sein.

Ein näheres Eingehen auf den Verlauf und auf die Unterdrückung der Meuterei würde den Rahmen dieser Darstellung überschreiten. Nach verschiedenen beunruhigenden Vorgängen erhoben sich am Sonntag, dem 10. Mai, die Sepoys in Meerut in offener Empörung, stürmten, ungehindert durch die britische Besatzung, nach Delhi, wo sie sich dem Mogul-König unterstellten. In kurzer Frist standen ganz Oudh, die Nordwest-Provinzen und Unter-Bengalen in Flammen. Das Pundjab unter dem Einfluß des Sir John Lawrence, ebenso Madras und Bombay blieben treu; in den Central-Provinzen traten die Truppen verschiedener Staaten zu den Empörern über.

In Cawnpur spielte sich die größte Tragödie des Aufruhrs ab durch die Niedertracht Nena Sahibs, auf dessen Befehl zweimal in der scheußlichsten Weise ein furchtbares Blutbad, erst unter Männern, dann unter Frauen und Kindern, angerichtet wurde.

Maßnahmen zur Unterdrückung des Aufstandes.

Von England wurden alle irgend verfügbaren Truppen in die bedrohten Gebiete entsandt. Sir Colin Campbell, der nachmalige Lord Clyde, erhielt das Oberkommando über die indische Armee und reiste am 12. Juli von England ab.

Lucknow mußte eine zweimalige Belagerung durchmachen. Sir Henry Lawrence, der Oberkommissar von Oudh, hatte bei Ausbruch des Aufruhrs diese seine Residenz befestigt und verproviantiert und am 2. Juli sämtliche Europäer und ein schwaches britisches Regiment dahin zusammengezogen. Nach kurzem starb Lawrence infolge einer Verwundung. Bis zum 25. September mußte die mutige Besatzung in Lucknow aushalten; da erst gelang den Generalen Havelock und Outram zum ersten Male der Entsatz. Die endgültige Befreiung unter der Mitwirkung Sir Colin Campbells ließ aber bis zum 22. November auf sich warten. Am 20. Oktober wurde nach sechstägigem hartem Kampfe Delhi wieder genommen. Sir Colin Campbell führte in Oudh, Sir Hugh Rose, der spätere Lord Strathnairn, in Central-Indien den Feldzug weiter. Dieser leitete die bemerkenswerte Verfolgung des außerordentlich leistungsfähigen Eingeborenenführers Tantia Topi, dessen Niederwerfung erst im April 1859 gelang.

Besitzergreifung Indiens durch die britische Krone. 1. November 1858.

In den übrigen Teilen des Landes dauerten die Kämpfe bis gegen Ende des Jahres 1858 fort. Am 1. November 1858 wurde in den drei Präsidentschaften durch eine Proklamation bekanntgegeben, daß die Krone von dem indischen Reich Besitz ergreife; damit hörte die Ostindische Kompagnie tatsächlich auf zu bestehen. Im April 1859 konnte endlich der Krieg in allen Teilen für beendigt erachtet werden.

Umgestaltung der Armee.

Nun war die Zeit gekommen, die indische Armee einer gründlichen Umgestaltung nach allen Richtungen hin zu unterziehen. Die Militärverwaltung der Ostindischen Kompagnie hatte sich völlig unfähig gezeigt, die großen Fragen zu lösen, die ihr durch die

Aufgaben der Armee in Indien gestellt wurden. Eine völlige Verschmelzung der Truppen der Ostindischen Kompagnie mit denen der Königin wurde in die Wege geleitet. Auch in der inneren Verwaltung und Gliederung des indischen Heeres wurden einschneidende Neuerungen und Veränderungen vorgenommen.

Damit beginnt der zweite Abschnitt der geschichtlichen Darstellung, die Gliederung des britisch-ostindischen Heeres in die drei Präsidentschaftsheere von Bengalen, Madras und Bombay unter der britischen Krone.

Zunächst wurde der Beschluß gefaßt, daß das Verhältnis der europäischen Truppen zu den eingeborenen nicht mehr wie vor dem Aufstand 1 : 6, sondern von nun an 1 : 2 sein sollte.

Die alte bengalische Eingeborenen-Armee war während des Aufstandes einer völligen Auflösung anheimgefallen. Von ihren regulären Truppen blieben nur elf Bataillone übrig, die zumeist zur Zeit des Ausbruchs in Burma oder China gestanden hatten, wo ihnen jede Gelegenheit zur Teilnahme an der Empörung fehlte. Acht Regimenter irregulärer Kavallerie und vier Regimenter irregulärer Infanterie waren treu geblieben. Während des Aufstandes waren 30 Infanterie-Bataillone und einige Dutzend Kavallerie-Regimenter zur Mithilfe bei der Unterdrückung aufgestellt worden; die meisten von ihnen hatten sich aus Sikhs und Mohammedanern aus dem Pundjab und aus Hindus von niedrigen Kasten rekrutiert. Aus ihnen wurde nunmehr eine neue bengalische Armee errichtet, die 45 Infanterie-Bataillone, 19 Kavallerie-Regimenter und ein Sappeur-Korps zählte. Die während des Aufstandes unvorbereitet aufgestellten Truppen wurden schleunigst mit verfügbaren britischen Offizieren ausgestattet, die in ihnen die Stabsstellen erhielten. So hatte jede Truppe im Durchschnitt sechs bis sieben britische Offiziere im Stabe, während die Kompagnien und Züge von eingeborenen Offizieren geführt wurden. Diese vorläufige Einrichtung wurde späterhin bei der Neugestaltung der ganzen Armee beibehalten. Sie wurde auch auf die Truppenteile der Heere von Madras und Bombay übertragen, hatte aber dort keine günstigen Erfolge, da sie den alten bewährten Bestimmungen zuwider war.

Zusammensetzung der Truppenteile.

Die Regimenter der neuen bengalischen Armee waren keine gemischten Regimenter im bisherigen Sinne. Einige von ihnen bestanden ausschließlich aus Leuten derselben Klasse. Andere waren „class“-Kompagnie-Regimenter; denn bei der großen Feindschaft der verschiedenen Glaubensarten und Kasten im Pundjab war es notwendig, den Sikh und den Mohammedaner in verschiedenen Kompagnien getrennt auseinanderzuhalten, genau wie es einst mit den alten schweizer Regimentern in der Fremde geschah, bei denen Protestanten und Katholiken in verschiedenen Kompagnien eingereiht waren. Alle Pundjabi-Regimenter, die die große Masse des neuen bengalischen Heeres bildeten, rekrutierten sich nach diesem „class“-Kompagnie-System.

Waren so die Grundzüge für die Neugestaltung der bengalischen Armee, die

durch den Aufstand am meisten gelitten hatte, in großen Zügen festgelegt, so knüpfte sich daran die Frage nach der Zusammensetzung, der Stärke, dem Offiziersersatz und der Organisation der Eingeborenen-Armeen überhaupt. Auf der anderen Seite aber stand die Frage, welche Gestaltung die europäische Armee in Indien erhalten sollte.

In der Beurteilung dieser Frage standen sich zwei Ansichten gegenüber. Lord Canning, der Generalgouverneur, und mit ihm eine Reihe anderer Männer waren für die Errichtung einer lokalen europäischen Armee, die in höherem Maße zur Verfügung der indischen Regierung stehe und geringere Kosten verursache, und die außerdem mit der Bevölkerung enger verwachse, so daß sie zugleich eine Pflanzstätte abgebe, aus der Offiziere für Zwecke der staatlichen Verwaltung entnommen werden könnten. Im Gegensatz hierzu stand eine andere Ansicht, die eine einheitliche, der Krone zu unterstellende Reichsarmee verlangte, deren Truppen stets wieder nach England zurückkehren sollten.

Unterstellung der europäischen Truppen unter die britische Krone.

Die im Jahre 1859 ausbrechende sogenannte „weiße Meuterei" trug dazu bei, die Gegner einer lokalen europäischen Armee zu stärken. Die lokalen europäischen Truppenteile widersetzten sich nämlich einer Unterstellung unter die Krone ohne vorausgegangene Berücksichtigung ihrer besonderen Wünsche und ohne besondere Vergünstigungen. Viel Mißvergnügen, zahlreiche Fälle offenen Ungehorsams und eine weitverzweigte Unzufriedenheit traten zutage, und schließlich verließen 10 000 Mann den Dienst.

So wurde der Beschluß gefaßt, die europäischen Truppen der Ostindischen Kompagnie der Krone zu unterstellen. Aus der Infanterie wurden Linien-Regimenter gebildet; die Artillerien von Bengalen, Madras und Bombay und die entsprechenden Korps indischer Pioniere wurden mit der „Königlichen Artillerie" und den „Königlichen Pionieren" vereinigt. Eine zu Zwecken der Durchführung der Umformung eingesetzte Königliche Kommission bestimmte, daß die britischen Truppen eine Stärke von 80 000 Mann erhalten sollten, und daß die eingeborenen Truppen deren Zahl nicht um mehr als 2 : 1 in Bengalen und als 3 : 1 in Madras und Bombay übersteigen sollten. Sie empfahl auch die Errichtung von Eingeborenen-Regimentern, die aus Leuten aller Klassen und Kasten zu mischen waren. Die neue britische Streitmacht war anfänglich 69 000 Mann stark, sank aber allmählich in den folgenden Jahren auf niederere Ziffern des tatsächlichen Bestandes. Das Verhältnis der britischen zu den eingeborenen Truppen wurde, die reguläre Armee als Ganzes betrachtet, dauernd aufrechterhalten; die allgemeine Vermischung in den Eingeborenen-Regimentern ist nie in vollem Umfange eingeführt und inzwischen wieder ganz fallen gelassen worden.

Was nun die Verwendung und die Stellung der britischen Truppenteile in Indien anlangt, so wurden seit der Verschmelzung der europäischen Truppen der

Kompagnie mit den Königlichen Streitkräften Regimenter und Batterien nach Indien gesandt und von dort nach demselben System abgelöst, wie für irgend einen anderen Teil des Reiches; und zwar beträgt die Dienstzeit in Indien etwa 9 Jahre für Kavallerie-Regimenter, 16 für Infanterie-Regimenter und 11 bis 15 für die Artillerie-Einheiten. Ingenieure, Sanitäts- und Veterinäroffiziere müssen 5 Jahre in Indien bleiben, können diese Zeit aber von sich aus verlängern. Während der Dauer ihres Aufenthalts in Indien unterstehen die britischen Truppen der indischen Regierung, von der sie auch bezahlt werden; in bezug auf Bezahlung und Bekleidung sowie in verschiedenen anderen Dingen unterstehen sie den indischen Vorschriften.

Während nach alter Bestimmung die Kompagnie dem König von England für jedes britische Regiment im Jahre eine bestimmte Summe zu zahlen hatte, wurde dies im Jahre 1788 in eine Bezahlung für Aushebung, Transport und Unterhalt der Truppen umgeändert. Von 1834 bis 1857 betrug diese Summe im Jahre durchschnittlich 4 Millionen Mark. Seit 1860 wurde eine Bezahlung nach der Kopfstärke vereinbart, die ursprünglich jährlich bezahlt wurde, seit 1884 aber auf eine Reihe von Jahren berechnet wird. Alle Veränderungen im Innern der britischen Armee, wie z. B. die Einführung der verkürzten Dienstzeit, wurden in ihren Wirkungen stets auch in der indischen Armee fühlbar und beeinflußten deren Organisation und Finanzpolitik. Die durchschnittliche Dienstzeit eines Mannes in Indien beträgt heute 5 Jahre und 4 Monate. Man sucht aber, wenn möglich und nötig, die Leute, deren Dienstzeit abgelaufen ist, durch besondere Vergünstigungen noch länger bei den Fahnen zu halten. Im allgemeinen entsprechen die Einrichtungen des in Indien dienenden Teiles der britischen Armee, hinsichtlich der inneren Verwaltung, Disziplin und Ausrüstung, abgesehen von kleinen Abweichungen, denen der Armee im Vereinigten Königreich.

Neugliederung der Eingeborenen-Armee.

Hand in Hand mit der Neuregelung der Verhältnisse des weißen Teiles der britisch-ostindischen Armee ging die Neuorganisation der gesamten Eingeborenen-Armee. Die Heere von Madras und Bombay, das Kontingent von Haiderabad und das Pundjab-Grenzkorps hatten zwar keine Neuordnung wegen inneren Zerfalls nötig, aber die allgemeine Neugestaltung der Armee machte auch die Hereinbeziehung dieser Teile und der neuaufgestellten Formationen notwendig.

Im Jahre 1861 wurde die Neuorganisation der Infanterie und Kavallerie angekündigt. Viele irreguläre Reiter-Regimenter wurden aufgelöst und mit anderen vereinigt. Einige Infanterie-Truppenteile wurden ebenfalls aufgelöst oder zum Teil in die neuorganisierten Polizei-Truppenteile umgewandelt. Die gesamte eingeborene Artillerie, mit Ausnahme der Batterien des Pundjab-Grenzkorps, der Gebirgsbatterien von Bombay und der Feldbatterien des Kontingents von Haiderabad wurde aufgelöst.

Man beschloß, die ganze Eingeborenen-Armee nach dem „irregulären System", die Kavallerie mit Ausnahme von Madras nach dem „Sillabar-System" zu organisieren. Der Ausdruck „irregulär" ist jedoch geradezu irreführend; das System ist durchaus „regulär", nur befinden sich nach der neuen Ordnung weniger britische Offiziere bei den Truppenteilen, als in den alten „regulären" Eingeborenen-Linien-Regimentern. Jede Versetzung eines britischen Offiziers in ein Eingeborenen-Regiment galt von nun ab als Stabslaufbahn und brachte eine Stabszulage mit sich. Der Einfluß der britischen Kommandeure wurde bedeutend erweitert.

Zusammensetzung der Truppenteile.

Die Eingeborenen-Kavallerie-Regimenter sollten aus 420 Sowars oder Reitern mit einer entsprechenden Anzahl eingeborener Offiziere und Unteroffiziere bestehen und wurden in sechs Züge gegliedert. Jedes Regiment erhielt an britischen Offizieren den Kommandeur, dessen Stellvertreter und vier weitere Offiziere. Die Eingeborenen-Infanterie-Regimenter wurden auf eine Stärke von 600 Gemeinen mit eingeborenen Offizieren und Unteroffizieren verringert und in acht Kompagnien gegliedert. Außer dem Kommandeur erhielten sie fünf britische Offiziere. Somit hatten nunmehr Infanterie- und Kavallerie-Regimenter je sechs europäische Offiziere, d. h. die doppelte Stärke der alten irregulären Korps, aber nur ein Viertel der nominellen Stärke der alten regulären Regimenter. Der allgemeine Erlaß, der diese Neuerungen einführte, wurde erst im Jahre 1863 veröffentlicht, und dann dauerte es noch einige Zeit, bis seine Durchführung in den Armeen von Madras und Bombay erreicht war.

Nach der Beendigung dieser Umgestaltung bot die Eingeborenen-Armee folgendes Bild:

	Infanterie-Bataillone	Kavallerie-Regimenter	Batterien
Bengalische Armee	49	19	—
Madras-Armee	40	4	—
Bombay-Armee	30	7	2
Pundjab-Grenzkorps . . .	12	6	5
Lokalkorps	5	2	—
Kontingent von Haiderabad .	6	4	4

Die durch die Neuorganisation herbeigeführte Verringerung brauchte zu ihrer Durchführung längere Zeit, und selbst im Jahre 1864 bestanden noch Truppenteile alter Art, die schließlich aufgelöst wurden. Die Gesamtstärke der vereinigten indischen Armee betrug im Jahre 1864 rund 205 000 Mann, von denen 65 000 Briten waren. Vergleicht man diese Zahlen mit den Stärken vor dem Aufstand, so weisen sie eine Verringerung der Gesamtstärke um 40 v. H., dagegen eine Vermehrung der britischen Truppen um 60 v. H. auf.

Offiziersersatz.

Da die Frage des Offiziersersatzes für die neuorganisierten Eingeborenen-Armeen von großer Bedeutung war, wurde im Jahre 1861 für jede der drei Präsidentschaften ein Stabskorps errichtet, offen für britische und indische Offiziere, in denen ein besonderer Stamm von Offizieren herangezogen werden sollte. Die Beförderung in diesem Stabskorps ging nach dem Dienstalter. Offiziere mit 12jähriger, später mit 11jähriger Dienstzeit wurden Hauptleute; mit 20 Jahren wurde man Major, mit 26 Oberstleutnant und nach weiteren 5 Jahren patentierter Oberst.

Der Zeitraum von 1860 bis 1878 brachte für die Eingeborenen-Armeen keine bedeutenden Kriegsereignisse. Nur wenige wichtige Unternehmungen fallen in diesen Abschnitt, so verschiedene Züge nach der Nordwestgrenze, der Ost- und der Nordostgrenze, ferner der chinesische Krieg von 1860, der abessinische Krieg von 1867/68, die Expedition nach Perak und die Entsendung eines indischen Heeresteiles nach Malta im Jahre 1878. Im übrigen herrschte Ruhe, die zum inneren Ausbau der neuorganisierten Armeen benutzt wurde. Tatsächlich blieb der Stand der drei Armeen bestehen; im Innern aber wurden mancherlei Änderungen in Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung vorgenommen. An die eingeborenen Truppen wurde das Enfieldgewehr ausgegeben, im Jahre 1874 das Snidergewehr eingeführt. Die Zahl der europäischen Offiziere in den Eingeborenen-Regimentern stieg auf sieben; im Jahre 1874/75 wurden in jedem Truppenteil für abwesende Offiziere ein oder zwei Probedienstttuer eingestellt.

Der afghanische Krieg in den Jahren 1878/80,*) in dem ein großer Teil der Armee Verwendung fand, brachte wertvolle Lehren auf allen Gebieten der Kriegskunst und der Heeresorganisation. Im Jahre 1879 wurde unter Lord Lytton eine Heeresorganisationskommission eingesetzt mit der Aufgabe, Abhilfe der erkannten Mängel zu schaffen und auf Mittel und Wege einer Beschränkung der Heeresausgaben zu sinnen. Damals bestanden die britischen Truppen in Indien aus 50 Infanterie-Bataillonen, 9 Kavallerie-Regimentern und insgesamt 86 reitenden, fahrenden, schweren und Gebirgsbatterien, während die Zusammensetzung der Eingeborenen-Heere im allgemeinen dieselbe, wie auf Seite 107 aufgeführt, geblieben war. Die britischen Truppen hatten eine Stärke von 65 000, die eingeborenen von rund 135 000 Mann.

Neue Reformen.

Nach eingehenden Untersuchungen schlug die Kommission eine Reihe nachhaltiger Reformen vor. Zunächst gelangte jedoch als einzige die Verringerung der Armee um 18 eingeborene Infanterie-Bataillone, sowie um 4 eingeborene Kavallerie-Regimenter und die Vermehrung der Zahl der britischen Offiziere um einen bei jedem Truppenteil im Jahre 1881 zur Durchführung. Die Stärke jedes Regiments wurde erhöht, bei der Infanterie von 712 auf 832 und bei der Kavallerie von 499 auf 550 Mann. Auf diese Weise kam annähernd dieselbe Gesamtstärke wie vorher heraus.

*) Seite 138 ff.

Die vorgenommenen Verringerungen verteilten sich folgendermaßen auf die einzelnen Heeresteile:

Bengalische Armee . .	5 eingeborene Infanterie-Bataillone,	2 eingeborene Kavallerie-Regimenter,
Madras-Armee . . .	8 „ „	— „ „
Bombay-Armee . . .	4 „ „	1 „ „
Pundjab-Grenzkorps . .	1 „ „	1 „ „

Außerdem wurden im ganzen 11 britische Batterien aufgelöst.

Auch auf dem Gebiete der Heeresverwaltung wurden nach und nach Neuerungen eingeführt. So wurde im Jahre 1864 das Rechnungs- und Intendanturwesen der drei Präsidentschaftsarmeen unter einem Generalintendanten vereinigt und der Militärabteilung der indischen Regierung angegliedert. Im Jahre 1876 wurde das Remontewesen, im Jahre 1884 das Waffenwesen in derselben Weise einheitlich zusammengefaßt. Der Train erfuhr eine teilweise Reorganisation. In Madras wurden Pionierabteilungen errichtet und eingeborene Sanitätsformationen aufgestellt.

Auch auf dem Gebiete der Eingeborenenfrage wurden manche Änderungen vorgenommen, auf die weiter unten im Zusammenhang mit der Neugliederung der Armee noch näher eingegangen werden soll.

Im Anfang der achtziger Jahre, nach der Räumung Afghanistans, hatten Teile der indischen Armee wieder Gelegenheit im Felde ihre Leistungsfähigkeit zu beweisen, so in einer Expedition gegen die Mahsud Wazirs, im ägyptischen Feldzug des Jahres 1882 und bei Suakin im Jahre 1885.

Vorübergehende Mobilmachung; Heeresvergrößerung.

Das Jahr 1885 brachte einige wichtige Ereignisse, die Vorbereitungen für die Entsendung einer starken Streitmacht zur Verteidigung der Nordwestgrenze, den Beginn einer Vergrößerung der Armee und den dritten burmanischen Krieg. Die erste Maßnahme war die Folge des Zusammenstoßes russischer und afghanischer Truppen im Pundjab. Eine Streitmacht von 65 000 Mann mit 168 Geschützen wurde daraufhin mobil gemacht und ein ungeheurer Troß bereitgestellt. Da jedoch der Friede erhalten blieb, war das Eingreifen dieser Truppen nicht nötig. Immerhin hatte man aber erkannt, daß das indische Heer für die seiner harrenden Aufgaben nicht stark genug war. Hatte man nach dem Aufstand die Politik verfolgt, die Eingeborenen-Armeen in ihrer Stärke auf ein Maß herabzusetzen, das die innere Sicherheit und den Grenzschutz eben noch gewährleistete, so machte jetzt die Aussicht auf eine kriegerische Verwicklung mit einer größeren europäischen Macht eine Vermehrung sowohl der britischen wie der eingeborenen Truppen nötig. Es wurde beschlossen, jedem der neun britischen Kavallerie-Regimenter eine vierte Eskadron zuzuteilen; die im Jahre 1881 abgeschafften Batterien sollten wieder errichtet, die britische Infanterie um drei Bataillone und jedes Infanterie-



Bataillon um 100 Mann vermehrt werden. Diese gesamte Vermehrung betrug 10 600 Mann.

Die Eingeborenen-Heere wurden in folgender Weise vergrößert: die Infanterie der bengalischen Armee wurde um 9 Bataillone, nämlich 5 Gurkha-, 2 Sikh- und 1 Dogra-Bataillon sowie um 1 Bataillon Mazhabi Sikhs als Pioniere vermehrt, jedes Bataillon von 832 auf 912 Mann gebracht. Ferner wurden drei neue Kavallerie-Regimenter errichtet, zwei in Bengalen und eins in Bombay; außerdem erhielten alle Kavallerie-Regimenter in Bengalen und Bombay eine vierte Eskadron, während in Madras die Stärke der Regimenter von 387 auf 489 gebracht wurde. Die Eingeborenen-Gebirgsbatterien bekamen sechs statt vier Geschütze; zwei weitere Gebirgsbatterien wurden neu aufgestellt. So betrug die Gesamtvermehrung der Eingeborenen-Armeen 20 000 Mann. Die Kosten dieser im Jahre 1887 durchgeführten Vermehrungen wurden auf etwa 40 Millionen Mark im Jahr berechnet.

Stärke des Heeres im Jahre 1887.

Die nachstehende Tabelle gibt einen Überblick über die Gesamtstärke der verschiedenen indischen Armeeteile nach Durchführung der Vermehrung im Jahre 1887:

	Britische Truppen					Eingeborene Truppen				
	Infanterie	Kavallerie	Artillerie	Pionier-Offiziere	Zusammen	Infanterie	Kavallerie	Artillerie	Sappeure und Mineure	Zusammen
Bengalen	34 442	3 786	7 084	203	45 515	58 944	15 202	1 508	1 438	77 092
Madras	11 143	2 524	2 658	35	16 360	28 737	2 146	271	1 495	32 649
Bombay	8 104	631	2 947	45	11 727	22 490	4 667	452	935	28 544
Lokalkorps	—	—	—	—	—	5 669	1 598	—	—	7 267
Haiderabad-Kontingent	—	—	—	—	—	5 004	2 000	536	—	7 540
	53 689	6 941	12 689	283	73 602	120 844	25 613	2 767	3 868	153 092

Gesamtsumme der britischen und der eingeborenen Truppen: 226 694.

Der dritte burmanische Krieg im Jahre 1885, dem eine lange Reihe von Unternehmungen des Kleinkrieges folgte, endigte mit der Annektierung von Ober-Burma; die dort nötig werdende Besatzung nahm einen großen Teil der oben geschilderten Vermehrung in Anspruch.

Im Jahre 1886 wurden die Bataillone der Eingeborenen-Armeen zu Regimentern von drei, und in einigen Fällen von zwei Bataillonen vereinigt. Im Jahre 1888 errichtete man für diese Regimenter Zentralstellen, an denen sich ein Bataillon stets aufhalten sollte.

Aufstellung von Reserven.

Zu gleicher Zeit wurde mit der Aufstellung von Reserven für die Eingeborenen-Armeen begonnen, und zwar einer aktiven und einer Garnison-Reserve. Diese

umfaßte pensionierte Leute nach 21 jähriger Dienstzeit; sie ging jedoch bald wieder ein. Die aktive Reserve sollte Leute aufnehmen mit nicht weniger als fünf (später drei) oder mehr als zwölf Dienstjahren. Als Grenze wurde das Alter von 32 Jahren bestimmt. Ursprünglich war die Stärke der Reservisten eines Infanterie-Bataillons auf 218 in den Armeen von Bengalen und Pundjab, und von 160 in denen von Madras und Bombay sowie auf 300 für die Sappeure und Mineure festgesetzt. Später wurde das Reservesystem auf die Eingeborenen-Gebirgsbatterien, auf die eingeborenen Fahrer der Feldbatterien und die Eisenbahnformationen ausgedehnt. Im Jahre 1904 hatte die Reserve eine Stärke von 25 000 Mann; sie sollte aber nach und nach auf 50 000 Mann gebracht werden unter Verringerung der monatlichen Bezahlung von 6 Mark auf 4 Mark und unter Ausdehnung des Reservesystems auf die Sillabar-Kavallerie-Regimenter. Waffen und Ausrüstungsstücke werden in den Arsenalen aufbewahrt und für Übungen ausgegeben; die Uniformen lagern bei den Regimentszentralstellen. Zuerst wurden die Reservisten jährlich zu einer einmonatigen Übung eingezogen; in Zukunft sollen sie alle zwei Jahre auf zwei Monate einberufen werden.

Die Reservisten erhalten nach 25 jähriger Gesamtdienstzeit eine Pension von 6 bis 16 Mark im Monat. Das Reservesystem hat sich in Hindostan und im Pundjab und ziemlich ebenso gut in Bombay bewährt, während es in Madras niemals festen Fuß zu fassen vermochte.

Infolge des burmanischen Krieges wurde im März 1886 zur Aushebung von Truppen und Polizeiaufgeboten aus Gurkhas, Pundjabis und Hindus zum Dienste in Burma geschritten. Diese Bataillone wurden so lange vermehrt, bis sie eine Stärke von 18 500 Mann erreichten, die nach der Pazifizierung des Landes auf etwa 16 000 Mann, die Stärke der heutigen burmanischen Militärpolizei, verringert wurde. Ferner wurden im Jahre 1893 zur Vermehrung der Armee von Madras für die Zwecke des Dienstes in Burma Lokalbataillone aus Sikhs, Pundjabi-Mohammedanern, Gurkhas und anderen Rassen gebildet; in wenigen Jahren wurden acht solcher Bataillone aufgestellt.

Im afghanischen Kriege von 1878 bis 1880 leisteten Truppenabteilungen verschiedener Eingeborenen-Staaten aus dem Pundjab gute Dienste. Als im Jahre 1885 ein neuer Krieg drohte, stellten die eingeborenen Fürsten ihre Streitkräfte der indischen Regierung zur Verfügung. Daraus entstanden im Jahre 1889 die sogenannten Truppen für den Reichsdienst, die „Imperial Service Troops“. Diese unterstehen der Aufsicht der Eingeborenen-Staaten, werden von eingeborenen Offizieren kommandiert und von britischen Inspektionsoffizieren befehligt, die der auswärtigen Abteilung der indischen Regierung verantwortlich sind.

Der vorstehend geschilderte Zeitabschnitt brachte auch auf anderen Gebieten wesentliche Neuerungen. So entstand in den Jahren 1882 bis 1890 eine gesonderte



Abteilung der militärischen Arbeiten. Im Jahre 1886 wurde ein Mobilmachungsplan herausgegeben, im gleichen Jahre das Pundjab-Grenzkorps der Aufsicht der Pundjab-Regierung entzogen und dem Oberkommandierenden unterstellt. Im Jahre 1891 vereinigte man die drei Stabskorps der drei Armeen zu einem einheitlichen indischen Stabskorps. In verschiedenen Teilen des Heeres wurden die Löhne erhöht. Vom Jahre 1891 wurden, beginnend in der bengalischen Armee, Rekrutendepots errichtet und Distrikts-Rekrutierungs-Offizieren unterstellt. In den Jahren 1891 bis 1893 erhielt die Eingeborenen-Infanterie das Martini-Henry-Gewehr, während an die britischen Truppen das Lee-Metford-Magazin-Gewehr ausgegeben wurde. In den Jahren 1885 bis 1895 taten indische Truppen der Reichsregierung gute Dienste in Zentralasien, Ostafrika, Uganda und in Westafrika. Auch in Burma, an der Ost- und Nordostgrenze wurde in demselben Zeitraum vielfach gekämpft. Im Jahre 1888 war die Nordwestgrenze der Schauplatz der Tätigkeit der Black-Mountain-Expedition und im Jahre 1891 der beiden Miranzai-Expeditionen. Im Jahre 1894 auf 1895 kam es zu Kämpfen in Waziristan und im Jahre 1895 zur Verteidigung und zum Entsatz von Chitral.

Bildung eines gemeinsamen Oberkommandos.

Von besonderer Wichtigkeit ist das Jahr 1893 wegen des Beschlusses, die Stellung eines Oberkommandierenden in den Armeen von Madras und Bombay abzulösen und die bisher von den Regierungen dieser beiden Präsidentschaften ausgeübte militärische Kontrolle aufzuheben. Ausgeführt wurde die Maßregel im April 1895. Sie ebnete die Bahn für eine größere Vereinheitlichung der gesamten indischen Armee und für eine modernere Art der ganzen Heeresverwaltung und leitet hinüber zu dem dritten Abschnitt der Geschichte der britisch-ostindischen Armeen, zum geeinigten indischen Heere.

Die einheitliche indische Armee.

Von der Heeresorganisationskommission des Jahres 1879 war schon die Aufhebung des Systems der Präsidentschaftsarmeen und die Einteilung der gesamten indischen Armee in reine territoriale Armeekorps unter einem Oberkommando verlangt worden. Im Laufe der Zeiten hatte sich der alte Zustand immer mehr als unhaltbar erwiesen. Vor allem war es auf die Dauer nicht angängig, daß die Zentralregierung nur einen geringen und der Oberkommandierende in Indien überhaupt keinen Einfluß auf die Eingeborenen-Armeen von Madras und Bombay haben sollte. Die bengalische Armee dagegen war viel zu groß für eine einheitliche Führung geworden und lag über ein zu weites Gebiet verteilt. Wie bereits geschildert, wurden schon vor dem Jahre 1895 allerhand Maßnahmen getroffen, die auf eine einheitlichere Zusammenfassung des ganzen Heeres hinzielten, aber erst mit diesem Zeitpunkt beginnt die eigentliche Zusammenfassung der ganzen Armee zu einem Ganzen.

Jetzt nahm das Armee-Hauptquartier in Simla die Leitung der Armee tatkräftig in die Hand; es wurden vier Armeekorps gebildet, und jedes einem Generalleutnant unterstellt. An der Spitze der ganzen Armee stand der Oberkommandierende von Indien, der jetzt keine Truppenteile mehr unter seinem unmittelbaren Kommando hatte.

Die bengalische Armee wurde geteilt und aus ihr zwei Armeekorps gebildet, das Pundjab- und das bengalische, oder das Nord- und das Ostkorps, während die bisherigen Armeen von Bombay und Madras das West- und Südkorps bildeten.

Zusammensetzung der Eingeborenen-Truppen.

Die Pundjabi-Regimenter der neuen bengalischen Armee wurden natürlich dem Pundjab-Korps zugeteilt, während die hindostanischen Regimenter in die Zentral- und Nordostprovinzen gelegt wurden. Die indische Eingeborenen-Armee blieb übrigens zunächst noch eine Vertreterin des gesamten britisch-ostindischen Reiches. Von den Pathans im Norden bis zu den Tamils im Süden waren Mohammedaner und Mahratten, Sikhs und Dogras, Jats und Raiputs und daneben Afghanen und Gurkhas von jenseits der Grenzen des Reiches im Heere vertreten. Im allgemeinen rekrutierten sich die vier Armeekorps aus ihren territorialen Bezirken; freilich gab es auch einige Provinzen, die überhaupt keine Rekruten lieferten. So stand kein einziger Bengale im bengalischen Heere. Einige Rassen, die gute Soldaten gegeben hätten, wie die Nairs und Mapilas von Malabar und die Coorgs, wollten vom britischen Militärdienst nichts wissen, da sie entweder ihr heimisches Gebiet nicht verlassen mochten oder eine Abneigung gegen die militärische Disziplin hatten.

Später aber hat die britische Heerespolitik geduldet, daß sich das Rekrutierungsgebiet für die indische Armee immer mehr verkleinerte, anstatt sich auszudehnen, und hat es schließlich auf eine von den mehr als zwanzig Provinzen des Landes zusammenschrumpfen lassen. In den letzten Jahrzehnten hat sich ganz allmählich eine Veränderung vollzogen, durch die aus der indischen Eingeborenen-Armee eine Pundjab-Eingeborenen-Armee wurde. Die Gründe für diese eigenartige und tiefgreifende Veränderung der Zusammensetzung der indischen Armee müssen hier kurz erwähnt werden.

Der Pundjabi, sei er nun Pathan, Pundjabi-Mohammedaner, Sikh oder Dogra, ist der beste Soldat im ganzen indischen Reich und selbst dem Gurkha überlegen. Der Pundjabi steht über dem Hindu, wie der Deutsche über dem Bewohner des Balkans. Wie die Pathans und die Afghanen, die in den Diensten der Vizekönige von Dekan im 17. und 18. Jahrhundert unter der Bezeichnung „Rohillas“*) gefochten hatten, hervorragende Soldaten sind, so ist auch der Sikh tüchtig. Nicht ganz so bedeutend wie der Sikh ist der Mohammedaner des Pundjab; er ist weniger kräftig gebaut und weniger kriegerisch veranlagt.

Die Kommandeure und Offiziere der indischen Armee hatten begreiflicherweise den Wunsch, die Reihen ihrer Truppenteile mit den besten Leuten, die sie bekommen konnten, anzufüllen. Nun kostet der Pathan oder der Sikh als Soldat nicht mehr als der Madrasse. Im Gegenteil, oft waren die Kosten für diese größer, da es sich eingebürgert hatte, daß die Familien der madrassischen Sepoys

*) Seite 91.

sie auf dem Marsche begleiteten. So wurden denn Schritt für Schritt die eingeborenen minderwertigen Truppen durch Rekruten aus dem Pundjab ersetzt. Im Jahre 1882 wurde ein halbes Dutzend hindostanischer Truppenteile, die nach dem Aufstand errichtet worden waren, bei der allgemeinen Heeresverminderung aufgelöst. Kurz darauf traten an ihre Stelle neue Truppenteile aus Sikhs, Dogras und anderen Pundjabis. Wenig später wurde eine ähnliche Umwandlung in größerem Maßstabe in der madrassischen Armee vorgenommen.

Die madrassische Armee zählte beim Ausbruch des Aufruhrs der bengalischen Armee im Jahre 1857 52 Infanterie-Bataillone, zu je zehn Kompagnien in der Stärke von 70 Mann. Da man damals damit rechnete, diese zuverlässigen und treuen Truppen gegen die aufrührerischen Bengalen zu verwenden, so wurden die einzelnen Bataillone auf 2000 Mann vermehrt, und außerdem einige neue Bataillone aufgestellt. Im ganzen wurden in wenigen Monaten in der Präsidentschaft Madras 17 000 Rekruten ausgehoben, und zwar, da der Vorrat an brauchbaren Leuten bald erschöpft war, vielfach aus weniger tüchtigem Material. Nach der Unterdrückung des Aufstandes wurde die Armee dann wieder verkleinert. Die madrassischen Bataillone wurden von 10 Kompagnien mit 1000 Mann verringert auf 8 Kompagnien mit 600 Mann. So mußten also in jedem Bataillon 400 Mann entlassen oder pensioniert werden; und dabei ging mancher gute, altgediente Soldat ab, während viele vor kurzem erst eingestellte, weniger brauchbare blieben. Die Verringerung der Zahl der Offiziere und Unteroffiziere gestaltete überdies die Beförderungsverhältnisse sehr ungünstig. Es ist verständlich, daß, gerade die madrassische Armee als geeignet zu beträchtlichen Verringerungen ausgewählt wurde, da nach dem Aufstand die größte Einschränkung der Ausgaben notwendig erschien, weil der Süden des Reiches ruhig und friedlich war und keine so große Besatzung mehr nötig machte, auch die Präsidentschaft Madras keine fremden Grenzen zu bewachen hatte; das hatte aber schlimme Wirkungen. Die Auflösung einer großen Reihe von Truppenteilen, die innerhalb weniger Jahre vorgenommen wurde, war von nachteiligstem Einfluß auf die Rekrutierung. Der indische Sepoy läßt sich anwerben für eine lange Dienstzeit, die ihm eine Pension sichert, und betrachtet den Dienst im Heere als einen Lebensberuf. Unter der Aussicht, bald wieder entlassen zu werden, wollten die Leute nicht mehr eintreten. Der Rekrutenmangel aber wurde wiederum als Begründung für die Auflösung weiterer madrassischer Truppenteile benutzt und ihr Ersatz durch Pundjabis angeordnet. In immer größerem Umfange wurden die Madrassen entweder, sofern sie ausgedient hatten, pensioniert, sonst aber mit einem Gnadengeschenk entlassen, oder aber in einigen rein madrassischen Regimentern vereinigt. Alle freigewordenen Stellen wurden mit den Rekruten aus dem Pundjab besetzt. Als Offiziere aber wurden Havildars (Sergeanten) aus den Pundjab-Regimentern herübergeholt und als Jamadars angestellt, während die vorhandenen Jamadars zu Subadars befördert wurden. So

hatte diese Umgestaltung der madrassischen Regimenter die günstigsten Beförderungsverhältnisse bei den Pundjab-Regimentern im Gefolge. Sie hat nun schon mehrere Jahrzehnte angedauert und wird wohl noch so lange dauern, bis der jetzt noch vorhandene Rest von 11 Bataillonen und 3 Schwadronen madrassischer Truppen ebenfalls umgewandelt ist. Schließlich muß sie aber auch einmal ein Ende nehmen, und dann taucht die Frage auf, wie es von da ab weiter gehen soll.

Änderung in der Zusammensetzung der Eingeborenen-Truppenteile

Gleichzeitig mit der Umwandlung der eingeborenen indischen Armee in eine Pundjab-Armee hat man auch die alte Tradition der Vermischung der verschiedenen Rassen und Glaubensarten aufgegeben und dafür in allen Truppenteilen der alten Armeen von Madras und Bombay das „class"-Kompagnie-System eingeführt. Der Grund zu dieser Maßnahme ist nicht ohne weiteres zu erkennen. In den Armeen von Madras und Bombay hatte das System gemischter Regimenter ein Jahrhundert lang sich erhalten und nie versagt. In der alten bengalischen Armee war man dagegen von ihm frühzeitig abgegangen. Die Regimenter dieser Armee wurden bald insgesamt zu „class"-Regimentern, die sich ausschließlich aus Mohammedanern rekrutierten. Wenn nun auch das System der „class"-Regimenter im Aufstand einmal versagte, während das gemischte System das nie getan hat, so geben doch die britischen Militärbehörden dem „class"-System aus Gründen größerer militärischer Brauchbarkeit den Vorzug. Auch neuerdings wurden deshalb mehrfach „class"-Kompagnie-Regimenter in „class"-Regimenter und gemischte Regimenter in „class"-Kompagnie-Regimenter umgewandelt. Ob sich dieses Vorgehen auf die Dauer bewähren wird, kann nur die Zeit lehren.

Schließlich hörte die Teilung in drei gesonderte Armeen und ebenso die in vier Armeekorps auf. Immer mehr wuchs eine einheitliche indische Armee heran. Nachdem sich einmal die Hauptmasse der drei Armeen aus Pundjabis zusammensetzte und ausschließlich aus dem Pundjab rekrutierte, verlor auch die alte Einteilung ihren Wert. Die alten Namen Bengalen, Madras und Bombay sind aus der Rangliste verschwunden, und nur das Wort Pundjabi ist noch auf jeder Seite zu finden. Die drei übriggebliebenen leichten madrassischen Regimenter heißen nur noch leichte Kavallerie, ohne irgend welche örtliche Nebenbezeichnung. Die elf noch vorhandenen Infanterie-Bataillone von Madras werden nunmehr als Carnatische Infanterie-Regimenter bezeichnet.

Rekrutierung der Eingeborenen-Truppen.

Von 34 indischen Kavallerie-Regimentern rekrutieren sich heute 12 vollständig und 22 teilweise aus dem Pundjab. Einschließlich der Kavallerie des Guidenkorps setzen sich von 150 Eskadrons 90 zusammen aus Pundjab-Leuten. Die 12 Gebirgsbatterien bestehen meist aus Pundjabis; auch das 1. und 3. Sappeur-Korps zählen eine große Menge Sikhs und andere Pundjabis in ihren Reihen. Von den 137 Infanterie-Bataillonen der indischen Armee (einschließlich der 20 Gurkha-Schützen-Bataillone) haben 50 ihren Ersatz vollständig aus dem Pundjab und den Nordwest-

Grenzprovinzen, die bis vor kurzem einen Teil des Pundjabs bildeten, und weitere 20 zum großen Teile. Eine Reihe von Regimentern der alten Armee von Bombay haben 2 Kompagnien Pundjabis, andere sogar 6 von den 8 Kompagnien des Bataillons. So setzt sich tatsächlich die Hälfte der Eingeborenen-Armee aus den Angehörigen einer einzigen Provinz zusammen. Dabei liefert das Pundjab noch Polizeitruppen für die Kolonien in China und Ostafrika und Kanoniere für die Fußartillerie-Batterien in Singapore und Mauritius. Freilich wird bereits zugegeben, daß die Hilfsquellen des Pundjabs allmählich überanstrengt werden, und daß die zuletzt ausgehobenen Bataillone an Leistungsfähigkeit zu wünschen übrig lassen. Der gleiche Einfluß macht sich im Pundjab geltend, wie in den übrigen Teilen von Indien: die Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes einerseits und die vermehrte Nachfrage nach Arbeitskräften aller Art anderseits arbeiten auf eine Verminderung des Rekrutenangebots im Pundjab ebenso hin, wie dies in West- und Südindien schon früher der Fall gewesen war.

Nach dieser Abschweifung auf die Rassenfrage und die damit verbundenen Erscheinungen soll nunmehr wieder auf die Teilnahme der indischen Armee an den geschichtlichen Ereignissen während des Zeitraums ihrer völligen Vereinigung eingegangen werden. In den Zeitraum von 1895 bis 1903 fallen zahlreiche kriegerische Verwicklungen. Von 1895 bis 1898 fanden häufige Streitigkeiten an der Nordwestgrenze statt, in die bedeutende Mengen britischer und eingeborener Truppen verwickelt wurden. Das Jahr 1899/1900 brachte den Krieg in Südafrika und die Entsendung einer bedeutenden Truppenmacht, sowie beträchtlicher Heeresvorräte dorthin. Im Jahre 1900 bis 1901 fanden der Zug nach China und im folgenden Jahre neue Operationen in Waziristan statt.

Innerer Ausbau des Heeres.

Neben diesen kriegerischen Unternehmungen gingen im Innern des Heeres dauernd Verbesserungen und Neuerungen her. Die verschiedenen Kriege, besonders der südafrikanische, förderten zahlreiche Lehren zutage, die berücksichtigt werden mußten. Außerdem aber zeigte der Gang der Dinge in Zentralasien und im fernen Osten immer deutlicher, daß Indien mehr denn je eine beachtenswerte Rolle in der Weltpolitik zu spielen berufen ist.

Die Jahre 1899 bis 1903 brachten zahlreiche Neuerungen und Verbesserungen auf dem Gebiete der Mobilmachung, Ausrüstung, Bewaffnung und Landesverteidigung. Im Jahre 1900 wurde bei der Infanterie das „Doppelkompagnie-System" an Stelle der „Flügel"- oder „Halbbataillone", bei der Kavallerie das „Eskadron-System" eingeführt. Die Führung der einzelnen Infanterie-Kompagnien blieb zwar in den Händen eingeborener Offiziere; dafür wurden aber stets zwei Kompagnien unter der Führung eines britischen Offiziers zu einer Doppelkompagnie vereinigt. Dadurch wuchs der Einfluß der britischen Offiziere; zudem ist eine solche Doppelkompagnie ein leichter zu leitender Gefechtskörper, als der bisherige aus vier Kompagnien

bestehende Bataillonsflügel. In der Zeit von 1900 bis 1904 wurden gegen 400 britische Offiziere neu in das indische Heer eingestellt. Seit Januar 1903 wurde die Zusatzbezeichnung „im indischen Stabskorps" für die nach Indien gesandten Offiziere durch die entsprechendere „in der indischen Armee" ersetzt, da doch nur ein kleiner Teil von ihnen in Stabsstellen Verwendung fand.

Im Jahre 1900 wurde die endgültige Genehmigung zur Neuordnung des Fuhrwesens erteilt. An Stelle der nichtorganisierten Transportmittel der einzelnen Regimenter und Depots sollten organisierte Korps und Cadres von Kamel-, Maultier- und Fahrzeugkolonnen unter der Führung europäischer Offiziere treten. Gleichzeitig sollten Verpflegungsoffiziere für die Ausnutzung der natürlichen Hilfsquellen des Landes im Falle eines Krieges Vorbereitungen treffen.

Die Bewaffnung der britischen Infanterie mit dem Lee-Metford-Gewehr war im Jahre 1899 beendet; die Kavallerie hatte schon im Jahre 1897 den Lee-Enfield-Karabiner erhalten. Im Jahre 1900/01 wurde das Magazin-Gewehr Kaliber 7,7 in der Eingeborenen-Armee eingeführt, die Bewaffnung der regulären Truppen mit diesem Gewehr 1903 durchgeführt. Ein neues Gebirgsgeschütz wurde ausgegeben; auch bei der Feldartillerie traten verschiedene Verbesserungen ein; zahlreiche Maschinengewehre wurden ins Heer eingestellt, eine Korditfabrik gegründet, für Schießübungszwecke größere Munitionsmengen bewilligt, die Küstenbefestigungsanlagen in besseren Stand gesetzt.

Der Mobilmachungsplan wurde verbessert, die Grenzverteidigung und die Verbindungsanlagen an der Grenze vervollkommnet. Man beschleunigte die Beförderungsverhältnisse der britischen Offiziere „in der indischen Armee", so daß man, statt nach 11 und 20 Jahren, nach 9 und 18 Jahren Hauptmann und Major werden konnte.

Im Jahre 1903/04 erfolgte ein Weiterausbau des Trainwesens. Dreizehn neue Maultierkorps und -Cadres wurden aufgestellt. In vier schweren Batterien ersetzte man die Ochsen teilweise durch Pferde. In jedem britischen, wie eingeborenen Infanteriebataillon wurde eine Anzahl Mannschaften als berittene Infanterie ausgebildet, so daß im Mobilmachungsfalle für jede Division ein Bataillon berittener Infanterie zu vier Kompagnien zur Verfügung stand. Eine Militär-Eisenbahnkompagnie wurde der Armee angegliedert, mit der Aufstellung einer zweiten begonnen. Burma schied aus dem Madras-Kommando aus und erhielt eine eigene militärische Besetzung. Das Feldzeugmeisterwesen erlebte eine bedeutende Weiterentwicklung, da man die Politik verfolgte, Indien in bezug auf Heeresbedürfnisse, Munition usw. für den Kriegsfall selbständig und unabhängig zu machen.

Zahlreiche Maßnahmen wurden getroffen, um den Gesundheitsstand des gesamten Heeres zu heben und zu verbessern. Auf den Gebieten der Bekleidung, Unterbringung, Ernährung, Wasserversorgung, Krankenpflege wurde mit großem Eifer

gearbeitet. Besonders verdient die Zeit des Oberkommandos des Lords Roberts (1885 bis 1893) als hervorragend fruchtbringend Erwähnung.

Stärke des Heeres im Jahre 1903.

Der Erfolg der 1895 begonnenen Veränderungen im indischen Heere und seiner Einteilung in vier große Kommandobezirke und den unabhängigen Militärdistrikt von Burma tritt in der nachstehenden Übersicht zutage. Dabei ist zu bemerken, daß die Kommandos zwar in 28 Militärdistrikte (9 erster und 19 zweiter Klasse) eingeteilt, jedoch keineswegs als Armeekorps mit einer Gliederung in Divisionen und Brigaden organisiert waren:

Stärke des britisch-ostindischen Heeres im Jahre 1903.

Kommandobezirk	Britische Truppen	Eingeborene Truppen	Zusammen
Pundjab	20 051	53 496	73 547
Bengalen	24 048	33 191	57 239
Bombay	16 209	34 843	51 052
Madras	9 440	29 630	39 070
Burma	4 422	6 781	11 203
Zusammen . .	74 170	157 941	232 111

Hierzu kamen noch die Hilfstruppen (britische Freiwillige, die sogenannten Truppen für den Reichsdienst, Grenzmilizen und Polizeitruppen) in einer Gesamtstärke von etwa 76 000 Mann. Die Reserven des regulären Heeres hatten damals noch eine Stärke von 25 000 Mann.

Der derzeitige Oberkommandierende von Indien, Lord Kitchener, der seit 1902 diese Stellung inne hat, führte im weiteren Ausbau des indischen Heeres bald darauf eine andere Organisation ein. Die leitenden Gesichtspunkte seines Systems beruhten auf der richtigen Erkenntnis der Tatsache, daß die Hauptaufgabe der Armee in der Verteidigung der Nordwestgrenze liege, und daß die Armee schon im Frieden so organisiert und in Kommandoeinheiten gegliedert sein müsse, wie es eine Mobilmachung erfordere. Von diesen Erwägungen ausgehend hob er alle kleineren militärischen Stationen auf und vereinigte die Masse der Truppen in größere Kantonnements. Auch wurde die Armee in drei Armeekorps und zehn Divisionen, sowie in drei selbständige Brigaden, in nachstehender Weise gegliedert. Dazu kam dann noch die der indischen Armee unterstehende Besatzung von Aden.

Nordkommando
- 1. Division — Peschawar,
- 2. " — Rawalpindi,
- 3. " — Lahore; dazu drei Grenzbrigaden (Kohat-, Bannu- und Derajat-Brigade),

Westkommando	4. „	— Quetta,
	5. „	— Mhow,
	6. „	— Poona; dazu die Besatzung von Aden,
Ostkommando	7. „	— Meerut,
	8. „	— Lucknow,
Unmittelbar unter dem Oberkommando	9. Division	— Secunderabad,
	10. „	— Burma.

Im Mobilmachungsfall hat jeder Divisionsbezirk (mit Ausnahme von Burma) eine volle Division aufzustellen. Jede derartige Division besteht aus drei Infanterie-Brigaden und einer Kavallerie-Brigade, den zugehörigen Divisionstruppen (Artillerie, Pionieren usw.) und einer genügenden Zahl von Garnisontruppen zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Bezirk der Division.

Organisationsänderung von 1907.

Diese Organisation erfuhr im Jahre 1907 abermals eine Änderung. Am 7. Juli 1907 haben die drei Korpsbezirke zu bestehen aufgehört; statt dessen ist das gesamte indische Heer in zwei Armeen, die Nordarmee mit dem Hauptquartier in Naini Tal (vorübergehend, sonst Rawalpindi) und die Südarmee mit dem Hauptquartier in Poona, eingeteilt worden, deren jede einem General mit entsprechendem Stab unterstellt ist. Zur Nordarmee gehören nunmehr die 1., 2., 3., 7. und 8. Division, sowie die drei unabhängigen Grenzbrigaden, während die 4., 5., 6., 9. und 10. Division und die Besatzung von Aden die Südarmee bilden. Die Divisionen sind jetzt in jeder Hinsicht selbständig; sie sind nicht nur bereit, ins Feld zu ziehen, sondern auch imstande, sobald sie mobil sind, hinreichende Truppenmengen zurückzulassen, die in genügender Weise für Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in dem von ihnen verlassenen Bezirk zu sorgen vermögen. Sie wurden derartig an die Hauptbahnlinien gelegt, daß sie im Notfall rasch abbefördert werden können. Die Standorte und die Gliederung der Divisionen sind im übrigen dieselben geblieben, wie sie seit 1905 festgesetzt waren.

Skizze 1.

Neuordnung der Befehls- und Verwaltungsverhältnisse.

Diese Neugliederung des gesamten Heeres hatte auch eine Neuordnung der Befehls- und Verwaltungsverhältnisse im Gefolge. An der Spitze des ganzen Heeres steht nach wie vor der Oberkommandierende, derzeit Viscount Kitchener of Khartoum. Ihm sind die Armeeführer für die Kriegstüchtigkeit der sämtlichen ihnen unterstellten Truppenteile verantwortlich. Sie überwachen die einheitliche Ausbildung der verschiedenen Divisionen. Die ganze Verwaltungstätigkeit ist nunmehr ebenfalls von den bisherigen Korpskommandos auf die Divisionen übergegangen, die in diesen Fragen selbständig mit dem Armee-Ober-Kommando verkehren.

Die oberste Gewalt über die Armee in Indien liegt in den Händen des Generalgouverneurs. Er untersteht der Kontrolle des Staatssekretärs für Indien, die dieser im Namen der Krone ausübt. Früher hatte ein Mitglied des Staatsrates, gemeinhin das „militärische Mitglied“ genannt, die Verwaltung und die Regelung der

Finanzen der Armee unmittelbar unter sich. Durch ihn gingen die Vorschläge des Oberkommandierenden an die Regierung. Noch heute übt dieses militärische Mitglied die oberste Kontrolle aus. Der Posten des militärischen Mitgliedes stammt aus dem Jahre 1861; sein Inhaber war stets ein Offizier des britischen oder des indischen Heeres. Er hatte früher den Vorsitz über das sogenannte Militär-Departement. Der Oberkommandierende ist in Wirklichkeit stets außerordentliches Mitglied des Staatsrates und steht im Rang unmittelbar hinter dem Vizekönig.

Die Armeeverwaltung.

Den Grund zur Veränderung des Systems der Armeeverwaltung gaben im März 1904 Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Oberkommandierenden und dem damaligen Vizekönig von Indien. Die gegenseitigen Befugnisse des Vizekönigs und des Oberkommandierenden wurden neu umgrenzt. Während früher der Vizekönig oder Generalgouverneur (Governor-General-in-Council) unumschränkter Herr auch in militärischen Dingen war, übt er zwar auch jetzt noch die obersten Hoheitsrechte aus, ist jedoch, wie oben ausgeführt, der Kontrolle des Staatssekretärs in bezug auf die Ausübung der obersten Gewalt der Armee gegenüber unterstellt. Die Geschäftsführung in militärischen Angelegenheiten ruht heute in den Händen zweier Departements — der sogenannten Armeeabteilung und der Abteilung für die Heeresverpflegung; diese beiden neuen Abteilungen sind an die Stelle der alten Armeeabteilung getreten. Die dem Oberkommandierenden unterstehende Armeeabteilung behandelt alle Heeresangelegenheiten mit Ausnahme derjenigen, die der Abteilung für die Heeresverpflegung ausdrücklich überwiesen sind. Auch gehören in ihr Arbeitsgebiet alle Angelegenheiten der Kasernierung, sowie der freiwilligen Truppen. Die Abteilung für die Heeresverpflegung, an deren Spitze ein ordentliches Mitglied des Staatsrates steht, behandelt alle bedeutenden Heereslieferungen; ihr unterstehen außerdem die militärischen Fabriken, die Heeresbekleidung, das Remontewesen, die indische Marine und der indische Sanitätsdienst. Die Abteilung für Militärrechnungswesen ist jetzt ein Teil der Finanzabteilung der Regierung geworden, während sie früher unter der alten Armeeabteilung stand. An der Spitze der beiden neuen Departements steht je ein Staatssekretär, der dieselben Befugnisse hat, wie die übrigen Staatssekretäre der indischen Regierung.

Die Abteilung für die Heeresverpflegung gliedert sich in fünf Departements, für Transport und Verpflegung, für Bekleidung, für Waffenwesen, für Sanitätsmaterialien, für Pferdezucht und Remontewesen. In finanzieller und technischer Hinsicht ist schließlich auch das Departement der militärischen Arbeiten dieser Abteilung unterstellt.

Die oberste Verwaltung der indischen Armee ist jetzt derart organisiert, daß sowohl der Vizekönig wie der Oberkommandierende durch ihre Organe sie zu beeinflussen vermag.

Das Armeehauptquartier.

Als ihm allein unterstehende Behörde hat der Oberkommandierende das Armeehauptquartier. Zu diesem gehören: der Chef des Generalstabes, der Generalquartiermeister, der Generaladjutant, der Generalarzt der Armee und der Militärsekretär. Jeder dieser Sektionschefs hat zahlreiche Gehilfen unter sich. Die Arbeitsverteilung innerhalb des Armeehauptquartiers ist die folgende.

Der Generalstabschef bearbeitet die Fragen der Heerespolitik, der Organisation und Verteilung der Streitkräfte; ihm unterstehen das Nachrichtenwesen, die gesamte Mobilmachung, die Operationsentwürfe und die Manöverleitung, die höhere Ausbildung und Schulung der Armee. Der Generalquartiermeister ist für Organisation, Ausbildung und Verwaltung des Transport-, Verpflegungs- und Veterinärwesens, für Heeresbewegungen und Unterbringung verantwortlich. Zu den Aufgaben des Generaladjutanten gehören Rekrutierung, Ausrüstung, Ausbildung, Erziehung und Disziplin.

Der Generalarzt der Armee ist der oberste Berater des Oberkommandierenden in allen sanitären und hygienischen Fragen. Ihm untersteht der gesamte Sanitätsdienst der Armee.

In das Arbeitsgebiet des Militärsekretärs fallen Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen und Verabschiedungen.

Die Befugnisse des Oberkommandierenden selbst wurden seit dem Jahre 1895 merklich erweitert, während ihm gleichzeitig eine Menge unnützer Arbeiten abgenommen wurden. Zu Ernennungen in höhere und in Stabsstellungen ist sowohl die Zustimmung des Generalgouverneurs als die des Staatssekretärs für Indien notwendig. Minder wichtige Ernennungen liegen in den Händen der Kommandeure der einzelnen Kommandos; alle wichtigen Fragen aber erledigt der Oberkommandierende selbst. Er hat auch die freie Verfügung über eine Summe bis zu 100 000 Mark im Jahre außerhalb des festgesetzten Etats.

Gleich dem Oberkommandierenden haben auch die beiden Armeeführer einen aus Offizieren und Verwaltungsbeamten zusammengesetzten Stab.

Die Kommandeure der neugeschaffenen, aus allen Waffen zusammengesetzten Divisionen sind in der Regel Generalmajore und mit ausgedehnter Machtvollkommenheit ausgestattet, um den Armeeführern eine Reihe von Arbeiten abzunehmen und ihnen mehr Zeit zur Beaufsichtigung des gesamten Kommandos zu lassen. Die Höchstzahl von Generalen in der indischen Armee ist festgesetzt auf 3 Generale, 5 Generalleutnants und 22 Generalmajore. Ihre Beförderung erfolgt durch Auswahl bei Freiwerden einer Stelle oder als Belohnung für besondere ausgezeichnete Dienste.

Die Ausbildung der Offiziere.

Offiziere, die in der indischen Armee Verwendung finden sollen, müssen entweder von der Kriegsakademie (Staff College) qualifiziert sein oder die Prüfung im

Hindostanischen mit „besonders geeignet" bestanden haben. Die Errichtung einer indischen Kriegsakademie in Quetta wurde vor einigen Jahren genehmigt. Zahlreiche Instruktionskurse auf allen Gebieten sorgen für die Weiterbildung der Offiziere bei der Truppe. Übungsritte und die jährlichen Manöver fördern insbesondere ihre taktische Ausbildung.

Die Organisation und die innere Verwaltung der britischen Truppenteile in Indien ist der im Mutterlande durchaus ähnlich; ihre Bewaffnung, Ausrüstung wie Uniformierung ist im allgemeinen dieselbe, mit der Ausnahme, daß sie Khaki (bei kaltem Wetter rote oder blaue Serge) und leichtere Helme tragen. Jeder Truppenteil hat einen Trupp eingeborener Begleiter oder Diener, dem auch der dem Quartiermeister unterstehende „Lascar"-Trupp angehört zur Fürsorge für die Zelte, ferner „Pakhalis" (Wasserträger mit Ochsen) und zahlreiche Diener sowie einen Reservetrupp von „Bhistis" (Wasserträgern), Dienern und Karren. Berittene Truppenteile haben außerdem eingeborene Handwerker und „Syces" (Pferdepfleger). Jeder Truppenteil hat seine Lagerausrüstung dauernd in eigener Verwaltung und kann so in wenigen Stunden ins Feld ziehen.

Stärke der britischen Truppenteile.

Nachstehend die Stärken der in Indien stehenden britischen Truppenteile:

Truppenteil	Offiziere	Warrant Officers, Unteroffiziere und Mannschaften	Zusammen	Außerdem eingeborene Unteroffiziere und Mannschaften
Infanterie-Bataillon	29	1005	1034	.
Kavallerie-Regiment	29	599	628	.
Reitende oder Feld-Batterie	5	157	162	7—9
Feldhaubitz-Batterie	5	180	185	11
Schwere Batterie (halb mit Pferden bespannt)	5	91	96	104
" " (mit Ochsen bespannt)	5	89	94	110
Gebirgs-Batterie	5	129	134	197
Fußartillerie-Kompagnie	5	140	145	.

Die Rekrutierung.

Die Rekrutierung für die Eingeborenen-Armee geschieht unter Rekrutierungs-Stabsoffizieren, denen bestimmte Bezirke dauernd zugeteilt sind. Die Einstellung erfolgt mit Verpflichtung zu allgemeiner Dienstleistung und zwar innerhalb oder außerhalb britischen Gebietes, nötigenfalls auch über See. Das Alter der Eingestellten schwankt zwischen 16 und 25 Jahren. Die vorgeschriebene Größe für unberittene Truppenteile ist im Mindestmaß 162,5 cm; eine Ausnahme machen hier nur die Gurkhas, die schon mit 152,5 cm angenommen werden. Die Größe der Kavallerierekruten ist dem Belieben des Regimentskommandeurs anheimgestellt. In Friedenszeiten kann der Mann nach dreijähriger Dienstzeit das Heer wieder verlassen.

Innere Organisation der Eingeborenen-Truppen.

Im Innern sind die Eingeborenen-Truppenteile folgendermaßen organisiert. Die Infanterie-Bataillone sind in vier Doppelkompagnien, die Kavallerie-Regimenter in vier Eskadrons gegliedert, an deren Spitze je ein britischer Offizier steht, der dem Kommandeur für die Ausbildung, Kriegstüchtigkeit sowie für die gesamte Verwaltung seiner Doppelkompagnie oder Eskadron verantwortlich ist. Jedem dieser Doppelkompagnie- oder Eskadronführer ist in der Regel noch ein jüngerer britischer Offizier zugeteilt. Außerdem ist für jede dieser Einheiten ein Adjutant und ein Quartiermeister gestattet.

Eingeborene Offiziere, die „Subadars“ bei der Infanterie, „Risaldars“ und „Ressaidars“ bei der Kavallerie heißen, führen die Kompagnien und Halbschwadronen; durch sie geht der gesamte Befehlsverkehr mit der eingeborenen Mannschaft. Der älteste von ihnen hat den Titel „Subadar-Major“ oder „Risaldar-Major.“ Ihm unterstehen jüngere eingeborene Offiziere, die „Jamadars“ heißen. Auch ist erlaubt, daß ein Jamadar den britischen Adjutanten in seinen Dienstobliegenheiten unterstützt.

Stärke der Eingeborenen-Truppenteile.

Nachstehend die Stärken der Truppenteile der Eingeborenen-Armee:

Truppenteil	Britische Offiziere	Eingeborene Offiziere	Eingeborene Unteroffiziere und Mannschaften	Zusammen	Außerdem britische Unteroffiziere
Infanterie-Bataillon (mit Ausnahme der in der Präsidentschaft Madras rekrutierten)	15	16	896	927	.
Infanterie-Bataillon (in der Präsidentschaft Madras rekrutiert)	13	16	584	613	.
Kavallerie-Regiment	15	17	608	640	.
Gebirgs-Batterie	5	3	323	331	.
Grenz-Fußartillerie-Kompagnie . . .	3	3	272	278	.
Sappeur- und Mineur-Kompagnie . .	2	3	189	194	2
Militär-Eisenbahn-Kompagnie	1	3	193	197	1

Befugnisse und Strafgewalt.

Die Befugnisse der Kommandeure der Eingeborenen-Regimenter sind bedeutend; es wird aber dennoch von verschiedenen Seiten einer Erhöhung ihres Einflusses das Wort gesprochen. Im Unteroffizierkorps befördern sie selbständig; bei Beförderungen zu Offizieren haben sie jedoch nur das Vorschlags- und Qualifikationsrecht. Nicht erlaubt ist ihnen, Unteroffiziere zu degradieren oder zu entlassen oder Mannschaften fortzuschicken, mit Ausnahme von Kavalleristen, die keine brauchbaren Reiter werden. Dieses Recht steht nur den Brigadekommandeuren zu, während die beiden Armeeführer die Macht haben, eingeborene Offiziere zu entlassen.

Dagegen besitzt der Kommandeur eines jeden Truppenteils oder der Führer einer selbständigen Abteilung eine große Gewalt im „summarischen Kriegsgericht", das er selbständig einsetzen kann, und in dem nur britische Offiziere Recht sprechen. Die meisten militärischen Vergehen und Verbrechen können vor diesem summarischen Kriegsgericht behandelt werden, das sämtliche in den Kriegsartikeln vorgesehenen Strafen verhängt mit Ausnahme der Todesstrafe, der Transportation und der Einkerkerung über ein Jahr und auch die sofortige Vollstreckung der Strafe anordnen darf. Für gewisse Vergehen kann auf körperliche Züchtigung mit nicht über 50 Hieben erkannt werden. Doch wird diese Strafe selten angewandt. Überhaupt ist die Straffälligkeit in der Eingeborenen-Armee im ganzen gering. Die eingeborenen Offiziere können kleinere Strafen verhängen.

Besoldung der Offiziere.

Die Bezahlung der Offiziere setzt sich zusammen aus dem Gehalt der Stelle und aus einer Dienstzulage. Das erstere steigt von 450 Mark monatlich für den Leutnant bis zu 1654 Mark monatlich für den Oberstleutnant. Die Dienstzulage in Eingeborenen-Regimentern steigt von 200 bis zu 1200 Mark bei Infanterie- und von 300 bis zu 1400 Mark bei Kavallerie-Regimentern. So steht sich ein Leutnant und Doppelkompagnie-Offizier bei der Infanterie auf monatlich 650 Mark, ein Leutnant und Eskadronsführer bei der Kavallerie auf 750 Mark im Monat insgesamt. Die Bezahlung für Stellungen bei Stäben außerhalb der Truppenteile steigt bis zu 2000 Mark monatlich.

Beförderungsverhältnisse der Offiziere.

Die Beförderung der Offiziere der indischen Armee wird noch immer zeitlich geregelt und zwar derart, daß man neun Jahre Leutnant, neun Jahre Hauptmann und acht Jahre Major sein muß, und somit mit 26 Jahren Oberstleutnant werden kann. Jede Beförderung ist jedoch abhängig von dem Bestehen der vorgeschriebenen Berufsprüfungen. Eine vorzugsweise Beförderung zum Range eines Oberstleutnants ist erlaubt, wenn ein Major für das Kommando eines Bataillons oder Regiments besonders erwählt wurde oder im Falle bestimmt festgesetzter Generalstabs- oder Verwaltungs-Qualifikation. Ein derartiger Oberstleutnant kann, nachdem er seine Stelle drei Jahre lang innegehabt hat, zum Obersten befördert werden, während sonst ein Zeitraum von sechs Jahren im Rang als Oberstleutnant der Beförderung vorausgehen muß.

Der Offiziersersatz ist eine der ernstesten Fragen in der ganzen Organisation der britischen Armee. Noch vor kurzem wurde, wie erwähnt, die Zahl der Offizierstellen vermehrt. Ein ernster Krieg würde aber eine noch beträchtlichere Vermehrung nötig machen. Auch sind in Indien nur wenige Reserveoffiziere vorhanden, deren Zahl keinesfalls genügt.

Heeressprache.

Die allgemeine Heeressprache der indischen Armee ist das Hindostanische. Die Offiziere müssen nicht nur in dieser Sprache in der Prüfung das Prädikat „besonders geeignet" erreichen, sondern außerdem eine Prüfung bestehen in der in ihrem Truppen-

teil am meisten gesprochenen Sprache, z. B. Hindi, Marathi, Parbattia, Punjabi, Paschtu, Persisch oder Tamil.

Löhnungsverhältnisse.

Die Bezahlung der eingeborenen Soldaten hat sich in folgender Weise entwickelt. In früheren Zeiten erhielt der Sepoy 10 Mark im Monat, daneben eine „Batta“ genannte Zulage, die in den verschiedenen Teilen des Landes verschieden war. Am Ende des 18. Jahrhunderts betrug die allgemeine Bezahlung 14 Mark, stieg aber bis auf 18 Mark im Jahre 1895. Ein Sowar der Nicht-Silladar-Kavallerie erhält 4 Mark, ein eingeborener Kanonier 2 Mark mehr als ein Sepoy-Infanterist. Ein Silladar-Sowar erhält 62 Mark im Monat und muß mit dieser Summe seine ganze Unterhaltung und Ausrüstung bestreiten mit Ausnahme seines Gewehrs. Im Falle von Lebensmittelteuerungen werden Zulagen gewährt. Auch werden an Unteroffiziere für besonders gute Dienstleistungen, großen Eifer, hervorragende Führung, außerordentliche Geldzulagen bewilligt.

Nach 21 jähriger Dienstzeit erhält der Sepoy einen Ruhegehalt von monatlich 8 Mark, nach 32 jähriger vorwurfsfreier Dienstzeit können noch höhere Sätze gewährt werden. Auch gibt es Verstümmlungszulagen und Pensionen für die Witwen, Kinder und Eltern gefallener Soldaten.

Bekleidung.

Die Uniform der Eingeborenen-Armee ist Serge für kaltes Wetter und für Paradezwecke und Khaki für den täglichen Dienst und im Feld. Die Farbe der Uniform ist verschieden. Die Artillerie trägt blaue, die Sappeure rote Uniformen entsprechend diesen beiden Waffengattungen im britischen Heere. Die Infanterie trägt Serge-Waffenröcke, Blusen oder Jacken in rot, dunkelgrün, blau oder hellgrau, dazu Kniehosen mit Wickel- oder Ledergamaschen und kurze Stiefel. Die eingeborene Infanterie ist jetzt ausgerüstet mit dem Lee-Enfield-Gewehr, die Kavallerie mit Gewehr, Säbel und Lanze.

Die Hilfskräfte.

Im Anschluß an diese Schilderung der regulären indischen Armee in ihrem gegenwärtigen Zustand muß noch kurz auf die sogenannten Hilfskräfte eingegangen werden. Zu ihnen gehören die Freiwilligen, die Truppen für den Reichsdienst, die Kadettenkorps, die Miliz, verschiedene Aufgebote und die Militärpolizei.

a. Die Freiwilligen.

Die indischen Freiwilligen bilden einen Teil der britischen Truppen. Sie bestanden in den ersten Zeiten der britischen Besitznahme als Miliz an den hauptsächlichsten Niederlassungspunkten. In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts ließ man sie eingehen. Im Jahre 1854 errichtete man ein Freiwilligenkorps in den Straits Settlements, die damals unter der indischen Regierung standen. Ebenso bildete man später während des Aufstandes derartige Formationen, die recht gute Dienste taten. Seit dieser Zeit hat sich das Freiwilligenwesen fortgesetzt weiterentwickelt, so daß heute etwa 61 Korps in einer Gesamtstärke von (einschließlich Reservisten) etwa 34 000 Mann bestehen, von denen 32 000 diensttüchtig sind. Calkutta und Rangoon haben freiwillige Hafenverteidigungs-Formationen, zu denen Marinetruppen, Artillerie,



„electrical engineers" und in Calkutta außerdem noch Unterseeminen-Abteilungen gehören. Es bestehen im ganzen sieben Korps Kavallerie und leichte Reiter, fünf Korps Fußartillerie, vier Korps berittener Schützen; zwölf Schützenkorps haben Abteilungen berittener Schützen. Die Fußartillerie von Bombay und Karachi hat Kompagnien von „electrical engineers"; das ostindische Eisenbahn-Schützenkorps hat eine gewöhnliche Pionierkompagnie. 13 Schützenkorps rekrutieren sich aus Eisenbahnangestellten und bilden einen wertvollen Schutz für die entsprechenden Eisenbahnlinien. Ferner bestehen 30 gewöhnliche Schützenkorps, einschließlich mehrerer Kadetten-Bataillone. Die vorhandenen Reserve-Kompagnien zählen im ganzen nur 1700 Mann. Zur Ausbildung der Freiwilligenkorps werden britische Adjutanten und Sergeanten kommandiert. Die Schützenkorps sind mit Magazingewehren, Kavallerie und Artillerie mit Karabinern bewaffnet. Die Aufgabe dieser Truppenteile ist die Verteidigung der Häfen, Eisenbahnlinien, Kantonnements und wichtigen Zivilstationen.

Alle Freiwilligentruppenteile unterstehen den Generalen der militärischen Bezirke, zu denen sie gehören. Zeitweise werden sie zu größeren Truppenübungen mit dem regulären Heere zusammen herangezogen. Die Kommandeure der Freiwilligentruppen ernennt der Generalgouverneur. Ein dem Generaladjutanten unmittelbar unterstehender „Generalinspekteur der Freiwilligen" hat die Aufsicht über die gesamten Freiwilligenformationen in Indien.

b. Die Truppen für den Reichsdienst.

Die Truppen für den Reichsdienst (Imperial Service Troops), über deren Entstehung weiter oben berichtet wurde,*) haben eine offizielle Stärke von etwas über 18 000 Mann. Sie bestehen aus 9384 Mann Infanterie, 7100 Mann Kavallerie, 421 Artilleristen, 570 Sappeuren, 665 Mann des Kamelkorps, außerdem aus sechs Transportkorps und zwei Signalabteilungen. Diese Truppenteile werden von den meisten bedeutenderen Eingeborenen-Staaten gestellt.

Die Kosten für die Reichstruppen tragen die Eingeborenen-Staaten, während die britische Regierung den „Generalinspekteur" samt seinem Stabe bezahlt. Die Truppen gehören den Staaten selbst und werden aus ihren Untertanen rekrutiert; wenn der Dienst des Reiches es verlangt, müssen sie jedoch der britischen Regierung von ihren Herrschern zur Verfügung gestellt werden. Ihre Bewaffnung und Ausrüstung entspricht im allgemeinen der der Eingeborenen-Armee; ihre Ausbildung hat sehr gute Fortschritte gemacht, auch haben sie schon verschiedentlich im Felde gute Dienste geleistet.

c. Die Kadettenkorps.

Die von Lord Curzon organisierten Reichs-Kadettenkorps bestehen je aus etwa 20 jungen Leuten von vornehmer Herkunft. Sie werden von britischen Offizieren in einem zwei- bis dreijährigen Kursus ausgebildet und sollen einen tüchtigen Offiziersersatz für das Heer bilden. Das Stabsquartier befindet sich in der heißen Jahreszeit in Dehra Dun, in der kalten in Meerut.

---

*) Seite 111.

d. Die Miliz.

Die Grenzmiliz, die, wie schon erwähnt, hauptsächlich weit vorgeschobene Posten an der Grenze zu besetzen und so die Zusammenziehung der regulären Truppen an den strategisch wichtigsten Punkten zu ermöglichen hat, besteht aus zwei Bataillonen Khyber-Schützen, zwei Bataillonen Kuram-Miliz, der Nord- und der Süd-Waziristan-Miliz, und mehreren kleineren Eingeborenenaufgeboten. Die Gesamtzahl der Milizen beläuft sich auf etwa 6000 Mann; sie sind mit dem Martini-Henry-Gewehr bewaffnet und in ähnlicher Weise ausgerüstet, wie die reguläre Armee. Sie unterstehen, mit Ausnahme des Falles einer Vereinigung mit regulären Truppen in Kriegszeiten, ausschließlich der Zivilgewalt. Die kleineren Eingeborenenaufgebote sind etwa 5700 Mann stark und im allgemeinen mit Snider-Gewehren und -Karabinern bewaffnet.

e. Die Militärpolizei.

Die Militärpolizei besteht aus den Samana-Schützen, der Militärpolizei der Nordwestgrenzprovinz, einem Grenzpolizeikorps im Distrikte Dera Ghazi Khan unter der Regierung des Pundjab, 6 Bataillonen in Assam und 14 in Burma. Ihre Verteilung ist in runden Zahlen, wie folgt:

Grenzprovinz und Pundjab	3 000	Mann,
Assam	3 000	=
Burma	15 500	=
zusammen . . .	21 500	Mann.

Der Militärpolizei fällt die Besetzung der Außenposten an der Grenze zu. Ihre Bewaffnung besteht im allgemeinen aus dem Martini-Henry-Gewehr. Ihr Ersatz, ihre Organisation und ihre Ausbildung sind vorzüglich.

Neben den „Truppen für den Reichsdienst" unterhalten die Eingeborenen-Staaten je nach ihrer Machtstellung größere oder kleinere Truppenteile, die sich auf etwa 70 000 Infanteristen, 16 000 Kavalleristen, 7000 Artilleristen, im ganzen 93 000 Mann mit zahlreichen Geschützen belaufen. Mit wenigen Ausnahmen sind diese Truppen schlecht bewaffnet und haben wenig militärischen Wert. Brauchbar sind die Truppen von Gwalior, Haiderabad und Kaschmir; die der Sikh- und Rajputana-Staaten sind dagegen geradezu hervorragend.

Die Heere von Nepal und Afghanistan.

Nepal und Afghanistan haben eigene Armeen, die im Zusammenhang mit der indischen Erwähnung verdienen. Die Armee von Nepal hat eine Stärke von etwa 45 000 Mann, darunter 2500 Artilleristen mit gegen 900 Geschützen. Das afghanische Heer ist 65 000 bis 70 000 Mann stark, besitzt aber keine der indischen Armee ähnliche Organisation.

Nachdem im vorstehenden die britisch-ostindische Armee in ihrer Zusammensetzung und Organisation, wie sie sich uns in unseren Tagen darbietet, geschildert wurde, sollen noch einige Worte über ihre Mobilmachung und über die Landesverteidigung hinzugefügt werden.

Mobilmachung.

Während früher der Mobilmachungsplan davon ausging, für den Mobilmachungsfall eine einheitliche Feldarmee, bestehend aus Divisionen und Brigaden, zu schaffen, sieht der neue in der Einführung begriffene Plan die Aufstellung von Divisionen vor, entsprechend der Einteilung der gesamten Armee in neun Divisionskommandos schon im Frieden (ausschließlich Burma). Jetzt stellt im Mobilmachungsfalle jeder dieser neun Kommandobezirke eine mobile Division auf und außerdem die Anzahl von Truppen, die nötig ist, um in dem von der Division verlassenen Bezirk die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die verschiedenen Truppenteile rücken ins Feld in einer geringeren Stärke, als ihre Friedensstärke beträgt. Während das Eingeborenen-Infanterie-Bataillon im Frieden 912 Mann stark ist, rückt es nur mit 752 Mann ins Feld. In den Depots, in denen die übrigen Leute zurückbleiben, werden aus diesen und eingezogenen Reservisten Reserve-Bataillone formiert, die den Nachschub für die im Felde befindlichen Truppenteile und die weitere Rekrutierung besorgen.

Landesverteidigung.

In den Jahren 1885 bis 1903 wurde ganz Bedeutendes auf dem Gebiete der Grenz- und Küstenbefestigung geleistet. Im ganzen wurden 224 Millionen Mark für strategische Eisenbahnen, Straßen und Verteidigungsanlagen, für diese allein etwa 60 Millionen Mark, ausgegeben. An der Grenze sind sämtliche Hauptpässe geschützt und alle strategisch wichtigen Punkte weiter rückwärts stark befestigt. Auch die Häfen haben moderne Verteidigungsanlagen erhalten.

Heereshaushalt.

Eine Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung der britisch-ostindischen Armee muß auch die finanzielle Frage wenigstens kurz streifen. Die Gesamtausgaben, einschließlich Pensionen und Aufwendungen für militärische Arbeiten, haben folgende Summen erreicht:

1881/82	1891/92	1901/02	1902/03	1904/05
358	452	472	518	604 Millionen Mark.

Diese Ausgabe beträgt im Jahre 1904/05 46 v. H. der gesamten Einnahme der indischen Regierung. Das englische Mutterland trägt einen Teil der Kosten des indischen Heeres, indem es jährlich eine Summe von 2 Millionen Mark für die Unterhaltung der Garnison in Aden, das der indischen Regierung untersteht,*) und 2,6 Millionen Mark für Zwecke des Transportdienstes bezahlt. Über die Kosten, die durch Entsendung indischer Truppen nach anderen Teilen des Reiches entstehen, und ihre Deckung sind besondere Vereinbarungen getroffen.

Den Abschluß der Darstellung des heutigen Standes der britisch-ostindischen Armee soll noch eine zahlenmäßige Zusammenstellung der Stärke des gesamten Heeres bilden.

*) Seite 118.

Die britischen Truppen waren am 1. Oktober 1907 in folgender Stärke vertreten: Gesamtstärke des britisch-ostindischen Heeres.

	Linien-Infanterie-Bataillone	Linien-Kavallerie-Regimenter	Reitende Batterien	Fahrende Batterien	Gebirgs-Batterien	Fuß-artillerie Kompagnien	Pionier-Kompagnien
Nordarmee	30	6	7	19	5	14	1 (Nord- und Südarmee zusammen)
Südarmee	22	3	4	26	3	14	
zusammen	52	9	11	45	8	28	1

	Linien-Infanterie	Linien-Kavallerie	Reitende u. fahrende Feld-artillerie	Fuß-artillerie	Pioniere	Hand-werker-abteilung	Medizinal-wesen	Veterinär-wesen
Nordarmee	31 186	4 323	4 451	2 505	—	61	—	—
Südarmee	22 071	2 142	5 043	2 308	—	76	—	—
Artillerie-Stab, in besonderer Verwendung usw.	—	—	610	109	388	5	317	63
zusammen	53 257	6 465	10 104	4 922	388	142	317	63

Insgesamt: 75 658.

Der Stand der britischen Armee an Pferden und Maultieren betrug im Jahre 1907/08:

Kavallerie	5 050
reitende Batterie	2 625
fahrende Batterie	9 119
Fußartillerie einschl. Gebirgsartillerie	1 603
Gesamtzahl der Pferde und Maultiere (ausschl. Offizierpferde)	18 397

Die Eingeborenen-Armee und die Hilfstruppen hatten am 1. Januar 1906 folgende Stärke:

	Infanterie-Bataillone	Kavallerie-Regimenter	Gebirgs-Batterien	Grenz-Fuß-artillerie	Geschütze (beweglich)	Pionier-Komp.	Unterseeminen-Komp.	Eisenbahn-Komp.
	140	40	11	1	66	26	5	2
mit zusammen	121 206	25 239	7 099 (einschl. der bei brit. Batterien eingeteilten Mannschaften)			4 405		394

oder insgesamt 158 343 Mann.

	Freiwillige Korps	Reichs-truppen-Korps	Miliz-Bataillone	Militär-polizei-Bataillone
	61	41	6	21
mit zusammen	34 000	18 000	14 500	17 500

oder insgesamt 84 000 Mann.

Dazu kommen dann noch eingeborene Reservisten der regulären Armee 27 500, so daß eine Gesamtstärke der britisch-ostindischen Armee sich ergibt von:

britischen Truppen . .	75 658	reguläres Heer . . .	234 001
eingeborenen Truppen .	158 343		
		Reserve des regulären Heeres	27 500
		Hilfstruppen	84 000
		insgesamt . .	345 501 Mann.

Vergleicht man damit noch einmal die Zahlen aus früheren Jahren, so erhält man folgendes Bild:

	Stärke der europäischen Truppen	Stärke der eingeborenen Truppen
1856	45 104	235 221
1860	92 866	213 002
1886	73 582	134 492
1907	75 658	158 343.

Dem gegenüber steht die Gesamtbevölkerung von Indien, die im Jahre 1901/02 auf 294 360 000 Seelen angegeben wird.

Die letzten Kriegsereignisse.

Die Ereignisse einer nicht zu weit zurückliegenden Vergangenheit haben die neue Heeresorganisation des britisch-ostindischen Heeres bereits einer Prüfung auf ihren inneren Wert unterzogen. Die plötzlich ausbrechenden Streitigkeiten mit den Zakka Khels und den Mohmands an der Nordwestgrenze machten die schleunige Entsendung eines Expeditionskorps nötig. In früheren Zeiten, als noch zur Aufstellung eines solchen Truppenkörpers die einzelnen Teile von verschiedenen Gegenden zusammengezogen werden mußten, hätte es längere Zeit gebraucht, bis das ganze Expeditionskorps marschbereit gewesen wäre. Jetzt genügte der einfache Befehl an die 1. Division in Peschawar, sofort zur Bestrafung der aufständigen Volksstämme abzurücken. Die Mobilmachung und der Ausmarsch der 1. Division erfolgten so rasch, daß die Zakka Khels bereits unterworfen waren, ehe ihnen die Mohmands zu Hilfe kommen konnten.

Die Vorzüglichkeit und Kriegstüchtigkeit der indischen Armee erwies sich aufs neue in hervorragendem Maße. Sie ist nach englischem Urteil so groß, daß die indische Armee einen wertvollen militärischen Rückhalt bildet, auf den das Reich unter Umständen auch im Falle kriegerischer Verwicklungen außerhalb Indiens zurückgreifen kann. Brachte doch schon im Jahre 1878 Lord Beaconsfield eine indische Division nach Malta und Cypern und veranlaßte durch diese Drohung Rußland zum Zurückweichen. Besonders im Hinblick auf die dauernd unklaren politischen Verhältnisse der Türkei und des persischen Reiches, aus denen sich jederzeit eine Krisis im nahen

Osten entwickeln kann, erscheint es denkbar, daß Teile der indischen Armee dem britischen Reich einmal wertvolle Dienste leisten können.

Trotzdem werden aber immer wieder auch Stimmen laut, die bei allen voll anerkannten Vorzügen der Neugestaltung der Armee doch auch auf eine Reihe von Übelständen aufmerksam machen und noch manches zu bessern wünschen. Die Vollständigkeit der Darstellung verlangt auch darauf einzugehen.

Englische Stimmen sprechen sich über gewisse Mängel der indischen Armee ungefähr in folgendem Sinne aus:

Mängel der indischen Armee.

Die größte Gefahr für die dauernde Kriegstüchtigkeit der indischen Armee liegt in dem deutlich zum Ausdruck kommenden Streben nach Vereinheitlichung der ganzen Heeresleitung, nach Ersatz des persönlichen Einflusses durch Vorschriften und Bestimmungen, nach Schematisierung der Heeresverwaltung. Dieses Streben nach Vereinheitlichung und Gleichmachung wird dazu führen, den kriegerischen Geist der eingeborenen Truppen zu untergraben. Besonders gilt dies für die Kavallerie-Regimenter. Hier ist man auf dem besten Wege, es den Russen nachzumachen, die mit großer Mühe aus ihren Kasacken, die ursprünglich eine ganz hervorragende irreguläre Kavallerie bildeten, eine schlechte Nachahmung regulärer Kavallerie gemacht haben. Schon hat man damit begonnen, verschiedene Eigenheiten der Silladar-Kavallerie zu beschneiden, ohne zu bedenken, daß eine Umgestaltung dieser vorzüglichen Truppe in reguläre Kavallerie ihren völligen Untergang herbeiführen muß. Wenn auch zur Zeit noch die Persönlichkeit des Oberkommandierenden einem Überwuchern des Bureaukratismus wirksam entgegenarbeitet, so bildet dessen Vorhandensein doch an sich schon eine stete Gefahr für das britische militärische System in Friedenszeiten.

Als ein besonders schweres Übel erscheint auch die vielfach noch mangelhafte militärische Vorbildung der in Stabsstellen Verwendung findenden Offiziere. Eine große Gefahr für die Zukunft der ganzen Armee liegt weiterhin in dem Umstand, daß weder die britische Regierung noch die britischen Offiziere die wahren Gefühle und die wahren Empfindungen des eingeborenen Soldaten genau kennen. Das war so vor dem Aufstand und ist heute noch so. Der Asiat setzt dem Europäer ein instinktives Mißtrauen entgegen; er tut, als ob er auf die Anschauungen seiner Vorgesetzten eingehe, die er doch in seinem Inneren nicht zu billigen vermag. Nach seiner Meinung gefragt, sucht er die dem Europäer erwünschte Antwort zu geben. Als im Jahre 1882 die für die neue bengalische Armee angeordnete Bekleidung auch in der Armee von Madras eingeführt wurde, erklärten die eingeborenen Offiziere und die Sepoys einstimmig, daß sie die neue der alten Uniformierung vorzögen, weil sie wußten, daß ihre Vorgesetzten die Einführung gewünscht hatten. In Wirklichkeit war ihnen aber die frühere Bekleidung weit lieber, was beispielsweise darin zum Ausdruck kam,

9*



daß sie sich stets in der alten Uniformierung photographieren ließen. Dem Sepoy ist überhaupt alles Neue an sich schon unangenehm, und so verabscheut er alle die fortgesetzten kleinen Neuerungen und Änderungen, mit denen ihn die britische Heeresverwaltung in so reichem Maße bedenkt.

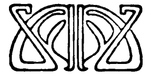
Die britischen Offiziere der indischen Armee sind jünger, tüchtiger und besser ausgebildet als zu Zeiten der Ostindischen Kompagnie; aber ihre Beziehungen zu ihren eingeborenen Untergebenen haben sich nicht gebessert. Früher bestanden zwischen beiden Teilen herzlichere und innigere Beziehungen als heutzutage. Schuld daran sind die in mancher Beziehung veränderten Verhältnisse. Der Engländer betrachtet Indien nicht mehr wie früher als eine zweite Heimat; er hat viel zu häufige Möglichkeiten, Europa wiederzusehen, nicht mehr, wie früher der Offizier der Kompagnie, nur einen Urlaub während seiner gesamten Dienstzeit. Er hat den Wunsch, Indien möglichst oft zu verlassen und demgemäß nicht mehr das tiefgehende Interesse für Land und Leute. Außerdem bildet nach dem neuen System sein Regiment nicht mehr die Heimat, in der er während seines ganzen Dienstes draußen Aufnahme findet. Er wird nicht einmal in demselben Regiment befördert und muß jederzeit einer Versetzung zu einem anderen Truppenteil gewärtig sein. So besteht nicht mehr das frühere feste Band zwischen den Offizieren und der Truppe. Zudem erhält der britische Offizier seine erste Ausbildung in einem britischen Truppenteil und lernt dort oftmals Widerwillen und Abneigung gegen die Eingeborenen. Ferner gehört zur genauen Kenntnis und zum vollen Verstehen der Leute eine gründliche Beherrschung ihrer Sprache. Auch auf diesem Gebiete fehlt es vielfach; die britischen Offiziere leisten heute auf dem Felde der Eingeborenensprachen tatsächlich vielfach weniger, als ihre Vorgänger, von denen man die Ablegung von Prüfungen nicht verlangt hatte. Die Einführung des Zwangs an Stelle des freiwilligen Studiums hat die Gesamtkenntnisse herabgedrückt. Dazu kommt schließlich noch, daß der britische Offizier in unseren Tagen nicht mehr dieselbe Machtbefugnis, denselben Einfluß hat, wie sein Vorgänger in den Zeiten der Ostindischen Kompagnie. Das Bestreben der Heeresverwaltung geht heutzutage dahin, die Machtbefugnisse der Frontoffiziere zu verringern, wodurch ihre Autorität vermindert wird. Gerade diese Politik war mit eine der am schwersten wiegenden Ursachen des Aufstandes. Die Loyalität des Asiaten ist stets Loyalität gegen seinen bestimmten Herrn und nicht gegen irgend ein unpersönliches Regierungssystem, am allerwenigsten gegen ein solches, dessen Handlungsweise er nicht zu verstehen vermag. Die Persönlichkeit seines Kaisers ist ihm zu fern und zu fremd, um in ihm die Gefühle persönlicher Treue zu erwecken. Dieses Gefühl könnte aber in ihm erweckt werden durch seine Offiziere, die gegebenen Vertreter ihres Kaisers.

Schlußurteil.

Man darf die Bedeutung dieses wohl übertriebenen Urteils aus englischem Munde, wenn es auch bestrebt ist, durch Hinweis auf vorhandene Mängel die Vollkommenheit

der britisch-ostindischen Armee zu fördern, nicht zu hoch einschätzen. Das Gesamturteil über die ganze hervorragende Organisation kann man dahin zusammenfassen, daß trotz vorhandener Mängel diese Armee ein glänzendes und nicht zu unterschätzendes Machtmittel darstellt. Als ein durch und durch modernes, für die verschiedenartigsten Aufgaben hervorragend vorgearbeitetes, genial organisiertes Kriegswerkzeug steht die britisch-ostindische Armee heute vor unseren Augen und legt Zeugnis ab von dem unermüdlichen Ringen und Arbeiten britischen Fleißes und von der hohen Einsicht britischer Heerführer.

Neuschler,
Hauptmann und Batteriechef im 3. Württembergischen
Feldartillerie-Regiment Nr. 49.



Die Kämpfe der Engländer in Afghanistan und an der Nordwestgrenze Indiens.

Die Kämpfe, die von den Engländern im Frühjahr 1908 an der Nordwestgrenze Indiens infolge der dort ausgebrochenen Unruhen geführt werden mußten, und die schneller beendet werden konnten, als man auf englischer Seite zu hoffen gewagt hatte, sind nur ein Glied und wahrscheinlich nicht das letzte in einer langen Reihe ähnlicher Kämpfe, die alle dasselbe Ziel, die Gewinnung und Sicherung einer möglichst günstigen Grenzlinie erstrebten und sowohl an die Tatkraft und Entschlossenheit der Führer aller Grade als auch an die Leistungsfähigkeit der Truppen überaus hohe Anforderungen stellten.

Der erste Afghanische Feldzug 1838 bis 1842.

Skizze 2.

Rußlands Vordringen in Inner-Asien um die Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, seine Bemühungen, mit Hilfe von Persien Herat zu gewinnen und ein enges Bündnis mit Afghanistan zu schließen, erregten die Aufmerksamkeit des General-Gouverneurs der Ostindischen Kompagnie*) und veranlaßten ihn zur Entsendung eines Agenten nach Kabul, um dort dem russischen Einfluß entgegenzuarbeiten.

Der damalige Emir von Afghanistan, Dhost Mohamed, anfangs durchaus geneigt, sich an England anzuschließen, wenn er dort nur kräftige Unterstützung gefunden hätte, war, verstimmt durch die ihm gewordenen hinhaltenden, leeren Versprechungen, ganz auf die Seite Rußlands getreten. Darauf beschloß die indische Regierung in der Erkenntnis, daß es wünschenswert war, zwischen Persien, Rußland und Indien einen auf englische Hilfe angewiesenen Verbündeten zu haben, an Stelle von Dhost Mohamed den von ihm vertriebenen Gegen-Emir Schah Schuja als Herrscher einzusetzen.

An Truppen, deren Oberbefehl dem General Sir John Keane übertragen wurde, waren verfügbar:

- die Bengal-Kolonne, 7500 Mann, unter Sir Willoughby Cotton bei Firozpur südlich Lahore in der Provinz Pundjab,
- Truppen des Schahs Schuja, 6000 Mann unter englischen Offizieren bei Schikarpur an der Straße Haiderabad—Kandahar,

*) Seite 88 ff.

die Bombay-Kolonne, 5500 Mann, unter Sir John Keane südlich von Haiderabad am Indus,

eine Abteilung von 2500 Mann zur Sicherung der Verbindungen mit Bombay.

Da der Herrscher im Pundjab trotz seines Bündnisses mit der Ostindischen Kompagnie den Durchmarsch der Truppen durch sein Gebiet verweigerte, konnte der nächste Weg nach Kabul über den Khyber-Paß*) nicht benutzt werden; es wurde ein Ausholen nach Süden über Quetta—Kandahar notwendig.

Der Vormarsch, der Anfang Dezember vom Indus aus begann, erlitt durch Geländeschwierigkeiten und Mangel an Transporttieren, die von den eingeborenen Fürsten trotz aller Versprechungen nur in unzureichender Weise zur Verfügung gestellt wurden, erhebliche Verzögerung, so daß erst Anfang April 1839 von Quetta aus der Weitermarsch angetreten werden konnte. Nach einem überaus schwierigen Übergang über den Khojak-Paß wurde Kandahar am 25. April erreicht.

Ende Juni setzte sich die Masse des Heeres (12 000 Mann mit 40 Geschützen) wieder in Bewegung, um über Ghazni auf Kabul vorzugehen. Ghazni fiel durch einen Handstreich überraschend schnell, und am 30. August besetzte General Keane ohne weiteren Kampf Kabul, wo an demselben Tage noch der neue Herrscher Schah Schuja seinen Einzug hielt.

Während des Vordringens der Hauptmacht über Kandahar auf Kabul war eine kleine Abteilung eingeborener Truppen aus dem Pundjab unter Führung des Kapitäns Wade und eines Sohnes des Schahs Schuja durch den Khyber-Paß nach Kabul vorgegangen. Dhost Mohamed hatte versucht, sich dem Vordringen der Engländer zu widersetzen. Als aber nach dem schnellen Falle von Ghazni allgemeine Bestürzung und Entmutigung im Lande Platz griffen, gab er den Widerstand auf und floh auf russisches Gebiet nach Buchara. Nachdem so das Ziel der ganzen Unternehmung erreicht war, stand dem Rückmarsch der englischen Truppen nach Indien an sich nichts mehr im Wege.

Allein sowohl der neue Emir, der sich der Lage nicht gewachsen fühlte, als auch der leitende politische Beamte hielten bei der Unzufriedenheit der Bevölkerung weiteren militärischen Schutz für unbedingt nötig. Während die eine Hälfte der Truppen am 18. September 1839 den Rückmarsch nach Indien antrat, blieb die andere in Afghanistan zurück.

Alle Bemühungen des leitenden politischen Beamten, die bald nach dem Abmarsch der Truppen im Lande, besonders bei den Grenzstämmen ausbrechenden Unruhen durch Nachgiebigkeit oder durch Zahlung von Unterstützungsgeldern zu beseitigen,

*) v. Flatow, „Die Nordwestgrenze Indiens". Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde 1905. 3. Heft.



waren vergebens. Die allgemeine Mißstimmung und Erbitterung gegen die Engländer blieb vielmehr dauernd im Zunehmen. Einzelne kleinere Unternehmungen zur Unterwerfung unbotmäßiger Häuptlinge, anfangs erfolgreich geführt, mißlangen später und trugen dazu bei, die Furcht vor den englischen Waffen mehr und mehr zu verringern; die Zahlung von Unterstützungsgeldern wurde als Schwäche gedeutet. Ein kleiner Erfolg der Engländer gegen Dhost Mohamed, der aus Buchara entflohen war, die unzufriedenen Häuptlinge um sich gesammelt hatte und dabei auch von Kabul aus unterstützt wurde, brachte keinen Umschwung in die Lage.

Im November 1840 kam es zu einem erneuten Zusammenstoße mit Dhost Mohamed, der die Engländer schlug und auf Kabul zurückwarf. Auffallenderweise nutzte er den errungenen Erfolg nicht aus, sondern bot schon am folgenden Tage seine Unterwerfung an, die auch unter ehrenvollen Bedingungen für ihn angenommen wurde.

Indes auch jetzt, nachdem sich der gefährlichste Gegner ergeben hatte, und wenigstens ein Achtungserfolg erzielt war, konnte sich der leitende Beamte nicht zur Räumung Kabuls entschließen, obwohl die Unruhen einen immer bedrohlicheren Umfang annahmen.

Die vom englischen Parlament Ende 1841 geforderte Verminderung der jährlich etwa 20 Millionen Mark betragenden Ausgaben hatte eine bedeutende Herabsetzung der den Stämmen versprochenen Unterstützungsgelder zur Folge. Dies war die Ursache zu neuer Erregung, vor allem bei den Khyber-Stämmen, so daß im Oktober Oberst Sale mit einer starken Abteilung nach Gandamak, 80 km östlich Kabul, entsandt werden mußte. In Kabul selbst blieben noch 4500 Mann (darunter 700 Europäer) mit einem Troß von 12 000 Mann zurück.

Am 2. November 1841 brach mit der Ermordung eines politischen Beamten der offene Aufruhr in Kabul selbst aus.

Der Führer der englischen Truppen, General Elphinstone, alt und körperlich leidend, zeigte sich der Lage in keiner Weise gewachsen. Anstatt durch schnelles, rücksichtsloses Handeln den Aufstand noch im Keime zu ersticken, verlor er mit Abwarten und Beratungen kostbare Zeit. Die Afghanen konnten sich sammeln und griffen das von beherrschenden Höhen umgebene, wenig zur Verteidigung geeignete englische Lager an. Es gelang ihnen, sich in den Besitz der gesamten Vorräte zu setzen. Noch aber scheuten die englischen Führer davor zurück, die Entscheidung mit den Waffen herbeizuführen. Mit Akbar Khan, Dhost Mohameds Sohn, der sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatte, würden Unterhandlungen angeknüpft, die sich bis zum Dezember hinzogen und damit endeten, daß sich die Engländer bereit erklärten, Afghanistan sofort zu räumen. Sechs Offiziere mußten als Geiseln gestellt, alle Geschütze bis auf sechs zurückgelassen und außerdem eine Summe für freies Geleit bis zur Grenze gezahlt werden.

Am 6. Januar 1842 mitten in den Schrecknissen des afghanischen Winters erfolgte der Abzug der Truppen von Kabul. Schon bald nach dem Verlassen des Lagers begann eine Reihe von aufreibenden, Tag und Nacht dauernden Kämpfen, die den Rückzug schnell in ein wirres Durcheinander ausarten ließen. Akbar Khan erklärte sich außerstande, bei der erregten Bevölkerung das ausbedungene Geleit durchzusetzen, doch gelang es wenigstens, die englischen Familien, die seine Gefangenen wurden, in Sicherheit zu bringen. Auch General Elphinstone mußte sich als Geisel in Akbars Gewalt geben. Nach sechstägigen ununterbrochenen Kämpfen wurde schließlich der Rest des englischen Heeres in den Pässen von Jagdallak vollständig vernichtet. Nur ein Engländer, Dr. Brydon, konnte sich zur Abteilung Sale, die inzwischen nach Jallalabad gegangen war, retten. Bald darauf wurde dieser Platz von Akbar Khan eingeschlossen. Doch gelang es Sale in heldenmütiger Verteidigung, die Werke, die teilweise durch ein Erdbeben zerstört wurden, zu halten, bis im April Hilfe aus Indien herbeikam.

Verschiedene Versuche im Anfang des Jahres, Verstärkungen nach Jallalabad zu bringen, waren an dem Widerstand der Grenzstämme gescheitert, vor deren Andrängen sogar Ali Musjid, 30 km westlich Peschawar, geräumt werden mußte.

Skizze 3.

Auch von Kandahar aus, das General Nott besetzt hielt, hatte keine Hilfe mehr nach Kabul gebracht werden können, da der General selbst alle Kräfte nötig hatte, um eine Einschließung von Kandahar zu verhindern und die Verbindung mit Quetta aufrecht zu erhalten. Von den vorgeschobenen Posten in Ghazni und Kalai=Ghilzai konnte nur der letztere befreit werden, der andere geriet nach tapferem Widerstande in Gefangenschaft.

Inzwischen war in Indien eine neue Division zu drei Brigaden unter General Pollock zu einem Vergeltungszug nach Kabul zusammengestellt worden, die nach mancherlei Schwierigkeiten Anfang April Jallalabad erreichte. Bei der Nachricht von ihrem Anmarsch gelang es Sale, am 1. April 1842 durch einen kühnen Ausfall die ihn einschließenden Kräfte zu zersprengen.

Um diese Zeit war auch General Nott in Kandahar marschbereit. Allein erst im August gab der General=Gouverneur von Indien seine Erlaubnis zum Vormarsch auf Kabul, und zwar seltsamerweise in der Form, daß er Nott vorschlug, den Rückmarsch nach Indien über Kabul anzutreten, und General Pollock anwies, diesen Abmarsch zu unterstützen.

General Pollock trat am 20. August den Vormarsch an, zersprengte in zwei heftigen Gefechten die Streitmacht Akbar Khans und erreichte am 15. September Kabul. Einen Tag später traf General Nott von Kandahar aus dort ein.

Nach Befreiung der Gefangenen und Zerstörung eines Teiles von Kabul traten die Truppen Mitte Oktober den Rückmarsch nach Indien an, auf dem ein Teil von ihnen in den Khyber=Pässen erneut angefallen wurde.

Mit diesem Vergeltungszuge, dessen Gelingen in Indien großen Eindruck machte, schien das Ansehen der englischen Macht wiederhergestellt. Neben den verschiedenen Fehlern des Truppenführers, der seine Kräfte in Kabul verzettelte, ihnen ein zur Verteidigung nicht geeignetes Lager anwies und sich schließlich nicht zum tatkräftigen Handeln aufraffen konnte, lag der Hauptgrund für das Mißlingen des ersten Feldzuges an der falschen Politik überhaupt, sowie an den falschen Maßnahmen der leitenden Beamten, die noch Verhandlungen führten, als Machtfragen zur Entscheidung standen. Der Erfolg des ganzen Feldzuges war schließlich auch die Wiedereinsetzung Dhost Mohameds als Emir und eine Erklärung des General-Gouverneurs, daß in Zukunft jede Einmischung in afghanische Angelegenheiten unterbleiben sollte, also ein offenes Eingeständnis der fehlerhaften Politik bei Beginn des ersten Feldzuges.

Noch einmal, während des Krieges im Pundjab 1848/49, hatten die Engländer gegen Dhost Mohamed zu kämpfen, der mit etwa 2000 Reitern den Khyber-Paß überschritt. 1852 kam ein Vertrag zwischen den beiden Gegnern zustande, in dem England seine Hilfe gegen Persien in Aussicht stellte. Damit fanden die Streitigkeiten mit Afghanistan zunächst ein Ende.

Die Ambela-Expedition 1863.

1863 machten religiöse, von Hindostanern angestiftete Unruhen nordöstlich von Peschawar, die von Kabul aus unterstützt wurden, die Entsendung einer größeren Streitmacht nötig. 6000 Mann mit 19 Geschützen überschritten nach vielen Schwierigkeiten den Ambela-Paß, 90 km nordöstlich Peschawar. Ihr Vorgehen wurde durch einen kräftigen Angriff des Gegners, der von den kriegerischen Stämmen aus dem Swat-Tale Verstärkungen erhalten hatte, zum Stehen gebracht. Da auch weiter westlich Unruhen ausgebrochen waren, beschränkten sich die Engländer auf die Verteidigung der erreichten Stellung und hatten drei Wochen hindurch täglich feindliche Angriffe abzuweisen. Wenn der Gegner auch stellenweise in die englischen Verschanzungen eindrang, so war er doch nirgends imstande, den errungenen Vorteil zu behaupten. Mitte Dezember war die Abteilung durch eintreffende Verstärkungen auf etwa 10 000 Mann angewachsen und konnte nun selbst angreifen, die Aufrührer aus ihrer festen Stellung verjagen und ihren Widerstand brechen. Nach Zerstörung der wichtigsten Stützpunkte wurden die Truppen wieder zurückgezogen.

Der zweite Afghanische Feldzug 1878 bis 1880.

Fast dreißig Jahre lang dauerten die friedlichen Beziehungen zwischen Indien und Afghanistan. Erst um die Mitte der 70iger Jahre entstanden neue Verwicklungen. Nach dem Tode Dhost Mohameds war nach längeren inneren Kämpfen sein Sohn Sher Ali zur Herrschaft gelangt. Wie sein Vater war er durchaus geneigt, freundschaftliche Beziehungen zu Indien zu unterhalten. Als er aber seine Wünsche nicht genügend berücksichtigt sah, als das von ihm ersehnte Schutz- und Trutzbündnis nicht zustande kam, und England über seinen Kopf hinweg mit Rußland über die afghanischen Grenzen verhandelte, entschloß er sich zu einer Annäherung an Rußland, von dem er ein größeres Entgegenkommen erhoffte. Die Verhandlungen führten

dazu, daß er 1876 eine russische Gesandtschaft in Kabul empfing. Als England daraufhin den Anspruch erhob, ebenfalls eine Gesandtschaft abzusenden, und als dieser der Einzug verweigert wurde, war der Anlaß zu einem neuen Kriege gegeben, den Sher Ali übrigens vorausgesehen und in umfassender Weise vorbereitet hatte.

Für einen Einmarsch von Indien nach Afghanistan kamen folgende drei Straßen in Betracht:

1. die Straße Peschawar—Khyber-Paß—Kabul, 305 km,
2. die Straße durch das Kuram-Tal nach Kabul, 303 km,
3. die Straße Quetta—Kandahar, 230 km, dazu die Strecke Sukkur (am Indus)—Quetta, 400 km.*)

Diesen Hauptstraßen entsprechend wurden auf englischer Seite drei Heeresgruppen gebildet, und zwar:

an der ersten Straße die Peschawar-Kolonne, 16 000 Mann, 48 Geschütze unter General Browne,

in der Mitte die Kuram-Kolonne, 6600 Mann, 18 Geschütze, unter General Sir Frederik Roberts,**)

im Süden die Quetta—Kandahar-Kolonne, 12 000 Mann, 78 Geschütze unter General Sir Donald Stewart.

Im ganzen 36 000 Mann mit 144 Geschützen.

Ferner wurden bereitgestellt: eine Reservedivision von 4000 Mann, 24 Geschützen und zur Sicherung der Straße Sukkur—Quetta 4500 Mann von Truppen eingeborener Fürsten.***)

Nach den vorhandenen Nachrichten sollten von den „regulären" Truppen des Emirs stehen: 20 000 Mann bei Kabul, 6000 Mann bei Kandahar, 25 000 Mann im Westen, in Herat. Außerdem sollten noch ungefähr 100 000 Mann irregulärer Truppen kampfbereit sein. Seine Infanterie war mit modernen Hinterladern (Lee-Enfield und Snyder-Gewehren) bewaffnet, von denen ein großer Teil als Geschenke der englischen Regierung in das Land gekommen war. Die Artillerie des Emirs bestand aus 132 Feld- und 108 Gebirgsgeschützen, dazu kamen 42 schwere und 12 zerlegbare Geschütze, zusammen 324 Geschütze.

Von den drei Gruppen, die Mitte November ihren Vormarsch begannen, fanden die Peschawar- und die Quetta—Kandahar-Kolonne kaum nennenswerten Widerstand. Die erstere Kolonne besetzte fast ohne Kampf Ali Musjid und drang bis zum Ende des Jahres noch bis Jallalabad vor. Mehrfache Beunruhigungen durch die anwohnenden Stämme machten verschiedene kleinere Unternehmungen aus den Winter-

*) v. Flatow, „Die Nordwestgrenze Indiens." Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1905. 3. Heft.

**) Jetzt Feldmarschall Lord Roberts of Kandahar.

***) The second Afghan war. Official account. London 1908.

quartieren an der Khyber-Straße nach Süden und Norden nötig. Im Frühjahr 1879 wurde auf die Nachricht von dem Tode Sher Alis und von neuen Unruhen in Kabul das Vorgehen fortgesetzt, Anfang April erreichte die Kolonne Gandamak. Unterhandlungen mit dem neuen Emir, die schon im Mai zum Friedensschlusse führten, machten dem weiteren Vordringen ein Ende.

Die linke Kolonne trat Ende November 1878 den Vormarsch an, überschritt Ende Dezember die gefürchteten Khojak-Pässe und besetzte Anfang Januar 1879 nach unbedeutendem Gefecht Kandahar. Von hier wurden schwache Abteilungen nach den wichtigsten Punkten Kalai-Ghilzai und Girischk am Helmand vorgeschoben. Zu größeren Gefechten kam es jedoch nicht.

Der Führer der mittleren Kolonne, General Roberts, hatte im Kuram-Tale bei der Regelung des Nachschubes recht erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Seine Kolonne erreichte am 27. November 1878 das Kuram-Fort, ohne auf Widerstand gestoßen zu sein. Der Feind, angeblich 18 000 Mann mit sechs Gebirgsbatterien und fünf Feldgeschützen, war nach dem Peiwar-Paß zurückgegangen und sperrte in der dort angelegten sehr starken Stellung die Straße. Auf Grund eingehender dreitägiger Erkundungen, die ergeben hatten, daß ein Angriff an der Straße gegen die etwa 600 m überhöhende Stellung aussichtslos war, beschloß General Roberts, den Feind hier nur zu beschäftigen, den Hauptangriff aber umfassend gegen den feindlichen linken Flügel zu führen. Die in dem unbekannten und wenig gangbaren Gelände schwierige und zeitraubende Umfassungsbewegung gelang, am 2. Dezember 2[30] Nachmittags war General Roberts Herr des Passes. Der Erfolg war mit einem Verluste von nur vier Offizieren und 78 Mann errungen. Die gewonnene Stellung wurde ohne Verzug zu hartnäckiger Verteidigung eingerichtet, und dann der Weitermarsch nach Ali Khel angetreten. Von hier ging General Roberts bald darauf in das Kuram-Tal zurück, wo die Truppen Winterquartiere bezogen. Eine Unternehmung von Thal auf Matun blieb ohne dauernden Erfolg. Als Anfang des Jahres 1879 ein erneuter Vormarsch auf Kabul wahrscheinlich wurde, vereinigten sich die Truppen bei Ali Khel mit den aus Indien eintreffenden Verstärkungen. Zum Schutze der durch umfangreiche Arbeiten ausgebesserten Straße blieben starke Posten zurück. Der Anfang Mai abgeschlossene Friede von Gandamak ließ es auch hier nicht zu weiteren Unternehmungen kommen.

In diesem Friedensvertrage gestand der Emir zu, seine Politik nur nach den Ratschlägen und Wünschen der indischen Regierung zu führen und einem englischen Residenten sicheren Aufenthalt in Kabul zu gewähren. Die Khyber-Pässe kamen unter englische Oberhoheit, dagegen sollten Jallalabad und Kandahar dem Emir zurückgegeben werden. Dementsprechend begann schon Anfang Juni 1879 der Abtransport der Truppen nach Indien. Die Abteilungen der Peschawar-Kolonne, bei der Anfang Mai die Cholera ausgebrochen war, vermochten nur nach großen Mühen und An-

strengungen die ihnen angewiesenen Punkte an der Straße Lundi Kotal—Fort Jamrud zu erreichen und waren für die nächste Zeit nicht mehr verwendungsfähig. In Kandahar zogen sich die Vorbereitungen zum Abmarsch in die Länge, erst Anfang August traf der Befehl zur Räumung der Stadt ein. Seine Ausführung wurde jedoch durch den Gang der Ereignisse überholt.

Dem schnellen und mit wenig Opfern erkauften Erfolge des Feldzuges und den Hoffnungen, die sich an den für England günstigen Vertrag von Gandamak knüpften, wurde schon im September 1879 durch die Ermordung des englischen Abgesandten in Kabul ein jähes Ende bereitet.

Um Genugtuung für diesen Frevel zu erlangen, der wahrscheinlich mit Wissen des Emirs stattfand und von ihm jedenfalls nicht verhindert worden ist, wurde die Entsendung einer Kolonne auf Kabul notwendig.

General Roberts' Vormarsch auf Kabul 1879.

Da von den drei Heeresgruppen die Kuram-Kolonne am raschesten wieder marschbereit sein konnte, und auch von Kuram aus Kabul am schnellsten zu erreichen war, wurde sie zum Vorgehen bestimmt, und General Roberts mit ihrer Führung betraut. Auch Kandahar und Jallalabad sollten wieder besetzt werden; wenn nötig, gedachte man von hier aus das Vorgehen auf Kabul zu unterstützen. General Roberts erkannte als Hauptschwierigkeit seines Unternehmens, die Verbindung mit Indien, die zum Teil durch das Gebiet feindlicher Stämme führte, dauernd offen zu halten und zu sichern. Sie wurde dadurch vermehrt, daß bei Eintritt des Winters eine Verlegung der Verbindungen von dem ungangbaren Schutargardan-Paß nach der Khyber-Straße nötig wurde. Auch die Bereitstellung der Transportmittel erwies sich als sehr schwierig, da der Feldzug des Vorjahres große Opfer an Zug- und Tragetieren gefordert hatte. Nur dadurch, daß der Peschawar-Kolonne alle Tragetiere und damit jede Bewegungsfähigkeit genommen wurde, gelang es, etwa die Hälfte des Bedarfs für die Kuram-Kolonne aufzubringen. Unter dem Schutze einer schleunigst nach dem Schutargardan-Paß vorgeschobenen Abteilung vollzogen sich die Versammlung der Truppen und die Bereitstellung der Vorräte bei Ali Khel, wobei dauernd an Wegebesserungen und am Ausbau der Verbindungen gearbeitet wurde. Die Stärke der Abteilung betrug 7500 Mann und 22 Geschütze mit 6000 Trägern und Troßknechten. An Transportmitteln waren verfügbar: 2000 Maulesel, 750 Kamele und 750 Ochsen.

Am 28. September erreichte General Roberts seine Truppen, die nach Kuschi vorgeschoben worden waren, nachdem er sich am Tage vorher genötigt gesehen hatte, den Widerstand einer stärkeren Abteilung feindlich gesinnter Bergbewohner zu brechen, die ihm den Weg versperrten. Am 27. September war der Emir Jakub Khan, von Kabul kommend, im englischen Lager eingetroffen. Er hielt an der Versicherung fest, daß die Ermordung des englischen Abgesandten gegen seinen Willen von meuternden Regimentern ausgeführt worden, und daß er nach wie vor ein aufrichtiger Freund Englands sei.



Hierdurch wurde die Aufgabe, die General Roberts zugefallen war, noch weiter erschwert, denn der Emir, der als Gast und Freund behandelt werden mußte, blieb dauernd in enger Verbindung mit seinen Anhängern im Lande und den Führern in Kabul, die er von allen Vorgängen im englischen Lager in Kenntnis setzte. In den ersten Oktobertagen begann der Vormarsch, der durch Geländeschwierigkeiten und den Mangel an Transporttieren erheblich verzögert wurde. Es konnte immer nur etwa die Hälfte der Truppen einen schwachen Tagemarsch vorgehen, dann mußte ein Rasttag gehalten werden, an dem der Rest mit den zurückgesandten Tieren nachgezogen wurde.

Gefecht bei Charasia.

Am 5. Oktober erreichte die Masse der Truppen Charasia, ungefähr 15 km südlich von Kabul, eine schwache Nachhut war noch einen Tagemarsch zurück. Ehe General Roberts am folgenden Tage die Ausgänge der für den Weitermarsch wichtigen Sang-i-Nawischta-Schlucht gewinnen konnte, was vielleicht besser schon am 5. geschehen wäre, besetzten starke feindliche Kräfte in aller Ruhe planmäßig die von der Schlucht bis zum Kabul-Fluß sich erstreckenden Höhen und brachten zahlreiche Geschütze in Stellung.

Während sich der Feind dauernd verstärkte, wurde die Verbindung mit der Nachhut abgeschnitten. General Roberts entschloß sich, unverzüglich anzugreifen, da

Gefecht bei Charasia am 6. Oktober 1879.

weiteres Warten nur dem Gegner zugute kommen konnte. Der Feind an der Schlucht sollte nur beschäftigt, der Hauptangriff gegen den rechten Flügel geführt werden.

Der Angriff gelang vollständig. Nach ziemlich heftigem Kampfe wurden die Höhen auf dem westlichen Flügel gestürmt, die Afghanen — es sollen 13 reguläre Regimenter gewesen sein — aus ihren zum Teil sehr geschickt angelegten Stellungen vertrieben und etwa 20 Geschütze erbeutet. Um 4⁰ Nachmittags waren auch die Höhen an der Schlucht in den Händen der Engländer; die von der Kavallerie eingeleitete Verfolgung fand schon am Kabul-Fluß ein Ende. Nach dem Siege konnte die Nachhut ohne Schwierigkeit herangezogen werden.

Ein in den nächsten Tagen unternommener Versuch, Teilen des Gegners, die sich südwestlich Kabul zu neuem Widerstand festsetzten, den Weg nach Norden zu verlegen, scheiterte an den Schwierigkeiten, die das Gelände dem Angriff der Infanterie bot, und an dem Verschulden der Kavallerie, die die Fühlung mit dem Feinde aufgab und seinen in der Nacht bewerkstelligten Abzug nicht bemerkte.

Am 10. Oktober konnte ohne weiteren Kampf Kabul besetzt werden. Damit war zwar für den Augenblick Ruhe geschaffen, und wenn auch die Bestrafung der Schuldigen und die Vergeltungsmaßregeln auf keine Schwierigkeiten stießen, so konnte doch an eine Rückkehr der Truppen erst gedacht werden, wenn in Kabul eine Regierung eingesetzt war, die wenigstens eine gewisse Bürgschaft dafür bot, daß die Ordnung aufrechterhalten, und die Abmachungen des Friedensvertrages innegehalten werden würden. Die Lage wurde dadurch noch verwickelter, daß der Emir Jakub Khan die Regierung niederlegte, und nun erst eine als Herrscher geeignete Persönlichkeit gesucht werden mußte.

Eine Änderung der Dinge war für die nächste Zeit nicht zu erwarten; die Truppen wurden daher in dem Lager von Sherpur untergebracht, und umfassende Vorbereitungen für den Winter getroffen. Bei der Einrichtung des Lagers wurden alle im Jahre 1840 gemachten Fehler vermieden, vor allem die beherrschenden Bimaru-Höhen mit in die Verteidigungslinie hereingezogen. Gleichzeitig wurden Maßnahmen getroffen, um die Verbindungen über den Khyber-Paß mit Indien herzustellen. Die Besatzung des Schutagardan-Passes, die mehrere feindliche Angriffe erfolgreich abgewehrt hatte, wurde nach Kabul herangezogen, dafür eine Abteilung von Kabul in der Richtung auf Jallalabad vorgeschoben und durch Feldtelegraph mit Kabul verbunden.

Skizze 4.

Ende November wurde Jakub Khan unter Bedeckung nach Indien geschickt.

Kämpfe in der Umgegend von Kabul im Winter 1879/1880.

Die nach der Besetzung von Kabul eingetretene Ruhe war nicht von langer Dauer. Sobald der erste Schrecken über die englischen Erfolge überwunden war, sammelten sich die Afghanen zu neuem Widerstand, der von fanatischen mohammedanischen Priestern als Glaubenskrieg eifrig geschürt wurde. Ihr Plan war, sich überraschend in den Besitz der beherrschenden Höhen bei Kabul zu setzen und dann von drei Seiten gegen das englische Lager vorzugehen.

General Roberts, der über die Absichten des Gegners gut unterrichtet war, beabsichtigte, die aus verschiedenen Richtungen ankommenden Heerhaufen einzeln zu schlagen. Er entsandte zu diesem Zweck zwei Kolonnen, von denen die eine, unter General Baker, nach Südwesten vorgehen sollte. Die andere, unter General Macpherson, hatte nach Norden vorzustoßen, um eine Vereinigung der aus Kohistan kommenden Kräfte mit den weiter südwestlich stehenden zu verhindern und, wenn möglich, diese der Kolonne Baker in die Arme zu treiben.

General Macpherson erreichte am 10. Dezember 1879 Karez Mir, trieb noch an diesem Tage nach kurzem Gefechte den Gegner von hier nach Westen und Südwesten zurück und besetzte die beherrschenden Zugänge zum Argandeh-Tale. Nachdem ein am 10. Dezember unternommener Versuch, von Aushar aus dem Feinde den Rückzug zu verlegen, gescheitert war, erhielt General Massy den Befehl, am folgenden Tage von Sherpur mit drei Eskadrons und vier Geschützen auf Argandeh vorzugehen, um gemeinsam mit der Abteilung Macpherson den Gegner anzufassen. Da es nicht gelang, frühzeitig die Verbindung mit General Macpherson aufzunehmen, ging General Massy selbständig von Aushar in südwestlicher Richtung vor und stieß schon nach kurzem Marsche auf überlegene feindliche Kräfte, die die Straße sperrten und bald zum Angriff gegen ihn vorgingen. Alle Versuche, das feindliche Vorgehen durch das Feuer der Batterien und durch abgesessene Schützen*) zum Stehen zu bringen, waren vergeblich. General Roberts, der um diese Zeit auf dem Gefechtsfelde erschien, erkannte die Zwecklosigkeit eines vereinzelten Kampfes und ordnete den Rückzug an. Zwei Attacken, die nötig wurden, um das Abfahren der Geschütze zu ermöglichen, blieben ohne Erfolg. In dem von zahlreichen Gräben durchzogenen Gelände war ein Geschütz schon bei Beginn des Rückzuges liegen geblieben, die drei anderen mußten später stehen gelassen werden. Die Abteilung Massy ging nach Deh-i-Mazang zurück; es gelang ihr, diesen Engweg bis zum Eintreffen von Verstärkungen aus dem Lager zu sperren. Der Feind besetzte die Höhen des Takt-i-Schah südlich Kabul.

Gegen Mittag, erst nachdem der Rückzug der Abteilung Massy bereits eingeleitet war, erreichte General Macpherson, der auf den Gefechtslärm losmarschiert war, den Kampfplatz und jagte einen Teil des Gegners nach Westen zurück, so daß am Abend die Geschütze wieder zurückgeholt werden konnten.

General Baker war nach Südwesten ausholend vorgegangen, um dann über Argandeh Verbindung mit Macpherson aufzunehmen. Er wurde jedoch nach dem Gefecht am 11. nach Sherpur zurückgeholt. An den folgenden Tagen vertrieb er mit 16 Kompagnien, 3½ Eskadrons und 8 Geschützen nach ziemlich heftigem Kampfe stärkere feindliche Kräfte von den Höhen des Takt-i-Schah.

*) Es verdient Erwähnung, daß nach den Erfahrungen dieses Gefechtes General Roberts eine Einrichtung treffen ließ, die es erlaubte, den Karabiner nach Belieben am Sattel zu befestigen oder vor Beginn des Gefechts umzuhängen. Auch der Säbel wurde von da ab am Sattel befestigt.

Wenn es auch gelungen war, das Vordringen des Feindes für den Augenblick zum Stehen zu bringen, so erwies sich doch die von General Roberts gehegte Hoffnung, daß der Gegner das weitere Vorgehen überhaupt aufgeben werde, als trügerisch. Schon am 14. Dezember hatte sich der Feind, der dauernd Verstärkungen, auch aus Kabul, erhielt, wieder gesammelt und besetzte die Gegend der Asmai-Höhen. Von hier sollte ihn General Baker, dem 1224 Mann Infanterie, drei Eskadrons und acht Geschütze zur Verfügung gestellt wurden, wieder vertreiben. Nach heftigem Bajonettkampf wurden die Höhen genommen, allein inzwischen machte sich das Vorgehen weiterer Kolonnen aus westlicher und südlicher Richtung bemerkbar.

General Roberts erkannte, daß bei der großen Überlegenheit des Feindes in einem für diesen überaus günstigen Gelände wenig Aussicht war, einen entscheidenden Erfolg zu erringen, nachdem dem Gegner die Vereinigung seiner Kräfte geglückt war. Er beschloß, die vorgeschobenen Abteilungen zurückzunehmen, alle Kräfte im Lager von Sherpur zu vereinigen und sich bis zum Eintreffen von Verstärkungen oder, bis ihm der Feind günstige Gelegenheit zum Angriff biete, auf die Verteidigung zu beschränken. Auch die Besetzung von Kabul und seiner Zitadelle mußte aufgegeben werden, da sie zur Aufnahme aller Truppen nicht groß genug war, und jede Zersplitterung der Kräfte vermieden werden sollte. Während im Lager die Vorbereitungen für die Verteidigung betrieben wurden, forderte General Roberts die auf der Khyber-Straße im Anmarsch befindlichen Verstärkungen zum beschleunigten Vormarsch auf, doch konnten sie am 18. Dezember erst Jagdallak (60 km östlich Kabul) erreichen.

Der Feind hatte sich in diesen Tagen näher an das Lager herangeschoben und die Telegraphenverbindung mit Indien unterbrochen. Doch blieb Lichtsignalverbindung bestehen. Als sich das Herankommen der Verstärkungen fühlbar machte, entschlossen sich die Afghanen zu kühnerem Handeln und unternahmen am 23. Dezember bei Tagesanbruch einen überaus heftigen Angriff auf das englische Lager.

General Roberts hatte frühzeitig Kenntnis erhalten, daß gegen die Südfront nur ein Scheinangriff erfolgen solle, der Hauptstoß gegen die Ostfront gerichtet sei, und konnte daher seine Truppen rechtzeitig bereitstellen. Der erste Ansturm des Gegners wurde nach dreistündigem Gefecht abgewiesen. Nach einer Gefechtspause begann um 11° Vormittags ein neuer Angriff. General Roberts beschloß jetzt ebenfalls anzugreifen und sandte die Kavallerie gegen die rechte Flanke des Gegners vor. Ohne jedoch ihr Eingreifen abzuwarten, gab der Feind schon vorher den Kampf auf. Sie konnte nur noch die Hauptrückzugsstraßen sperren und durch Karabinerfeuer dem Gegner erhebliche Verluste zufügen. Nachdem die Masse des Feindes zersprengt war, wurden Kabul und der Bala Hissar sofort wieder besetzt.

Am 24. Dezember kam General Gough mit 600 Mann Verstärkungen an. Die Verluste der Engländer in der Zeit vom 15. bis 23. Dezember betrugen 27 Offiziere, 332 Mann Tote und Verwundete.

General Stewarts Marsch von Kandahar nach Kabul.

Während General Roberts umfassende Vorbereitungen zu neuen, im Frühjahr vielleicht notwendig werdenden Unternehmungen traf, trat eine Änderung der politischen Lage insofern ein, als die indische Regierung mit Rücksicht auf den im Herbst zu erwartenden Zusammentritt eines neuen Parlaments in England besonderen Wert auf eine baldige Räumung Afghanistans legte, um auch den Schein zu vermeiden, daß hier eine dauernde Besetzung beabsichtigt sei. Es kam nur darauf an, sowohl in Kabul als auch in Kandahar geeignete Persönlichkeiten zu finden, die als Herrscher eingesetzt werden konnten. Nicht ein einheitliches Reich, wie es unter Dhost Mohamed und Sher Ali bestanden hatte, sollte wieder geschaffen werden, günstiger schien es, drei getrennte Gebiete, Herat, Kabul, Kandahar, bestehen zu lassen, deren Herrscher gegeneinander ausgespielt werden konnten. In Kandahar wurde Sher Ali Khan eingesetzt und für Kabul Abdurrahman Khan in Aussicht genommen; entsprechende Unterhandlungen wurden eingeleitet. Um das englische Ansehen in Nordafghanistan durch Entfaltung einer großen Truppenmacht zu erhöhen und um den letzten Rest des Widerstandes zu brechen, erhielt General Sir Donald Stewart den Auftrag, von Kandahar aus über Ghazni nach Kabul zu marschieren.

In Südafghanistan traf die Nachricht von der Ermordung des Gesandten*) ein, als die Truppen zum großen Teil schon auf dem Rückmarsche nach Indien waren. Sie wurden schleunigst nach Kandahar zurückgeholt; General Stewart übernahm ihren Befehl. Bereits im Oktober 1879 hatte er eine Abteilung von 1400 Mann mit drei Batterien auf Kabul vorgesandt. Sie war jedoch nur wenig über Kalai=Ghilzai hinausgekommen. Nachdem im März 1880 die zu seiner Ablösung bestimmten Truppen in Kandahar eingetroffen waren, trat der General mit 5400 Mann, zu denen 5000 Troßknechte kamen, den Vormarsch nach Kabul an, der weniger durch Kämpfe, als durch Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Verpflegung verzögert wurde. Nur am 19. April hatte er ein ernsteres Gefecht etwa 100 km nördlich Kalai=Ghilzai zu bestehen. Eine stärkere Abteilung Afghanen ging zum Angriff gegen ihn vor und warf einen Teil der indischen Kavallerie zurück. Erst auf ganz naher Entfernung, als die Lage anfing nicht unbedenklich zu werden, kam der Angriff schließlich an der überwältigenden Feuerwirkung zum Scheitern. Die Verluste in dem nur eine Stunde dauernden Kampfe betrugen immerhin 141 Mann an Toten und Verwundeten. Ohne weitere Schwierigkeiten wurde wenige Tage später die Verbindung mit einer von Kabul aus entgegengesandten Abteilung aufgenommen. Am 2. Mai traf General Stewart dort ein und übernahm den Oberbefehl. Nachdem die Unterhandlungen mit Abdurrahman Khan Ende Juli zum Abschluß gebracht waren, begann Anfang August der Abmarsch der Truppen nach Indien, und am 11. war Kabul geräumt.

*) Seite 141.

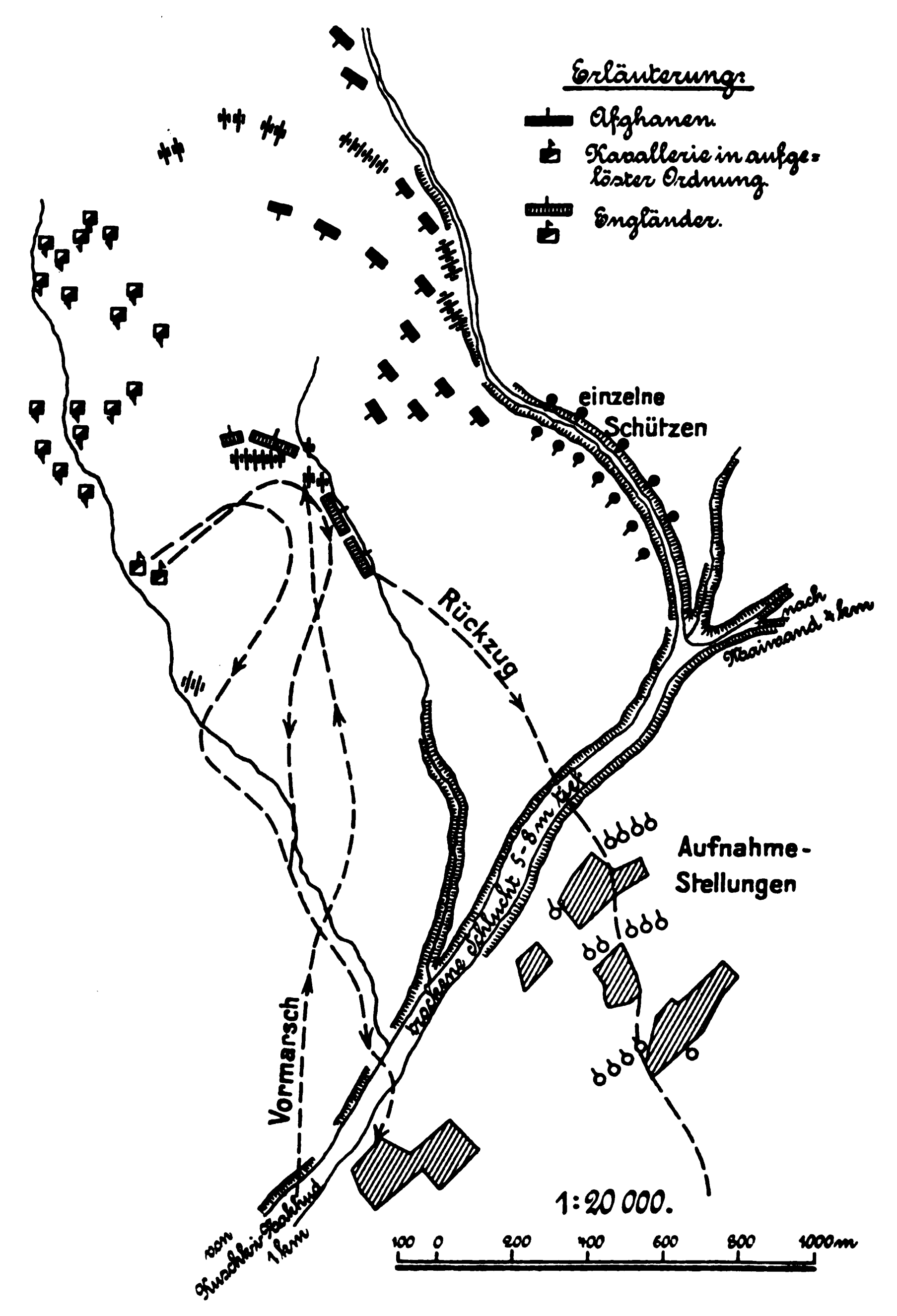
Während die Vorbereitungen hierzu schon im Gange waren, gelangte am 29. Juli die Nachricht nach Kabul, daß in Südafghanistan, bei Maiwand, eine englische Abteilung vernichtend geschlagen worden sei, und eine Einschließung Kandahars bevorstehe. Dort hatte nach dem Abmarsch Stewarts General Primrose den Befehl übernommen. Während im Frühjahr nur kleinere Unternehmungen zum Schutze der Verbindungen nötig waren, liefen Anfang Juni Nachrichten ein, daß von Herat Ayub Khan, ein Sohn des Emirs Sher Ali, mit etwa 8000 Mann und 30 Geschützen den Vormarsch angetreten habe, um sich in den Besitz von Kandahar oder Ghazni zu setzen. Nachdem er zuvor das Einverständnis des Oberkommandierenden in Indien und der indischen Regierung eingeholt hatte, entsandte General Primrose zur Unterstützung der bei Girischk stehenden Truppen des kaum eingesetzten Wali von Kandahar eine Abteilung (drei Bataillone, sechs Eskadrons, eine Batterie, im ganzen 2300 Mann) unter General Burrows, die am 10. Juli den Helmand erreichte. Sie konnte nicht verhindern, daß wenige Tage darauf die gesamten Truppen des Wali zum Feinde übergingen; doch gelang es wenigstens der Kavallerie-Brigade, ihnen nach kurzem Gefecht sechs Geschütze wegzunehmen. General Burrows ging in ein befestigtes Lager bei Kuschk-i-Nakhud zurück.

Ayub Khan, der seinen Vormarsch sehr geschickt zu verschleiern verstanden hatte ging am 22. Juli bei Girischk über den Helmand. Am 25. Juli erhielt General Burrows die Nachricht, daß der Feind beabsichtige, am 27. Maiwand zu erreichen, und daß Vortruppen dorthin im Marsch seien. Der General entschloß sich zum Vorgehen auf Maiwand, weil er hoffte, dort vor dem Feind einzutreffen und ihm den Weitermarsch zu verwehren. Während des Marsches, der durch die Bagagen wesentlich verzögert wurde, erhielt er 11° Vormittags die Nachricht, daß Maiwand bereits von stärkeren Kräften besetzt sei. Der General glaubte, daß es jetzt, da bereits eine Berührung mit dem Feinde bestand, zu spät sei, wieder umzukehren, und beschloß anzugreifen. Das Vorgehen bot den Afghanen günstige Gelegenheit, die schwache englische Abteilung auf beiden Flügeln zu umfassen. Ihre Artillerie, die geschickt geführt wurde und sehr gut schoß, umspannte im Bogen die englische und brachte dieser ebenso wie der Infanterie schwere Verluste bei. Vor dem bald nach Mittag erfolgenden Angriff der Afghanen wichen zwei Kompagnien eines indischen Regiments zurück und rissen hierbei die englischen Bataillone mit sich. Gegen 3³⁰ Nachmittags war der Rückzug allgemein. Einige Abteilungen hielten in weiter zurückliegenden Ortschaften durch hartnäckigen Widerstand die Verfolgung eine Zeitlang auf, wurden aber schließlich überwältigt. Der Rest der Abteilung eilte in ziemlicher Auflösung zurück, bis er in der Nähe von Kandahar aufgenommen wurde. Die Verluste betrugen 971 Mann tot und vermißt, 168 Mann verwundet. Etwa 1000 Gewehre und Karabiner, 600 bis 700 Säbel, viel Munition und zahlreiche Ausrüstungsstücke fielen dem Feinde in die Hände.

Gefecht bei Maiwand.

Skizze 2 und Textskizze Seite 148.

Gefecht bei Maiwand am 27. Juli 1880.



In Kandahar, das von 10 m hohen, starken, sehr widerstandsfähigen Lehmwällen und einem etwa 6 m tiefen Graben umgeben war, wurden sofort alle Maßnahmen zur Verteidigung getroffen. Die Stärke der Besatzung belief sich auf etwa 5000 Mann, davon 1400 Engländer. Am 1. August erschien der Feind vor der Stadt, und wenige Tage darauf begann die Beschießung.

Lord Roberts' Zug nach Kandahar.

Durch diese Ereignisse war wiederum eine wesentliche Änderung der Lage eingetreten. Ein Vorschieben von Truppen von Quetta her, das anfänglich von der Regierung geplant war, stellte sich als zu zeitraubend heraus. Darauf erhielt General Roberts den Auftrag, von Kabul aus zum Entsatz von Kandahar vorzugehen. Da man nicht wußte, wie lange die Besatzung von Kandahar Widerstand leisten könnte, mußten alle Vorbereitungen beschleunigt und alles vermieden werden, was unterwegs den Vormarsch verzögern konnte. So verzichtete der General auf die Mitführung schwerer Geschütze und nahm nur Gebirgsbatterien mit, die einen Marsch auch auf schlechten Nebenwegen gestatteten. Gepäck und Troß wurden, soweit irgend möglich, beschränkt. Nach zehn Tagen war seine Kolonne, die aus 10 000 Mann mit 3000 Pferden und Maultieren, 7000 Troßknechten und 6000 Transporttieren bestand,*) marschfertig, und am 8. August verließ er die Gegend von Kabul. Ohne ernstere Zwischenfälle konnte der Marsch, bei dem die Truppen durch große Hitze, Sandstürme und Staub sowie durch die großen Temperaturunterschiede von Tag und Nacht zu leiden hatten, über Ghazni—Kalai-Ghilzai fortgesetzt werden. Am 27. August nahm die Kavallerie heliographische Verbindung mit Kandahar auf. Schon am 21. war die Nachricht von einem Ausfallversuch der Besatzung zu General Roberts gekommen, am 26. ging die Meldung ein, daß Ayub Khan die Belagerung aufgehoben habe und sich am Baba Wali Kotal verschanze. Nach zwei Märschen, die nur kurz waren, um die Truppen möglichst gefechtsfähig zu erhalten, wurde am 31. Kandahar erreicht. Während des 24 tägigen Marsches, bei dem die Abteilung in 21 Marschtagen rund 500 km zurücklegte, war General Roberts unermüdlich tätig und darauf bedacht, der Truppe nach Möglichkeit das Ertragen der Mühen zu erleichtern. Soweit angängig, wurde an jedem Tage die gleiche Einteilung des Dienstes auf dem Marsche und im Lager beibehalten. Durch genaue frühzeitige Regelung der Unterkunft wurde die Beschaffung der Verpflegung vereinfacht, die durch Ankauf erfolgte. Die Länge der Märsche mußte, die ersten Tage ausgenommen, nach den vorhandenen Wasserstellen bemessen werden. Dank diesen umfassenden Maßnahmen betrug die Zahl der Kranken bei der Ankunft in Kandahar nur 940 Mann, meist Fußkranke. Die Pferde und Maultiere der Truppe sollen in gutem Zustande gewesen sein. Von den Transporttieren waren etwa 60 v. H. der Ponys, etwa 27 v. H. der Maulesel unbrauchbar geworden.

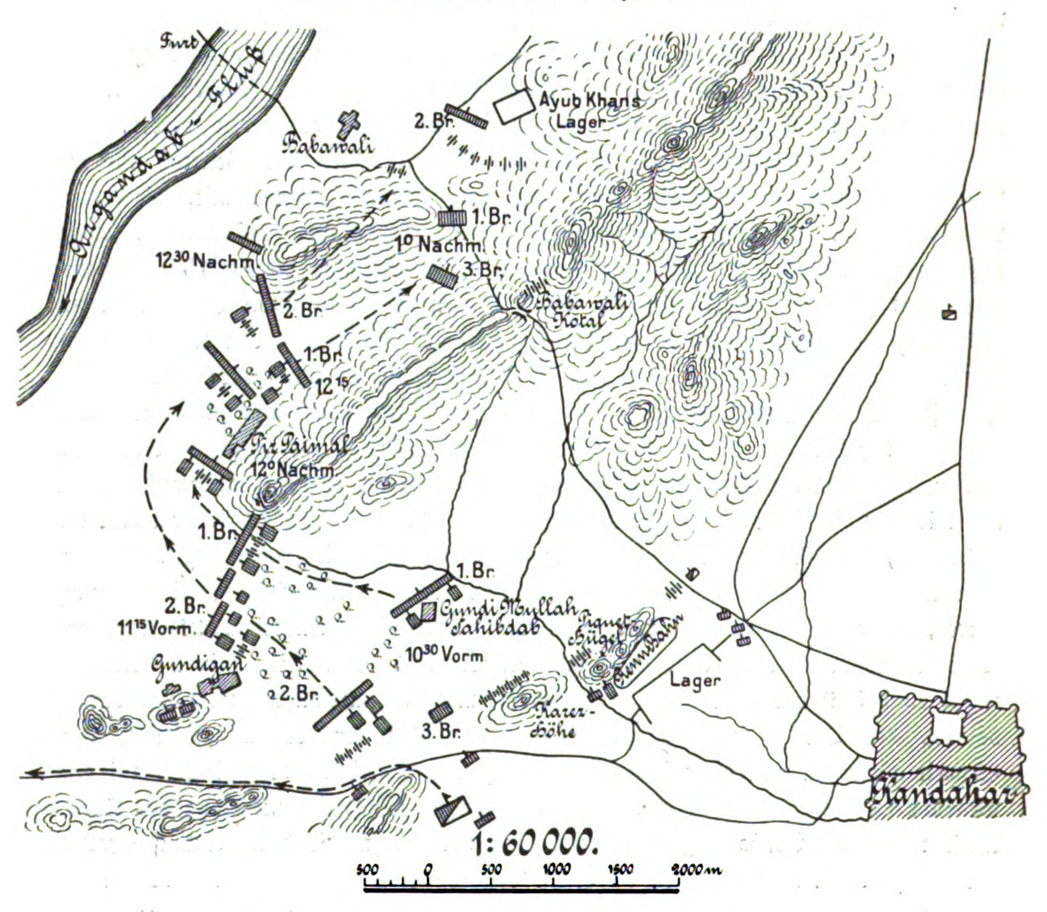
Skizze 2.

*) General Stewart war im Frühjahr mit 5400 Mann marschiert.

Gefecht bei Kandahar.

General Roberts mußte daran gelegen sein, möglichst schnell mit dem ihm gegenüberstehenden Gegner abzurechnen. Nachdem durch eine am 1. September ausgeführte gewaltsame Erkundung die Stärke und Ausdehnung der feindlichen Stellung festgestellt war, beschloß er wieder, durch einen Angriff gegen die Flanke des Gegners die Entscheidung herbeizuführen. Während Teile der bisherigen Besatzung von Kandahar

Gefecht bei Kandahar am 1. September 1880.



den linken Flügel des Feindes beschäftigen sollten, wurden zwei Brigaden über Gundigan auf Pir Paimal angesetzt, eine dritte hinter ihnen als Reserve zurückgehalten. Die Kavallerie sollte nach dem Argandab-Tal vorgehen und die verschiedenen westlich Pir Paimal über den Argandab-Fluß führenden Furten sperren. Gegen 9° Vormittags nahmen die englischen Batterien das Feuer auf, das vom Gegner bis gegen Mittag lebhaft erwidert wurde. Eine in den Vormittagsstunden deutlich erkennbare Angriffs-

bewegung des Feindes wurde durch das Vorgehen der beiden Brigaden schnell zum Stehen gebracht. Obwohl der Feind in dem von zahlreichen Einfriedigungen und starken Lehmmauern durchzogenen Gelände hartnäckigen Widerstand leistete, nahmen die Brigaden bald die beiden Dörfer Gundi Mullah Sahibdad und Gundigan und vertrieben nach heftigem Kampfe den Gegner auch aus einer Stellung bei Pir Paimal. Von hier aus wandten sie sich gegen das feindliche Lager, das nach einem kurzen Bajonettkampf gegen 1° Mittags genommen wurde. Der Feind hatte nach der Einnahme von Pir Paimal erkannt, daß weiterer Widerstand nutzlos war, lief auseinander und verschwand so schnell, daß weder die Infanterie noch die nur langsam vorwärts kommende Kavallerie-Brigade wirksam verfolgen konnte. Nur die auf dem rechten Flügel stehende, zur Besatzung von Kandahar gehörende Kavallerie-Abteilung war in der Lage, noch geschlossene Abteilungen zu verjagen. Die hereinbrechende Dunkelheit nötigte sie zur Umkehr. Die Verluste der Engländer beliefen sich auf 35 Tote und 213 Verwundete.*) Der Feind, der 12 800 Mann stark gewesen sein soll, gab nach diesem Schlage jeden weiteren Widerstand auf. Am 5. September traf von Quetta kommend eine Abteilung unter General Phayre ein, auf deren Mitwirkung General Roberts verzichtet hatte.

Der nun beginnende Abmarsch der Truppen nach Indien vollzog sich ohne weitere Schwierigkeiten, doch verließen die letzten Truppen Kandahar erst im April 1881.

Ein Vergleich dieses Feldzuges mit dem von 1840 läßt deutlich erkennen, welche ausschlaggebende Bedeutung die Persönlichkeit des Führers gerade in Kolonialkämpfen gewinnen kann. Zum glücklichen Ausgang des Feldzuges haben die Umsicht und Tatkraft, das entschlossene Handeln des Generals Sir Frederik Roberts in erster Linie beigetragen. Wenn die von ihm in den meisten Gefechten durchgeführte Umfassung nicht zu einem endgültigen Erfolge führte, so hat das seinen Grund darin, daß sich die sehr beweglichen, nur locker gefügten feindlichen Streitkräfte sehr schnell der drohenden Umfassung und Vernichtung entzogen, und dann auch wohl darin, daß die in der Front verwendeten Truppen den Feind in der Front nur beschäftigten, anstatt ihn durch rücksichtsloses Anfassen festzuhalten. Der Zug Lord Roberts' nach Kandahar, der die Ereignisse im Süden so schnell zum Abschluß brachte, stellt zweifellos eine große Leistung dar, doch sind seine Schwierigkeiten vielfach überschätzt worden. Der Marsch führte auf bekannten Wegen durch ein Gebiet, aus dem ein großer Teil der Verpflegung entnommen werden konnte, da auf ernsteren Widerstand kaum zu rechnen war. Lord Roberts selbst ist der Ansicht, daß sein Marsch nach Kandahar weit weniger gefahrvoll und schwierig gewesen sei als das Vorgehen auf Kabul im Jahre vorher, als die gesamte Bevölkerung nur auf eine günstige

*) Die Kriegskosten betrugen bis zum Mai 1881: 390 Millionen Mark.

Gelegenheit wartete, um die Eindringlinge zu vernichten, und als er den Feind im eigenen Lager hatte.*)

Zu kriegerischen Unternehmungen gegen Afghanistan ist es seitdem nicht mehr gekommen.

Als die Erfolge Rußlands in Turkestan, die Einnahme von Merw und das Vordringen gegen die Grenze von Herat in Indien und England lebhafteste Besorgnis erregten, wurden neue Verhandlungen mit dem Emir eingeleitet, die einen engen Anschluß von Afghanistan an Indien bezweckten. Wenn es auch nicht zu dem Abschlusse eines Schutz- und Trutz-Bündnisses kam, so wurde doch das dem Emir schon früher gegebene Versprechen erneuert, ihn gegen fremde Übergriffe zu schützen. Außerdem erhielt er eine namhafte Unterstützung an Geld und Waffen (20 000 Gewehre, 12 Geschütze). Einen empfindlichen Stoß erlitt die Freundschaft jedoch wenige Jahre später, als sich Lord Landsdowne, seit 1888 Vizekönig von Indien, bemühte, die Grenzstämme, deren Verhalten bei einem etwaigen Kriege mit Rußland von entscheidender Bedeutung werden konnte, dem englischen Einfluß zu unterwerfen, und als er durch den Ausbau des Verkehrsnetzes und die Anlage von Befestigungen eine lebhafte Tätigkeit an der Grenze entfaltete. Als nun 1890 auch jede Einfuhr von Kriegsmaterial nach Afghanistan von Indien aus verboten wurde, konnte ein offener Bruch nur mit Mühe vermieden werden.

Naturgemäß rief das Vorgehen des Vizekönigs auch unter den Grenzstämmen lebhafte Erregung hervor, so daß es in den folgenden Jahren mehrfach zu Zusammenstößen an der Grenze kam.

Die Ermordung zweier englischer Offiziere in den sogenannten „Schwarzen Bergen", nördlich Rawal Pindi, war der Anlaß zur Entsendung einer größeren Strafexpedition. Im Oktober 1888 gingen fünf englische, neun eingeborene Bataillone und drei Batterien, zusammen 8000 Mann, mit einem Troß von 5000 Tragetieren von Abottabad in vier Kolonnen nach dem oberen Indus-Tal vor. In mehrfachen kleineren Gefechten wurde der Feind über den Fluß nach Westen und nach Nordosten zurückgetrieben, und das Gebiet bis zum Indus-Knie, südwestlich Gilgit, unterworfen. Die hierbei zum ersten Male auf englischer Seite verwendeten „Khyber-Schützen" — aus Leuten der an der Khyber-Straße wohnenden Stämme gebildet — bewährten sich vorzüglich. Da jedoch die Truppen sehr schnell aus dem Lande zurückgezogen wurden, und nichts geschah, um den erreichten Erfolg zu sichern, war die Wirkung des Unternehmens nur vorübergehend. Schon zwei Jahre später mußten von neuem Truppen in dieses Gebiet entsandt werden, um Ruhe zu schaffen.

Abgesehen von dieser Unternehmung, wurde das Eingreifen einer größeren Kolonne

*) Lord Roberts „41 Jahre in Indien".

unter General Lockhart in der Gegend südlich Thal und einer dritten unter General Sir George White*) am Westrande des Suleiman-Gebirges im Zhob-Tale nötig.

Die Hunza Nagar-Expedition.

In der äußersten Nordwestecke der Grenze, am Südabhange des Pamir, verleitete das Erscheinen einer russischen Kasaken-Abteilung unter Oberst Janow am Baroghil-Paß die dort wohnenden Stämme zu Unbotmäßigkeiten gegen die schwachen, seit 1889 bei Gilgit stehenden englischen Posten. Damit war der Anlaß gegeben, auch diese Gebiete ganz dem englischen Einflusse zu unterwerfen.

Das Heranschaffen ausreichender Verpflegungsmengen auf der über Paßhöhen von 4000 m führenden, nur kurze Zeit im Jahre benutzbaren Straße und die Versammlung der Truppen bei Gilgit nahmen sechs Wochen in Anspruch. Zur Sicherung und Instandhaltung der Straße waren 1000 Mann nötig, so daß dem Führer, Oberst Durand, nur noch 1000 Mann für die kriegerische Tätigkeit verfügbar blieben. Schon am zweiten Tage des Vormarsches, am 2. Dezember 1891, kam, nachdem ein kastellartiges Dorf genommen, das weitere Vorgehen an dem Widerstand des gut bewaffneten und gut schießenden Gegners zum Stehen. Erst nach 18 Tagen, am 20. Dezember, gelang es den Engländern, die vom Feinde besetzte starke Stellung zu stürmen. Die weitere Unterwerfung dieses Gebiets machte keine Schwierigkeiten.

Da in den letzten Jahren wiederholt Mißverständnisse zwischen Indien und Afghanistan über den Bereich des afghanischen Einflusses entstanden waren, wurde 1893 durch eine besondere englische Gesandtschaft in Kabul eine ziemlich willkürliche Grenzlinie bestimmt. Bei ihrer genauen Festlegung kam es zu neuen Kämpfen.

So wurde durch einen Überfall auf das Lager einer mit 3000 Mann Bedeckung ausgestatteten Grenzkommission bei Wana, 120 km südwestlich Thal, die Entsendung stärkerer Kräfte von Peschawar veranlaßt.

Die Chitral-Expedition 1895.

Textskizze Seite 154.

1895 machten neue Unruhen in Chitral, die Ermordung des hier 1892 eingesetzten Herrschers und die Einschließung der englischen, durch rasch gesammelte kleine Abteilungen verstärkten Schutzwache in Chitral, das Einschreiten stärkerer Kräfte erforderlich.

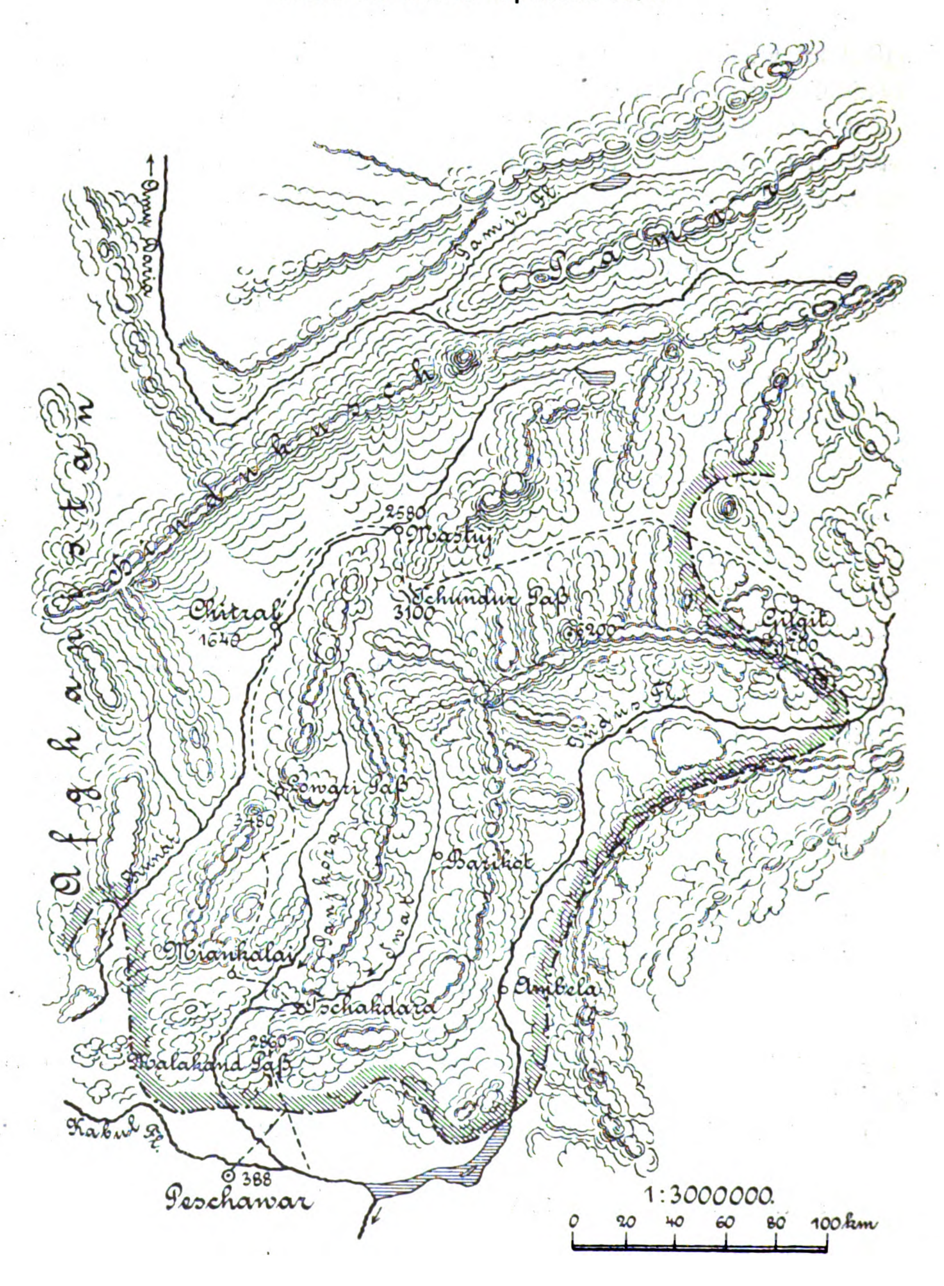
Das ganze Gebiet hatte deshalb besonderen Wert für Indien, weil sich von hier ein Eingreifen gegen die weiter nordwestlich wohnenden Stämme am schnellsten und sichersten ermöglichen ließ, und ein feindlich gesinnter Herrscher dauernd die Khyber-Straße gefährden konnte. Da bisher nur ein einziger, etwa 900 km langer und nur einige Monate gangbarer Weg über Gilgit benutzt werden konnte, mußte es außerdem wünschenswert erscheinen, einen zweiten, besseren und näheren zu erschließen.

Das Mitte März 1895 mobilgemachte Expeditionskorps — drei Brigaden,

*) Der Verteidiger von Ladysmith 1899.

sieben britische, neun eingeborene Bataillone, drei Kavallerie-Regimenter und vier Batterien mit 4500 Mann Hilfstruppen — dazu 30 000 Tragetiere —, ging am

Skizze zur Chitral-Expedition 1895.



1. April von Peschawar gegen den vom Feinde besetzten Malakand-Paß und zwei kleinere östlich davon liegende Pässe vor.

Der Angriff auf die mitten auf der Kammhöhe liegende, stark verschanzte feindliche Stellung am Malakand-Paß gestaltete sich sehr viel schwieriger, als die englischen Führer erwartet hatten. Erst nach sechsstündigem, hartem Kampfe gelang es mit Aufbietung aller Kräfte, den Widerstand des Feindes zu brechen, der wesentlich zäher und hartnäckiger focht, als die Afghanen es je getan hatten. Erst um 2° Nachmittags waren die Engländer, die 11 Tote und 47 Verwundete verloren, im Besitz des Passes. Die beabsichtigte Verfolgung mußte des schwierigen Geländes wegen unterbleiben.

Während der 3. Brigade der Schutz der Trains und der Ausbau der Straße übertragen wurden, setzten die beiden anderen den Marsch fort, der jedoch durch mehrere kleine Gefechte, durch die Schwierigkeiten des Übergangs über den Swat- und Panjkora-Fluß derart verzögert wurde, daß erst am 17. April Miankalai besetzt werden konnte. Auf die Nachricht, daß die Besatzung von Chitral stark bedrängt werde und sich nicht mehr lange halten könne, wurde eine Abteilung von 500 Mann zum Entsatz vorausgeschickt. Die verschneiten, schwer gangbaren Wege erschwerten jedoch den Vormarsch auch dieser Abteilung, besonders das Überschreiten des 3480 m hohen Lowari-Passes derart, daß sie erst am 10. Mai bei Chitral eintraf, nachdem es schon durch andere Hilfe befreit war.

Auf die ersten Nachrichten von den ausgebrochenen Unruhen hatte der mit drei Bataillonen „Reichshilfstruppen"*) in Gilgit stehende Oberst Kelly den Vormarsch zum Entsatz der in Mastuj und Chitral eingeschlossenen Abteilungen angetreten. Der erste Versuch, den 3100 m hohen Schundur-Paß zu überschreiten, mißglückte infolge von starker Kälte und heftigen Schneestürmen, doch konnten die Vortruppen am 3. April nach großen Mühen und Anstrengungen den Westausgang des Passes gewinnen. Oberst Kelly folgte ihnen so schnell als möglich. Mit den am Westrande des Passes verfügbaren 300 Mann setzte er den Vormarsch fort, befreite nach kurzem Gefecht die Besatzung von Mastuj, deren Offiziere durch Verrat in Gefangenschaft geraten waren, und konnte nach einem weiteren unbedeutendem Gefecht am 18. April auch Chitral befreien. Außergewöhnliche Geländeschwierigkeiten hatten überaus hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und den inneren Halt der Truppe gestellt. In 29 Tagen waren 340 km in einem im Winter für ungangbar gehaltenen Gelände zurückgelegt worden.

Die Besatzung von Chitral, die seit Mitte Februar von jeder Verbindung mit Indien abgeschnitten war, verfügte über 460 Kampffähige, von denen 361 der Kaschmir-Brigade der Reichshilfstruppen angehörten, hier zum ersten Male ins Feuer

*) Aus Truppen der eingeborenen Fürsten gebildet, siehe auch Seite 111 und 126.



kamen und sich durchaus bewährten. Während der fast drei Monate dauernden Einschließung gelang es dem Feinde zwar, bis in unmittelbare Nähe des festen Schlosses heranzukommen, doch mißglückte sowohl ein Sturm als auch ein Versuch, durch eine Mine Bresche zu legen. Der Verlust auf englischer Seite belief sich auf 39 Tote, 62 Verwundete.

Von den Anstiftern der Unruhen wurde der eine den Engländern ausgeliefert, der andere fand Schutz beim Emir von Afghanistan. Nachdem die Ruhe wiederhergestellt war, wurden die Truppen nach Indien zurückgezogen, doch blieben der Übergang über den Swat-Fluß bei Tschakdara und der Malakand-Paß dauernd besetzt. Dem schnellen Eingreifen der Regierung, dem raschen Bereitstellen der Truppen und der umsichtigen Führung des Generals Sir Robert Low war es zu danken, daß der Krieg keinen größeren Umfang annahm. Besondere Beachtung verdienen der selbständige Entschluß des Obersten Kelly und der sehr gewagte und mit großer Tatkraft und Umsicht durchgeführte Vormarsch zum Entsatz von Chitral.

Die „aktive Grenzpolitik" rief bei den Grenzstämmen eine tiefgehende, von Jahr zu Jahr wachsende Beunruhigung hervor; vor allem waren es die mohammedanischen Priester, die bei dem zunehmenden englischen Einfluß mit Recht ein Schwinden ihrer eigenen Macht befürchteten. Sie benutzten die allgemeine Erregung der Stämme, die durch die Unternehmungen der letzten Jahre, die Tätigkeit der Grenzvermessungskommission, die Wegebauten im Chitral-Gebiet, die Besetzung des Malakand-Passes, neue Nahrung erhielten, um den „heiligen Krieg" gegen die Engländer zu predigen. Ihre Verhetzungen fanden bei den allzeit kriegs- und beutelustigen Stämmen umsomehr Anklang, als ihre Bestrebungen von Kabul aus unterstützt wurden. Es scheint kein reiner Zufall zu sein, daß der Emir gerade in diesen Jahren ein Buch über die Vorschriften des Korans, besonders soweit sie den heiligen Krieg betrafen, erscheinen ließ, daß in Kabul 1896 eine Versammlung der einflußreichsten Priester stattfand, und der Emir den Titel eines „Königs des Islams" annahm. Nach außen war er allerdings eifrig bemüht, den Bruch mit England zu vermeiden. Er lehnte jede Verantwortung für die Unruhen ab, verweigerte auch den Stämmen jede Unterstützung. Die Verhetzungen waren die Hauptursache zu der 1897 ausbrechenden Erhebung, die sich über einen Raum von 400 **km** Breite ausdehnte, auf vier verschiedenen Schauplätzen ein Eingreifen nötig machte und ein Truppenaufgebot von 70 000 Mann erforderte.

Die Tochi-Expedition 1897.

Skizze 2 und 3.

Im Juni 1897 wurde der Resident von Bannu (am Kuram-Fluß) bei einer Erkundung in der Nähe des Tochi-Tales überraschend angefallen. Von sechs englischen Offizieren wurden drei getötet, zwei verwundet. Der Bedeckungstruppe, 300 Mann mit zwei Geschützen, gelang es jedoch, sich durchzuschlagen, bis sie von herankommenden Verstärkungen aufgenommen werden konnte.

Die zur Bestrafung der Stämme von Bannu aus entsandte Kolonne, 6000 Mann

unter Generalmajor Bird, erreichte Ende Juli ohne ernstere Gefechte Sherranni, wo sie bis zur Beendigung der sich weiter nordöstlich abspielenden Kämpfe verblieb. — Die Truppen dieser Kolonne hatten weniger vom Feinde als unter den Einflüssen des ungesunden Klimas zu leiden. Erst im November 1897 war die völlige Unterwerfung hier erreicht.

Der Malakand-Feldzug. 1897.

Skizze 3 und Textskizze Seite 154.

Noch während diese Unternehmung eingeleitet wurde, brachen weitere Unruhen nördlich Peschawar aus. Dort waren die am Malakand-Paß und am Übergang über den Swat stehenden Posten überfallen und eingeschlossen worden. Zum Entsatz wurde eine Division in Stärke von 8000 Mann mit 24 Geschützen unter Generalmajor Sir Bindon Blood abgesandt, deren vordersten Teile gerade im richtigen Augenblick kamen, um einen heftigen Angriff auf die schlecht zur Verteidigung eingerichtete Stellung am Malakand-Paß abweisen zu helfen. Bereits am folgenden Tage erzwang sich eine etwa 1000 Mann starke englische Abteilung den Weg nach Tschakdara.

Die kleine, nur 200 Mann starke Besatzung dieses Postens hatte sieben Tage und Nächte hindurch überaus heftige Angriffe heldenmütig abzuwehren gewußt. Am 2. August war der Gegner gerade im Begriff einen neuen Sturm zu unternehmen, der bei dem beginnenden Munitionsmangel der Engländer leicht hätte verhängnisvoll werden können, als die ersten Verstärkungen von Malakand her eintrafen und nach kurzem Kampfe den Gegner vertrieben. Der Widerstand der Stämme war damit gebrochen. General Blood blieb bei Barikot stehen, um die endgültige Unterwerfung und die Auslieferung der Waffen abzuwarten.

Unterdessen breitete sich der Aufstand weiter nach Süden aus. Außer den Mohmands, die am 7. August Schabkadar, nordwestlich Peschawar, überfielen, nach zwei Tagen aber schon wieder in die Berge zurückgetrieben wurden, schlossen sich auch die südwestlich Peschawar wohnenden Stämme der Afridis und Orakzais der Bewegung an. Von ihnen griffen die Afridis, die über etwa 4000 geübte, mit Hinterladern bewaffnete Schützen verfügten, die an der Khyber-Straße liegenden Plätze Lundi Kotal, Ali Musjid und Fort Maude an. Alle drei, nur von kleinen Abteilungen der Khyber-Schützen verteidigt, fielen ihnen bald in die Hände, ohne daß von den nur wenige Kilometer entfernt, bei Fort Jamrud, stehenden 12 000 Mann englischer Truppen auch nur der Versuch gemacht worden wäre, den Schützen Hilfe zu bringen. Der Führer dieser Truppen hatte zwar im letzten Augenblick noch einen größeren Vorrat an Munition nach den Forts vorgesandt, der nun dem Feinde in die Hände fiel, war jedoch im übrigen durch die bestimmten Weisungen der Regierung gebunden und nicht in der Lage selbständig zu handeln. Die Regierung zögerte mit ihren Maßnahmen, da der Vizekönig ein entschiedener Gegner der seiner Ansicht nach nutzlosen Kriegszüge an der Grenze war. Dieses Abwarten, das bei den treu gebliebenen Khyber-Schützen einen niederdrückenden Eindruck machte, von den Afridis dagegen als

Zeichen der Schwäche gedeutet wurde, veranlaßte die bis dahin noch untätig gebliebenen Orakzais zum Handeln. Ein schnelles, tatkräftiges Vorgehen der Engländer an der Khyber-Straße hätte aller Wahrscheinlichkeit nach bald Ruhe geschaffen und die große Unternehmung nach dem Tirah-Gebiet unnötig gemacht. So blieb die Khyber-Straße zunächst in den Händen der Aufständischen. Die weiter südlich wohnenden Orakzais gingen in der Richtung auf Kohat (50 km südlich Peschawar) vor und richteten ihren Angriff gegen die Forts Gulistan und Lockhart. Fort Gulistan, von 165 Mann besetzt, hatte am 12. und 13. September einen 30 Stunden andauernden Angriff des Feindes auszuhalten. Einer von Kohat über Hangu vorgehenden Abteilung gelang es, den das Fort Lockhart einschließenden Gegner zurückzuwerfen und auch die Verbindung mit Fort Gulistan wiederherzustellen. Da aber eine Versammlung größerer Truppenmassen bei Kohat des Klimas wegen erst im Oktober möglich war, erhielt sie den Auftrag, ein weiteres Vorgehen einstweilen einzustellen und sich auf die Sicherung der bei Kohat beginnenden Vorbereitungen für eine größere Unternehmung zu beschränken.

Trotz der durch die heiße Jahreszeit entstehenden Schwierigkeiten wurden weitere Verstärkungen aus Indien herangeholt, und Ende August standen im Swat-Tale und in Peschawar je 12 000 Mann, bei Kohat 7500 Mann, im Tochi-Tale 6000 Mann, als Reserve bei Rawal Pindi 8000 Mann, so daß im ganzen jetzt 45 500 Mann verfügbar waren.

Die Notwendigkeit, vor allem in der Nähe von Peschawar Ruhe zu stiften, um hier einen dauernd gesicherten Ausgangspunkt für alle weiteren Unternehmungen zu haben, ließ die Niederwerfung der Mohmands als wichtigste Aufgabe umsomehr in den Vordergrund treten, als sie auch den klimatischen Verhältnissen nach am leichtesten ausführbar erschien.

Die Mohmand-Expedition.

Die englischen Truppen, im ganzen 13 000 Mann, sollten aus zwei Richtungen vorgehen, und zwar General Blood vom Swat her, General Elles von Peschawar aus.

General Blood überschritt am 9. September die Panjkora und ging in zwei Kolonnen, mit der einen über Khar-Nawagai, mit der anderen weiter südlich, vor, um gemeinsam mit General Elles den Feind einzukesseln. Die südliche Kolonne sah sich durch einen Überfall in der Nacht vom 14. zum 15. September zu einem Streifzug in ein Seitental veranlaßt. Am 16. wurde sie nach anfänglichem Erfolge beim Rückmarsch zum Lager angegriffen und hatte beträchtliche Verluste (13 Offiziere und 136 Mann).

Diese kleineren Gefechte verhinderten das anfangs geplante Eingreifen der Kolonne bei Nawagai. Die nördliche Kolonne wurde genötigt, in der Nacht vom 19. zum 20. und vom 20. zum 21. überaus heftige Angriffe abzuweisen und konnte sich erst am 24. mit dem aus Süden kommenden General Elles vereinigen,

der bereits am 23. nach einem durch Artillerie- und Maximgeschützfeuer ergiebig vorbereiteten und deshalb wenig verlustreichen Kampfe die feindliche Hauptstellung genommen hatte. Ende September war hier jeder Widerstand gebrochen. General Blood ging nach dem Swat-Tale, General Elles nach Peschawar zurück. Im November wurde noch eine Entsendung nach dem unteren Swat nötig, um einen widerstrebenden Stamm zur Erfüllung der Bedingungen zu zwingen, und im Januar 1898 mußte General Blood mit einer größeren Abteilung (achteinhalb Bataillone, eine Eskadron, eine Gebirgsbatterie, eine Pionier-Kompagnie) die östlich des Swat wohnenden Bunerwalen zum Gehorsam bringen, was ihm nach kleineren Gefechten und der Besetzung von Ambela gelang. Damit war der Aufstand an diesem Teil der Grenze beendet.

Nachdem Anfang Oktober nördlich des Kabul-Flusses im allgemeinen Ruhe geschaffen war, konnte bei der vorgeschrittenen kühleren Jahreszeit die Unternehmung zur Niederwerfung der Stämme im Tirah-Gebiet ihren Anfang nehmen.

Der Tirah-Feldzug. 1897.

Skizze 5.

Die Zeit bis zu ihrem Beginn war zu umfassenden Vorbereitungen ausgenutzt worden. An Truppen waren bereitgestellt: zwei Divisionen mit 18 700 Mann und 5000 Mann Etappentruppen, zusammen rund 24 000 Mann, ferner: eine Brigade (4500 Mann) bei Peschawar, eine „fliegende Kolonne" (2600 Mann) im Kuram-Tale und eine Reserve-Brigade (3200 Mann) bei Rawal Pindi; im ganzen 36 Bataillone, 28 Schwadronen, 60 Geschütze, 6 Sappeur-Kompagnien. Dazu kam ein Troß von 20 000 Mann mit 32 940 Maultieren und 16 740 Kamelen.

Erwähnung verdient die Tatsache, daß 2000 Afridis sich in den Reihen der Engländer befanden. Die Divisionen wurden bei Schinauri und Hangu versammelt. Der Feind, durch den späten Beginn der Unternehmung nicht unwesentlich ermutigt, hatte seine Kräfte am Sampagha-Paß und im Khanki-Tal zusammengezogen. Da Teile von ihm auf den Höhen von Dargai die an der Besserung der Chagru-Paß-Straße arbeitenden Abteilungen belästigten, kam es hier am 18. Oktober 1897 zum ersten Zusammenstoß. Von Schinauri aus griff eine Brigade mit zwei Batterien in der Front an, während eine andere mit einer Batterie zur Umfassung angesetzt wurde. Ehe diese recht zur Wirkung kam, wurden die Höhen gestürmt. Als jedoch die Brigaden am Nachmittag den Rückmarsch zum Lager antraten, wurde die Nachhut vom Feinde, der sich auf den Gefechtslärm hin in großer Zahl gesammelt hatte, heftig angegriffen und fast bis zum Lager stark bedrängt. Als Grund für die immerhin auffallende Räumung der eben gewonnenen Stellung wird die Schwierigkeit angeführt, die Truppe auf der Paßhöhe mit Wasser und Verpflegung zu versehen. Da der Führer wußte, daß bei dem weiteren Vormarsch derselbe Weg wieder benutzt werden sollte, hätte es der Lage wohl mehr entsprochen, die Höhen trotz aller Schwierigkeiten zu halten; wenn nötig, mußte das Dorf Dargai, wo sicher Wasser vorhanden, auch noch genommen werden.



So mußten zwei Tage später dieselben Höhen, deren Befestigungen inzwischen von dem etwa 4000 bis 5000 Mann starken Gegner erweitert worden waren, nochmals angegriffen werden und zwar frontal, da der Divisionsführer ein Ausholen nach Westen nicht für angängig hielt, ein Ausbiegen nach Osten von General Lockhart nicht gebilligt wurde. Vier Batterien suchten durch ihr Feuer den Angriff möglichst gründlich vorzubereiten, sie konnten aber dem geschickt aufgestellten und in starken Deckungen befindlichen Gegner wenig anhaben. Das zerklüftete, durchschnittene Gebirgsgelände erschwerte das Vorwärtskommen des Angriffs in hohem Maße. Erst beim dritten Anlauf, bei dem sich vor allem die Gordon-Hochländer auszeichneten, gelang es nach siebenstündigem Kampfe, die Stellung zu nehmen. Der Gegner, der an verschiedenen Stellen mit der blanken Waffe zum Angriff überging, fügte den Engländern einen Verlust von 38 Toten, 167 Verwundeten zu. Nach diesem Erfolg, der auf die feindlichen Stämme einen nachhaltigen Eindruck machte, setzten beide Divisionen den Marsch fort und wurden nach drei Tagen bei Karappa vereinigt.

In dieser Zeit traten die Schwierigkeiten, die sich der Bewegung größerer Truppenkörper im Hochgebirge entgegenstellen, in vollem Maße zutage. In dem unwirtlichen Gelände mußten den Truppen alle Bedürfnisse zugeführt werden, was bei dem Fehlen fast jeder Wegeverbindung zu vielen Reibungen Veranlassung gab und nicht immer gelang. Die Truppen hatten ebenso unter Mangel an Lebensmitteln als unter den Witterungseinflüssen, besonders den sehr kalten Nächten, zu leiden. Es dauerte einige Zeit, bis der Nachschub entsprechend geregelt war. Nach mehreren Rasttagen begann am 28. Oktober der Weitermarsch. Am Sampagha- und ebenso am Arhanga-Paß wurde, dank der von General Lockhart angeordneten eingehenden Vorbereitung des Infanterieangriffs durch Artilleriefeuer und der gegen beide Flügel eingeleiteten Umfassung, nach kurzem Kampfe ohne nennenswerte Verluste der Widerstand der Afridis gebrochen. Zu einem Nahkampfe ist es an beiden Stellen überhaupt nicht mehr gekommen. Ohne weitere Störung konnte General Lockhart in den letzten Tagen des Oktober Maidan, den Mittelpunkt des ganzen Tirah-Gebietes, erreichen. Von jetzt ab leisteten sowohl die Afridis als auch die Orakzais keinen geschlossenen Widerstand mehr. Die verschiedenen Stämme suchten vielmehr im kleinen Kriege, den jeder in seinem Gebiete weiterführte, den Engländern nach Möglichkeit Abbruch zu tun. Da die indische Regierung nach dem Einmarsch in Maidan den Stämmen in einer Proklamation eine dreiwöchige Bedenkzeit zur Annahme der Friedensbedingungen gestellt hatte, war der englische Führer für diese Zeit fast zu völliger Untätigkeit gezwungen, obwohl ihm die täglich stattfindenden kleineren Gefechte und Überfälle auf das Lager deutlich zeigten, daß die Afridis nicht an Frieden dachten. Die zu Erkundungszwecken oder zur Beschaffung von Lebensmitteln ausgesandten kleineren Abteilungen stießen bei ihrem Vorgehen selten auf Widerstand, sobald sie jedoch den Rückmarsch zum Lager antraten, wurden sie meist überraschend angefallen

und erlitten mehrfach nicht unerhebliche Verluste. Der ganze Aufenthalt in Maidan verfehlte seinen Zweck insofern, als er von den Eingeborenen wieder als ein Zeichen der Schwäche angesehen wurde. Eine Entsendung von selbständigen kleineren Abteilungen hätte dem Gegner voraussichtlich sicherer und schneller vor Augen geführt, daß die Engländer tatsächlich über die Macht verfügten, ihrem Willen Geltung zu verschaffen. Nachdem die gestellte Frist abgelaufen war, ohne daß sich die Afridi-Stämme unterwarfen, und als von einem Teile der Orakzais, die sich zum Frieden bereit erklärt hatten, nur langsam die geforderten Gewehre und Strafsummen eingingen, wurde am 27. November eine Brigade nach Westen entsandt, um die Stämme zu bestrafen und zugleich die Verbindung mit der vom Kuram-Tale aus vorgehenden linken Seitenkolonne zu nehmen. Bisher waren beide Seitenkolonnen — auch die bei Peschawar aufgestellte — von der Regierung festgehalten worden, da ihr ein Vorgehen dieser schwachen Abteilungen zu gefährlich erschien. Der Streifzug der Brigade hatte den gewünschten Erfolg; sie traf Anfang Dezember wieder im Lager ein.

Da ein Verbleiben der Truppen im Gebirge bei Beginn des Winters unmöglich war, und die Mehrzahl der Stämme inzwischen ihre Unterwerfung angekündigt und die auferlegte Buße bezahlt hatte, begann Anfang Dezember der Rückmarsch nach Peschawar. Während die eine Division im Mastura- und Waran-Tale nach Fort Bara ging und dort am 14. Dezember eintraf, nahm die andere den Weg über Dwatoi durch das Bara-Tal. Um bei den hier zu überwindenden Geländeschwierigkeiten mit einem möglichst geringen Troß marschieren zu können, sollte der Division durch die Peschawar-Kolonne von Fort Bara aus Verpflegung für vier Tage entgegengebracht werden. Da aber die Regierung gegen den Willen des Generals Lockhart dieser Kolonne nicht weiter als einen Tagemarsch über Bara hinaus vorzugehen gestattete, mußte die Division selbst für acht Tage Lebensmittel mit sich führen, wozu ein Troß von 8000 Maultieren nötig wurde. Hierdurch wuchs die Marschlänge der Division, die meist nur zu Einem marschieren konnte, auf etwa 36 km an*).

In dem überaus schwierigen Gelände traten sehr erhebliche Marschstockungen ein, so daß das Durchschreiten der Dwatoi-Schlucht und die Zurücklegung einer Entfernung von etwa 24 km drei volle Tage, vom 7. bis 10. Dezember, in Anspruch nahm, obwohl der Feind den Marsch ganz unbehelligt ließ. Bei der großen Ausdehnung des Trosses und der Notwendigkeit, brigadeweise eine Vorhut und Nachhut auszuscheiden, konnten nur ganz geringe Kräfte zum Schutze der Bagagen verfügbar gemacht werden. Diesen Umstand nutzte der Gegner an den folgenden Tagen geschickt zu

*) Fechtende Truppen 8 km, Troßknechte 4 km, Bagage 24 km.

dauernder Beunruhigung der Kolonnen aus, so daß im Bara-Tale, das den Marsch in breiterer Formation zuließ, am 11. und 13. Dezember vollkommene Unordnung bei den Bagagen einriß. In breiter Masse, die verschiedenen Einheiten bunt durcheinander gemischt, wälzte sich die Menge der Treiber und Troßknechte vorwärts, dem Lager zu, das jeder so schnell wie möglich zu erreichen bestrebt war. Ein Versuch, durch getrennten Vormarsch der Brigaden etwas mehr Ordnung zu schaffen, gelang nur teilweise. Unter dauernden Nachhutgefechten erreichte die Division am 14. ebenfalls Fort Bara. Ende Dezember wurden von hier die Posten an der Khyber-Straße wieder besetzt, gleichzeitig ein Zug gegen die Zakka Khels in das Bazar-Tal unternommen. Erst Ende April 1898, nachdem im Januar noch ein Streifzug nach der Gegend westlich Fort Bara ausgeführt worden war, der ein ziemlich verlustreiches, für die Engländer ungünstiges Gefecht im Gefolge hatte, konnte die Unterwerfung aller Stämme als beendet angesehen werden, worauf das Expeditionskorps aufgelöst wurde.*)

Ein voller endgültiger Erfolg war indes durch den mit erheblichen Kosten**) unternommenen Feldzug nicht erreicht worden. Die Regierung hatte von vornherein aus Gründen der inneren und äußeren Politik auf eine dauernde Besetzung des Tirah-Gebiets verzichtet; und wenn auch die Stämme zur Annahme der aufgestellten Bedingungen (Rückgabe der erbeuteten und gestohlenen Gewehre, Auslieferung von 1000 Hinterladern, Stellung von Geiseln, Zahlung einer Strafsumme) gezwungen worden waren, so war doch für die dauernde Ruhe keinerlei Gewähr geschaffen. Schärfer als in den bisherigen Feldzügen waren bei der größeren Zahl der zur Verwendung kommenden Truppen die Mängel und Nachteile hervorgetreten, die sich bei der notwendig werdenden schnellen Neubildung von Stäben und größeren Verbänden und bei der Regelung des ganzen Nachschubwesens ergaben. Die Schwierigkeiten und Reibungen haben mit dazu beigetragen, daß sich der Führer entschloß, seine Truppen zusammenzuhalten, sich in einer Kolonne den Einmarsch zu erzwingen und auf die mancherlei Vorteile zu verzichten, die ein Vorgehen in mehreren kleinen Kolonnen aus verschiedenen Richtungen mit sich gebracht hätte. Die Regelung des Nachschubdienstes wäre bei dem Mangel an leitendem Personal auf noch größere Schwierigkeiten gestoßen, die Sicherung der Verbindungen hätte noch mehr Kräfte in Anspruch genommen und es vielleicht unmöglich gemacht, den Widerstand der Stämme schnell zu brechen. In dem Streben, möglichst gute Truppen zu verwenden und eine bedeutende Macht zu entfalten, waren besonders viel britische Truppenteile zu der Unternehmung

*) Verluste:

tot:	506 Mann,	davon britisch	38 Offiziere,	100 Mann,
verwundet:	1378 Mann,	" "	84 "	373 "
			zusammen	1884 Mann.

**) Die Kriegskosten betrugen: bis Dezember 50 Millionen Mark.

herangezogen worden, wodurch naturgemäß der Troß ganz erheblich vergrößert wurde. Die Einteilung des Expeditionskorps in Divisionen entsprach nicht dem schwierigen Gebirgsgelände. Da Führer und Truppen im Frieden nicht an diese Verbände gewöhnt waren, kam es selten zu einer einheitlichen Wirkung, umsoweniger, als der Gegner sich auf den kleinen Krieg beschränkte. Einzelne selbständige Brigaden hätten wahrscheinlich mehr Erfolge errungen.

In den nun folgenden Jahren ist die Ruhe an der Grenze im wesentlichen nicht mehr gestört worden. Nur gegen die Waziris mußte 1902 eine Strafexpedition von 1600 Mann unter General Egerton nach der Gegend südlich Thal entsandt werden, die anfangs auf hartnäckigen Widerstand stieß, später sich aber schnell Gehorsam verschaffte. Es hat den Anschein, als ob die seit 1899 von Lord Curzon befolgte Politik nicht unwesentlich zur Beruhigung der Stämme beigetragen hat. Er beließ nur schwache Posten in den Grenzbezirken und zog die Stämme selbst zum Dienst heran. Fliegende Kolonnen, die weiter rückwärts bereitgestellt wurden, sollten im Notfalle eingreifen. Für ihre schnelle Verschiebung wurde durch weitgehenden Ausbau der Verbindungen gesorgt.

Die Unruhen 1908.

Textskizze Seite 164.

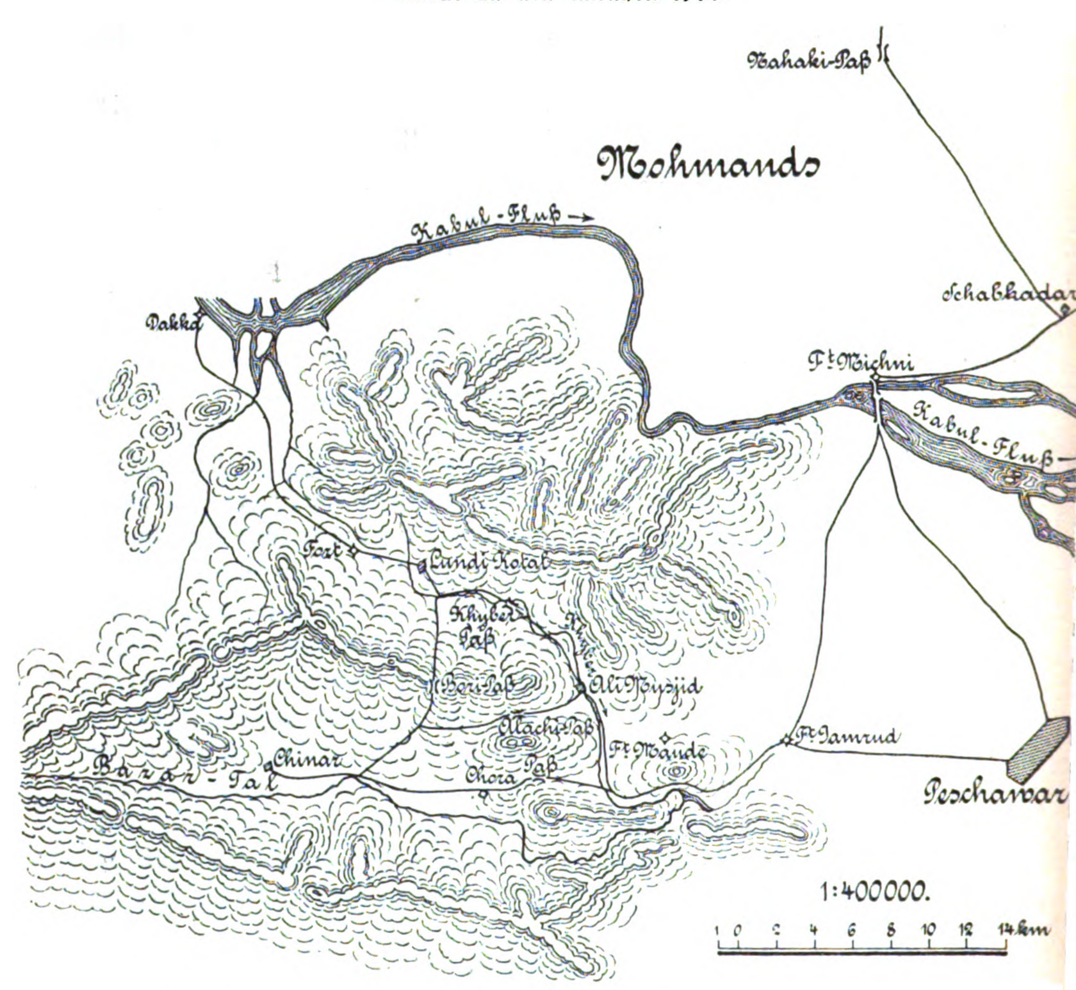
Erst 1908 brachen wieder Unruhen von ernsterer Bedeutung aus. Mannigfache, in den letzten Jahren verübte Übergriffe und Räubereien der im Bazar-Tale, südlich Lundi Kotal, wohnenden Zakka Khels hatten schon seit längerer Zeit Vergeltungsmaßregeln notwendig erscheinen lassen. Den letzten Anstoß gab ein Überfall auf ein Bankhaus in Peschawar. In aller Stille wurden die Vorbereitungen getroffen, und in etwa zehn Tagen eine Division von zwei Brigaden und einer Reserve-Brigade unter General Willcocks bereitgestellt. Es waren fünfzehn Bataillone, vier Eskadrons, zehn Geschütze, zwei Pionier-Kompagnien und eine Abteilung Khyber-Schützen in einer Stärke von 10 630 Mann, darunter rund 2000 Mann britische Truppen. An Transporttieren standen 830 Pferde und Ponys und 4200 Maultiere zur Verfügung. Um eine möglichst große Beweglichkeit der Truppen zu erreichen, wurde das Gepäck auf das äußerste beschränkt. Die Mannschaften rückten ohne Zelte aus und mußten Lebensmittel für drei Tage bei sich tragen, da keine besonderen Proviantkolonnen mitgeführt wurden.

Am 15. Februar begann von Ali Musjid aus in drei Kolonnen der Vormarsch in der Richtung auf Chinar. Das überraschende und schnelle Vorgehen dieser Kolonnen verfehlte seinen Eindruck auf den Gegner nicht. Die Zakka Khels verzichteten auf jeden ernsteren Widerstand und beschränkten sich darauf, Patrouillen, Feldwachen, kleinere Abteilungen und einzelne Lagerplätze zu beschießen. Nur am 16. kam es zu einem kleineren Gefechte bei Chora. Nachdem Chinar besetzt und zerstört war, wurde der Gegner nach dem Westende des Tales gedrängt, und der dort liegende letzte feste Stützpunkt unschädlich gemacht. Damit war der Widerstand gebrochen. Am 29. Februar wurden die Truppen über Jamrud wieder nach Peschawar zurück-



genommen. Die Verluste auf dem nur 15 Tage dauernden Zuge betrugen zehn Tote und 34 Verwundete, die Kriegskosten beliefen sich auf 1 140 000 Mark.

Skizze zu den Unruhen 1908.



Die Truppen waren kaum wieder in ihren Standorten angelangt, als Mitte April neue Unruhen bei den zwischen dem Kabul- und Panjkora-Fluß wohnenden Mohmands ausbrachen. General Willcocks schob bis zum 21. April nach und nach Truppen an die Grenze vor, so daß er schließlich über 2700 Mann, 520 Reiter verfügte und in der Lage war, den ersten Angriff auf Fort Schabkadar und den Brückenkopf bei Michni abzuweisen. Inzwischen waren weitere Truppen (im ganzen 12 Bataillone, 2 Eskadrons, 18 Geschütze, 2 Pionier-Kompagnien) bereitgestellt worden,

von denen vier Bataillone in Peschawar blieben. Mit den übrigen Truppen ging General Willcocks am 24. April zum Angriff vor und drängte den Gegner nach Nordwesten zurück.

Versuche der Mohmands, die Unruhen nach dem Swat-Tale auszudehnen und die Zakka Khels zu neuer Erhebung zu bewegen, mißlangen. Ende April war im allgemeinen die Ruhe wiederhergestellt, da brachte das Vorgehen einer starken Abteilung von Afghanen an der Khyber-Straße neue Gefahr. General Willcocks eilte am 3. Mai nach Lundi Kotal und ließ von der in Peschawar stehenden Reserve-Brigade in aller Eile die wichtigsten Punkte an der Paßstraße besetzen. Die Truppen trafen gerade noch rechtzeitig ein, um am folgenden Tage einen von den Afghanen auf die englischen Befestigungen und Lundi Kotal unternommenen Angriff abweisen zu können. Am 5. Mai ging General Willcocks selbst zum Angriff vor und jagte den Feind auseinander.

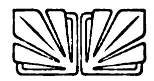
Am 7. Mai gingen die Truppen nach Peschawar zurück, wurden aber schon am 12. zu einem Zuge in das obere Mohmand-Gebiet bereitgestellt. Ohne Kampf erreichte General Willcocks den Nahaki-Paß. Hier bezog er ein Lager und entsandte die Brigaden nacheinander zu Streifzügen in das umliegende Gebiet. In der Nacht vom 16. zum 17., am 19. und in der Nacht zum 20. Mai hatten die Engländer überaus heftige Angriffe auf die Vorposten und das Lager abzuwehren; auch bei ihren Streifen fanden die Brigaden hartnäckigen Widerstand, doch gelang es General Willcocks, der weiter nach Nordwesten vorgegangen war, bis zum 25. Mai den Stamm zu unterwerfen. Am 1. Juni hatten alle Truppen wieder die Grenze überschritten. Die Verluste betrugen 87 Tote und 175 Verwundete, die Kosten 3 000 000 Mark.

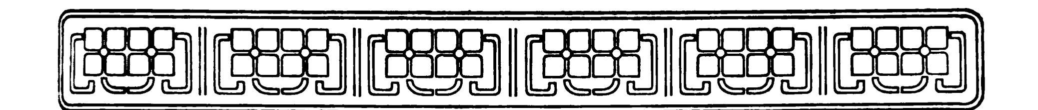
Beide Züge, vor allem der gegen die Zakka Khels, wurden mit großer Tatkraft und Umsicht durchgeführt. Die schnelle Bereitstellung der Truppen, die es ermöglichte, überraschend aufzutreten, die große Beweglichkeit der Kolonnen und das rasche und zielbewußte Handeln haben den schnellen Erfolg gezeitigt. Den Führern wurde ihre Aufgabe wesentlich dadurch erleichtert, daß die im Frieden schon bestehenden Verbände im allgemeinen beibehalten werden konnten, eine Folge der von Lord Kitchener durchgeführten Reform. Ein Abschluß der Kämpfe ist aber durch diese Züge wohl kaum erreicht worden.

Die Ereignisse zeigen, daß alle Kämpfe, deren letztes Ziel war, die Linie der leicht zu sperrenden Gebirgspässe als Grenze zu erreichen und beherrschenden Einfluß auf das vorgelagerte Afghanistan zu gewinnen, wiederholt durch Gründe nicht nur der äußeren, sondern auch der inneren Politik, durch Rücksichten auf die Haltung des Parlaments ungünstig beeinflußt worden sind. Mehrfach konnten mit den Waffen errungene Erfolge nicht in ihrer ganzen Tragweite ausgebeutet werden; günstige Gelegenheiten, dem Ziele näher zu kommen, gingen ungenützt vorüber. Auch die Abhängigkeit der Führer der verschiedenen Unternehmungen von dem Oberkomman-

dierenden in Indien und von dem Obersten Kriegsrat, die Notwendigkeit, bei besonderen Maßnahmen erst deren Einwilligung abzuwarten, hat häufig lähmend und hemmend auf den Gang der Ereignisse eingewirkt und entschlossenes Handeln verhindert, zum mindesten erschwert. Wenn auch das erstrebte Ziel im wesentlichen erreicht ist, die Pässe sich im Besitze der Engländer befinden, so werden doch noch Jahre vergehen, bis mit Sicherheit auf Ruhe bei den kriegerischen Grenzstämmen zu rechnen sein wird. Bis dahin sieht sich England nach den zur Zeit herrschenden politischen Anschauungen auf die Verteidigung angewiesen und muß stets bereit sein, etwa entstehende Unruhen im Keime zu ersticken. Seine Aufgabe wird ihm durch das 1907 mit Rußland getroffene Abkommen erleichtert, das Afghanistan endgültig dem englischen Einflusse überläßt. Damit kommen die Rücksichten, die bisher auf dieses Reich genommen werden mußten, für die Zukunft in Fortfall. Zweifellos wird auch die Zukunft noch weitere Anforderungen an die kriegerische Tüchtigkeit der englischen und indischen Truppen zum Schutze der Nordwestgrenze des indischen Kolonialbesitzes stellen. Ein Blick auf die Ereignisse besonders der letzten Jahre läßt aber erwarten, daß England gestützt auf die Erfahrungen der bisherigen Kämpfe, die eine ausgezeichnete Schule für Führer und Truppe waren, auch fernerhin der Schwierigkeiten Herr werden wird.

v. Strzemieczny,
Oberleutnant im Großherzoglichen Artilleriekorps, 1. Großherzoglich Hessischen Feldartillerie-Regiment Nr. 25, kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.





Die Reorganisation der chinesischen Armee.

Noch heute bestehen in China drei verschiedene Heeresgattungen zusammenhanglos nebeneinander. Von früher übernommen sind die „Mandschu-Truppen", Nachkommen von Mandschu-Kriegern, die nach der Eroberung des Reichs um die Mitte des 17. Jahrhunderts in den unzuverlässigen Provinzen angesiedelt wurden. Sie stehen unter besonderen „Tartaren-Generalen" und sollten ursprünglich die Autorität der Krone den Gouverneuren gegenüber aufrecht erhalten. Im Laufe der Zeit haben sie aber jeden militärischen Wert verloren. Neben ihnen bestehen die „kaiserlichen Truppen vom grünen Banner", die über alle Provinzen des Reichs verstreut sind. Sie sind so untüchtig, daß man ihnen nicht einmal die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung anvertrauen kann. Endlich schufen sich die Gouverneure, als es gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts zu den ersten blutigen Zusammenstößen Chinas mit den Westmächten kam und der Taiping-Aufstand immer größere Ausdehnung annahm, noch besondere „Provinzialtruppen". Ihr Wert richtete sich je nach dem militärischen Interesse der verschiedenen Gouverneure. In einzelnen Provinzen fing man an, fremde Instrukteure heranzuziehen und moderne europäische Waffen zu beschaffen, in anderen geschah so gut wie nichts.

Die Unzulänglichkeit des Heerwesens trat in dem chinesisch-japanischen Kriege 1894/95 und während der Boxer-Wirren des Jahres 1900/01 grell zutage. Die Regierung beschloß, eine einheitlich organisierte Armee zu schaffen und die unbrauchbaren alten Truppen allmählich aufzulösen.

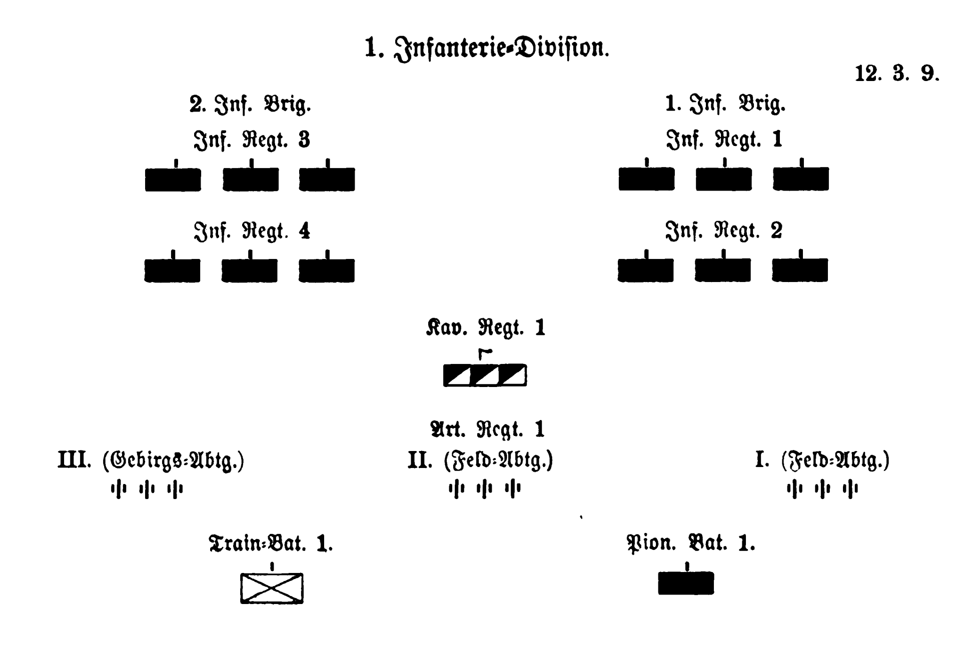
Nur langsam werden jedoch diese Pläne in die Wirklichkeit umgesetzt. Zwar kamen die Reformen etwas mehr in Fluß, als am 3. Dezember 1903 ein „Armee-Reform-Amt", das man später in ein Kriegsministerium umwandelte, gegründet und damit eine zentrale Verwaltungs- und Kommandostelle für das ganze Heer geschaffen wurde. Die Auflösung der Mandschu-Banner wurde jedoch erst am 27. September 1907 durch ein kaiserliches Edikt befohlen. Auch die in Aussicht genommene Umwandlung der „Truppen vom grünen Banner" in Polizei scheint auf Schwierigkeiten zu stoßen. Die Provinzialtruppen endlich, deren Zahl genau nicht zu bestimmen ist, aber noch immer groß zu sein scheint, hat man vorläufig unter dem Namen

„Verteidigungstruppen" weiter bestehen lassen. Sie sollen die Polizei bei Aufrechterhaltung der inneren Ordnung unterstützen. Durch einheitliche Bestimmungen über Organisation, Ausbildung und Bewaffnung sucht man ihren militärischen Wert zu erhöhen und hofft, sie im Kriegsfalle wenigstens in zweiter Linie verwenden zu können.

Der Plan, ein einheitliches nationales Heer zu schaffen, stieß bei den meisten Gouverneuren, die sich dadurch in ihrer Selbständigkeit bedroht sahen, auf nachhaltigen Widerstand. Nur von den Generalgouverneuren Yüan schi kai und Tschang tschi tung wurde er verständnisvoll aufgefaßt und tätig gefördert.

Die neuen Truppen werden von den Provinzen nach einheitlichem Plan und unter Oberaufsicht der Zentralregierung aufgestellt. Sie gliedern sich in aktives Heer, Reserve und Landwehr. Der Heeresdienst ist freiwillig; nur dort, wo es an Freiwilligen mangelt, wird die Rekrutenquote von den Provinzialbehörden zwangsweise aufgebracht. Die Angeworbenen müssen 20 bis 25 Jahre alt, mindestens 1,60 m groß sein und über eine gewisse Bildung verfügen. Die Wehrpflicht dauert im aktiven Heer und in der Reserve je drei, in der Landwehr vier Jahre, kann aber auch ganz im aktiven Heere abgeleistet werden. Im allgemeinen sollen sich die Truppen einer Provinz auch aus dieser ergänzen. Ausnahmen sind für Provinzen gestattet, die entweder ein besonders starkes Truppenkontingent aufzustellen haben oder nur über eine revolutionär durchseuchte, unzuverlässige Bevölkerung verfügen.

Das moderne Heer wird in Divisionen eingeteilt, die im Frieden rund 10 000 Köpfe zählen und sich folgendermaßen gliedern sollen:





Das Infanterie-, Pionier- und Train-Bataillon zählt vier Kompagnien, die Eskadron vier starke Züge zu 70 Pferden, die Batterie sechs Geschütze. Die vorgeschriebene Stärke eines Bataillons ist im Frieden etwa 600, einer Eskadron 300 und einer Batterie 150 Köpfe. Tatsächlich werden diese Stärken nur selten erreicht. Bei der 9. Division in Nanking z. B. sollen im Frühjahr 1907 nach glaubhaften Nachrichten 2000 bis 3000 Mann gefehlt haben. Auch der Ausfall an Pferden ist sehr groß.

Im ganzen war nach dem ursprünglichen Reformplan beabsichtigt, bis zum Jahre 1922 36 moderne Divisionen aufzustellen. Diese Frist wurde aber durch ein kaiserliches Edikt vom Herbst 1907 um 10 Jahre verkürzt.

Die Verteilung der aufzustellenden Streitkräfte läßt erkennen, daß die stärksten Truppenansammlungen im Norden und an der Südwestgrenze des Reichs geplant sind. Hier ist ja auch in erster Linie mit einem feindlichen Einfall zu rechnen. Demnächst ist der Yang tse, die große Lebensader des chinesischen Binnenhandels, stark geschützt; seine Uferprovinzen sind überdies seit jeher ein Herd revolutionärer Bewegungen. Über die Aufstellung moderner Truppen in den mit dem Reich nur locker verbundenen Gebieten von Tibet und der Mongolei ist bisher nichts bekannt geworden.

Skizze 6.

Daß die Ausführung der neuen Heeresreform in der gegebenen Zeit unmöglich ist, scheint bereits jetzt erkannt zu werden. Nach Zeitungsberichten soll neuerdings wieder eine Verlängerung der Frist — zunächst bis 1913 — ins Auge gefaßt sein. Hauptsächlich sind es finanzielle Schwierigkeiten, die erst mittels durchgreifender Reform überwunden werden müßten. Bei dem natürlichen Reichtum Chinas sind sie als schwerwiegend nicht anzusehen.

Wie weit im gegenwärtigen Augenblick die Aufstellung moderner Divisionen durchgeführt ist, läßt sich, besonders für die entlegenen Provinzen, mit Sicherheit nicht sagen. Selbst das chinesische Kriegsministerium dürfte schwerlich genau darüber unterrichtet sein, da die Berichte der Provinzialbehörden oft den Tatsachen vorauseilen, um einen guten Eindruck zu erzielen. Teilweise scheint man zunächst die untüchtigen alten Truppen beibehalten und nur anders benannt zu haben.

Am weitesten vorgeschritten ist die Bildung neuer Truppen in den Provinzen Tschili und Schantung bei der sechs Divisionen starken Nordarmee,*) deren Schöpfer der frühere Generalgouverneur von Tschili Yüan schi kai ist. Ferner ist je eine Division in Nanking und in Wu tschang am Yang tse fertig aufgestellt. Außer diesen acht Divisionen sind zehn etwa zur Hälfte und ebensoviele noch unter Brigadestärke vorhanden. Die Gesamtzahl der jetzt bestehenden neuen Truppen wird auf 140 000 bis 150 000 Mann angegeben. Davon stehen in Tschili 40 000, in Schan-

*) Augenblicklich sind von ihr die 3. Division und Teile einiger anderer Divisionen nach der Mandschurei entsendet.



tung 10 000, am Yang tse 30 000 und in der Südmandschurei 30 000 Mann. Der Rest ist ziemlich gleichmäßig über die Provinzen verteilt. Die für den Kriegsfall geplante Aufstellung von Reserveformationen befindet sich erst in den Anfängen; auf mehr als eine Reserve-Division in Tschili ist vorläufig nicht zu rechnen.

Die Ausbildung der modernen Truppen erfolgt im allgemeinen nach japanischem Vorbild. Im Kriegsministerium, wie bei den Kommandobehörden in den Provinzen ist japanischer Einfluß maßgebend. Auch für die wenigen Stellen, in denen früher deutsche Instrukteure wirkten, trifft dies jetzt zu. Die größere Billigkeit der japanischen Lehrmeister, die Rassenverwandtschaft und nicht zum wenigsten die Siege der japanischen Waffen im Mandschurischen Kriege sind dabei ausschlaggebend gewesen. Japanische Offiziere und Unteroffiziere sind nicht nur an den Militärschulen, sondern vielfach auch bei der Truppe tätig.

Sehr schwierig ist die Schaffung eines guten Offizierkorps. Eine eigentliche Fachausbildung der Offiziere fand im alten Heere überhaupt kaum statt; die Offizierstellen wurden für Geld oder nach Gunst beliebig vergeben. Jetzt ist die Ausbildung der jüngeren Offiziere einheitlich geregelt. Auch im Militär-Schulwesen ist in kurzer Zeit unleugbar beachtungswertes geleistet worden. Doch macht der große Offiziersbedarf für die Neuformationen eine gründliche Ausbildung unmöglich. Es läßt sich kaum vermeiden, daß sehr junge Leute, denen praktische Erfahrung fehlt, in höhere Stellen kommen.

Zu ihrer Fortbildung werden Militärschüler auch ins Ausland geschickt. Die Mehrzahl geht nach Japan, eine Minderheit nach Europa, besonders auch nach Deutschland, wo seit 1904 über 40 chinesische Leutnants und Fähnriche aller Waffen zu mehrjähriger Dienstzeit zugelassen worden sind. Auch nach Frankreich werden neuerdings alljährlich Militärschüler entsandt. Jedenfalls wird eine lange planvolle und ruhige Arbeit nötig sein, um das chinesische Offizierkorps, das der Tradition ermangelt, auf die gewünschte hohe Stufe zu bringen.

Der Mannschaftsersatz der neuen Truppen ist infolge des höheren Soldes besser als er bei den alten war. Am besten ist er im Norden, besonders bei der nur aus Mandschus bestehenden 1. Division. Seiner körperlichen Veranlagung nach eignet sich der Chinese im allgemeinen gut zum Soldaten; seine Anspruchslosigkeit in bezug auf Ernährung und Unterkunft ist groß. Der soldatische Geist, der den Japaner auszeichnet, geht ihm jedoch vorläufig ab. Noch ist die Fahnenflucht als Folge des Widerstrebens gegen eine Disziplin, die der Nation noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, eines der größten Übel des jungen Heeres. Die Klagen über Nichtbefolgung von Befehlen und Ausschreitungen gegen die Einwohner sind zahlreich. Doch übertrifft die Mannszucht der neuen Truppen, besonders bei der Nordarmee, deren Selbstbewußtsein Yüan schi kai zu heben bemüht war, immerhin die der Soldaten alter Schule bedeutend.

Der Ausbildungsstand ist sehr verschieden und nimmt mit der Entfernung der Truppe von der Zentralstelle in Tschili sichtlich ab. Jedoch ist man bei der Nordarmee über eine schematische Einübung von Exerzierformen bereits hinaus. Die Gefechts- und Felddienstausbildung ist aber im allgemeinen immer noch mangelhaft. Bei der Infanterie und Artillerie wird dem Schießdienst zu wenig Wert beigelegt.

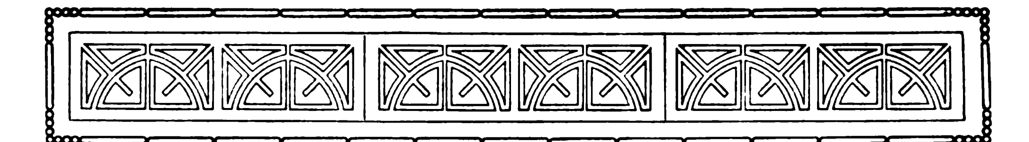
Eine weitere Schwäche des neuen Heerwesens bildet die Ungleichmäßigkeit der Bewaffnung. Bei der Infanterie sind alte aufgebrauchte Bestände des japanischen Gewehrs M. 97, Kaliber 6,5 mm, im Gebrauch neben dem deutschen Gewehr M. 88, Kaliber 7,9 mm, das teilweise in chinesischen Arsenalen minderwertig nachgemacht wurde. Außerdem sind verschiedene Mauser- und Mannlicher-Modelle, sowie das deutsche Gewehr 71/84 vorhanden. Die Kavallerie ist mit japanischen und deutschen Karabinern und Säbeln ausgerüstet, auch führt sie vereinzelt Lanzen aus Stahlrohr oder Bambus zu Paradezwecken. In der Artillerie sind Feld- und Gebirgsgeschütze verschiedensten Kalibers und Alters vertreten. Besonders zahlreich finden sich japanische Arisaka-Geschütze, sowie Kanonen der Systeme Krupp und Schneider-Creuzot, vereinzelt auch Geschütze, die in chinesischen Arsenalen nach fremden Mustern angefertigt wurden.

Schon seit zwei Jahren sind Beratungen und Versuche über die Einführung einer Einheitsbewaffnung im Gange. In der Geschützfrage scheint die Entscheidung zwischen zwei im Herbst 1907 von Krupp und Schneider-Creuzot vorgestellten Modellen zu schwanken. Als Kaliber des zukünftigen Infanterie-Gewehrs ist 6,8 mm bestimmt worden. Bisher machten die Waffenfirmen der verschiedenen Staaten ihre Geschäfte, indem sie hier ein paar Batterien, dort einige tausend Gewehre absetzten. Die Bewaffnung wurde dadurch zwar allmählich moderner, aber immer ungleichmäßiger.

Einheitlich ist bei den neuen Truppen nur die Uniform, die im allgemeinen praktisch ist und auch den Anforderungen des modernen Krieges in bezug auf möglichste Unsichtbarkeit Rechnung trägt.

Ein zusammenfassendes Urteil über die chinesische Militärreform ist schwer zu geben. Bei der gewaltigen Ausdehnung des Reichs sind die Verhältnisse zu verschieden. In der internationalen Presse wird das, was bisher geleistet wurde, meist wohl zu günstig beurteilt.

Vorläufig wird China noch nicht zu den Militärmächten in europäischem Sinne gerechnet werden können. Was bis jetzt geschaffen ist, mag ausreichen, um die innere Ordnung aufrecht zu erhalten und vor dem Auslande eine gewisse nationale Verteidigungsfähigkeit zu zeigen. Immerhin verdienen die bisher gemachten Fortschritte Anerkennung. Von dem Nutzen eines gut ausgebildeten Heeres sind jetzt wohl alle einsichtigen Chinesen überzeugt, und die frühere Mißachtung des Soldaten scheint der Vergangenheit anzugehören.



Das amerikanische Landheer im Sezessionskriege und im Kriege gegen Spanien.

(1. Fortsetzung.)

V. Die beiderseitigen Rüstungen bis zum Frühjahr 1862.

Die Rüstungen der Süd-staaten.



Über den Verlauf der südstaatlichen Rüstungen bis zum Frühjahr 1862 liegen leider nur sehr spärliche und lückenhafte Berichte vor. Der Grund dafür ist in dem Umstande zu suchen, daß eine straffe, einheitliche Oberleitung, wie wir sie im Norden kennen lernen werden, hier nicht vorhanden war.

Am 1. August 1861 hatte der Kongreß den Präsidenten zur Aufstellung einer Heeresmacht von 400 000 Mann ermächtigt. Das Kriegsministerium befahl daraufhin den Einzelstaaten die Überweisung der auf sie entfallenden Kontingente an die verschiedenen „Departements“, deren jedes, unter möglichster Berücksichtigung der politischen Grenzen, das Gebiet eines oder mehrerer Bundesstaaten umfaßte. Innerhalb der Departements lag die Organisation der Wehrmacht und die Führung der militärischen Operationen in der Hand eines vom Präsidenten bestimmten Generals. Da diese Befehlshaber über den Verlauf der Heeresergänzung nicht regelmäßig berichteten, läßt er sich natürlich auch nur in ganz allgemeinen Zügen skizzieren.

Skizze 7.*)

Ersatzschwierigkeiten zeigten sich fürs erste nicht, obgleich man schon im Herbst 1861 einen wesentlich höheren Prozentsatz der wehrfähigen Bevölkerung in die Bundes-

*) Da die Departementseinteilung sich stets der jeweiligen Kriegslage anpassen mußte und somit fortwährend wechselte, kann die Skizze keinen Anspruch auf absolute Zuverlässigkeit machen. Sie soll lediglich einen allgemeinen Anhalt geben und das Verständnis des oft nur lockeren inneren Zusammenhanges der späteren Operationen vorbereiten und erleichtern.

Auf der Berührungslinie der feindlichen Gebiete waren die Departementsgrenzen naturgemäß besonders starken Schwankungen unterworfen. Ausgedehnte Landstrecken wurden hier vielfach von beiden Parteien zugleich in Anspruch genommen.

Die Grenzen der von der Union an den südstaatlichen Küsten errichteten Departements (wie z. B. Golf- und Süd-Departement) sind lediglich schematisch aufzufassen. Ihr wirklicher Verlauf richtete sich nach den kriegerischen Erfolgen der gelandeten Truppen, deren Ausschiffungspunkte nur zum Teil bekannt sind.

armee eingereiht hatte als der Feind. Erst zu Beginn des Jahres 1861 sah sich auch die Regierung der Konföderation veranlaßt, ähnlich wie die Union*) durch äußere Lockmittel zum Dienste in der Bundesarmee zu ermuntern. Insbesondere kam es natürlich darauf an, die Freiwilligen, die bereits eine mehrmonatige Ausbildung genossen hatten, und deren Dienstzeit ablief, der Armee noch länger zu erhalten. Wer sich daher für weitere zwei Jahre oder für die Dauer des Krieges verpflichtete, erhielt eine Belohnung von 50 Dollar. Ebenso hoch wurde vom Kongreß die Einstellungsprämie für die Neuangeworbenen festgesetzt. Sämtlichen Mannschaften billigte man ferner das Recht auf einen jährlichen Heimatsurlaub von 1 bis 2 Monaten zu, obgleich dadurch ein erheblicher Ausfall während der Operationen eintreten mußte.

Die zahlenmäßigen Ergebnisse der Rüstungen bis zum Frühjahr 1862 und die Verteilung der konföderierten Truppen vor dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten zeigt die Übersicht auf Skizze 7.

Die Rüstungen der Union.

Von den **Kriegsvorbereitungen der Union** läßt sich auf Grund des reichen amtlichen Materials ein bei weitem anschaulicheres Bild entwerfen.

Schon in der ersten Hälfte des Juli 1861 hatte Lincoln vom Kongreß ein neues Freiwilligenaufgebot von 400 000 Mann gefordert. Die endgültige Beschlußfassung über diese Vorlage war durch einen Zufall auf den 22. festgesetzt worden. Sie erfolgte daher unter dem unmittelbaren Eindruck der am Bull Run erlittenen Niederlage, während die geschlagene Armee durch die Straßen von Washington flutete. Der Antrag des Präsidenten wurde vom Kongreß noch überboten. Man bewilligte 500 000 Freiwillige**) und einen Kostenaufwand von 500 Millionen Dollar. Die Ungeduld der öffentlichen Meinung, die den Mißerfolg unmittelbar verschuldet hatte, wich endlich einem besseren Verständnis für die Forderungen der militärischen Fachleute. Der Graf v. Paris lobt***) die verständige Entsagung, mit der man jetzt zugunsten einer solideren inneren Ausgestaltung des Heeres fürs erste auf alle Siegeslorbeeren verzichtete. Es darf aber nicht vergessen werden, daß diese Tugend bei der augenblicklichen militärischen Ohnmacht der Union recht leicht zu üben war. Wie wenig fest sie wurzelte, sollte sich später noch zeigen.

Mac Clellan übernimmt das Kommando über die Potomac-Armee.

Skizze 8.

Vor allem kam es jetzt darauf an, dem siegreichen Feinde auf dem ostvirginischen Kriegsschauplatze ebenbürtige Kräfte gegenüberzustellen. Mit der Lösung dieser schwierigen Aufgabe betraute Lincoln den General Mac Clellan, einen erst 35jährigen Offizier von großen Fähigkeiten. Er hatte den mexikanischen Feldzug mitgemacht und im französischen Lager dem Krim-Kriege beigewohnt. Seine geschickte Führung in Westvirginien†) hatte ihm eine Reihe kleinerer Erfolge und ein hohes Maß von

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1908. 3. Heft. Seite 494.

**) Ebenda. Seite 493.

***) Histoire de la guerre civile I.

†) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1908. 3. Heft. Seite 492.

Volksgunst eingebracht. Am 27. Juli übernahm er den Befehl über die in dem Lager von Washington vereinigten Truppen, die als „Potomac-Armee“ bezeichnet wurden. Dieser Name war aber vorerst so ziemlich das einzige, was sie mit einer wirklichen Armee gemeinsam hatten. Gewiß, es waren etwa 50 000 Mann mit 30 Geschützen vorhanden, aber es fehlte ihnen jeder innere Halt. Nur eine Brigade war beisammen geblieben. Sie lag unter dem Befehl Mac Dowells in den Forts auf dem westlichen Potomac-Ufer. Die übrigen Brigadeverbände hatten sich aufgelöst. Jeder Versuch, sie wiederherzustellen, war bisher unterblieben. Die Regimenter lagerten für sich, vom Feinde durch den Fluß getrennt. Keine Rücksicht auf die Kriegsgliederung, die Ausbildung oder die taktische Verwendung hatte bei der Wahl der Plätze mitgesprochen. Für den Fall eines Angriffs auf die Hauptstadt waren keine Vorbereitungen getroffen. Die Straßen wimmelten von Offizieren und Mannschaften, die ihre Posten ohne Erlaubnis verlassen hatten, und deren Treiben für die allgemeine Zuchtlosigkeit bezeichnend war.

Die Befestigungsanlagen taugten ebensowenig wie die zu ihrer Verteidigung berufenen Truppen. Auf dem östlichen Ufer befand sich ein einziges Erdwerk, sonst nichts. Die Forts auf dem Westufer waren nach Zahl, Ausbau und Armierung unzulänglich. Von Mac Clellan ist uns die Äußerung überliefert, Washington hätte bei diesem Zustande seiner Verteidigungsmittel selbst dem Angriff eines Kavallerie-Regiments nicht mit Sicherheit standhalten können. Das war ja nun wohl übertrieben, aber es kennzeichnet die Verhältnisse, unter denen der General das Kommando übernehmen mußte.

Um in dem allgemeinen Wirrwarr zunächst einmal Ordnung zu schaffen, ernannte Mac Clellan einen „Generalprofoß von Washington“. Der Oberst Porter, dem dieses Amt übertragen wurde, verfügte über mehrere Adjutanten und eine Polizeitruppe, die aus den Resten des stehenden Heeres gebildet wurde. Er ließ berüchtigte Spielhöllen, Schenken und Bordelle schließen, ging mit rücksichtsloser Schärfe gegen die Unruhestifter und Plünderer vor und schuf so nicht nur unter den Truppen, sondern auch im öffentlichen Leben verhältnismäßig schnell leidlich geordnete Zustände.

Mac Clellans Pläne.

Am 4. August unterbreitete Mac Clellan dem Präsidenten seine die Ausgestaltung des Heeres betreffenden Forderungen. Er hatte ihnen einen in großen Zügen entworfenen Operationsplan zugrunde gelegt, der darauf hinauslief, in Ostvirginien die Hauptentscheidung zu suchen. Die Flotte sollte dabei mit dem Landheere zusammenwirken: unmittelbar beim Kampfe um die von der See aus zugänglichen Stromabschnitte und mittelbar dadurch, daß sie die feindlichen Küsten bedrohte und möglichst starke Kräfte dorthin ablenkte. Einem ähnlichen mittelbaren Zwecke sollten verschiedene Nebenoperationen zu Lande dienen. Es waren Unternehmungen im Tale des Mississippi sowie gegen das westliche Texas und Ost-Tennessee geplant.

Der Potomac-Armee war, wie aus diesen Angaben hervorgeht, die Hauptrolle

zugedacht. Sie sollte auf eine Stärke von 273 000 Köpfen gebracht werden.*) Für die Verteidigung der Potomac-Linie und des Forts Monroe sowie zum Schutze von Washington und Baltimore waren nach Mac Clellans Ansicht außerdem noch 38 000 Mann erforderlich.**) Seine Forderungen für die ostvirginische Hauptoperation und die Sicherung der wichtigsten Plätze im Unionsgebiet beliefen sich also auf insgesamt 311 000 Mann. Wir werden später sehen, wie weit die Wirklichkeit hinter diesen Plänen zurückblieb.

Allgemeines über die Durchführung der Reorganisation.

Die Art und Weise, wie sich die Aufstellung der neuen Potomac-Armee vollzog, ist nicht uninteressant. Nach unseren Begriffen hätte es nahegelegen, die bereits vorhandenen Truppen teilweise als Cadres zu verwenden und so den Neubildungen von vornherein einen gewissen inneren Halt zu geben. Im Gegensatze dazu nahm Mac Clellan zunächst eine völlige Trennung zwischen den alten und neuen Truppen vor. Während er jene auf dem westlichen Potomac-Ufer vereinigte, wurden die neu angeworbenen Mannschaften auf dem Ostufer in Lagern untergebracht und ausgebildet. Dieses Verfahren hatte natürlich gewisse Nachteile. Der Mangel an geeignetem Ausbildungspersonal, besonders an erfahrenen Offizieren, machte sich sehr unangenehm fühlbar. Gleichwohl ist zuzugeben, daß man kaum einen anderen Weg hätte einschlagen können.

Wir stehen hier vor dem sonderbaren Fall, daß die völlige Um- und Neubildung einer Armee sich mitten im Kriege, unter den Augen des Feindes vollziehen mußte. Die Befestigungen auf dem Westufer des Potomac mußten daher dauernd mit schlagfertigen Truppen besetzt sein; andernfalls hätte bei der Nähe der Grenze ein feindlicher Handstreich die besten Aussichten gehabt. Schon darum war es also nicht angängig, den alten Truppenteilen, den einzigen, die überhaupt Gefechtswert hatten, stärkere Cadres zu entnehmen. Anderseits bestanden diese Verbände, wie wir wissen, selber keineswegs aus erprobten Veteranen. Man mußte froh sein, wenn ihr Gehalt an soldatischen Tugenden nur einigermaßen für den eigenen Bedarf ausreichte. So lange die Eindrücke vom Bull Run noch frisch waren, hätten die jungen Rekruten von den älteren Leuten schwerlich viel Gutes lernen können. Endlich ist zu bedenken, daß das Unternehmertum***) in der Armee mit der Aufstellung der Regimenter seine Rolle keineswegs ausgespielt hatte. Es blieb vielmehr dauernd ein Faktor, mit dem zu rechnen war. Man durfte also die Kommandeure nicht vor den Kopf stoßen. Auch in diesem Umstande lag wohl ein stichhaltiger Grund, Eingriffe in das innere Gefüge der Regimenter nach Möglichkeit zu vermeiden.

---

*) 250 Infanterie-Regimenter, 28 Kavallerie-Regimenter, 100 Feld-Batterien, 5 Ingenieur-Regimenter.

**) Davon sollten verwendet werden: Zur Verteidigung von Washington 20 000, bei Baltimore 5000, im Fort Monroe 3000, am Potomac 10 000 Mann.

***) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1908. 3. Heft. Seite 493 und 494.

Bei jeder der drei Hauptwaffen wurde ein General als Inspekteur mit der Sorge für die Einheitlichkeit der Ausbildung betraut: eine sehr zweckmäßige Maßregel, die sich auch gut bewährt zu haben scheint. Innerhalb der Waffen wurde die Infanterie zu vorläufigen Brigaden, die Kavallerie zu Regimentern, die Artillerie zu Batterien vereinigt. Sobald ein Truppenteil notdürftig ausgebildet war, trat er in den Verband einer der gemischten Brigaden auf dem westlichen Potomac-Ufer ein. Erst von diesem Zeitpunkte ab übten also die neuen Truppen gemeinsam mit den alten, die unterdessen auch ihrerseits Fortschritte gemacht hatten und jenen als Vorbilder dienen konnten. Dies letzte galt natürlich besonders von den Truppen des stehenden Heeres, die mit den Freiwilligenformationen ohne Unterschied zu gemischten Verbänden verschmolzen wurden.

An Ersatz war zunächst kein Mangel, zumal da sich viele der ausgedienten Freiwilligen, die im April für drei Monate eingestellt worden waren,*) sofort wieder anwerben ließen.

Die Infanterie.

Die Rekruten der Infanterie waren durchweg kräftige Leute, im übrigen jedoch nicht gerade reich an militärischen Anlagen und Eigenschaften. Ihre Marschfähigkeit blieb gering. Besonders schwer fiel es ihnen, sich mit der unvermeidlichen Gepäckbelastung abzufinden. Im Schießen waren nur wenige vorgeübt. Die Ausbildung in diesem wichtigen Dienstzweige wurde überdies durch die Verschiedenheit der Gewehrmodelle**) außerordentlich erschwert. Sehr häufig erhielten die Truppen obendrein durch Irrtümer der völlig ungeschulten Verwaltungsbehörden Munition, die gar nicht zu ihrer Bewaffnung paßte. Es bedurfte monatelanger eifriger Arbeit, um hier leidliche Ordnung zu schaffen. In befriedigender Weise gelang dies erst, als die heimische Handwaffenindustrie sich so weit entwickelt hatte, daß sie selbst den größten Teil des Gewehrbedarfs decken konnte. Fürs erste aber war man noch sehr auf die überseeische Einfuhr angewiesen.***) Was auf diese Weise ins Land kam, taugte in der Regel nicht viel. „Agenten ohne Erfahrung und Ansehen, dafür aber zum Teil mit recht weitem Gewissen, kauften überall in Europa für die Rechnung der Bundesregierung sämtliche Gewehre auf, deren sie habhaft werden konnten, unbekümmert um Beschaffenheit und Preis. Da ihnen die englischen und belgischen Fabriken nicht schnell genug arbeiteten, wandten sie sich an die deutschen Kleinstaaten. Diese waren natürlich mit Freuden bereit, ihre veralteten Bestände zu einem Preise loszuschlagen, der ihnen zum Ersatz den Ankauf von Zündnadelgewehren möglich machte. Mit einem Worte: der Ausschuß aus ganz Europa nahm seinen Weg in die Hände der amerikanischen Freiwilligen."†) Das einzige, was also zunächst geschehen konnte,

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1908. 3. Heft. Seite 492.
**) Ebenda Seite 486.
***) Ebenda Übersicht 5, Seite 510.
†) Gr. v. Paris. I. Seite 540 ff.

war die Fürsorge für eine gleichmäßige Bewaffnung innerhalb der Regimenter. Die völlige Ausmerzung der unbrauchbaren Modelle mußte einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

Allgemeines über die berittenen Waffen.

Bei den **berittenen Waffen** machte die Remontierung außerordentliche Schwierigkeiten. Der schon an sich unansehnliche Pferdebestand des Landes hatte stark unter der üblen Gewohnheit gelitten, daß man die Tiere zu jung unter den Sattel brachte. Zwar war es Vorschrift, daß keine Remonten unter fünf Jahren eingestellt werden sollten. Auch ein Mindestmaß war festgesetzt. Aber man konnte sich daran nicht binden, sondern mußte nehmen, was da war. Unter der schlechten Pflege ungeübter Leute versagte das minderwertige Material natürlich doppelt schnell. Von 110 000 Pferden, die im ersten Kriegsjahre für die Kavallerie und Artillerie ausgehoben worden waren, mußten während dieser Zeit nicht weniger als 57 000 eine mehr oder minder lange Behandlung im Krankenstall durchmachen. Es gab Regimenter, die in zwölf Monaten für jeden Mann ihrer Kopfstärke drei Pferde verbrauchten. Nur durch die rücksichtsloseste Strenge konnten die Reiter nach und nach zu einer besseren Behandlung ihrer Pferde erzogen werden. Bezeichnend für die Schärfe, mit der man schließlich vorging, ist der Fall eines Kavalleristen in Washington, der bei einem tollen Galopp durch die Straßen der Stadt von einer Schildwache erschossen wurde, weil er ihrem Befehl zuwider seine Gangart nicht gemäßigt hatte.

Während die Pferde für die Kavallerie und Artillerie fast sämtlich von der Bundesregierung beschafft werden mußten, brachten die Regimenter einen Teil der Bespannung für ihre Truppenfahrzeuge aus den Heimatstaaten mit. Die Trains wurden grundsätzlich mit Mauleseln bespannt, deren die Heeresverwaltung im ersten Jahre über 84 000 einstellte. Wieviel davon auf die Potomac-Armee entfielen, ist nicht bekannt.

Die Kavallerie.

Die Mannschaften der **Kavallerie** zeigten, auch abgesehen von dem Mangel an Reitfertigkeit, nur ein sehr langsames Verständnis für den Dienst ihrer Waffe. Die unzweckmäßige Zusammensetzung der bis zu 1200 Mann starken Regimenter erschwerte die Ausbildung noch mehr. In der Regel standen die zehn „Kompagnien" eines Regiments ohne Zwischenglied unmittelbar unter dem Regimentskommandeur. Nur wenige Truppenteile*) besaßen außer diesem noch drei Stabsoffiziere, deren jeder dann vier Eskadrons unter seinem Befehl vereinigte.

Es war Mac Clellans Absicht gewesen, jeder Division der Potomac-Armee wenigstens ein freiwilliges Kavallerie-Regiment zuzuteilen. Das würde auch keine Schwierigkeiten gemacht haben, wenn die Neuangeworbenen, wie es bei den Südstaaten die Regel war, ihre Pferde gleich mitgebracht hätten. Der Andrang von Rekruten zur Kavallerie war nämlich auch in der Union sehr stark, freilich nur deshalb, weil die Leute das

*) Zu 12 Kompagnien oder Eskadrons.

Pferd als ein bequemes Fortbewegungsmittel betrachteten, von dem sie eine Herabminderung ihrer Anstrengungen erhofften. Es erwies sich jedoch als unmöglich, die erforderlichen Pferde aufzutreiben. Auch sah man wohl ein, daß eine so zusammengesetzte Kavallerie nur viel Geld kostete, ohne wirklichen militärischen Wert zu haben. Für absehbare Zeit konnte man lediglich auf die regulären Regimenter zählen, denen denn auch nach dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten vorläufig fast die gesamte Last des Dienstes zufiel. Mac Clellans Plan wurde deshalb nicht verwirklicht, und ein großer Teil der bei der Kavallerie eingestellten Freiwilligen blieb, vermutlich ohne Schaden für das Ganze, unberitten.

Nur in einem Punkte war die Reiterei der Union auf einer Höhe, die unsere Kavallerie zum großen Teil erst nach dem deutsch-französischen Kriege erreicht hat: sie besaß einen brauchbaren Karabiner, der ihre taktische Selbständigkeit wesentlich erhöhte und ihr im weiteren Verlauf des Krieges eine militärische Bedeutung verlieh, die ihr ohne diese Waffe schwerlich jemals hätte zufallen können. Für den Nahkampf führte sie einen Revolver mit. Der Säbel wurde, da er nur für das Gefecht zu Pferde bestimmt war, ebenso wie neuerdings bei uns, am Sattel befestigt. Diese Trageweise entsprach zwar nicht der Vorschrift, bürgerte sich aber allgemein sehr schnell als praktisch ein.

Die Artillerie.

Zur **Artillerie** war der Andrang der Freiwilligen ganz besonders groß. Der ihr in höherem Maße als den anderen Hauptwaffen eigene technische Einschlag entsprach einer im Volke weit verbreiteten Sinnesrichtung. Günstig für die Entwicklung der Neuformationen war auch der Umstand, daß schon die reguläre Armee verhältnismäßig stark an Artillerie gewesen war. Man verfügte daher hier über das bei weitem beste und auch zahlreichste Ausbildungspersonal. Als bei der Potomac-Armee Divisionsverbände geschaffen wurden,*) konnte Mac Clellan jedem von ihnen eine reguläre Batterie zuteilen, die den anderen als Vorbild diente, und deren Führer den Befehl über die gesamte Artillerie der Division übernahm. Die Artillerie-Reserve der Armee bestand sogar vorwiegend aus Batterien des stehenden Heeres, darunter vier reitenden, die zur Begleitung der Kavallerie bestimmt waren. Schwierigkeiten machte, von der Remontierung abgesehen, nur die Beschaffung der Feldgeschütze. Die Bestände der Zeughäuser**) reichten bei der plötzlichen starken Vermehrung der Artillerie begreiflicherweise nicht annähernd aus. Die mit großem Eifer und vielem Geschick betriebenen Versuche der einheimischen Industrie, das fehlende Material herzustellen, scheinen erst von der zweiten Hälfte des Jahres 1862 ab wirklich befriedigende Erfolge gehabt zu haben. Durch größere Abschlüsse mit dem Auslande gelang es

---

*) Siehe die Kriegsgliederung auf Seite 188 und 189.

**) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1908. 3. Heft. Seite 510.

indessen doch, den Bedarf der Neuformationen rechtzeitig zu decken.*) Allerdings wollten die Klagen über schlechte Beschaffenheit des Materials lange nicht verstummen. Besonders die mangelhafte Konstruktion der Lafetten gab dazu häufig Anlaß. Sie soll wiederholt die Ursache des Verlustes von Geschützen gewesen sein. Nach und nach konnten aber wenigstens die schlechtesten Bestände gegen bessere ausgewechselt werden.

Ende Juni 1861 hatte die Artillerie der Potomac-Armee aus neun Batterien mit 30 Geschützen verschiedener Kaliber bestanden, im März 1862 verfügte Mac Clellan über 92**) im vollen Sinne des Wortes mobile Batterien mit 520 Geschützen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß diese bedeutende organisatorische Leistung ohne nennenswerte Mitwirkung der Einzelstaaten zustande gekommen war. Die von diesen der Bundesregierung als „kampfbereite Feldbatterien" überwiesenen Formationen***) waren kaum zum vierten Teile mit Material versehen gewesen, und selbst das hatte größtenteils durch anderes ersetzt werden müssen. Nur ein Sechstel jener Batterien hatte Pferde besessen, und weniger als der elfte Teil war mit wirklich vollständiger Ausrüstung eingetroffen.

Die meisten Mannschaften kamen unter diesen Umständen natürlich ohne jede grundlegende Kenntnis vom Dienste ihrer Waffe in Washington an und erhielten dort ihre erste und einzige Ausbildung. Diese Schwierigkeit wurde aber zum großen Teil durch die Anstelligkeit der Leute ausgeglichen. Sie wird am besten gekennzeichnet durch die Angaben des Grafen von Paris über den Belagerungspark der Potomac-Armee. „Dieser wurde einem Regiment aus Connecticut anvertraut, von dem kein Soldat oder Offizier, außer dem Obersten, jemals zuvor mit einer Kanone umgegangen war. Aber alle wußten ihre neue Aufgabe zu erfassen. Sie nahmen mit den schweren Batterien an allen Märschen, auch an den schwierigsten Rückzugsbewegungen des Heeres teil. Mit großer Geschicklichkeit bedienten sie ihre Geschütze, und wenn diese in Sicherheit waren und in der Ferne die Schlacht grollte, vertauschten sie mehr als einmal den Kanonenwischer mit dem Gewehr, um als Infanteristen am Feuerkampfe teilzunehmen." †)

Die technischen Truppen.

Besondere Aufmerksamkeit wandte Mac Clellan, der ursprünglich Ingenieuroffizier im stehenden Heere gewesen war, den technischen Truppen zu. Sie gelangten daher bei der ausgesprochenen Begabung des Amerikaners für diesen Dienstzweig bald zu einer militärischen Bedeutung, die ihren Waffengefährten in den europäischen Armeen erst in unseren Tagen zugefallen ist.

---

*) Graf v. Paris berichtet (I, Seite 544), das Ordnance Department habe in Europa nichts anzuschaffen brauchen. Diese Angabe deckt sich indessen nicht mit denen der amtlichen Quellen.

**) Bis zum 1. April stieg die Zahl der Batterien auf 94.

***) Nach einem Berichte des Generals Barry, Chefs der Artillerie.

†) Histoire de la guerre civile, I, 501.

Bei den Pionieren fehlte es zwar ebenso wie bei der Infanterie und Kavallerie anfangs noch sehr an geeignetem Ausbildungspersonal. Dafür konnten aber die wenigen Berufsoffiziere ihre Lehrtätigkeit vielfach darauf beschränken, ihren Untergebenen die Verwendung ihrer manchmal recht erheblichen technischen Vorkenntnisse für militärische Zwecke beizubringen. Die zahlreichen tüchtigen Ingenieure, die in dem vielgestaltigen Kampfe mit der ungebändigten Wildnis ihres Heimatlandes schon manches schwierige Problem gelöst hatten, wurden auf diese Weise sehr bald zu vortrefflichen Gehilfen der ausbildenden Offiziere. Auch unter den Mannschaften war eine überaus große Zahl schon von Hause aus mit Axt, Säge und Spaten vertraut, denn selbst in den dichter bevölkerten Gegenden gab es noch Wälder genug, die durchforstet oder urbar gemacht werden mußten. Die starke Durchsetzung auch der Hauptwaffen mit derart vorgebildeten Mannschaften führte sogar bisweilen zu einer Bevorzugung des technischen Dienstes, die ebenso echt amerikanisch wie militärisch bedenklich war, denn der Entwicklung des Offensivgeistes war sie entschieden nicht förderlich. Man darf freilich auf der anderen Seite nicht vergessen, daß die Eigenart des Kriegsschauplatzes die Versuchung naherückte, sich das schwierige Gelände nicht zum Feinde, sondern zum Verbündeten zu machen. Auch ist nicht zu leugnen, daß die gute technische Durchbildung der Truppen sich gerade in dem ostvirginischen Feldzuge des Jahres 1862 recht häufig bezahlt gemacht hat.

Eine besondere Kunstfertigkeit erreichten die Truppen in dem Bau von Brücken aus unvorbereitetem Material über die zahlreichen Schluchten, die das Gelände um Washington durchzogen und den freien Verkehr der Besatzungstruppen erschwerten. Die Regimenter der Geniebrigade vereinigten mit der Geschicklichkeit auf diesem Gebiete eine gründliche Durchbildung in allen übrigen Zweigen ihres Sonderdienstes. Eine Eisenbahntruppe wurde erst im weiteren Verlaufe des Krieges aufgestellt, wo sie sich ausgezeichnet bewährte. Vorerst mußten dafür die unter den Freiwilligen zahlreich vorhandenen Schlosser und Mechaniker Ersatz bieten.

Die technischen Nachrichtenmittel der Potomac-Armee wurden mit einem Erfindungsgeiste ausgestaltet, der den Überlieferungen jener Zeit weit vorauseilte und zahlreiche neue Keime zur ersten Entfaltung brachte, an deren Weiterentwicklung noch heute die besten Köpfe eifrig arbeiten.

Zum ersten Male wurde hier der elektrische Telegraph in den unmittelbaren Dienst der Truppenführung gestellt. Man machte von ihm in einem Umfange Gebrauch, der erst im Russisch-japanischen Kriege ein erweitertes Gegenstück gefunden hat. Nicht nur im Quartier wurden die Stäbe nach Maßgabe der vorhandenen Mittel untereinander verbunden, sondern auch im Gefecht. Das Material war (abgesehen davon, daß man noch keinen Fernsprecher kannte) dem Wesen nach dem noch heute gebräuchlichen ähnlich. Mit einer geschickt konstruierten Kabeltrommel erreichte

man eine Baugeschwindigkeit von 3 km in der Stunde und Verständigung bis zu 32 km.*)

Auch dem optischen Signaldienste mit Winkerflaggen und Fackeln wurde große Aufmerksamkeit zugewandt, die er in Anbetracht des durchweg gering entwickelten Straßennetzes und der weiten Entfernungen, die zu durchmessen waren, auch sehr wohl verdiente. Abgesehen von der dem Armee-Oberkommando unterstellten Signalabteilung gab es auch bei den Truppenteilen der Hauptwaffen eine größere Anzahl von Offizieren und Mannschaften, die den Winkerdienst beherrschten und sich später im Felde wie im Festungskriege vortrefflich bewährten.

Die Luftschiffer-Abteilung der Armee führte zwei Fesselballons mit, die in gefülltem Zustande an Haltetauen von einer Kompagnie befördert werden konnten. Das zum Nachfüllen dienende Gas wurde in einer zerlegbaren Maschine hergestellt, deren Fortbewegung 20 Wagen erforderte. Bei der immerhin schweren Beweglichkeit des ganzen Apparates zeigten sich seine Vorzüge besonders beim Stillstande der Operationen und im Festungskriege. So hat er auch bei Washington und später während der Belagerung von Yorktown recht gute Dienste geleistet. Im Feldkriege erwies er sich indessen häufig als recht unzuverlässig.

Hand in Hand mit der Aufstellung aller dieser Neuschöpfungen ging eine durchgreifende Umgestaltung der älteren Truppenverbände. Sie wurden zunächst in gemischte Brigaden zusammengefaßt. Erst nachdem die Ausbildung in diesem Verbande einige Fortschritte gemacht hatte, wurden Divisionen formiert. Mit der Bildung von Armeekorps dachte Mac Clellan zu warten, bis die Divisionskommandeure in der Führung größerer Verbände einige Übung erlangt hätten. Die tüchtigsten von ihnen wollte er dann als kommandierende Generale in Vorschlag bringen. Wir werden später sehen, wie die Ausführung dieser sehr verständigen Absicht von der Bundesregierung durchkreuzt wurde.

Die regulären Truppen.

Von der Rolle, die den regulären Truppen in dem neuen Armeeverbande zufiel, war schon in anderem Zusammenhange die Rede. Ihre Bedeutung war sehr gesunken, besonders infolge des starken Abganges an Offizieren, die teils in die Dienste der Südstaaten, teils in höhere Kommandostellen der Freiwilligen-Armee übergetreten waren. Es gelang auch trotz aller Bemühungen weder die regulären Truppen auf ihre gesetzlich festgelegte Etatsstärke von 40 000 Mann zu bringen, noch sie dem Werte nach auf ihre ursprüngliche Höhe zurückzuführen. Die alte, im Volke festgewurzelte Abneigung**) gegen den Dienst im stehenden Heere war nicht zu überwinden, und zur Beseitigung des großen Offiziermangels hatte man erst recht kein Mittel in der

*) In einem einzigen Kriegsjahre sind 5200 km Feldleitung hergestellt und beinahe 2 Millionen Telegramme befördert worden. Gr. v. Paris, I. S. 508.

**) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1908, 3. Heft, Seite 485, 492, 494.

Hand. Die unteren Dienstgrade mußten deshalb mit jungen Leuten ohne jede militärische Vorbildung besetzt werden. Wenngleich unter diesen Umständen die Einbuße an innerem Werte nicht ausgeglichen werden konnte, so blieb dieser doch immer noch erheblich höher, als der der Freiwilligen-Truppen, wo selbst die älteren Mannschaften an keiner kriegerischen Überlieferung Halt und Stütze fanden.

Von den Hauptwaffen des stehenden Heeres war in der Potomac-Armee zu Beginn des Jahres 1862 die Infanterie mit 8 Bataillonen, die Kavallerie mit 3 Regimentern, die Artillerie mit 29 Batterien vertreten.

Die Heeresverwaltung.

Es versteht sich von selbst, daß bei dem schnellen Anwachsen des Unionsheeres die Ausgestaltung des umfassenden Verwaltungsapparates durchaus keine einfache Sache war, da die Friedensorganisation nur sehr kleine Verhältnisse ins Auge gefaßt hatte.

Die gesamten Dienstgeschäfte wurden auf vier*) Departements verteilt.

Das Quartiermeister-Departement bearbeitete die Ausrüstung und das Transportwesen. Es schloß gleich nach der Einberufung der Freiwilligen Lieferungsverträge mit großen Firmen des In- und Auslandes ab und erreichte so, daß sich die Bekleidung und Ausrüstung**) der neuen Mannschaften im wesentlichen glatt vollzog. Allerdings mußte man bisweilen minderwertiges Material in den Kauf nehmen und enorme Preise bezahlen. Da aber die Lieferungen wenigstens pünktlich erfolgten, fand man sich ohne Pedanterie mit einigen weggeworfenen Millionen ab. Den Unternehmungsgeist der einheimischen Geschäftsleute kennzeichnen die Leistungen einer großen Bortenwirkerei in Philadelphia. Diese vertauschte in wenigen Tagen ihre Spulen mit einer Betriebseinrichtung für Militäreffekten und lieferte fast die gesamte Ausrüstung für die Kavallerie der Potomac-Armee, sogar einschließlich der Säbel. „In den ersten 14 Monaten des Krieges beschaffte die Heeresverwaltung drei Millionen Waffenröcke, etwa 2½ Millionen Decken und 240 000 Lagerzelte für die Unterbringung im ersten Winter. Als die Armeen ins Feld zogen, mußte man natürlich alle diese Zelte zurücklassen, außer einer kleineren Zahl für die Offiziere. Das Quartiermeister-Departement lieferte als Ersatz tragbare Schutzzelte, deren in einem Jahre mehr als 300 000 verteilt wurden. Man vervollkommnete sie bald durch Bestreichen mit Kautschuk. Die günstige Einwirkung dieser Maßregel auf den Gesundheitszustand der Leute war in den sumpfigen Wäldern Amerikas so augenfällig, daß man nach und nach statt der Decken einen undurchlässigen „Poncho" einführte. Diese Gummidecken waren mit einem Loch zum Durchstecken des Kopfes versehen und konnten sowohl als Regenmäntel wie als Unterlagen in

---

*) Gr. v. Paris führt (I, 530) nur drei an: quartermaster, commissariat und ordnance. In den amtlichen Berichten erscheint jedoch auch noch ein Gerichts-Departement.

**) Abgesehen von der Remontierung, die gleichfalls dem Quartiermeister-Departement oblag. Vgl. Seite 177.

feuchten Biwaks dienen. Im Jahre 1861 waren bereits 40 000 davon geliefert, drei Jahre später $1^1/_2$ Millionen.

Das Verpflegungswesen war der Wirkungsbereich des department of subsistence oder „Kommissariats“. Schwierigkeiten auf diesem Gebiete ergaben sich bis zum Wiederbeginn der Feindseligkeiten anscheinend nicht. Die Leute wurden sogar derart reichlich verpflegt, daß sie trotz des guten Appetits, den man ihnen nachrühmt, und trotz ihrer verschwenderischen Wirtschaft beim Kochen häufig nicht imstande waren, ihre Portion zu verzehren.*) Die Verwaltung lieferte in der Regel kein Brot, sondern wahlweise Zwieback oder Mehl, aus dem dann die Truppen zum großen Teil ihr Brot selbst in improvisierten Backöfen herstellten.

Dem Ordonnanz-Departement fiel die Sorge für das Waffenwesen zu, dessen Entwicklung bis zum Frühjahr 1862 bereits in anderem Zusammenhange dargestellt ist.

Der innere Wert der Armee.

Auf dem Gebiete des Gerichtswesens gab es, besonders in den ersten Monaten, ziemlich viel zu tun. Die bereits erwähnte Überlastung der Kriegsgerichte mit allerlei Kleinigkeiten**) hatte ihren Grund vornehmlich in dem Umstande, daß nach dem Gesetze nur über Mannschaften, nicht jedoch über Offiziere Disziplinarstrafen verhängt werden durften. Diese Bestimmung war bei einem so bunt zusammengewürfelten und deshalb außerordentlich erziehungsbedürftigen Offizierkorps sehr vom Übel. Gerichtsverhandlungen mit ihrem öffentlichen Kampfe zwischen Anklage und Verteidigung sind ein zweischneidiges Werkzeug, wenn es die Mannszucht zu wahren gilt. Hier wurden sie vielfach geradezu ein Hohn auf die ohnehin schwankende Autorität. Die natürliche Folge davon war, daß das Gesetz umgangen wurde, indem man die Schuldigen in „Untersuchungshaft“ nahm und dort für eine ihrer Verfehlung entsprechende Zeit festhielt. Sie waren dann meistens froh, wenn man sie ohne gerichtliche Aburteilung wieder laufen ließ. Häufig wurden auch gesetzwidrige Disziplinarstrafen unter der gleichzeitigen Drohung verhängt, daß eine Beschwerde Dienstentlassung durch den Präsidenten zur Folge haben werde. Schön waren diese Aushilfsmittel ja gerade nicht, aber sie wirkten doch recht belebend auf das Pflichtgefühl ein. Noch zweckmäßiger vielleicht erwiesen sich die von Mac Clellan eingeführten Offizierprüfungen, die von besonders ernannten Kommissionen öffentlich abgehalten wurden. Sie trugen in recht glücklicher Weise dem Umstande Rechnung, daß in den Augen der kritikgewohnten Freiwilligen Uniform und Titel an sich kein Ansehen verliehen, sondern nur in Verbindung mit einer entsprechenden Persönlichkeit. Man verlangte daher auch weniger den Nachweis tiefgründiger Kenntnisse als gesunder Anlagen und guten Willens. Wer die Prüfung bestand, hatte damit für die Zukunft seine Stellung als Vorgesetzter wesentlich gefestigt. Wer die geforderten Eigenschaften vermissen ließ, wurde ver-

*) Die Fleischportion betrug 660 g (gegen 375 g bei uns), die Zwiebacksportion 500, die Mehlportion 625 g (gegen 540 g bei uns).

**) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1908, 3. Heft, Seite 495.

abschiedet. Das war gewiß ein Vorteil für die Armee, aber es zeigte sich auch, daß man jene Leute leichter fortjagen als durch bessere ersetzen konnte. Allen Bemühungen zum Trotze blieb daher der Mangel an tüchtigen Offizieren dauernd ein ernster Schaden, der die militärische Ausbildung und den Gang der Verwaltung außerordentlich erschwerte.

Selbst die Besetzung der Generalsstellen, für die in der regulären Armee genug Anwärter vorhanden waren, machte dem Präsidenten gewisse Schwierigkeiten. Er mußte sich die erforderliche Kenntnis der Personalien erst durch Erkundigungen bei den Kameraden der in Vorschlag gebrachten Offiziere verschaffen. Fast alle, die in die engere Wahl kamen, waren in West Point vorgebildet. Die sogenannten politischen Generale, die diese Stellung nur ihrem öffentlichen Einflusse verdankten und von militärischen Dingen keine Ahnung hatten, bildeten die Ausnahme. Viele auf der ersten Liste stehende Namen sollten später sogar zu hoher Berühmtheit gelangen und dem Präsidenten wie seinen Beratern Ehre machen.

Die Erziehung der Armee zu Gehorsam und Pflichttreue machte unter dem Einflusse der von Mac Clellan getroffenen Maßregeln zwar langsame aber stetige Fortschritte. Während seiner gesamten organisatorischen Tätigkeit hatte der General nur einen einzigen Fall von offener Auflehnung zu unterdrücken. Die Mannschaften eines Freiwilligen-Regiments verweigerten kurze Zeit nach der Schlacht am Bull Run wegen einer unerfüllten Soldforderung den Gehorsam. Der General ließ ihr Lager von regulären Truppen umstellen. Das genügte, um sie zur Vernunft zu bringen. Zur Strafe nahm ihnen Mac Clellan ihre Fahne weg, mit dem Versprechen, sie auf dem Schlachtfelde zurückzugeben. Das Regiment soll später eines der besten der Armee geworden sein. Bezeichnend für den durchweg guten Geist der Leute war es auch, daß trotz des allgemein beliebten Verkehrs in den Bars ein aus erziehlichen und gesundheitlichen Gründen erlassenes Branntweinverbot nur verhältnismäßig selten übertreten wurde.

Die Gesundheitspflege.

Im übrigen sah es freilich mit der Gesundheitspflege lange Zeit recht übel aus. Solange eine straffe militärische Oberaufsicht fehlte, herrschte dort völlige Anarchie. Die Gouverneure der Einzelstaaten waren zwar angewiesen, für jedes Freiwilligen-Regiment einen Truppenarzt und einen Assistenzarzt zu ernennen, aber viele von ihnen kümmerten sich überhaupt nicht um diesen Befehl. Zahlreiche Regimentskommandeure nahmen für sich das Recht in Anspruch, ihr Sanitätspersonal selbst zu ernennen und ließen die von den Gouverneuren angestellten Ärzte gewaltsam aus dem Lager entfernen. Für die berittenen Waffen war in den Bestimmungen überhaupt kein Sanitätspersonal vorgesehen.

Die Ärzte waren in Nordamerika überaus zahlreich und tüchtig, aber sie besaßen weder die für ihre Verwendung im Felde nötige militärische Erfahrung noch den

erforderlichen Überblick über den Verwaltungsapparat. Da dieser selbst erst im Entstehen war, und keine allgemein gültige Arbeitsteilung bestand, war jener Mangel auch ganz begreiflich. So wurde denn einfach ins Blaue hinein verfügt. Man schob die Kranken, mit denen man bei der Truppe nichts anzufangen wußte, nach Washington ab. Dort mußten sie erst vor den verschlossenen Toren der Lazarette warten, um dann doch wegen Überfüllung abgewiesen zu werden und von einem Hospital zum andern weiterzuwandern. Hatten sie schließlich Aufnahme und Heilung gefunden, so setzte man sie auf die Straße, ohne ihnen die Mittel zur Rückkehr zum Truppenteil zu geben. Selbst die Abgänge an Leichtkranken verursachten auf diese Weise oft dauernde Lücken in den Reihen der Armee.

Im täglichen Leben der Truppen wurde unausgesetzt den einfachsten Grundsätzen der Gesundheitslehre zuwidergehandelt. Man schlug ohne zwingende Veranlassung, lediglich aus Unerfahrenheit, ständige Lager in ungesunden, feuchten Niederungen auf. Die Folge davon waren, besonders in den heißen Monaten des Jahres 1861, verheerende Seuchen, die z. B. im Lager von Arlington ein volles Drittel der Division Mac Dowell ergriffen.

Eine weitere Ursache des schlechten Gesundheitszustandes war der bereits erwähnte*) Mangel an Sorgfalt bei der ärztlichen Untersuchung der Rekruten. Bezeichnend für die hierdurch verursachten Mißstände ist ein vom Arzte des 61. New York-Regiments verfaßter Bericht. Dort wird als Grund für den hohen Krankenstand die Tatsache angeführt, daß zahlreiche Leute teils infolge ihres hohen Alters von 60 bis 70 Jahren, teils infolge von Bruchleiden, alten Eiterungen, Fallsucht und anderen unheilbaren Krankheiten körperlich niedergebrochen seien. In einem einzigen Kavallerie-Regiment stellte ein anderer Arzt 80 Leute fest, die mit Brüchen oder Epilepsie behaftet waren. Vom Oktober bis zum Dezember 1861 wurden aus dem Verbande der Potomac-Armee 4000 Mann als dienstunbrauchbar entlassen, darunter 3000, die schon bei ihrer Einstellung untauglich gewesen waren. Diese Leute hatten die Bundesregierung monatlich nicht weniger als vier Millionen Mark gekostet; kein Wunder also, wenn das Kriegsministerium am Ende des Jahres den Entschluß kundgab, die pflichtvergessenen Ärzte für den Schaden haftbar zu machen, und rücksichtslos mit dem unfähigen Personal aufräumte. Mit lobenswerter Tatkraft und großem Erfolge wurde gleichzeitig durch den Erlaß zweckmäßiger Vorschriften und Verbesserung der sanitären Einrichtungen Wandel geschaffen. Auch die Truppen selbst lernten allmählich besser sich gegen die Gefahren von Wind und Wetter zu schützen. Sie bauten statt der Zelte widerstandsfähige Lagerhütten aus Holz, die sogar geheizt werden konnten. Der Erfolg war, daß schon im Januar 1862 der Krankenstand ganz wesentlich herunterging.

---

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1908. 3. Heft, Seite 494 und 495.

Bei den regulären Truppen war er übrigens von vornherein stets erheblich niedriger gewesen als bei den freiwilligen. Während diese nahezu sämtlich von Epidemien befallen wurden, sobald sie in Lagern vereinigt waren, blieben jene unter den gleichen Verhältnissen von allen Seuchen verschont. Der Grund dafür ist zweifellos weniger in der größeren Widerstandsfähigkeit der regulären Truppen als in ihrem besseren Verständnis für die Forderungen der militärischen Gesundheitslehre zu suchen.

Das vorstehend skizzierte Bild des Unionsheeres würde in einem wesentlichen Punkte unvollständig bleiben, wenn nicht der großen Rolle Erwähnung geschähe, die in dem täglichen Leben von Hoch und Niedrig das Zeitungswesen spielte.

Das Zeitungswesen.

Die tägliche Post brachte, wie der Graf von Paris*) berichtet, große Mengen von Tagesblättern in die Lager, wo man ihnen mit Spannung entgegensah, und „Zeitungsjungen zu Pferde und zu Fuß sie in hastender Eile bis in die entferntesten Winkel verbreiteten. Man sah sie bisweilen sogar ihre Blätter auf dem Schlachtfelde selbst ausrufen und an Verwundete verkaufen, die sich erst eben wieder aufgerafft hatten. In jedem Zelte wurden Abends die neuesten Nachrichten aus dem Herald oder der Tribune gelesen und lebhaft erörtert, und mancher Posten, der sich unbeobachtet glaubte, patrouillierte mit dem Gewehr in der einen und seiner Zeitung in der anderen Hand."

Die Presse suchte diesen Lesehunger, der weit weniger dem Bedürfnis nach geistiger Anregung als einfacher Neugier und Sensationslust entsprang, mit allen Mitteln zu befriedigen und dadurch lebendig zu halten. Ein „Generalstab" von Berichterstattern, dem wir ja auch schon am Bull Run begegnet sind, verteilte sich über den ganzen Kriegsschauplatz.**) Er war aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengesetzt. Neben Schriftstellern von wirklicher Bedeutung fanden sich andere, die weniger ernst zu nehmen waren, abgesehen vielleicht von ihrem Spürsinn. Einzelne steigerten sich schließlich so in kriegerischen Tatendrang hinein, daß sie die Feder mit dem Schwert vertauschten. Fast alle zeigten eine fabelhafte Ausdauer und Entschlossenheit. Aber nicht alle hatten militärischen Takt. So konnte es nicht ausbleiben, daß schädliche Indiskretionen vorkamen. Die Sorge um die Wahrung des Dienstgeheimnisses wurde daher für manchen General zu einer schweren Last. Sherman, der später so berühmte Heerführer, suchte sie im Verlaufe des Krieges einmal abzuschütteln, indem er alle Korrespondenten aus seiner Armee verbannte. „Sie verschwanden auch, denn es war eine mißliche Sache, seinen Befehlen zu trotzen, aber binnen einem Monat waren sie alle wieder da."

---

*) I, 516 ff.

**) Der New York Herald unterhielt für sich allein 63 Kriegsberichterstatter. Einer davon fiel in der Schlacht, zwei starben infolge der Strapazen, sechs wurden verwundet und sieben oder acht gerieten in Gefangenschaft.

Das zahlenmäßige Anwachsen der Potomac-Armee.

Einen Überblick über das zahlenmäßige Anwachsen der bei Washington versammelten Truppen gibt die nachstehende, auf amtlichen Listen beruhende Zusammenstellung:

1	2	3	4	5
Datum	Sollstärke Mann	Unter den Fahnen Mann	Beurlaubt Mann	Bemerkungen
27. Juli 1861	?	51 600	?	Von den in Spalte 3 aufgeführten Mannschaften waren in der Zeit vom 1. Dezember 1861 bis zum 1. März 1862 durchschnittlich 13 000 bis 15 000 Mann krank, 2000 bis 3000 Mann in Haft.
15. Oktober 1861 . .	152 000	143 600	8 400	
12. November 1861.	?	170 000	?	
1. Dezember 1861 .	198 200	186 700	11 500	
1. Januar 1862 . .	219 700	208 000	11 700	
1. März 1862 . . .	223 000	208 400	14 600	

Die oben angeführten Ziffern enthalten nicht nur die Kopfstärke der Feldarmee, sondern auch die der Besatzungstruppen. Bringt man diese in der von Mac Clellan für notwendig erachteten Stärke von 38 000 Mann*) in Abzug, so ergibt sich, daß für die geplanten Operationen einschließlich der Urlauber am 1. Januar 1862 181 700 Mann, am 1. März 1862 185 000 Mann verfügbar waren. Obwohl mithin zu Beginn des neuen Jahres noch über 80 000 Mann an den von Mac Clellan geforderten 273 000 fehlten, hat die Verstärkung der Potomac-Armee bis zum 1. März keine nennenswerten Fortschritte mehr gemacht. Es läßt sich dafür kaum eine andere Erklärung finden als die, daß der Ersatz zu mangeln begann. Der kriegerische Betätigungsdrang der wehrfähigen Bürger scheint mit der materiellen Opferwilligkeit des Kongresses zuletzt nicht mehr gleichen Schritt gehalten zu haben. Darauf deutet auch eine Maßregel hin, die Mac Clellan gegen Ende des Jahres 1861 in Vorschlag brachte, um die Feldarmee soviel wie möglich von allen Abgaben für Sonderzwecke zu entlasten: die Aufstellung der sogenannten Küstendivision.**) Sie war zunächst dazu bestimmt, in den Kämpfen um die Befestigungen an der Chesapeake-Bai und am Potomac Verwendung zu finden und sollte eine Art Marinetruppe aus Mannschaften sein, die für den Dienst zu Schiffe einige Vorkenntnisse mitbrachten. Einen wesentlichen Vorteil dieser Maßnahme erblickte Mac Clellan, wie er in der Begründung des Vorschlages ausführte, darin, „daß bestimmte Bevölkerungsklassen zum Eintritt in die Armee veranlaßt würden, auf deren Dienste die Regierung sonst nicht hätte rechnen können."

*) Seite 175.

**) Beendet im Januar 1862.

Die nachfolgende Kriegsgliederung der Potomac-Armee läßt erkennen, welche Truppen bis zum März 1862 unter Mac Clellans unmittelbarer Leitung aufgestellt

Kriegsgliederung der Potomac-Armee

Führer: General

II. Korps (Sumner). 31 000 M.

3. Division (Blenker).			2. Division (Sedgwick).			1. Division (Richardson).		
3. Brigade (Schimmelpfennig).	2. Brigade (v. Steinwehr).	1. Brigade (Stahel).	3. Brigade (Dana).	2. Brigade (Burns).	1. Brigade (Gorman).	3. Brigade (French).	2. Brigade (Meagher).	1. Brigade (Howard).

IV. Korps (Keyes). 37 900 M.

3. Division (Casey).			2. Division (Smith.			1. Division (Couch).		
3. Brigade (Palmer).	2. Brigade (Keim).	1. Brigade (Naglee).	3. Brigade (Davidson).	2. Brigade (Brooks).	1. Brigade (Hancock).	3. Brigade (Brigg).	2. Brigade (Peck).	1. Brigade (Graham).

Vorübergehend zugeteilt: 2 Btle. Provost-Guard (Casey)

8000 M. Garnison von Baltimore (Dix).
Inf. (13 Regimenter).
Kav. (2 Regimenter).
Art. (3 Batterien).

22 400 M. Garnison von Washington (Wadsworth), (Pope).
Inf. (23 Regimenter).
Kav. (6 Regimenter).
Festungs-Art. (7 Batterien).

Zur Verfügung des Armee-Oberkommandos.

Infanterie-Reserve (Sykes). 4800 M.
67 Komp.

Kavallerie-Reserve (Cooke). 3100 M.
Brig. Emory. Brig. Blake.

Artillerie-Reserve (Hunt). 3100 M.
reit. schw. u. fahr.

Belag. Park (Tyler).

Signal-Abt. (Myer). | Telegr. Abt. (Eckert). | Luftsch. Abt. | Genie-Brigade (Woodbury). 2800 M. 3 Komp. Br. Train

Erläuterung:

Inf. Regt.
Kav. „
Batterie.

Die fett eingerahmten Truppenverbände nahmen auf Befehl des Präsidenten Lincoln zunächst an der Offensive nicht teil, wurden vielmehr bei Washington zurückbehalten. Später wurden jedoch die Divisionen Franklin und Mac Call sowie 2 Brigaden der Division Shields dem Führer der Potomac-Armee wieder zur Verfügung gestellt.

worden sind. Die Übersicht auf Skizze 7 zeigt die Stärke und Verteilung des gesamten Unionsheeres um dieselbe Zeit. Der Zahl nach stellte also die Potomac-Armee nur

nach dem Stande vom 17. März 1861.

Mac Clellan. 223 000 M.

I. Korps (Mac Dowell). 38 500 M.

3. Division (King).
3. Brigade (Augur). 2. Brigade (Patrick). 1. Brigade.

2. Division (Mac Call).
3. Brigade (Ord). 2. Brigade (Meade). 1. Brigade (Reynolds).
Inf. Rgt.

1. Division (Franklin).
3. Brigade (Newton). 2. Brigade (Slocum). 1. Brigade (Kearney).

Schützen-Rgt. Kav. Brigade

III. Korps (Heintzelmann). 38 800 M.

3. Division (Hamilton), (Kearney).
3. Brigade (Berry). 2. Brigade (Birney). 1. Brigade (Jameson).

2. Division (Hooker).
3. Brigade (Starr). 2. Brigade (Naglee) (Nelson Taylor). 1. Brigade (Sickles) (Grover).

1. Division (Porter).
3. Brigade (Butterfield). 2. Brigade (Morell). 1. Brigade (Martindale).
Schützen-Rgt.

Averell.

V. Korps (Banks). 32 600 M.

2. Division (Shields).
3. Brigade (Tyler). 2. Brigade (Sullivan). 1. Brigade

1. Division (Williams).
3. Brigade. 2. Brigade 1. Brigade (Abercombie).

Inf. Regt.

Kav. Division.

wenig mehr als den dritten Teil der bewaffneten Landmacht dar, nach Organisation, Ausrüstung und Bewaffnung standen jedoch die übrigen Truppen hinter ihr zurück.

Das Ergebnis der Rüstungen im Westen.

Im Gegensatze zu Ostvirginien war in den westlichen Departements*) an Ersatz kein Mangel. Man verfügte dort sogar über einen weit kräftigeren, an körperliche Anstrengungen besser gewöhnten Menschenschlag**) als am Potomac, aber es fehlte dafür vielfach an der für Operationen über so weite Räume mit dünner Bevölkerung und schwach entwickelter Industrie doppelt unentbehrlichen Ausstattung mit Kriegsmaterial sowie an einer tüchtigen Verwaltung. Auch nachdem Mac Clellan (am 1. November 1861) an Stelle von Scott zum Oberbefehlshaber des gesamten Unionsheeres ernannt worden war, änderte sich das Bild nicht wesentlich. Wie schlimm es im Westen ausgesehen haben muß, beweist ein Schreiben des Generals an den neu ernannten Departementschef von Missouri***), Halleck. Es heißt darin: „Sie haben nicht nur die gewöhnlichen Pflichten eines militärischen Befehlshabers zu erfüllen, sondern die weit schwierigere Aufgabe, ein Chaos in Ordnung zu bringen, den größten Teil des Departementsstabes gegen anderes Personal auszuwechseln und ein System lässiger Geschäftsführung und vielleicht in der Weltgeschichte noch nicht dagewesenen Betruges durch eine sparsame Verwaltung zu ersetzen." Daher kann es nicht wundernehmen, wenn Mac Clellan, als man ihn schon vor Ablauf des Jahres 1861 zum Beginn der allgemeinen Offensive drängte, seine Weigerung in erster Linie mit den Zuständen im Westen begründete. In Wirklichkeit hat freilich bei diesem Entschluß ohne Zweifel der Umstand sehr wesentlich mitgesprochen, daß auch die Potomac-Armee noch unfertig war. Hatte sie doch selbst im Frühjahr 1862, als die Operationen tatsächlich begannen, trotz aller der großen und anerkennenswerten Fortschritte, keineswegs schon den Grad der Ausbildung und inneren Festigkeit erlangt, den Mac Clellan für die notwendige Vorbedingung des Erfolges hielt.

---

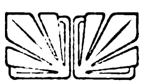
*) Die Departementseinteilung (s. Skizze 7) war nach denselben Gesichtspunkten erfolgt wie im Süden.

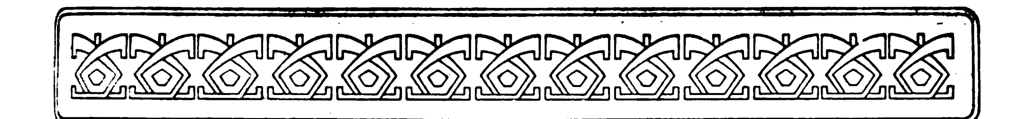
**) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1908. 3. Heft. Seite 489.

***) Dieses Departement wurde im März 1862 mit anderen Gebieten zum Mississippi-Departement vereinigt.

(Fortsetzung folgt.)

Deutelmoser,
Hauptmann im Großen Generalstabe.





Neue Ausbildungsvorschriften des russischen Heeres.

An die Beendigung des Mandschurischen Feldzuges reihte sich als neue schwierige Aufgabe für das russische Heer die Unterdrückung der revolutionären Bewegung im Innern des Reiches. Der hierdurch verursachte umfangreiche Sicherheitsdienst beanspruchte die Kräfte der Truppe in so hohem Maße, daß für eine durchgreifende Friedensausbildung wenig Zeit blieb. In verschiedenen Garnisonen konnten die Mannschaften nur einmal wöchentlich zum Exerzieren herangezogen werden; in Warschau stellte im Oktober 1906 jedes Bataillon täglich 200 Mann zum Wach- und Sicherheitsdienst. Vereinzelt wurden sogar Rekruten im Polizeidienst verwendet. Die Schädigung der Ausbildung machte sich derart fühlbar, daß die Jahrgänge 1905 und 1906 nach dem Urteil russischer Sachverständiger als unzureichend ausgebildet angesehen werden mußten.

Diese ungünstigen Verhältnisse erschwerten auch die praktische Verwertung der Kriegserfahrungen. Nur die militärische Fachpresse beschäftigte sich lebhaft mit ihrer Verarbeitung.

Das Jahr 1907 brachte eine gewisse Beruhigung im Reiche und damit die Möglichkeit, Versäumtes nachzuholen. Die Truppe wurde wieder einer intensiveren Friedensausbildung zugeführt. Energisches Eingreifen der höheren Vorgesetzten veranlaßte eine rege Ausbildungstätigkeit aller Waffen. Von einer Gleichmäßigkeit der Ausbildung in den Militärbezirken konnte aber noch kaum die Rede sein, da allgemein gültige, von modernem Geiste getragene Dienstvorschriften fehlten. In vielen Militärbezirken half man sich daher damit, daß die vom Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch für seinen Befehlsbereich in Petersburg gegebenen Weisungen als maßgebend übernommen wurden.

Besonders nachteilig macht sich auch jetzt noch das Fehlen einheitlicher und bindender Gefechtsvorschriften bemerkbar. Nur für die Infanterie hatte noch während des Krieges im Jahre 1905 der Kriegsminister Ssacharow „zeitweilige" Bestimmungen erlassen. Sie wurden in Beratungen weiter entwickelt, die auf Veranlassung des Generalinspekteurs der Artillerie, Großfürsten Ssergei Michailowitsch, ebenfalls 1905

in Petersburg stattfanden und sich auch auf das Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie, auf Feldbefestigung, Funkentelegraphie und Luftschiffahrt erstreckten. Es entstand eine „Zusammenstellung" (Swod), die noch 1905 den Truppenkommandeuren zugänglich gemacht und im Mai 1906 durch kriegsministeriellen Erlaß als „Vorläufige Vorschrift für die Gefechtsausbildung" der Truppe übergeben wurde. Sie enthält neben einigen Neuerungen meist Wiederholungen älterer Vorschriften, wurde in der Fachpresse lebhaft angegriffen und im praktischen Truppendienst anscheinend nicht überall beachtet. Doch ist sie offiziell noch in Gültigkeit, soweit einzelne Teile nicht durch neue Vorschriften ersetzt worden sind.

Bereits im März 1906 war nämlich ein „Ausbildungskomitee" berufen worden, um „die Mängel, die zu den Niederlagen des letzten Krieges geführt hatten, abzustellen" und „neue, einheitliche Ausbildungsvorschriften zu schaffen." Über das Stadium der Beratungen, Versuche und Gutachten kam es jedoch lange nicht hinaus. Erst neuerdings hat man mit der endgültigen Ausgabe einiger Abschnitte von Vorschriften begonnen, wie vor allem des formalen Teiles des Exerzier-Reglements für die Infanterie. Eine „Anleitung", die dem zweiten Teil unseres Reglements entsprechen soll, ist noch nicht fertiggestellt.

Auch Teile einer Vorschrift für den „Feldpionierdienst der Infanterie" wurden veröffentlicht.

Der Entwurf eines neuen Feldartillerie-Reglements soll bereits im Herbst 1907 beendet worden sein; er scheint geheim gehalten zu werden. Bisher wurde die Artillerie nach ebenfalls geheimen „Weisungen des Erlauchten Generalinspekteurs" vom Jahre 1906, die sich ihrem wesentlichen Inhalt nach mit dem „Swod" decken dürften, ausgebildet.

Auch ein neues Kavallerie-Exerzier-Reglement soll höheren Truppenführern zur Begutachtung zugegangen sein.

Noch nicht abgeschlossen ist endlich die Neubearbeitung der Schießvorschriften, von denen die für Handfeuerwaffen im Jahre 1906 einer teilweisen Umarbeitung unterzogen wurde. Von der Schießvorschrift für Maschinengewehre erschien im April 1907 ein neuer Abschnitt „Schulschießen."

Das Infanterie-Exerzier-Reglement vom Jahre 1908.

Der bisher veröffentlichte formale Teil enthält bindende Bestimmungen für das Exerzieren, sowie die Formen für das Gefecht. Die Anordnungen, die besonders charakteristisch sind oder grundsätzliche Abweichungen von unserem Reglement enthalten, sollen nachstehend aufgeführt werden.

I. Exerzierformen: Die für den inneren Dienst der Kompagnie bestehende Gliederung in vier Züge zu 8 bis 16 und in Sektionen zu 4 bis 6 Rotten soll beim Exerzieren beibehalten werden. Auch die Verteilung der Offiziere und Unteroffiziere ist möglichst wenig zu ändern. Ein Ausgleichen der Rotten ist im Felde

verboten; nur beim Schulexerzieren darf es vorübergehend vorgenommen werden.*) Je zwei Züge können eine „Halbkompagnie“ bilden, die Einteilung in „Halbzüge“ ist dagegen nicht vorgesehen.

Die Leute stehen im Gliede mit einer Handbreit Zwischenraum. Auf „Rührt euch“ läßt lediglich die Anspannung nach, die Stellung der Füße wird nicht verändert. Auf das Kommando „Zurechtmachen“ wird gerührt und Anzug wie Ausrüstung in Ordnung gebracht; Zug- und Sektionsführer dürfen ihre Plätze verlassen.

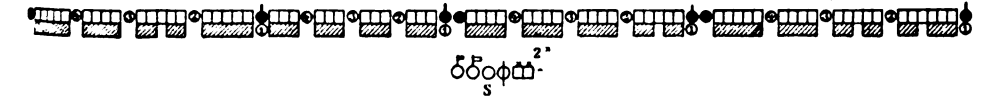
Die einzelnen Bewegungen der Griffe folgen sich im Marschtempo, also langsamer wie bei uns. Präsentiert wird nur von „Gewehr ab.“

Beim Exerziermarsch wird ein kurzes Vorbringen und Strecken des Unterschenkels nicht gefordert. Das Zeitmaß ist 120 Schritt in der Minute gegen 114 Schritt in unserem Reglement. Nach jedem Halten wird ohne weiteres Kommando „Gewehr ab“ genommen.

Exerzierformen der Kompagnie sind Linie, Zug- und Sektionskolonne, sowie die Kompagnie in Züge auseinandergezogen. Bei der Kompagnie in Linie stehen die Sektionsführer auf dem rechten Flügel ihrer Sektionen und zählen als Rotte mit. Hinter der Front befinden sich nur die Spielleute, der Feldwebel, der Schießunteroffizier und der Träger des Kompagniefähnchens (Jalonneur).

Bild 1.

Kompagnie in Linie.



Erklärung für Bild 1, 3 und 4.

Zugführer.
Zugunteroffizier.
Sektionsführer.
Feldwebel.
Schießunteroffizier.
Träger des Kompagniefähnchens.
Hornist.
Tambour.
1. Glied.
2. „ .

Die Linie ist entweder „geschlossen“ oder auf mindestens 1 Schritt Zwischenraum von Rotte zu Rotte „geöffnet“, ferner zwei- oder eingliedrig. Außerdem können die ungeraden Rotten auf der Stelle und in der Bewegung, sowohl in der Frontrichtung wie nach der Flanke verdoppelt werden.

Bild 2.

Verdoppeln der Rotten.

Erklärung.

① = 1. Glied.
[1] = 2. „ .

*) Siehe auch Schluß des 4. Absatzes Seite 195.

Die so entstehende, auch in anderen Armeen bekannte „Kolonne zu Vieren" dient jedoch nicht als Marschform an Stelle unserer „Gruppenkolonne", sondern nur zu kurzen Seitwärtsbewegungen.

Aus der geschlossenen Linie werden Salven nur kompagnieweise im Stehen und Knieen, aus der geöffneten auch zugweise und liegend abgegeben. In diesem Falle legen sich die Leute des zweiten Gliedes links neben ihren Vordermann in die Zwischenräume. Die Mannschaften laden nach dem Einnehmen der Schießstellung oder nach der Schußabgabe ohne besonderes Kommando. Soll das Feuer vorübergehend unterbrochen werden, so wird „Sichern", soll es überhaupt eingestellt werden, „Entladen" befohlen. In beiden Fällen nehmen die Leute „Gewehr ab" und treten, wenn die Schußabgabe im Stehen erfolgte, wieder auf Vordermann. Einzelfeuer kann nur aus der geöffneten Linie abgegeben werden. Es ist „langsames", „lebhaftes" und „Schützenfeuer mit einer bestimmten Patronenzahl" vorgesehen. Wird langsam gefeuert, so erfolgt die Schußabgabe innerhalb der Züge der Reihe nach von einem Flügel.

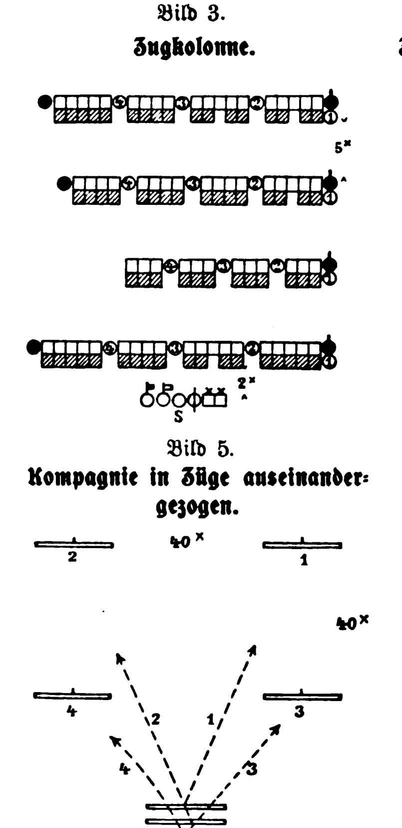


Bild 3.
Zugkolonne.

Bild 4.
Zug in Sektionskolonne.

Bild 5.
Kompagnie in Züge auseinandergezogen.

Die Zugkolonne wird aus der Linie durch zugweises Abschwenken oder Abmarschieren nach einem Flügel gebildet. Zug- und Sektionsführer wiederholen bei Hakenschwenkungen und Aufmärschen, sowie beim Abbrechen und Abmarschieren im Schritt, die Ausführungskommandos; die Zugführer treten dazu zwei Schritt vor die Front.

Bei der Kompagnie in Sektionskolonne — Bild 4 stellt einen Zug dar — kann der Abstand der nicht ausgeglichenen Frontbreite der einzelnen Sektionen entsprechend sehr verschieden sein.

Die Kompagnie in Züge auseinandergezogen zeigt normal je zwei Züge im ersten und zweiten Treffen auf Vorderrichtung mit 40 Schritt Abstand und Zwischenraum. Die einzelnen Züge können in sich beliebige Formen einnehmen.

Für das Bataillon besteht neben der Sektionskolonne und dem „Bataillon in Kompagnien auseinandergezogen" als einzige Exerzier-

form unsere frühere Doppelkolonne. In ihr erfolgen alle Bewegungen, die von den Kompagnien gleichzeitig auszuführen sind, auf Kommando des Bataillonsführers. Der Gleichschritt ist dabei im ganzen Bataillon einzuhalten.

Für die größeren Verbände bis einschließlich der Division ist eine „Reserve-(Versammlungs-) Form" vorgesehen: die Bataillone in Doppelkolonnen, die Regimenter und Brigaden flügel- oder treffenweise. Bei Bewegungen in übersichtlichem Gelände gibt der höhere Führer Ankündigungskommandos, die von allen Befehlshabern bis zum Bataillonskommandeur herab wiederholt werden müssen. Sonst tritt an die Stelle des Kommandos der Befehl.

Bei allen Exerzierformen von der Kompagnie aufwärts schreibt das Reglement die Plätze für Maschinengewehr-Kommandos und Infanterie-Patronenkarren vor; erstere stehen im allgemeinen 20, letztere 30 Schritt hinter der Mitte ihrer Verbände.

II. Gefechtsformen. Auch für das Gefecht bleibt die Gliederung der Kompagnie in Züge und Sektionen unverändert bestehen. Die Sektionen werden außerdem noch in Gruppen von vier bis sechs Mann eingeteilt, deren Zusammensetzung sich ebenfalls möglichst wenig ändern soll. Sind durch das Einschieben von Verstärkungen die Verbände durcheinandergekommen, so erfolgt eine Neueinteilung nur dann, wenn mehrere Kompagnien gleichzeitig in die Feuerlinie einschwärmten. Auch in diesem Falle ist die ursprüngliche Gliederung bei nächster Gelegenheit wiederherzustellen. Jeder Hinweis darauf, daß die Truppe erzogen sein muß, auch in neu geschaffenen Verbänden und unter fremden Führern die Gefechtshandlung zum Abschluß zu bringen, fehlt. Durch das Belassen in vertrauter Umgebung glaubt man, der beschränkten Intelligenz des Mannes zu Hilfe zu kommen.

Vom Schützen wird im allgemeinen selbständiges Handeln gefordert; im einzelnen sind seiner Selbsttätigkeit jedoch Grenzen gezogen. So wird beim langsamen Schützenfeuer die Reihenfolge der Schußabgabe innerhalb der Züge, Sektionen oder Gruppen durch Befehl geregelt. Zug- und Sektionsführer haben das Stopfen des Feuers zu veranlassen, wenn das Ziel verschwindet; von selbst, wie bei uns, unterbrechen die Leute das Feuer nicht. Ist man gezwungen, in Sektionen, Gruppen oder mit einzelnen Leuten springend und kriechend an den Gegner heranzugehen, so hat der Zugführer alle Einzelanordnungen dafür zu geben.

Die Schützen laden ohne besonderes Kommando nach dem Ausschwärmen oder in der ersten Stellung. Innerhalb der Standvisierentfernung dürfen sie auch aus eigenem Entschluß das Feuer eröffnen. Im übrigen leiten die Zugführer das Feuer, nachdem der Kompagnieführer, abweichend von unseren Bestimmungen, auch die Feuerart befohlen hat.

Salven können auch sektionsweise abgegeben werden. Die Sektionsführer haben

Bild 6.

2000 m vom Gegner

180 m 210 m 200 m

2. 3. 1.

d. Schützenentwicklung.

4. Komp.

2. 3. 1.

c. Entfaltung der Kompagnien.

4. Komp.

4000 m vom Gegner

2. 3. 1.

b.

4. Komp.

2. 3. 1.

4. Komp.

a. Entfaltung des Bataillons.

3. 4.

2. 1.

1.

2.

3.

4. Komp.

6000 m vom Gegner

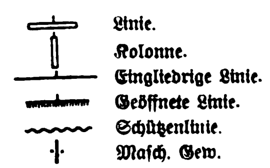
zu melden, wenn ihre Leute die Hälfte der Taschenmunition verschossen haben. Beim Vorgehen und beim Stellungnehmen wird peinlichste Geländeausnutzung, sowie die Verwendung von Schanzzeug und Sandsäcken verlangt. Daß Wirkung vor Deckung geht, ist weniger scharf betont als in unseren Vorschriften.

Formen und Einzelanordnungen für den Angriff eines Bataillons ergeben sich aus nebenstehendem Bilde und folgender Zusammenstellung.

Der „Übergang zur Gefechtsgliederung", die Entfaltung des Bataillons (a), erfolgt bereits auf der weitesten Artillerieschuß-Entfernung, in übersichtlichem Gelände 5 bis 6 km vom Gegner. Der Bataillonskommandeur hat vorher das Angriffsgelände erkundet, Aufklärung, Flankensicherung und Verbindung geregelt, und an alle Kompagniechefs gleichzeitig — „wenn angängig, vor sämtlichen Mannschaften" — folgenden, schematisch festgelegten Gefechtsbefehl ausgegeben:

1. Nachrichten über den Feind und Anschlußtruppen.
2. Gefechtsauftrag und eigene Absicht.
3. Allgemeine Angriffsrichtung.

Zeichenerklärung:



4. **Gefechtsstreifen der Kompagnien; Bestimmung über Reserven und Verwendung der Maschinengewehre.**
5. **Verbleib der Patronenkarren.**
6. **Aufenthalt des Führers.**

Nur wenn Eile geboten ist, darf er den Kompagnien Einzelbefehle geben, der geschlossene Befehl ist dann aber bei nächster Gelegenheit nachzuholen. Die Kompagniechefs teilen ihren Leuten den Gefechtsbefehl mit; Zug- und Sektionsführer überzeugen sich durch Fragen, daß die Anordnungen überall verstanden sind. Erst dann beginnt die Vorwärtsbewegung.

Die Kompagnien ziehen im weiteren Vorgehen ihre Züge auseinander (b), die je nach der Geländegestaltung in Kolonne bleiben, zur Linie aufmarschieren, die Rotten öffnen oder ein Glied formieren (c). Im Wirkungsbereich des feindlichen Infanteriefeuers, bei übersichtlichem Gelände etwa 2 km vom Gegner, wird ausgeschwärmt (d). Die Frontausdehnung der kriegsstarken Kompagnie kann dabei 180 bis 210 m betragen. Werden mehr als zwei Züge entwickelt, so übernimmt der Kompagniechef persönlich ihre Führung. Richtungsveränderungen der Schützenlinie erfolgen nicht durch gleichzeitiges Schwenken, sondern zug-, sektions- und gruppenweise.

Das Vorgehen der Schützen bis auf mittlere Entfernungen geschieht sprungweise in Zügen, Sektionen oder Gruppen und wird durch das Feuer liegenbleibender Teile unterstützt.

Die Reserven folgen der Schützenlinie mit einem Abstande, der „unter Vermeidung unnötiger Verluste rechtzeitiges Eingreifen gewährleistet.“ Für das Vorgehen selbst ist jede Form gestattet, die dem Gelände und der Lage entspricht, auch die Schützenlinie, sowie das Springen oder Kriechen einzelner Leute. Daß ein frühzeitiges Aufgeben der geschlossenen Formen ein Übelstand ist und häufige Formveränderungen die Vorwärtsbewegung verzögern, wird im russischen Reglement nicht hervorgehoben.

Die vier Maschinengewehre des Regiments werden meist einem Bataillon überwiesen und bleiben gewöhnlich zunächst in Reserve. Auf etwa 800 m vom Gegner sollen sie vereinigt oder zugweise eingesetzt werden. Auch können sie, in der Regel auf einem Flügel, einen „Maschinengewehr-Gefechtsabschnitt“ für sich bilden. Auf den wirksamen Kampfentfernungen werden sie sprungweise durch Mannschaften vorgebracht und durch peinlichste Geländeausnutzung der Sicht und dem Feuer des Gegners nach Möglichkeit entzogen.

Die Patronenkarren folgen dem Bataillon entweder vereinigt oder auf die Kompagnien verteilt, im Gefecht werden sie möglichst nahe herangezogen.

Die Schützenlinie soll sich bis auf etwa 35 m an den Feind heranarbeiten und dann auf besonderen Befehl zum Sturme schreiten. Dieser kann „von der Schützenlinie allein ausgeführt werden, während sich die Reserve zum Eingreifen bereit hält,

oder umfassend von der Reserve allein, während die Schützenlinie nur durch Feuer wirkt, oder endlich von beiden gemeinsam, nachdem die Reserve dicht aufgeschlossen ist."

Gelingt es der Schützenlinie nicht, auf die Sturmentfernung heranzukommen, dann soll sie aus der letzten Feuerstellung im Schritt und in der Bewegung feuernd ununterbrochen vorgehen, bis sie auf 35 m zum Sturm ansetzen kann. Ob diese Bestimmung in Wirklichkeit ausführbar sein wird, bleibt zweifelhaft.

Ist der Feind geworfen, so wird mit dem Bajonett oder mit Feuer verfolgt, die genommene Stellung besetzt und sofort mit dem Ordnen der Verbände begonnen.

Muß die Schützenlinie zurückgehen, so sind die Kompagniechefs für die rechtzeitige Besetzung von Aufnahmestellungen innerhalb ihrer Abschnitte verantwortlich. Von dem „sprungweisen Zurücklaufen", wie es in den Beratungen des Ausbildungskomitees zuerst beschlossen worden war, hat das Reglement Abstand genommen.

Im allgemeinen bedeutet das neue Reglement zweifellos einen erheblichen Fortschritt gegen früher.

Anleitung für den Feldpionierdienst der Infanterie.

Der Ostasiatische Krieg hatte gezeigt, daß die alte Feldbefestigungsvorschrift vom Jahre 1891 der gesteigerten Waffenwirkung nicht genügend Rechnung trug. Bereits 1905 erschienen im „Swod" Ergänzungen und Zusätze. Sie waren allgemein gehalten und nutzten der Truppe nur wenig. Im Jahre 1907 wurde die neue deutsche Feldbefestigungsvorschrift der russischen Armee in wörtlicher Übersetzung zugänglich gemacht und seitdem tatsächlich eifrig benutzt; während der Lagerübungen ist sie bei einzelnen Truppenteilen allein maßgebend gewesen. Nach zweijährigen Beratungen einer Sonderkommission des Ausbildungskomitees ist dann am 19. Juni 1908 unter dem Titel „Anleitung für den Feldpionierdienst der Infanterie" der erste Teil einer neuen Feldbefestigungsvorschrift erschienen. Jede der drei Waffen erhält eine in sich abgeschlossene Anleitung, die in drei Abschnitten enthält: „was jeder Gemeine und Gefreite, was jeder Unteroffizier und was jeder Offizier vom Feldpionierdienst wissen muß." Der Truppe überwiesen ist bisher nur die Anleitung für die Infanterie, Teil I, Abschnitt 1 und 2. Der hauptsächliche Inhalt läßt sich, wie folgt, zusammenfassen:

Die Infanterie muß feldmäßige Erdarbeiten und Biwakseinrichtungen, einfache Wegebesserungen*) und Brückenbauten*) selbständig ausführen können und das Feld-Fernsprechgerät*) zu verwenden verstehen. Die alljährlich bei einer Sappeur-Brigade auszubildenden Offiziere und Mannschaften (1 Offizier, 4 Unteroffiziere und 16 Mann jedes Regiments) dienen als Lehrpersonal. Erddeckungen für Anschlagsübungen müssen auf den Kasernenhöfen, im Lager und auf den Schießständen zur Unterweisung der Leute ständig vorhanden sein. Im Winter sind dazu auch Sandkästen

*) Die betreffenden Teile der Anleitung sind noch nicht erschienen.

und Schneewälle zu benutzen. In jedem Truppenlager ist ein Übungswerk, das alle Formen von Schützengräben und Hindernissen zeigt, zu Instruktions- und Ausbildungszwecken anzulegen. Bei Planaufgaben, Kriegsspielen und Übungsritten ist die Anwendung der Feldbefestigung zum Gegenstand der Belehrung der Offiziere zu machen.

Jeder Gemeine und Gefreite soll unterrichtet sein: über Nutzen und Wert der Feldbefestigung, die verschiedenen Formen von Schützengräben, den Gang der Arbeit und das nötige Schanzzeug, über Bekleidung und Maskierung von Brustwehren, den Bau von Schulterwehren, Eindeckungen, Unterschlupfen, Verbindungswegen, Deckungsgräben, Entwässerungsanlagen und Latrinen. Die Anleitung hierzu ist in einfacher, volkstümlicher Form gehalten und bringt keine Zahlen. Diese finden sich erst im Abschnitt 2: „Was jeder Unteroffizier wissen muß." An Lehrstoff kommt hier außerdem dazu: Auswahl einer Stellung mit Rücksicht auf gutes Schußfeld, Gang der Arbeit und Anstellen der Mannschaften, Anlage von Nischen für Munition, Trinkwasser und Lebensmittel, von Schießscharten, Hindernissen und Kochlöchern.

Die Abmessungen für Schützengräben entsprechen im allgemeinen den deutschen Maßen. Die Tiefe der Verbindungswege ist etwas größer, 2,10 gegen 1,80 m. Die Hindernisse sind 50 bis 75 Schritt vor die Stellung hinauszuschieben; sie liegen dann im wirksamsten Feuerbereich, ohne daß der Angreifer den Verteidiger mit Handgranaten bewerfen kann.

Gegenüber der russischen Vorschrift vom Jahre 1891 sind die Brustwehren niedriger, die Gräben tiefer geworden. Eine Berme zum Aufstützen der Ellbogen wird nicht mehr empfohlen. Der Schütze lehnt sich mit der linken Körperseite an die Böschung und schlägt stehend aufgelegt an. An der inneren Grabenböschung bleiben Absätze stehen, um das Heraussteigen zum Bajonettkampf zu erleichtern. Schulterwehren, Eindeckungen, Unterschlupfe waren bisher nur für „Stützpunkte" vorgesehen; jetzt sollen sie unter Umständen auch in einfache Schützengräben eingebaut werden. Unter den Hindernissen sind Wolfsgruben und liegende Astverhaue aufgeführt, die durch Erdanschüttungen der Sicht des Feindes entzogen werden.

Schießvorschrift für Handfeuerwaffen.

Die im Jahre 1906 erlassenen Zusätze zur Schießvorschrift 1899 brachten außer dem gefechtsmäßigen Einzelschießen die Einführung feldmäßiger Anschlagsarten, kriegsmäßiger Ziele und größerer Entfernungen beim Schulschießen. Trotzdem weicht der Schießbetrieb von dem unsrigen noch wesentlich ab. So sind beim Schulschießen keine Bedingungen zu erfüllen; der Schütze schreitet von einer Übung zur nächsten fort ohne Rücksicht auf die erzielten Treffer. Da eine Ringscheibe nicht eingeführt ist, fällt die Ausbildung im „Punktschießen" fort. Am Schluß des Jahres werden die Schützen nach einer allgemeinen Bewertung ihrer Gesamtleistung in vier Klassen eingeteilt; für die erste Klasse sind mindestens 60, für die zweite 45 und für die dritte 30 v. H. Treffer erforderlich. Sämtliche Klassen schießen aber dann dieselben

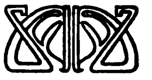


Übungen. Das Schulschießen, für das der Munitionsverbrauch mit 43 Patronen erheblich niedriger bemessen ist als bei uns, kennt Entfernungen bis zu 1000 m.

Unter den gefechtsmäßigen Schießen fehlt das Gruppen- und Zugschießen und damit die Gelegenheit zur praktischen Ausbildung der Unterführer in der Feuerleitung. Für die gefechtsmäßigen Schießen sind Zieldarstellung, Entfernung und Feuerart vorgeschrieben.

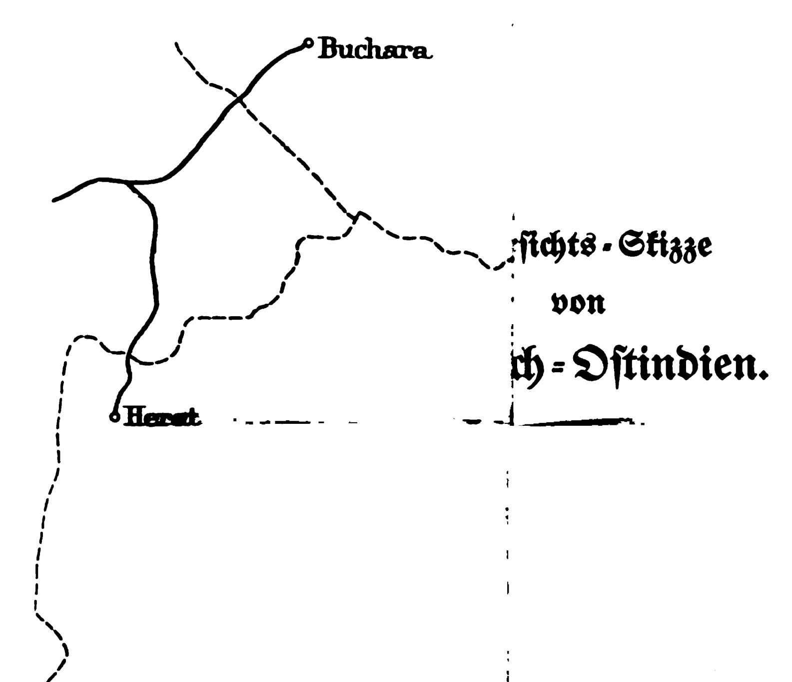
Noch immer drängt sich endlich das Scharfschießen fast ausschließlich auf die wenigen Monate der Lagerübungen zusammen und ruht aus Mangel an Schießständen den Rest des Jahres hindurch völlig.

(Fortsetzung folgt.)



Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.

Skizze 1.



Skizze 2.

Rußl
Merw
Pamir
Baroghil-Paß
Hunza
Nagar
astuj
Schundur P.
Gilgit
Indus
Kaschmir
Ambela
Abbottabad
Rawal Pindi
Herat
Herat
Persien
Afgha
Girischk
Kuschk
djab
Lahore
Firozpur
Skizze 3.
ltan

Ski

der Umgegend

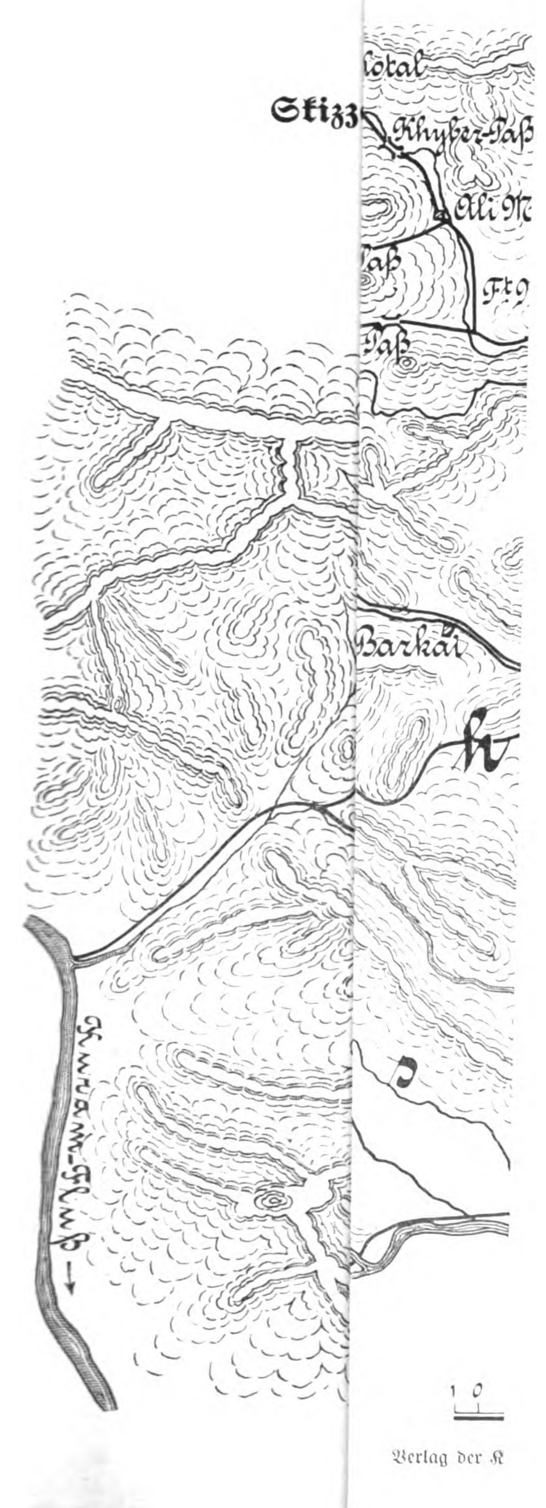
Ezgandch

Skizz

der Umgegend

Argandeh

Skizze 5.



Skizz
Khyber-Paß
Ali M
Paß
Paß
Barkai
Kuram-Fluß
1 0
Verlag der K

Skizze 6.

Skizze 6.

über die Verte

Chabarowsk

Amur

Sungari

Charbin

Ussuri

Mandschurei

Sungari

3.

Kirin

Chantschun

Sin-kiang

Wladiwostok

Japanisches Meer

Korea

Söul

Hwang ho

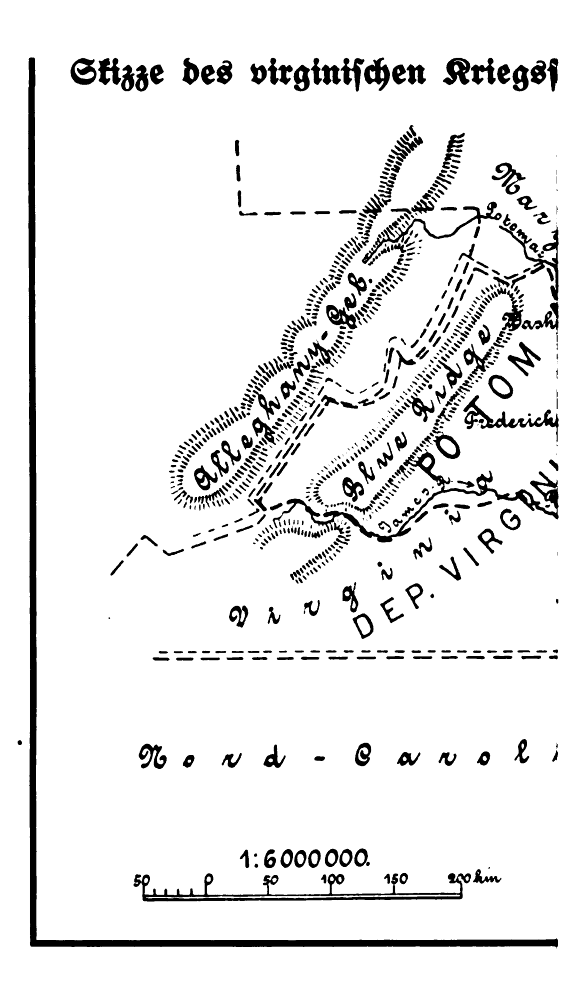
er konföderierten

epartement oder Heer

rt. (Nord-) Virginia
niel-Depart.
rt. Norfolk
Nord-Carolina
Ost-Tennessee
Süd-Carolina und
Alabama und Wes
Armee" in „ "
rt. Mittel- und Ost-

Truppen bei Pensac
Depart. Nr. 1
Mississippi-Armee
Depart. Nr. 2
uri State guards" (W
Depart. Texas
exas-Freiwilligen-Br
en am unteren Rio

ie Truppenstärken
ten Departements
ntsumme läßt sich
ndung mit den Ar
ang 1908, 3. Heft,



Stärke und Verteilu

er konföderierten Truppen Ende März 1862

partement oder Heeresteil	Befehlshaber	Kopfſtärke Mann
t. (Nord-) Virginia	J. E. Johnſton	84 200
ſel-Depart.	Magruder	19 600
t. Norfolk	Huger	16 800
Nord-Carolina	Holmes	28 600
Oſt-Tenneſſee	E. K. Smith	20 000
Süd-Carolina und Georgia	Pemberton	40 900
Alabama und Weſt-Florida	S. Jones	?
Armee" in " " " "	"	5 300
. Mittel- und Oſt-Florida	Trapier (ſp. Dilworth)	4 700
Truppen bei Penſacola	M. Jones	3 000
Depart. Nr. 1	M. Lovell	10 300
Miſſiſſippi-Armee	A. S. Johnſton	60 000
Depart. Nr. 2	Polk?	?
uri State guards" (Weſtarmee)	Sterling Price	15 000
Depart. Texas	?	?
xas-Freiwilligen-Brigade	Nichols	4 000
n am unteren Rio Grande	Ford	1 000
	Se. . .	313 400

e Truppenſtärken in den unter Nr. 7, 13 und 15 auf-
n Departements haben ſich nicht feſtſtellen laſſen. Ihre
ſumme läßt ſich jedoch aus den vorſtehenden Ziffern in
bung mit den Angaben in Spalte 6 der Überſicht 2 zu
ng 1908, 3. Heft, Seite 507 auf 24 100 Mann berechnen.

Lfde. Nr.	Dep
1	
2	
3	
4	
5	
6	Dep
7	
8	
9	D
10	

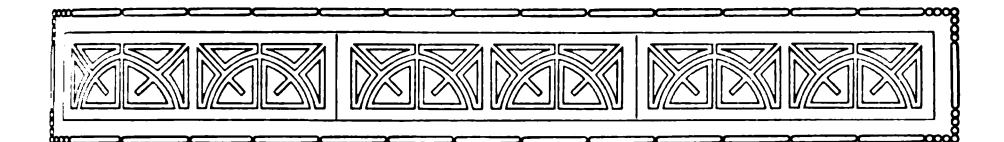
Anm.: D
Departe
bindung
gang 1
9000 M

Verlag de

Der Feldzug 1809 in Bayern.

Von

Generalfeldmarschall Grafen v. Moltke.

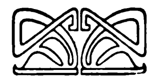


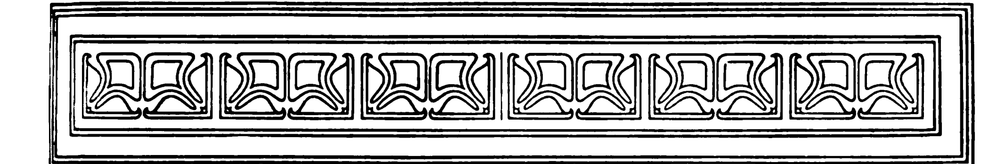
Vorbemerkung.

Die Schriftleitung stellt an die Spitze einer Reihe von Aufsätzen über den Krieg von 1809 den vom Generalfeldmarschall Grafen v. Moltke 1859 verfaßten „Feldzug in Bayern". Diese bereits vor zehn Jahren in den „Kritischen Aufsätzen" des Feldmarschalls veröffentlichte Arbeit gibt eine noch heute durchaus zutreffende Würdigung der operativen Vorgänge und hat nur an einzelnen Stellen Berichtigungen ihrer historischen Angaben erforderlich gemacht.

Der „Feldzug 1809 in Bayern" ist die einzige kriegsgeschichtliche Arbeit des Feldmarschalls aus der Zeit Napoleons. Ihr hoher Wert und die jetzt hundertjährige Erinnerung an das Kriegsjahr, das sie darstellt, rechtfertigen die erneute Veröffentlichung.

Am Schlusse ist, wie bei der ersten Herausgabe, die Selbstkritik des österreichischen Generalissimus Erzherzogs Karl beigefügt worden. Sie erweist am besten die Richtigkeit des rein sachlichen Urteils des Feldmarschalls.





Im Feldzuge von 1809 ergreift Österreich die Initiative. Während die französischen Heeresteile aus dem Innern Frankreichs, aus dem Norden und Westen Deutschlands heranziehen, um die Vereinigung in Bayern zu erstreben, steht der Erzherzog Generalissimus schon mit 175 000 Mann, dabei 20 000 Pferde und 500 Geschütze, an der Grenze dieses Landes bereit; eine Macht, die allem überlegen ist, was Frankreich für die nächsten Wochen zusammenbringen kann. Man will daher die in der Ausführung begriffene Bildung von noch 150 000 Landwehren und die ungarische Insurrektion nicht abwarten, sondern sofort, wie in Italien und Polen, so auch in Deutschland zur Offensive schreiten.

Die schnellste und sicherste Vereinigung der Franzosen konnte an der Donau von Ulm bis Ingolstadt bewirkt werden. Die Hauptmacht Österreichs war daher am rechten Donau-Ufer hinter dem Inn versammelt worden.*) Sie deckte dort Wien und die Hauptmasse des österreichischen Ländergebiets. Böhmen war durch ein selbständiges Nebenheer geschützt. Diese anfängliche Trennung erscheint unbedenklich, wenn man sich im Fortschreiten der Donau-Übergänge versicherte. Der nächste und wichtigste war Regensburg. Die umfassende Lage der Landesgrenze gewährte in Bayern eine ungemeine Freiheit der Bewegungen, da man gegen Süden, Osten und Norden auf eigenes Gebiet basiert blieb.

Skizze 9.

*) Anfangs war die österreichische Armee in Böhmen versammelt worden und nur ein Korps zum Vorgehen südlich der Donau in Aussicht genommen. Später änderte der Erzherzog seinen Plan: er ließ zwei Korps in Böhmen und zog die anderen in der zweiten Hälfte März auf das rechte Donau-Ufer. Als Grund gibt der Generalissimus an, daß der Weg von der böhmischen Grenze zwar kurz sei, aber durch ein „rauhes, von wenigen Verbindungen durchschnittenes Land" führe, das die Bewegungen von Armeen verzögere und erschwere. Kämen die Franzosen den Österreichern an der Donau zuvor, so wäre dann die Verbindung mit dem rechten Ufer und den Truppen in Tirol bzw. in Italien abgeschnitten. Ausgewählte Schriften des Erzherzogs Karl. Wien 1893/96. VI. Seite 359.



Anfang April war die Aufstellung folgende:

1. am Inn von Braunau bis Schärding:

Erzherzog Karl von Österreich.

		Bat.	Eskadr.	Gesch.	Mann.
III. Korps.	Prinz Hohenzollern	25	8	96	24 000
IV. "	Fürst Rosenberg (einschl. Brigade Frhr. Vecsey, II. Korps)	21	23	62	24 000
V. "	Erzherzog Ludwig	23	16	68	24 000
VI. "	Frhr. v. Hiller (einschl. Division Frhr. Jellachich)	28	24	96	32 000
I. Ref. Korps.	Fürst Johann Liechtenstein	12	24	34	14 000
II. " "	Frhr. Kienmayer	5	24	20	7 000
		114	119	376	125 000

2. in Böhmen vorwärts Eger:

General der Kavallerie Bellegarde.

		Bat.	Eskadr.	Gesch.	Mann.
I. Korps.	Bellegarde	24	14	62	26 000
II. "	Graf Kolowrat-Krakowsky (ohne Brigade Vecsey)	19	20	65	24 000
		43	34	127	50 000 *)

10. April. Am 10. April überschritten der Erzherzog in drei, Bellegarde in zwei Kolonnen die bayerische Grenze, sämtlich in der anfänglichen Richtung auf Ingolstadt.

Bei Schärding gingen über: IV. Korps und I. Reservekorps;
in der Mühlheimer Aue: III. Korps;
bei Braunau: V. und VI. Korps (ohne Division Jellachich); hier war der Generalissimus.

II. Reservekorps folgte am 11. April.

Jellachich marschierte über Salzburg.

Am 10. April Abends standen die französischen Streitkräfte folgendermaßen verteilt:

3. Korps Marschall Davout
mit den Divisionen Morand, Gudin, Friant von Hemau und Neumarkt bis nördlich Amberg,

*) Die Stärkeangaben sind abgerundet nach „Krieg 1809". I. Band. Regensburg. **Bearbeitet** in der kriegsgeschichtlichen Abteilung des k. k. Kriegsarchivs vom Major Mayerhoffer von **Vedropolja.** Wien 1907.

die Division St. Hilaire und die schwere Kavallerie Nansouty bei Regensburg, die leichte Kavallerie Montbrun gegen Rittenau,
die schwere Kavallerie St. Sulpice bei Ingolstadt,
überhaupt . . . 60 000 Mann.

2. Korps Marschall Oudinot bei Augsburg . . . . . 21 000 =
4. Korps Marschall Massena sammelt sich bei Ulm, mit den Badenern und Hessen . . . . 37 000 =
7. Korps Marschall Lefebvre, die Bayern . . . . . . 27 000 =
waren hinter der Isar verteilt: Division Kronprinz östlich München, Deroy bei Freising—Moosburg; Wrede hatte, von Straubing kommend, Abensberg—Neustadt erreicht.
8. Korps General Vandamme, die Württemberger bei Heidenheim westlich Donauwörth . . . . 13 000 =

im ganzen . . . 158 000 Mann.*)

Diese verschiedenen Korps standen sonach auf einer Linie von 30 Meilen, unter sich durch die Donau getrennt, und dabei fehlte zur Zeit die gewaltige Hand, die die einzelnen Teile zusammenfaßte. Kaiser Napoleon war am 12. April Abends noch in Paris.**) Davout allerdings war stark genug, um ganz allein Bellegarde bei Regensburg entgegenzutreten. Aber der Erzherzog hatte von Braunau bis Neustadt nur 15 Meilen und konnte also am 16. April die Donau erreichen. Er stand recht eigentlich auf der inneren Operationslinie. Er konnte den Strom überschreiten und mit Bellegarde vereint Davout mit dreifacher Überlegenheit angreifen oder er wandte sich gegen Oudinot bei Augsburg, wohin um diese Zeit Massena noch im Marsche war.

16. April.

Allein am 16. finden wir das österreichische Hauptheer noch an der Isar von Moosburg bis Dingolfing aufmarschiert. Es hatte, wo es so wesentlich auf Schnelligkeit der Bewegung ankam, in acht Tagen zehn Meilen zurückgelegt. Die durch anhaltenden Regen aufgeweichten Wege erschwerten den Marsch, aber hauptsächlich entstand die Zögerung durch die „mobilen" Magazine, mit denen man sich schleppte und deren Eintreffen man überall abwarten zu müssen glaubte. Gerade ein schnelles Vorrücken würde in einer reich bebauten Gegend, die man zu schonen keine Ursache hatte, die Truppen gegen Hunger am sichersten geschützt haben.

Nicht minder langsam und methodisch verfuhr Bellegarde.

---

*) Die Zahlen sind dem Werke: „Campagne de 1809 par le commandant Saski (Etat major de l'Armée. Section historique). Paris-Nancy 1900" entnommen und geben die Stärken von Mitte April 1809.

**) Der Kaiser verließ Paris am 13. um 4^h früh. Saski II. Seite 193.



Napoleon hatte mit Recht Wert auf den Besitz von Regensburg gelegt und noch unter dem 6. April von Paris aus die Vereinigung des 3. Korps befohlen. Seitdem aber war der Feldzug durch die Österreicher eröffnet, und Davout hatte guten Grund sich auf Ingolstadt zu dirigieren. Unter dem Schutze der Division Friant, die vom 11. bis 14. den weit überlegenen Österreichern eine Reihe von Gefechten bei Amberg lieferte, wurde das Gros des Korps am 13. bei Ingolstadt vereinigt und Friant zog sich nun auf Neumarkt zurück.

Der major général Berthier, der bis zum Eintreffen des Kaisers die Bewegungen leitete, befahl dennoch das Wiedervorrücken Davouts auf dem linken Donau-Ufer nach Regensburg. *)

Nördlich dieser Stadt war unterdes die Spitze des II. österreichischen Korps Kolowrat eingetroffen. Die Truppen Davouts defilierten am 17. und 18. unter dem Feuer der österreichischen Batterien über die Brücke, behaupteten sich aber auf den Höhen von Stadtamhof.

Hiernach übersieht man die Lage, in der Kaiser Napoleon die Dinge fand, als er am 17. April 5° früh bei der Armee in Donauwörth eintraf. Er fand die Franzosen in zwei getrennten Haufen — Massena bei Augsburg, Davout in entgegengesetzter Richtung auf Regensburg marschierend, vor dessen Toren die Avantgarde Bellegardes bereits stand. Das schwache Zentrum zwischen beiden Marschällen wurde nur aus den Bundesgenossen an der Abens gebildet, die sich schon im Rückzuge auf Vohburg befanden, und ihm gegenüber war der Erzherzog an der Isar mit über 100 000 Mann, die in zwei Märschen an der Donau vereint werden konnten.

Die Lobrede des Generals Pelet **) auf Napoleons Einleitung dieses Feldzuges ist gänzlich unverdient. Die Wahrheit ist, daß der Kaiser von der ungewohnten Initiative seines Gegners vollständig überrascht war. Er selbst verkannte auch das Nachteilige seiner Lage keinen Augenblick. „Vous ne pouvez vous figurer“, sagt er einem seiner Minister, „dans quel état se trouvait l'armée, et à combien de malheurs nous étions exposés, si on avait eu affaire à un ennemi entreprenant. On ne me surprendra plus ainsi.“

Alles kam darauf an sich zu sammeln, ehe der Erzherzog angriff. Dies konnte mit Sicherheit nur am linken Donau-Ufer, etwa bei Ingolstadt oder Donauwörth, geschehen. Napoleon befahl hingegen die Vereinigung am rechten Ufer.

---

*) Da Napoleon wiederholt betont hatte, daß er die Armee hinter dem Lech versammeln wollte, wenn die Österreicher vor dem 10. bzw. 15. April angriffen, so ist die Anordnung Berthiers auffallend. Immerhin läßt sie sich einigermaßen aus seinem Briefe an Davout vom 13. April erklären, in dem er schreibt, die Österreicher schienen nach den letzten Nachrichten auf die französischen Flügel zu marschieren. Wahrscheinlich wollte der Marschall nunmehr in Regensburg, dessen allgemeine Bedeutung er kannte und dessen Besitz, wie er wußte, dem Kaiser sehr am Herzen lag, möglichst stark sein. Vgl. Saski II. Seite 135.

**) Pelet. Mémoire sur la guerre de 1809. Paris 1824—26 I. Seite 249 ff.



Der Erfolg hat ihm Recht gegeben, die Kritik kann die Maßregel nur als eine Verwegenheit bezeichnen, die durch große Fehler des Gegners ungestraft blieb.

Nach einem Gefecht mit der bayerischen Nachhut, der Division Deroy bei Landshut, setzte der Erzherzog seinen Vormarsch gegen die Donau am 17. April fort. Der Befehl, der an diesem Tage an Bellegarde abging, spricht ganz bestimmt die Absicht des Generalissimus aus, „zwischen Regensburg und Ingolstadt über die Donau zu gehen und mitten durch die noch zerstreuten feindlichen Korps hindurch auf Eichstätt zu marschieren", wohin auch das I. und II. Korps dirigiert werden sollten; sie erhielten am 17. die Richtung auf Neumarkt und Beilngries. Man war also entschlossen, die einzelnen feindlichen Korps anzugreifen, wo man sie fände, Bellegarde zunächst wohl Davout, den man auf dem Wege von Nürnberg nach der Donau glaubte.

17. April.

Durch die zahlreiche Kavallerie Jellachichs, der, von Salzburg—Wasserburg kommend, bei München die Isar überschritten hatte, mußte man wissen, daß Massena sich noch bei Augsburg sammelte und also vier Märsche von der Operationslinie Landshut—Neustadt entfernt stand. Zur bloßen Beobachtung dieses Gegners würde Jellachich mit 10000 Mann ausgereicht haben; der Erzherzog bestimmte aber dazu das ganze 30 000 Mann starke VI. Korps des Generals Hiller, der bei Moosburg stehen blieb*) und so beim weiteren Vorrücken der Hauptarmee bald außer Verbindung mit dieser kam. Es ist diese freiwillige Trennung von größtem Einfluß auf die späteren Operationen geworden.

Indes rückte der österreichische Feldherr noch mit beinahe 100000 Mann in der Richtung auf Neustadt vor. Die Bayern zogen sich hinter die Abens und von dort anscheinend ganz über die Donau zurück. Eine „Abteilung der Avantgarde", also ein ganz schwaches Detachement, folgte bis Mühlhausen, dicht vor Neustadt; wäre das ganze V. Korps dorthin nachgerückt, so wäre ein Wiedervordringen des Feindes unmöglich geworden, oder wenigstens hätte man es erfahren. Erzherzog Ludwig machte aber am 17. einen Marsch von nur anderthalb Meilen.**) Sein vorgeschobenes Detachement wurde am folgenden Tage zurückgeworfen, aber man erfuhr nicht, daß irgend erhebliche Streitkräfte sich aufs neue hinter der Abens ansammelten. Dagegen lief während des Vormarsches am 18. April die ganz unwahrscheinliche, aber ebenso bestimmte Nachricht ein, daß Davout bei Regensburg über die Donau gegangen sei und in den Waldungen südlich Regensburg stehe. Infolgedessen wurde noch auf dem Marsch die Direktion teilweise geändert. Ursprüngliche Marschziele waren am 18. für das III. Korps Unter-Eulenbach, das V. Ludmannsdorf, das IV.

18. April.

---

*) Hiller schickte nur ein Detachement unter Major Scheibler nach Pfaffenhofen vor. Mayerhoffer I., Seite 368.

**) Mit ihrem Gros erreichten: V. Korps Weihmichel, III. Hohenthann, IV. Essenbach, I. und II. Reservekorps Altdorf—Ergolding.

Rottenburg, das I. und II. Reservekorps Pfeffenhausen gewesen; die Armee marschierte hierbei in zwei Kolonnen, zunächst auf Rottenburg und Pfeffenhausen. Nunmehr blieb nur das V. Korps in der Richtung auf Neustadt und kam mit dem Gros nach Ludmannsdorf. Das II. Reservekorps wurde in Pfeffenhausen zur Verfügung des Erzherzogs Ludwig gestellt, alles übrige marschierte nach Rohr und Eulenbach auf der Kehlheimer Straße.

Pelet nimmt an, daß diese Änderung durch die Nachricht von dem Eintreffen Napoleons bei der Armee bewirkt worden sei. Er sieht in dem Erscheinen des Kaisers das Medusenhaupt, das alle früheren Entschließungen des Erzherzogs lähmte. Stutterheim*) führt ganz bestimmt an, daß jene Nachricht erst am folgenden Tage bekannt wurde.**)

Hätte der Erzherzog gewußt, was er bei einiger Tätigkeit des V. Korps hätte wissen können, daß am 18. die Bayern an die Abens vorrückten, und daß zu ihrer Unterstützung die Württemberger und zwei französische Divisionen bei Vohburg über die Donau folgten, daß also am 19. etwa 50000 Feinde hinter der Abens ziemlich zerstreut und nur einen halben Marsch von ihm entfernt ständen, so würde er wohl nicht geschwankt haben, sie mit 100 000 Mann am frühesten Morgen des 19. April anzugreifen, während er Davout noch fünf Meilen entfernt***) bei Regensburg wußte. Dann sprengte er aller Wahrscheinlichkeit nach das Zentrum des französischen Heeres und konnte sich demnächst gegen dessen linken Flügel wenden.

Wenn aber der Generalissimus glauben mußte, daß hinter der Abens nur eine schwache Abteilung stehe,†) daß er in dieser Richtung mit den Hauptkräften einen Lufthieb mache, so war es wohl natürlich, daß er sich gegen Davout wandte. Wie hätte er auch jetzt noch über die Donau gehen sollen, wo beide Flügel der Franzosen diesseits des Stromes, er mitten inne stand? Davout war einen Marsch entfernt, Massena hatte vier Märsche nach Rohr und fünf nach Regensburg zu machen, um jenen zu unterstützen. Ausweichen konnte Davout nicht, seitdem das II. österreichische Korps nördlich der Donau vor den Toren von Regensburg stand. Sollte der Marschall in der Stellung bei Prühl, südlich Regensburg, abwarten, bis er von überlegenen Kräften angegriffen wurde, den Rücken an der Donau, die für ihn keinen Übergang hatte? Es blieb ihm nur der schleunigste Abmarsch in der Richtung auf Neustadt. Bedurfte es in dieser Beziehung noch eines Fingerzeigs, so war er dadurch gegeben, daß schon am Abend in Abbach durch eine Patrouille ein französisches

---

*) (Stutterheim) La guerre de l'an 1809 entre l'Autriche et l'Allemagne par un officier autrichien. Vienne 1811.

**) In der Tat wurde die Anwesenheit Napoleons erst am 19. April im österreichischen Hauptquartier bekannt. Angeli „Erzherzog Karl als Feldherr" Wien 1896/97. IV. Seite 87.

***) Von Pfeffenhausen aus gerechnet.

†) Das glaubte er wirklich. Angeli IV. Seite 80.

Feldspital im Marsch auf Neustadt getroffen wurde; die Gefangenen sagten aus: „daß der Marschall Davout Regensburg verlasse".

Unter solchen Umständen wäre wohl vor allem nötig gewesen, sogleich Fühlung an den Feind zu gewinnen, wozu mehr als 10000 Mann Kavallerie das Mittel gewährten, demnächst aber das starke Defilee von Abbach oder doch wenigstens das nur zwei Meilen entfernte Ober-Saal so ausreichend zu besetzen, daß die Franzosen dort nicht vor dem Eintreffen des Hauptheeres durchbrechen konnten, endlich die Bayern durch einen Angriff an der Abens selbst festzuhalten.

Nach der Disposition, die der Erzherzog in der Nacht zum 19. in Rohr erteilte, sollte am folgenden Tage nur das III. Korps gegen Arnhofen an der Straße von Regensburg nach Abensberg, eine halbe Meile von letzterem Ort, vorgehen; die übrigen Korps wurden rechts rückwärts eine Meile weit echelonniert. Diese Anordnung erschwerte den Marsch Davouts, aber sie verhinderte ihn nicht unbedingt. Und doch kann man nur beklagen, daß diese, an sich nicht sehr kühne Disposition nicht zur Ausführung gelangte.

In der Nacht wurde ein Kurier aufgefangen. Marschall Lefebvre schreibt am 18. April 4⁰ Nachmittags aus Neustadt an Davout: „Vous savez, mon cher maréchal, que je suis ici pour vous soutenir et attirer sur moi une partie des forces ennemies, si vous étiez attaqué. J'ai fait porter à cet effet une division à Siegenbourg et Vohburg; deux autres sont prêt à suivre et à marcher sur le flanc gauche de l'ennemi si vous étiez attaqué. Donnez-moi donc de vos nouvelles, mon cher M. Qu'en votre voisin je ferai tout mon possible etc."*)

Der Erzherzog erfuhr dadurch, daß die Bayern wieder vorgingen; er beschloß das Schlachtfeld weiter rechts zu verlegen und gab am 19. April zwischen 6⁰ und 7⁰ Morgens eine neue Disposition.

Napoleon war am 18. nach Ingolstadt gekommen; dort, in dem „vide effrayant" entre les deux ailes,**) war er am nötigsten. In welcher Spannung er sich befand und in welcher Ungewißheit über seine eigene Lage, geht deutlich aus den zahlreichen Befehlen und Instruktionen hervor, die er am 17., 18. und noch in der Nacht zum 19. ergehen ließ. Er empfiehlt vor allem, die größte Beschleunigung „Ici tout, est calcul d'heures!"***)

„Entre le 18, le 19 et le 20, toutes les affaires d'Allemagne seront décidées."†)

---

*) Originalbrief bei Mayerhoffer II. Seite 375. Vgl. Saski II. Seite 245. Hier steht statt Vohburg „Biburg".

**) Vgl. Pelet I. Seite 263.

***) Corr. 18. Nr. 15092. An Massena. Ingolstadt, 19. April 1809 Mittags.

†) Corr. 18. Nr. 15087. An Massena. Donauwörth, 18. April 1809.

„Activité, activité, vitesse! Je me recommande à vous".*)

Wollte er seine beiden Flügel am rechten Donau-Ufer mit dem Zentrum vereinen, so mußte vor allem dort ein Zentrum erst hergestellt werden.

Wrede erhielt Befehl,**) schon am 18. vor Neustadt umzukehren und die schwache österreichische Spitze über die Abens zurückzuwerfen, die übrigen Divisionen des Lefebvreschen Korps sollten nachrücken.

Er, der Kaiser, befiehlt am 19. um 3⁰ früh Lefebvre: „de prendre une bonne position, de faire jouer au besoin ses 72 pièces" und verspricht: „au premier coup de canon" mit den Württembergern, den Kürassieren Nansouty und der Reserve-Division Demont des 3. Korps (Davout) herbeizueilen, die übrigens noch zwei und eine halbe Meile zurück sind.***) Der Marschall soll Brücken über die Abens schlagen et vivement pousser l'ennemi du moment que la tête du 3ième corps sera à portée de vous".

Der Kaiser beabsichtigte die Vereinigung vorwärts zwischen Geisenfeld und Pfaffenhofen an der Ilm schon am 18. Dies war weder dem Raum noch der Zeit nach möglich. Nachdem die Österreicher bereits bis auf anderthalb Meilen an die Donau herangerückt waren, konnte jene Vereinigung nur noch hart am rechten Ufer stattfinden. Auch die Zeit war nicht einzuhalten.

Übrigens stand Lefebvre am 18. Abends erst mit einer Division, Wrede, an der Abens, mit allem übrigen rückwärts bis Neustadt echelonniert.

Davout konnte nicht abrücken, da die Division Friant erst am Abend des 18. von Daßwang in Regensburg eintraf.

Massena stand von Augsburg bis Schongau neun Meilen auseinander, er mußte sich erst sammeln und erreichte gegen Morgen des 19. mit der höchsten Anstrengung Pfaffenhofen, wo er Oudinot vorfand. Von dort hatte er noch zwei Märsche bis Abensberg.

Davout mußte es daher am 19. mit der ganzen Hauptmacht der Österreicher zu tun haben und konnte nur durch einen Teil des Lefebvreschen Korps unterstützt werden. Der Kaiser hofft: „que ce maréchal peut à la rigueur se tirer honorablement de cette affaire."†) Die peinliche Ungewißheit sollte für Napoleon auch am 19. noch nicht enden. „Je m'attendais aujourd'hui à une affaire, cependant il

19. April.

*) Corr. 18, Nr. 15087. Eigenhändig von Napoleon hinzugefügt.

**) Saski II. Seite 228. Vgl. Corr. 18, Nr. 15086. An Lefebvre. Donauwörth, 18. April 1809 4⁰ früh.

***) Die Division Demont in Vohburg, die Division Nansouty und die Württembergische Kavallerie-Brigade auf dem Wege von Ingolstadt nach Vohburg, Vandamme in Ingolstadt. Corr. 18, Nr. 15091. An Kapitän Galbois. Ingolstadt, 18. April 1809 5⁰ Abends.

†) Corr. 18, Nr. 15087. An Massena. Donauwörth, 18. April 1809.

est midi et le canon ne s'est pas encore fait entendre."*) Um 1° Mittags steigt er zu Pferde, das bedeckte Terrain hindert die Umsicht. Längs der ganzen Abens begegnet man feindlichen Teten. Selbst auf dem linken Donau-Ufer wurde alarmiert. Es waren dies die Streifparteien des I. österreichischen Korps, die sich infolge des Befehls vom 17. sofort nach der Altmühl in Marsch gesetzt hatten.

Nirgends war Gewißheit zu erlangen und doch war um diese Zeit alles schon entschieden.

Bezeichnend während der ganzen Krisis, die sich für Napoleon am 19. löste, ist die rastlose Tätigkeit der französischen Marschälle der methodischen Langsamkeit der Österreicher gegenüber und die verwegene Kühnheit in den Maßregeln ihres Kaisers.

In einem Schreiben: surchargée de corrections de l'Empereur vom 19. Mittags erhält Massena den Befehl, eine Division über Au zur Verstärkung des gefährdeten Zentrums nach Neustadt abzuschicken: „Je vous dis de porter une division à Au et pas toutes sur Freising parceque, si la gauche était engagée plus que je le désire, la division qui sera à Au aura fait une marche au secours de la gauche";**) gleichzeitig soll aber eine andere Division auf Freising marschieren und der Rest bei Pfaffenhofen sich bereithalten auf Neustadt, Au oder Freising vorzugehen.

Während der Kaiser mit Recht noch für sein Zentrum fürchtet, läßt er die Vorteile nicht außer Rechnung, die eine Umgehung des linken österreichischen Flügels bringen kann: „L'importance de votre mouvement est telle, qu'il est possible que je vienne moi même joindre votre corps."***)

Wir wenden uns nun zum Erzherzog und zu Davout, von denen das Schicksal des Tages abhing. Skizze 10.

Die verhängnisvolle Disposition des österreichischen Generalissimus, die schließlich zur Ausführung kam, bestimmte, daß die Armee in drei Kolonnen gegen Regensburg anrücken sollte, der linke Flügel, 1. und 2. Kolonne, über die Höhen von Abbach und Weilloh; der rechte auf die Straße von Eggmühl.†) Der Rest der Disposition bezeichnet die Maßregeln, die zur Sicherung dieses Marsches getroffen werden.

---

*) Corr. 18, Nr. 15092. An Massena. Ingolstadt, 19. April 1809 Mittags.

**) Corr. 18, Nr. 15092. Ingolstadt, 19. April 1809 Mittags.

***) Corr. 18, Nr. 15087. An Massena. Donauwörth, 18. April 1809.

†) Die 1. Kolonne über Bachel—Hausen—Teugen, von dort nach Abbach und Peising; die 2. über Langwaid—Dinzling—Weilloh; die 3. über Langwaid—Leierndorf—Schierling—Thalmassing—Gebelkofen gegen Regensburg; Vecsey auf der Straße Eggmühl—Regensburg. Mayerhoffer I. Seite 377/8.



Es bestanden die

1. Kolonne Hohenzollern aus dem III. Korps ausschl. Brigade Thierry (auf Biburg) 15 Bataillone, 8 Eskadrons, 88 Geschütze . . . . etwa 19 000 bis 21 000 Mann*)
2. " Rosenberg aus dem IV. Korps und 12 Gren. Bat. vom I. Res. Korps. Im ganzen 28 Bataillone, 15 Eskadrons, 72 Geschütze . . . . 29 000 "
3. " J. Liechtenstein aus dem Rest des I. Res. Korps, der schweren Kavallerie, Division Lindenau vom V. Korps und Brigade Vecsey. Im ganzen 14 Bataillone, 44 Eskadrons, 46 Geschütze . . . . 19 000 "

69 000 Mann.

Erzherzog Ludwig rückte mit dem V. Korps und dem II. Reservekorps bis Siegenburg vor und sollte den Feind hinter der Abens beschäftigen, zusammen 19 000 Mann: 18 Bataillone, 22 Eskadrons, 76 Geschütze.

Hatte man erst die Höhen von Abbach bis Weilloh mit der 1. und 2. Kolonne, 50 000 Mann, besetzt, so war freilich an ein Entkommen Davouts nicht mehr zu denken. Aber der Marsch dorthin betrug drei Meilen. Konnte man glauben, der Marschall werde zwischen Bellegarde und dem Erzherzog, den Rücken an der Donau, Front gegen Frankreich stehen bleiben, bis ihm sein letzter Rückzug abgeschnitten sei?

Die Richtung der drei Kolonnen auf die Regensburg—Landshuter Straße und die Zurücklassung von zwei Korps auf der Neustadt—Landshuter zeugt von der ängstlichen Besorgnis für die Verbindungen. Landshut hatte einen gewissen Wert für das österreichische Heer, aber doch nur für den Fall eines Rückzugs. Diese Rücksicht mußte aber wohl in den Hintergrund treten, in dem Augenblick, wo man mit entschiedener Überlegenheit zum Angriff vorschritt. Jene methodische Strategie, die mehr das Terrain als den Feind zum Gegenstand macht, die alle Verbindungen decken will und daher alle Punkte besetzen muß, führte auch hier zu der verderblichen Zersplitterung.

Das Korps von Hiller — ohne Jellachich 22 000 Mann, nämlich 20 Bataillone, 16 Eskadrons, 82 Geschütze stark — war einmal aus der Hand gegeben, da man es in Moosburg zurückließ. Zwar wurde jetzt Erzherzog Ludwig auf seine Hilfe angewiesen, es war aber notorisch, daß er heute nicht in Siegenburg eintreffen konnte.

Um die Verbindung mit ihm aufzusuchen, schickte Erzherzog Ludwig den General Mesko mit zwei Bataillonen, acht Eskadrons links auf Mainburg.

Um ferner den Zwischenraum zu decken, der durch das Vorrücken des Haupt-

*) Genaue Stärkeangabe ist beim III. österreichischen Korps infolge zahlreicher Detachierungen beim Vormarsch auf Regensburg nicht möglich. Mayerhoffer I. Seite 377.

eeres zwischen diesem und Erzherzog Ludwig entstehen mußte, wurde zunächst General-
major Thierry mit 6000 Mann vom III. Korps — fünf Bataillonen, sechs Eskadrons,
cht Geschützen — in der Richtung auf Biburg vorgeschickt; dann blieb, um die Ver-
bindung mit Thierry zu erhalten, General Pfanzelter mit etwa 1000 Mann, einem Ba-
aillon, zwei Eskadrons, einer halben Batterie bei Bachel stehen, und schließlich die
Grenadier-Division, 10 000 Mann, bei Grub in Reserve, während der rechte Flügel
en Marsch bis Alt-Eglofsheim fortsetzte.

Auf diese Weise sehen wir den Erzherzog Karl in dem Augenblick, wo er einen
Offensivstoß beabsichtigt, mit der Linken sich an die Isar bei Moosburg anklammernd
mit der Rechten bei Alt-Eglofsheim ausholen, so eine Kette von lauter einzelnen Posten
bildend, die selbst, nachdem am Abend das VI. Korps Mainburg erreicht, von dort
nach Alt-Eglofsheim noch immer eine Ausdehnung von sieben Meilen hat.

Aber auch die 69 000 Mann, die zur eigentlichen Offensive verfügbar blieben,
waren in divergierender Richtung instradiert. Ihre Marschlinien lagen in Abbach,
Dinzling und Eggmühl zwei Meilen auseinander.

Davout, den Berthier aus der Gegend von Ingolstadt am linken Donau-Ufer
nach Regensburg vorgeschickt hatte, erhielt dort den Befehl Napoleons, in derselben
Richtung am rechten Ufer wieder zurückzugehen. Er wußte, daß das österreichische
Hauptheer an der Isar angelangt war und von dort vorrückte. Es war keine Zeit
zu verlieren, die Stunden waren kostbar; da aber Friant und die schwere Kavallerie erst
am 18. Abends eintrafen, so konnte man nicht vor dem 19. Morgens abrücken. Davout
erkannte die Gefahr, in der er schwebte, aber nicht in ihrer ganzen Größe. Er diri-
gierte Montbrun mit der Avantgarde nicht gegen Abensberg, sondern gegen Alt-Eglofs-
heim auf der Landshuter Straße, so daß es scheint, daß er den Erzherzog noch von
da erwartete,*) während derselbe nur noch zwei Meilen von der Donau stand, und
man einen Marsch von vier Meilen zwischen ihm und dem Strom hindurch zu
ziehen hatte.

Der Marschall, der bereits Abbach besetzt hatte, marschierte in drei Kolonnen,
deren Teten nicht viel über eine halbe Meile voneinander entfernt blieben; die erste
Kolonne bestand aus den Trains, sie rückten auf der Chaussee über Abbach auf Neu-
stadt vor; die zweite Kolonne, die Divisionen Morand und St. Hilaire, sowie eine
Brigade der schweren Kavallerie St. Sulpice marschierte über Ober-Isling, Seedorf,
Peising, Teugen, Mittel-Feking auf Abensberg; die dritte Kolonne, die Divisionen
Gudin und Friant, sowie eine Brigade schwere Kavallerie über Burgweinting, Weilloh,
Saalhaupt auf Ober-Feking. Bei dieser Kolonne befand sich Marschall Davout.

Montbrun mit der Avantgarde bildete bei Dinzling die linke Flankendeckung.

In Regensburg blieb Oberst Coutard mit dem 65. Linien-Regiment.

*) Das war in der Tat der Fall.

Der Marsch wurde am 19. um 5° früh angefangen. Davout handelte schnell entschlossen und mit Glück. Auf dem engen Raum zwischen Laaber und Donau rückten beide Heere aneinander vorüber, ohne sich zu treffen. Sie streiften sich nur und zwar auch erst dann, als schon die Hälfte des französischen Korps die Vereinigung mit Lefebvre bewirkt hatte, und es sich für Davout nur noch um ein mehr oder weniger glückliches Nachhutgefecht handeln konnte.

Der nächste Verlauf war dieser: Als um 8³⁰ Morgens die österreichischen Kolonnenspitzen bei Langwaid—Bachel eintrafen, hatten die französischen Tetendivisionen Morand und Gudin bereits die Gegend von Teugen und Saalhaupt erreicht. Von hier bogen sie auf die Abensberger Straße ab und marschierten zunächst bis Unter-Saal. Nichts hinderte sie, den Bayern die Hand zu reichen.

Die Österreicher hatten ihren rechten Flügel vorgezogen, derselbe fand natürlich gar keinen Feind vor.

9° bis 10° Morgens.

Die Kolonne des Zentrums stieß zwischen 9° und 10° Morgens bei Schneidhart auf die Spitze des französischen Vortrabs unter Montbrun, der von Alt-Eglofsheim über Thalmassing—Dinzling marschiert war. Man glaubte eine feindliche Rekognoszierung vor sich zu haben. Dennoch marschierte der Erzherzog mit dem ganzen IV. Korps auf der Höhe von Grub*) in zwei Treffen auf, um das Eintreffen der linken Flügelkolonne abzuwarten. Es standen hier 29 000 Österreicher gegen französische zwei Bataillone und zwei leichte Kavallerie-Brigaden.

Da aber die Avantgarde dieser mächtigen Kolonne unter Stutterheim nur zwei Bataillone, vier Eskadrons und eine Batterie zählte, so konnte diese allein nicht vorwärts kommen und es wurde 11°, bis die 1. Kolonne, das III. österreichische Korps Hohenzollern, nach Hausen, in gleiche Höhe mit Grub, kam.

11° Vormittags.

Als Davout sich hier angegriffen sah, ließ er die beiden an der Queue befindlichen Divisionen — St. Hilaire rechts, Friant links dahinter — vorwärts Teugen aufmarschieren. Hier standen also gleiche Kräfte einander gegenüber, die Franzosen im Vorteil des Terrains. Der Marschall verstärkte sich jedoch, indem er sogar noch eine Brigade der Division Gudin umkehren ließ und auf seinen rechten Flügel stellte. Er ergriff nun selbst die Offensive und drängte den linken Flügel (Prinz Hohenzollern) auf Buch zurück.

Während dies Gefecht sich engagierte, stand der Generalissimus selbst mit 29 000 Mann bei Grub, eine halbe Stunde von Hausen entfernt. Man übersah von dort das Terrain und den Kampf, soweit er sich nicht im Walde abspielte. Als dennoch der Erzherzog das IV. Korps weiter nach Dinzling schickte, blieben die Grenadiere, 10 000 Mann (I. Reservekorps), in Grub zurück. Auch von diesen erhielt der Prinz Hohenzollern keine Unterstützung.

---

*) Erst hier erfuhr der Generalissimus, daß Napoleon bei der Armee erwartet werde.

Nur vier Bataillone unter Generalmajor Prinz Rohan rückten Abends ab; sie trafen ein, als ein heftiges Gewitter oder wohl mehr noch gänzliche Erschöpfung den Kampf beendet, und kehrten dann nach Grub zurück. 6° Abends.

Der Prinz Hohenzollern, der ganz allein an diesem Tage focht, verlor über 3000 Mann. Fast alle Führer waren verwundet.

Die Kolonne Fürst Rosenberg hatte es wie bei Schneidhart so auch bei Dinzling nur mit zwei Bataillonen und mit der leichten Reiterei Montbruns zu tun gehabt, die keine Veranlassung hatten, sich hartnäckig zu behaupten und auf Saalhaupt zurückgingen.

Die rechte Flügelkolonne erfuhr erst in Eggmühl, daß heute ein Gefecht stattgefunden habe. Vecsey erreichte Alt-Eglofsheim.

Nehmen wir an, die teilweise Vereinigung Davouts und Lefebvres sei am 19. Morgens früh infolge des späten Aufbruchs der Österreicher, zwischen 7° und 8°, und ihrer verfehlten Anordnungen zum Vormarsch nicht mehr zu hindern gewesen. Wenn aber der Erzherzog das Vorgehen seines rechten Flügels aufhielt, mit dem Zentrum in die linke Flanke St. Hilaires marschierte, so mußte Davout wenigstens noch in ein sehr nachteiliges Arrieregardengefecht verwickelt werden. Dem österreichischen linken Flügel wurde der blutige und nutzlose Kampf erspart.

Kolowrat, im Besitze eines Pontontrains, konnte hinter dem Feckinger Bach zwischen Saal und Langwaid herangezogen und so über 80 000 Mann versammelt und in drei Tagen durch das I. Korps auf 100 000 Mann verstärkt werden, ohne das V. und VI. Korps zu rechnen.

Die Oberleitung des österreichischen Heeres an diesem wichtigen Tage ist vollkommen unbegreiflich. Wir versuchen es nicht, eine Erklärung derselben zu geben. Schriftliche Aufzeichnungen der Motive sind nicht vorhanden.*) Die ganze Bewegung und die Echelonnierung der Kolonnen sieht aus wie ein absichtliches Vermeiden der Schlacht. Es ist, als ob man vor allem nur sich habe senkrecht wieder auf die Direktion von Wien setzen wollen. Man ließ dem französischen Marschall die Hauptstraße frei, und da der Raum zwischen Donau und Laaber noch nicht zwei Meilen breit ist, so erscheint der durch nichts unterstützte Kampf der linken Flügelkolonne bei Hausen nur wie ein Engagement, das man nicht füglich vermeiden konnte, dem man aber die möglichst geringe Ausdehnung zu geben wünschte.

Während Erzherzog Karl mit dem einen Flügel seines Heeres sich vier Meilen weit rechts zog, war Erzherzog Ludwig am Vormittage des 19. April mit dem V. Korps und dem II. Reservekorps auf Siegenburg vorgegangen.

Sollte die Aufstellung bei Siegenburg irgend eine Wirkung haben, so mußten die Korps von dort aus sofort die Offensive ergreifen. Nach allen Entsendungen

*) General v. Moltke kannte den schriftlichen Nachlaß des Erzherzogs nicht.



war Erzherzog Ludwig immer noch 18 000 Mann stark. Wurde auch Thierry, der bei Biburg nur eine Meile entfernt stand, herangezogen, so waren hier 24 000 Mann beisammen. Aber der Erzherzog begnügte sich bis zum Abend mit einem meist erfolglosen Geschützfeuer.

Er erwartete „mit Ungeduld“ Hiller, dem das Oberkommando übertragen war, der aber nicht eintreffen konnte.

Lefebvre ließ am Vormittage des 19. die Division Deroy, die zur Unterstützung Wredes bei Mühlhausen stand, zum Teil auf Abensberg abmarschieren, wo der Kronprinz von Bayern von Neustadt aus bereits eingetroffen war. Wrede blieb gegenüber Siegenburg und detachierte später nach Biburg.

Der Marschall kam mit dieser Diversion sehr spät zustande. Erst Nachmittags rückten die Division Kronprinz und Teile von Deroy über die Abens vor.

Die schwere Aufgabe, sich zwischen Lefebvre und Davout zu werfen, fiel nun auf den General Thierry allein, der nach vielfachen Zurücklassungen — ein Bataillon, ein Zug Dragoner bei Kirchdorf, ein Regiment Infanterie, zwei Eskadrons, zwei Geschütze bei Pruck — schließlich mit zwei Bataillonen, vier Eskadrons und einer halben Batterie auf Arnhofen vorrückte. Er mußte aber um 4° Nachmittags schon auf Offenstetten zurückweichen und stellte von hier die Verbindung mit Pfanzelter in Bachel her; sein abgeschnittener linker Flügel schloß sich der Brigade Bianchi an, die zu spät, um ihm zu helfen, durch Erzherzog Ludwig abgeschickt wurde und die sich dann begnügte, Wrede bei Biburg zu kanonieren. Gleichzeitig gingen vier Eskadrons unter General Schustekh zur Aufnahme Thierrys nach Rohr.

Um eben diese Zeit, wo schließlich die Vereinigung Davouts und Lefebvres bei Arnhofen bewirkt wurde, 4° Nachmittags, war General Hiller von Moosburg aus in Au angekommen. Am Morgen waren seine Vortruppen bei Pfaffenhofen durch Oudinot von Augsburg her angegriffen worden. Hiller langte Abends spät in Mainburg an, wo er noch zwei Meilen von Siegenburg entfernt stand. Erst jetzt erhielt er die Weisung des Generalissimus, den Oberbefehl über die drei Korps, V. und VI. sowie II. Reservekorps zu übernehmen.

Skizze 11.

Das österreichische Heer stand sonach am Abend des 19. April, vom rechten Flügel anfangend, folgendermaßen verteilt:

Am rechten Donau-Ufer:

	Bat.	Esk.		
I. Res. Korps (Division Lindenau vom V. Korps)	11	—	Höhenberg	
Brigade Vecsey vom II. Korps	5	8	Alt-Eglofsheim	19 000 Mann.
Kürassiere	—	36	Höhenberg	

Korps	Führer	Bat.	Esk.	Standort	Stärke
IV. Korps	Fürst Rosenberg	16	15	Dinzling	18 000 Mann*)
	Grenadiere	12	—	Paring	10 000 =
III. Korps	Prinz Hohenzollern	14	6	Hausen	12 bis 15 000 = **)
	General Pfanzelter	1	2	Bachel	1 000 =
	= Thierry	5	6	Offenstetten	6 000 =
V. Korps	General Schustekh	—	4	Rohr	
	= Bianchi	6	—	Biburg	
	Erzherzog Ludwig	6	12	Siegenburg	
	Mesko	2	1	Attenhofen östlich Mainburg	18 000 =
II. Res. Korps	Kienmayer	4	5	Ummelsdorf	
VI. Korps	General Hiller einschl. Scheibler	20	16	Mainburg	22 000 =
	Jellachich	8	8	München	10 000 =

Am linken Donau-Ufer:

Korps	Führer	Bat.	Esk.	Standort	Stärke
II. Korps	General Kolowrat	19	20	westlich Stadtamhof	24 000 =
I. Korps	= Bellegarde	24	14	Amberg	26 000 =

Der Bogen von Amberg über Regensburg nach München beträgt 24 Meilen. Im Zentrum desselben stand Napoleon.

Wir haben gesehen, daß am Morgen des 19. April der Erzherzog noch das III., IV. und V. Korps sowie das I. und II. Reservekorps, über 90 000 Mann unter der Hand hatte, die er in zwei Stunden auf einem Fleck versammeln konnte.

Am Abend eben dieses Tages war dieselbe Macht von Alt-Eglofsheim bis Siegenburg fünf Meilen auseinander, und nachdem Hiller bis Mainburg gelangt, bildete die österreichische Hauptmacht von über 100 000 Mann einen Kordon aus lauter einzelnen Korps von sieben Meilen Front. Eine Reserve hinter dieser Linie war nicht vorhanden. Bellegarde stand mit 50 000 Mann jenseits der Donau.

In dem Maße, wie die Österreicher sich auseinanderzogen, hatten die Franzosen sich konzentriert.

*) Das IV. Korps verlor etwas über 1000 Mann in den Gefechten bei Schneidhart und Dinzling am 19. April 1809. Mayerhoffer I. Seite 696.

**) 4000 Mann Verluste in den Gefechten bei Hausen und Teugen am 19. April 1809 sind abgerechnet nach Mayerhoffer I. Seite 694.

Am Morgen des 19. hatten sie von Regensburg bis Augsburg gestanden, fünfzehn Meilen; am Abend von Teugen bis Pfaffenhofen, sieben Meilen, und dabei waren sie in zwei Hauptmassen vereint.

Massena bei Pfaffenhofen, mit Oudinot (Division Claparede vorwärts Pfaffenhofen an der Straße nach Freising, Division Tharreau im Marsche von Pfaffenhofen auf Neustadt)		46 000 Mann,
Napoleon um Abensberg: mit St. Sulpice, Morand (Ober-Fecking), Gudin (Reising) und Nansouty (zwischen Neustadt und Vohburg)	23 000 Mann,	
Bayern (Lefebvre) (vorwärts Abensberg, bei Biburg und Siegenburg)	27 000 „	
Württemberger (Vandamme) (zwischen Neustadt und Mühlhausen)	10 000 „	60 000 Mann,*)
außerdem:		
Davout bei Teugen mit St. Hilaire und Friant, bei Peising mit Montbrun . .		26 000 Mann.

Wenn durch den Vormarsch von nur einer Meile Napoleon sich etwa bei Bachel mit Davout vereinte, so traf er hier mit 86 000 Mann gerade auf das österreichische Zentrum, das aus 6000 bis 7000 Mann bestand, die noch dazu nicht unter gemeinsamem Befehl standen.

Welche Chance für einen Feldherrn wie Napoleon!

20. April. Die Lage des Erzherzogs war eine ungünstige geworden, aber sie war noch nicht hoffnungslos. Freilich konnte Hiller, selbst wenn er das VI. und V. Korps sowie das II. Reservekorps versammelte, mit 40 000 Mann, mitten zwischen Massena und Napoleon stehend, die Vereinigung beider nicht mehr hindern. Jeder von beiden war ihm überlegen. Hiller mußte so bald wie möglich und freiwillig auf Landshut und hinter die Isar zurückgehen.

Dagegen vermochte der Erzherzog mit dem III. und IV. Korps sowie dem I. Reservekorps, rund 57 000 Mann, den nur noch 26 000 Mann starken Davout anzugreifen. Selbst Kolowrat, der einen Pontontrain mit sich führte, konnte noch an diesem Tage herangezogen und so ein Heer von mehr als 80 000 Mann bei Dinzling vereint werden.

*) Ohne die Reserve-Division Demont, die am 19. noch in Vohburg war, am 20. aber von dort nach Abensberg marschieren sollte.

Griff Napoleon dieses Heer an, so war man in der Lage, entweder die Schlacht mit gleichen Kräften anzunehmen (denn der Kaiser mußte dann zur Sicherung seiner rechten Flanke gegen Erzherzog Ludwig detachieren) oder auf Landau zurückzugehen, um sich hinter der Isar mit Hiller zu vereinen.

Es war aber durchaus nicht wahrscheinlich, daß der Kaiser am 20. gegen Regensburg vorgehen werde. Er mußte vor allem wünschen, sich erst mit Massena zu verbinden. Dieser stand noch zwei Märsche von Abensberg, drei Märsche von Dinzling zurück.

Napoleon konnte also mit versammelter Macht erst am 22. angreifen. Bis dahin aber war auch noch das I. Korps von Amberg heranzuziehen, wodurch die Österreicher über 100 000 Mann stark wurden. Ging vielmehr der Erzherzog zuvor auf Landau zurück, so blieb zwar ferner das I. Korps aus der Hand gegeben, aber Hiller verstärkte ihn dann auf 120 000 Mann.

Eine Überlegenheit gegen Napoleon war sonach nicht mehr zu erreichen, wohl aber konnte man ihm noch mit gleichen Kräften entgegentreten.

Wenden wir uns jetzt zu dem, was an diesem Tage wirklich erfolgte.

Die Nachrichten, die dem Kaiser am gestrigen Abend und bis zum Morgen des 20. bei Vohburg zugingen, ließen ihm keinen Zweifel über die Lage des Gegners. Er wußte, daß Hiller in Mainburg stand, er erfuhr, daß Davout nicht nur in Hausen, sondern selbst in Alt-Eglofsheim auf größere Massen gestoßen sei; der Feind war demnach ganz auseinander, und es bedurfte des einfachen Vormarsches über Rohr auf Landshut, um dort die Vereinigung mit Massena zu bewirken.

Die Disposition des Kaisers bestand in folgendem:

Davout erhielt den mißlichen Auftrag, die mehr als doppelt so starke Hauptmacht der Österreicher zu beschäftigen und festzuhalten, während er mit dem Rücken gegen die Donau stand.

Lannes, mit den bei Abensberg gestern eingetroffenen Divisionen Davouts, sollte den Vormarsch Napoleons auf Landshut in der linken Flanke decken. Er wurde gegen des Erzherzogs linken Flügel auf Alzhausen an die Laaber vorgeschoben.

Die Bayern und Württemberger im Zentrum sollten die Ehre haben, allein gegen ihre deutschen Landsleute unter dem Kaiser selbst zu fechten.

Massena wurde mit dem 4. Korps und der Küraſſier-Division Espagne auf Freising dirigiert, um Hillers linke Flanke zu umfassen, falls er hinter der Isar standhielt.

Der Erfolg gegen die zerstreuten Abteilungen Hillers war von Hause aus unzweifelhaft; dagegen konnte Davouts Lage höchst bedenklich werden, sobald die bei Abensberg versammelte Streitmacht Napoleons von dort gegen Landshut abrückte.

Wirklich hatte auch der Kaiser angeordnet, daß Massena schon von Pfaffenhofen

aus die Divisionen Boudet und Tharreau nach Abensberg detachiere, wo heute auch noch die Reserve-Division Demont eintraf.*)

Nicht nur, daß Napoleon bei seinem Vorrücken auf Offenstetten auf schwache Kräfte stieß, sondern es fehlte hier auch noch die Einheit des Befehls.

Thierry, Pfanzelter und Schustekh, versammelt nicht 7000 Mann stark, standen zerstreut, und General Hiller, dem der Oberbefehl übertragen, war noch in Mainburg zurück.

Dem Erzherzog Ludwig hatte der Generalissimus gestern Abend von Grub aus geschrieben, er erwarte heute einen allgemeinen Angriff von Davout. Obwohl er doppelt so stark war wie dieser, befahl er, daß das V. Korps während der Nacht „über Rohr zu seiner Unterstützung" heranmarschieren solle, doch müsse zuvor Hiller die Stellung bei Siegenburg besetzen, worin sich wieder die ängstliche Sorgfalt für Landshut ausspricht. Hiller konnte bekanntlich erst am 20. eintreffen und Erzherzog Ludwig, der weiter keinen Befehl erhielt,**) mochte Bedenken tragen, die Truppen aus Offenstetten und Bachel zurückzuziehen, die die einzige Verbindung mit dem Hauptheere ausmachten.

So fiel denn die erste Wucht des ungleichen Kampfes auf Thierry bei Offenstetten; derselbe zog sich auf Bachel zurück, fand aber dort statt des Generals Pfanzelter, der auf Langwaid ausgewichen, die Franzosen unter Lannes. Auf Waldwegen und in Unordnung gelangte er mit dem Feinde zugleich in Rohr an. Unter ungünstigen Gefechten wichen Thierry und Schustekh dann nach Rottenburg, in fast aufgelöstem Zustande.

Auch Bianchi sah sich bei Biburg gegen Mittag von Übermacht angegriffen; er zog sich auf Hörlbach zurück und gewann dort Anschluß an die beiden Bataillone des Fürsten Reuß***) bei Kirchdorf, wo nun acht Bataillone und zwei Eskadrons beisammen waren. Dieser kleine Haufen leistete in guter Stellung bis 3° Nachmittags ausdauernden Widerstand, doch darf man nicht vergessen, daß Napoleon absichtlich seinen rechten Flügel zurückhielt und erst 2° Nachmittags bei Siegenburg debouchieren ließ. Durch das Vorgehen des linken französischen Flügels über Rohr war der Rückzug ernstlich bedroht, und Erzherzog Ludwig mußte ebenfalls auf Pfeffenhausen weichen.

---

*) Boudet gehörte zum 4. Korps Massena, wurde aber nach Abensberg geschickt, da die andere Division Oudinots, Claparede, bereits nahe Freising — an der Spitze der Truppen Massenas — sich befand, als Napoleons Befehl, das ganze Korps Oudinot auf Abensberg zu schicken, eintraf. Saski II. Seite 279.

**) Erst am 20. Mittags erreichte den Erzherzog ein neuer Befehl des Generalissimus, von den Höhen bei Hausen ab 7³⁰ Vormittags, nämlich auf Rottenburg zurückzugehen; Hiller sollte sich bei Pfeffenhausen aufstellen. Erzherzog Karl selbst beabsichtigte auf Regensburg zu marschieren zur Vereinigung mit Kolowrat; gehe das nicht, so wollte er sich hinter der Laaber mit Erzherzog Ludwig vereinigen. Hiller, der inzwischen eingetroffen war und den Oberbefehl übernommen hatte, hielt die neue Weisung als nicht mehr den Verhältnissen entsprechend und schrieb dies an Erzherzog Karl. Mayerhoffer I. Seite 446.

***) Fürst Reuß war Divisionskommandeur beim V. Korps.



Glücklicherweise hatte General Hiller sein VI. Korps von Mainburg gleich auf Nieder-Hornbach bei Pfeffenhausen dirigiert, wo er um 8° früh eintraf und ruhen ließ. Er verfügte sich persönlich nach Siegenburg, erkannte von hier die Lage der Dinge, erfuhr die Vorgänge bei Rohr und ließ nun schleunigst zwei Brigaden von Pfeffenhausen nach Rottenburg aufbrechen. Sie kamen eben noch zur rechten Zeit an, um die Reste von Thierry*) und Schusteky aufzunehmen. Indes wurde auch Rottenburg verloren.

Das V. Korps blieb hinter Pfeffenhausen, das VI. bei Türkenfeld.

Dieser Rückzug kostete den Österreichern über 6000 Mann, indes war im großen noch nichts verloren, wenn heute der Erzherzog Karl entweder nach Landau zurückging, wo dann die Vereinigung mit Hiller hinter der Isar nicht verhindert werden konnte, oder wenn er Davout angriff, dessen Verstärkung aus Pfaffenhofen an diesem Tage nicht mehr anlangen konnte.

Der Generalissimus tat aber keines von beiden.

Er zog das III. Korps über Leierndorf auf das rechte Ufer der Großen Laaber zurück und schob das I. Reservekorps einschließlich Vecsey gegen Regensburg vor, so daß dieses und das ganze II. Korps gegen die aus einem französischen Regiment bestehende Besatzung jener Stadt standen.

Dies Regiment kapitulierte, die Verbindung wurde frei, Kolowrat selbst begab sich zum Erzherzog, aber statt nun das II. Korps an sich zu ziehen, beläßt es der Erzherzog in der alten Marschrichtung auf Beilngries am linken Ufer, wo kein Feind mehr steht.

Das II. Korps rückte sofort nach Hemau ab, das I. Reservekorps wurde in und südlich Regensburg untergebracht, Vecsey auf Abbach vorgeschoben.

Das IV. Korps hatte am 20. sein Lager bei Dinzling nicht verlassen; die Grenadiere verlegten es von Schneidhart nach Walkerstetten.

Davout war ruhig und unangefochten in seiner gefahrvollen Stellung, das Hauptquartier in Teugen verblieben. Er hatte sich begnügt, die Nachhut des III. Korps von Hausen bis an die Laaber zu werfen.

Die Bewegung des Kaisers an diesem Tage war eine exzentrische gewesen. Pelet nennt sie mit Recht „une battue“, ein Treibjagen. Während sein linker Flügel stehen blieb, schritt der rechte vor. Napoleon stand von Teugen bis Pfeffenhausen, vier Meilen; Massena bei Freising, fast fünf Meilen von Pfeffenhausen. Bei einem offensiven Vorgehen des österreichischen rechten Flügels mußten für die Franzosen die Nachteile der Trennung, bei passivem Verhalten die Vorteile der Umgehung zur Geltung gelangen.

---

*) Thierry selbst wurde zwischen Rohr und Rottenburg gefangen genommen. Mayerhoffer I. Seite 460.

Vergeblich sucht man nach dem leitenden Gedanken, der die Handlungsweise des österreichischen Generalissimus bestimmte. Wir finden eine Erklärung nur, wenn wir annehmen, daß der Erzherzog, der während des ganzen Feldzuges über den Stand seiner Gegner sehr unvollständige Nachrichten hatte, die Existenz einer großen Truppenmacht im französischen Zentrum bei Abensberg gar nicht kannte.*)

Der Erzherzog hatte am 17. Nachmittags noch die Absicht, bei Kelheim oder Neustadt über die Donau zu gehen, bei Eichstätt sich mit Bellegarde zu vereinen und am linken Ufer die Versammlung seiner Feinde zu sprengen.

An eben diesem Tage waren die Bayern im vollen Rückzuge von Abensberg nach Vohburg. Das Eintreffen des Kaisers erst führte sie wieder vor. Da man aber nur mit einer ganz schwachen Abteilung gefolgt war, und der Erzherzog Ludwig sich so äußerst passiv verhielt, so ist es möglich, daß man von der Versammlung bedeutender Massen hinter der Abens nichts erfuhr.

Dann gab es für den Erzherzog Karl am 18. keinen Feind, den er von Rohr aus mit vereinigten 90 000 Mann unmittelbar hätte angreifen können. Statt dessen erfährt er die ihm fast unglaublich scheinende Anwesenheit Davouts diesseits Regensburg und wendet sich nun am 19. gegen diesen.

Gab es überhaupt bei Abensberg kein französisches Zentrum, so war auch der Marsch Davouts dorthin zwecklos und man konnte glauben ihn vor Regensburg zu finden. Er mußte sich, da die Brücke von Kolowrats Batterien beherrscht wurde, durch die Österreicher durchschlagen, und das war der Angriff Davouts, den der Erzherzog noch am 19. Nachmittags für wahrscheinlich hielt.

Nur wenn die Bayern am linken Donau-Ufer im Rückzug auf Ingolstadt und Donauwörth waren, hatte die Direktion des I. und II. Korps auf Beilngries ein Objekt. Nur dann war es möglich, daß Erzherzog Ludwig mit dem V. Korps in der Nacht zum 20. „über Rohr und Langwaid“ sich dem linken Flügel anschloß. Es wäre widersinnig gewesen, einen solchen Flankenmarsch anzuordnen, wenn man wußte, daß Napoleon mit 60 000 Mann eine Meile vor Rohr stand. Wie hätte man dann auch die Verwundeten des III. Korps über Rohr zurückgeschickt, wo sie, wie es geschah, in die Hände der Franzosen fallen mußten.

Auch noch am 20. Mittags glaubte Hiller, bei Rottenburg nur eine kleine Abteilung der feindlichen Armee vor sich zu haben.

Wir geben zu, daß für unsere Hypothese schriftliche Nachweise nicht vorhanden sind, aber wir finden keinen anderen Schlüssel für das, was in diesen Tagen geschah und was versäumt wurde.**)

---

*) Dies scheint in der Tat der Fall gewesen zu sein. Vgl. Angeli IV. Seite 109 ff.

**) General v. Moltke hat, ohne Kenntnis der österreichischen Feldakten, auch in diesem Punkte das Richtige getroffen.

Der Kaiser übersah sehr wohl, daß die Gefahr, in der sein linker Flügel sich befand, in dem Maße gesteigert wurde, wie sein Zentrum sich weiter vorwärts bewegte. Zu seiner Unterstützung bestimmt er am 21. nicht den bei Rottenburg am nächsten stehenden Lannes, sondern Lefebvre, der also von Pfeffenhausen auf Rottenburg marschiert, dort die Division Kronprinz von Bayern stehen läßt und mit der bayerischen Division Deroy, der französischen Division Demont, einer Brigade der Kürassier-Division Nansouty längs der Laaber gegen des Erzherzogs linken Flügel vorrückt. Die weitere Verfolgung Hillers gegen Landshut führt Napoleon auf der Straße von Pfeffenhausen durch die Divisionen Wrede und Vandamme, auf der Straße von Rottenburg durch Lannes mit den Divisionen Gudin und Morand sowie mit der schweren Kavallerie Nansouty (ohne eine Brigade) und St. Sulpice unter Bessieres. Diese Kräfte genügen umsomehr, den schon erschütterten Gegner in seiner rückgängigen Bewegung zu erhalten, als nunmehr auch Massena in seiner linken Flanke wirksam werden muß.

21. April.

Dieser General war am 18. erst nach Augsburg gekommen, war über Pfaffenhofen und Freising marschiert und langte am 21. mit der Tete seiner Kolonne und den Kürassieren schon frühmorgens in Moosburg an. Er hatte in 60 Stunden über 12 Meilen gemacht.

Daß General Hiller also in eine sehr üble Lage kommen mußte, war vorherzusehen.

Während der ganzen Nacht lebhaft angegriffen zogen sich die Österreicher auf den beiden Straßen nach Landshut zurück, überall tapferen Widerstand leistend.

Landshut war das Hauptdepot für die Verpflegung der österreichischen Armee. Ein unermeßliches Fuhrwerk, das schon den Anmarsch dieses Heeres auf eine verderbliche Weise verzögert hatte, bedeckte jetzt alle Straßen. Als nun die beiden österreichischen Kolonnen, gedrängt vom Feinde, gegen diesen Punkt konvergierten und unter dem französischen Artilleriefeuer 40 000 Mann über die einzige Brücke durch die Stadt und den Hohlweg jenseits defilieren sollten, entstand die furchtbarste Verwirrung. Das II. Reservekorps, das zuerst eintraf, hatte Landshut kaum mit ein paar Bataillonen besetzt, da traf nun auch noch am rechten Ufer der Isar die Tete des 4. französischen Korps Massena von Moosburg her ein. General Nordmann mit mehreren Bataillonen und Eskadrons des VI. Korps warf sich derselben entgegen und glücklicherweise zögerte Claparede anzugreifen. Er glaubte auf das ganze österreichische Heer gestoßen zu sein, und die übrigen Divisionen Massenas konnten erst Nachmittags eintreffen. So entkam Hiller, doch nicht ohne großen Verlust. Es war 1^h Nachmittags, die Nachhut hinderte längere Zeit hindurch das Debouchieren des Feindes, die Verfolgung hörte bei Geisenhausen auf, und Hiller kam um 1^h Nachts nach Neumarkt, nachdem also die Österreicher unter fortwährenden Gefechten in 36 Stunden 8 Meilen marschiert waren.

Er verlor an diesem Tage beinahe 7000 Mann, 25 Geschütze, den Pontontrain und zahlreiches Fuhrwesen.

Wir wenden uns nun zum österreichischen Generalissimus, dessen Hauptquartier seit dem 20. Alt-Eglofsheim war, der von den Niederlagen Hillers keine Nachricht hatte und auch heute noch den Erzherzog Ludwig auf seinem linken Flügel eintreffen zu sehen hoffte, ja selbst, daß Hiller von Rottenburg, „an dem linken Ufer der Laaber“ zu ihm stoßen werde.*)

Dieser Flankenmarsch, den Pelet empfiehlt, war unter den gegebenen Verhältnissen eine reine Unmöglichkeit.

Die Disposition des Erzherzogs Karl, wie sie Stutterheim mitteilt, läuft auf eine Achsschwenkung links um das Pivot Eggmühl—Laichling hinaus. Der linke Flügel, III. Korps, soll von Leierndorf gegen Eggmühl zurück, der rechte, I. Reservekorps, gegen Abbach vorgenommen werden.**)

Man setzte sich dadurch zwar halbwegs auf die Passauer Straße, behielt aber zwei Meilen Front. In dieser Stellung wollte man „abwarten und nachher die Offensivoperationen fortsetzen“. Stutterheim, der dies angibt, sagt nicht, zu welcher Zeit jene Disposition erteilt wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dies erst geschah, als Davout angriff, als man aus dessen Verwegenheit schloß, daß man es mit Napoleon und seinem ganzen Heer zu tun habe, und als nun schleunigst auch das I. und II. Korps Kontreordre erhielten. Diese traf Kolowrat (II.) in Hemau am 21. Abends 6⁰ und mochte also nach Mittag von Alt-Eglofsheim (fünf Meilen) abgeschickt sein. Ausdrücklich wird auch erwähnt, daß Prinz Hohenzollern und Fürst Rosenberg die Disposition noch nicht hatten, als sie sich angegriffen sahen.***)

Davout hatte den ausdrücklichen Befehl des Kaisers, den mehr als doppelt so starken Feind anzugreifen, obwohl Lefebvre noch drei Meilen zu marschieren hatte, ehe er mit etwa 20 000 Mann herankommen konnte.†)

---

*) Erzherzog Ludwig wurde am 21. früh angewiesen, mit dem II. Reserve- und V. Korps sowie mit Thierry und Pflanzelter zwischen Großer und Kleiner Laaber nach Eggmühl zu marschieren. Hiller sollte die Straßen von Rottenburg und Pfeffenhausen nach Landshut decken. Mayerhoffer I. Seite 515.

**) Es sollten sich aufstellen: Vecsey zu beiden Seiten der Straße Regensburg—Abbach, Division Lindenau zwischen Hinkofen und Wolkering; Grenadiere zwischen Köfering und Alt-Eglofsheim, zur Verfügung des Erzherzogs Karl; IV. Korps rückwärts Dinzling, III. Korps hinter Unter-Laichling; rechtes Laaber-Ufer: ein Detachement in Höhe von Langwaid, eine Brigade (Bukassovich) bei Lindach (bis zum Eintreffen des Erzherzogs Ludwig). Mayerhoffer II. Seite 515.

***) Beide Generale erhielten die Disposition erst, als sie bereits im Zurückgehen waren. Mayerhoffer I. Seite 520.

†) Davout griff an ohne Kenntnis von einer neuen Weisung Napoleons, der am 21. um 5⁰ Morgens Lefebvre mit der Verfolgung der österreichischen Nachhut beauftragte, für die der Kaiser neuerdings die Davout gegenüber befindlichen österreichischen Truppen hielt. Davout sollte diese Bewegung unterstützen und sich dann gegen Bellegarde wenden. Dem Kaiser meldete er am Morgen, daß er die ganze Armee des Generalissimus sich gegenüber habe. Saski II. Seite 300 ff. und Corr. 18, Nr. 15 100.

Das Verhalten des Marschalls Davout war auch an diesem Tage musterhaft. Schon am frühesten greift er mit allem ausschließlich den feindlichen linken Flügel des III. Korps an. Im Fall des Gelingens drängt er dadurch die Österreicher von ihrem Rückzug auf Passau ab, bei nachteiliger Wendung des Gefechts kann er sich auf Lefebvre und Napoleon zurückziehen.

Abermals kommt der Prinz von Hohenzollern in die Lage, sich gegen überlegene Kräfte ohne Unterstützung zu schlagen. Er weicht auf dem rechten Ufer der Laaber aus, um über Eggmühl das linke zu gewinnen. Davout läßt ihn ziehen und wendet sich, nunmehr schon durch Lefebvre verstärkt, links gegen das IV. Korps, gegen das er 36 000 Mann vereint.

Fürst Rosenberg zieht sich nach Laichling zurück und muß dort das Gefecht allein bestehen, während das III. Korps durch Eggmühl defiliert, das I. Reservekorps die kurze Strecke von Regensburg so langsam zurücklegt, daß es erst in der Nacht anlangt und von 28 Bataillonen, 44 Eskadrons nur ein Infanterie-Regiment (Regiment Erzherzog Karl) zum Gefecht bringt.

Davout hatte heute mit 24 000 Mann rund 60 000 Österreicher angegriffen. Durch Lefebvres Eintreffen wird er kaum stärker als 36 000 und doch war er an jedem besonderen Punkt seinem Gegner überlegen gewesen.

Das IV. Korps verlor 3000 Mann und behauptete sich nur mit Mühe in seiner Stellung, bis die Nacht den Kampf endete.*)

Noch an diesem Abend blieb Bukassovich am rechten Ufer der Laaber, weil man immer noch das Eintreffen Hillers erwartete. Statt seiner kam am folgenden Tage Napoleon.

22. April.

Hiller war in Neumarkt, zehn Meilen vom Erzherzog entfernt, und der Kaiser überließ die weitere Verfolgung Bessieres mit den Divisionen Wrede und Molitor (4. Korps) und etwas leichter Kavallerie — im ganzen 16 000 Mann — die ohne zu drängen nachrückten. Mesko wurde mit der Arrieregarde aus Neumarkt verdrängt. Hiller ging bei Neu-Ötting über den Inn. Napoleon**) hingegen

*) In der Nacht standen: III. Korps bei Alt-Eglofsheim, Lindenau bei Gebelkofen, Grenadiere bei Haus und Mooshof, Kürassiere bei Köfering und Ober-Traubling, Vecsey an der Straße nach Abbach. Mayerhoffer I. Seite 532.

**) Der Kaiser hatte sich trotz Davouts Meldung vom 21. Morgens eingebildet, bei Landshut die Hauptmasse der Österreicher unter dem Befehl des Erzherzogs Karl geschlagen zu haben; erst in den frühesten Morgenstunden des 22. klärte ihn ein neuer Bericht Davouts, von den Höhen bei Eggmühl aus, über seinen Irrtum auf; auch erfuhr der Kaiser erst jetzt den Verlust von Regensburg und schloß daraus auf die Vereinigung der österreichischen Hauptmacht mit Bellegarde. Da erst entschloß er sich, mit dem Gros der Armee auf Eggmühl zu marschieren, während ihn bis zu dem Augenblick der Gedanke beherrscht hatte, von Landshut aus an den Inn zu marschieren. Davouts Lage faßte er vor Eintreffen des erwähnten Berichtes so auf, daß er die „Höhen bei Eggmühl" behaupten könne, auf alle Fälle sollten aber Vandamme, Lannes und St. Sulpice am 22. nach Ergoldsbach rücken, um ihn zu unterstützen. Im Falle eines Rückzuges sollte Davout vor allem die Vereinigung mit dem Kaiser im Auge behalten. Corr. 18, Nr. 15 104, 15 105, 15 107. Saski II. Seite 308 ff.

marschierte mit allem übrigen zur Unterstützung des Marschalls Davout, der nun schon seit drei Tagen die Gefahr seiner Lage durch Verwegenheit seines Auftretens dem weit überlegenen Gegner verborgen hatte.

Schon um 4⁰ und 5⁰ früh brach Lannes mit den Divisionen Gudin und Morand von Landshut gegen Ergoldsbach auf, wo Vandamme mit den Württembergern sich bereits befindet. Die Division St. Sulpice schließt sich von Essenbach aus an.

Zum Angriff auf den Erzherzog vereinte sonach der Kaiser:

unter Davout:	die Divisionen St. Hilaire, Friant, die sehr gelitten, etwa	16 000	Mann,
	Montbrun	5 000	=
		21 000	Mann,
unter Lefebvre:	die Division Demont und die bayerische Division Deroy sowie 1 Brigade Nansouty .	16 000	Mann,
unter Lannes:	die Divisionen Gudin und Morand, Vandamme und die Kürassiere St. Sulpice . .	25 500	=
außerdem:	die Kürassiere Espagne und Nansouty (2 Brigaden)	6 500	=
	Zusammen doch nur	70 000	Mann.

Die Divisionen Claparede, Legrand und Carra-St. Cyr, 26 000 Mann, waren noch auf der Straße von Landshut nach Eggmühl zurück.

Die 1. bayerische Division Kronprinz und die Division Tharreau, zur Verfügung Davouts gestellt, erreichten, von Rottenburg und Abensberg aus, am 22. Alt-Eglofsheim bzw. Langwaid, beteiligten sich aber nicht mehr am Kampfe.

Die Division Boudet war auf Veranlassung Davouts von Neustadt nach Ingolstadt dirigiert worden, um die Altmühl gegen Bellegarde zu verteidigen; sie kehrte aber unterwegs wieder um und nach Neustadt zurück.

Der Erzherzog hatte nun auch sein I. und II. Korps zurückgerufen. Kolowrat, der in der Nacht zum 21. von Regensburg nach Hemau marschiert war, kehrte in der Nacht zum 22. von Hemau nach Regensburg zurück und defilierte noch am Morgen. Er traf 6⁰ Morgens mit ganz ermatteten Truppen bei Isling ein und bedurfte dringend der Ruhe. Dies ist ohne Zweifel der Grund, weshalb man am Vormittag im österreichischen Heere ganz untätig blieb*) und so den letzten Augenblick verstreichen ließ, wo man noch mit entschiedener Überlegenheit gegen Davout etwas unternehmen konnte.

---

*) Vgl. Ausgewählte Schriften des Erzherzogs Karl. VI. Seite 362.

Skizze 12.

Die Disposition des Generalissimus befiehlt für diesen Tag nur eine allgemeine Linksschwenkung, bei welcher das IV. Korps bei Laichling stehen bleiben, der Rest des Heeres in drei Kolonnen vorgehen soll:

die 1. (rechte Flügel=) Kolonne bildet das II. Korps, Kolowrat einschl. Avantgarde 1/2 Vecsey	19 Bat.	22 Esk.	71 Gesch.	= 23 000 Mann,
die 2. Kolonne, I. Reservekorps Liechtenstein (Division Lindenau) einschl. Avantgarde 1/2 Vecsey	10 =	4 =	10 =	= 11 000 = ,
die 3. Kolonne, III. Korps Hohenzollern einschl. Avantgarde=Regiment Erzherzog Karl	14 =	4 =	69 =	= 15 000 = .

Der stehende linke Flügel wird gebildet:

aus dem IV. Korps Rosenberg	16 Bat.	15 Esk.	56 Gesch.	= 13 000 Mann.
Grenadier=Division . . .	12 =	— =	16 =	= 11 000 =
Kürassiere	— =	36 =	— =	= 4 000 =
und am rechten Ufer der Laaber Vukassovich	7 =	8 =	14 =	= 5 000 =
	78 Bat.	89 Esk.	236 Gesch.	= 82 000 Mann,*)

so daß die Österreicher immer noch an Zahl allem überlegen bleiben, was Napoleon gegen sie zu versammeln vermag.

Der Vormarsch war in der Art reguliert, daß im Falle des Gelingens der rechte Flügel nach Abbach an die Donau kam, während der linke bei Eggmühl an der Laaber blieb, Front zwei Meilen. Was dadurch und dann weiter erreicht werden soll, spricht die Disposition nicht aus. Daß Davout zwischen Schierling und Dinzling konzentriert stand, wußte man nur zu gewiß aus den nachteiligen Gefechten von gestern. Heute wurden die 1., 2. und 3. Kolonne gegen Abbach und Peising dirigiert,**) zusammen 50 000 Mann, die nur auf Detachements der Division Montbrun stoßen konnten. Man traf also nicht den Schwerpunkt des Feindes. Hätte der Erzherzog die Absicht gehabt, ernstlich anzugreifen, so mußte er vielmehr eine Rechtsschwenkung machen, um Davout von Napoleon ab und gegen die Donau zu drängen; man würde sich gegen Laichling konzentriert und das II. Korps auf Dinzling dirigiert haben.

*) Die Zahlen sind nach Mayerhoffer I. Seite 536 ff.

**) Die 1. Kolonne sollte gegen Abbach, die 2. über Weilloh, die 3. über Luckenpoint und Dinzling gegen Peising vorrücken. Mayerhoffer I. Seite 536/37.

Das österreichische Heer setzte sich der Disposition gemäß um 12° Mittags (1. und 3. Kolonne) und 1° Nachmittags (2. Kolonne, bei ihr der Generalissimus) in Bewegung. Kaum waren die Kolonnen aufgebrochen, so meldete Vukassovich, daß der Feind auf der Straße von Landshut vorrücke, und bald darauf, daß seine Vorposten von Lindach gegen Eggmühl zurückgedrängt würden.

Das IV. Korps mußte jetzt Front gegen Süden nehmen, wo unabsehbare Kolonnen sich von Landshut heranbewegten, und zugleich gegen Westen, wo Davout, der den Vormittag über in steter Besorgnis eines Angriffs geschwebt, sich zu regen anfing.

Eggmühl, von den Württembergern angegriffen (ramenés à la charge par des officiers français), ging verloren, und es war kein Augenblick zu versäumen, wollte man die Straße nach Regensburg decken.

In welcher Lage die übrigen Korps sich befanden, konnte Fürst Rosenberg nicht wissen; es kam darauf an ihnen Zeit zu schaffen. Man kann ihn nicht tadeln, daß er unter diesen schwierigen Umständen ein Gefecht gegen das gesamte französische Heer annahm, und man muß die Ausdauer und den Mut der Truppen bewundern, die es während drei Stunden durchführten. Das durchschnittene und bedeckte Terrain nötigte zu lauter partiellen Angriffen. Man schlug sich mit größter Hartnäckigkeit, und besonders die Kavallerie war sehr tätig, aber der Ausgang des Gefechts konnte nicht zweifelhaft sein. Sobald die Division Gudin östlich Eggmühl die Laaber passiert hatte, breitete sie sich rechts aus und umfaßte das österreichische Korps nun auch noch von dieser Seite. Nachdem St. Sulpice zu Nansouty und der bayerisch-württembergischen Kavallerie gestoßen, bildete sich eine Reitermasse von 17 Regimentern auf dem rechten Flügel der Franzosen, die bald bis zur Donau streifte. Auf dem linken nahm Davout Laichling und drang gegen Sanding vor. Fürst Rosenberg, von allen Seiten umfaßt und fast umringt, mußte endlich nach Alt-Eglofsheim weichen; er verlor dabei 12 Geschütze, aber der Feind fand die Bedienungsmannschaft tot neben denselben.

Was geschah nun bei dem Rest des österreichischen Heeres während der drei kostbaren Stunden, die das IV. Korps mit seinem Blute erkämpfte?

Es schien geboten, sogleich die Kürassier-Division zur Aufnahme Rosenbergs vorzuziehen. Sie stand vollkommen à portée bei Köfering, und man konnte mit 3000 Pferden in der Ebene östlich Alt-Eglofsheim der feindlichen Kavallerie entgegentreten. Ferner konnte man die übrigen drei Korps zwischen Gebelkofen und Köfering hinter dem Kumpfmühl-Bach aufstellen, denn wo immer die Kolonnen eben sein mochten, keine war in dem Raume zwischen Peising, Abbach und Regensburg weiter als eine Meile von diesen Punkten entfernt. Dort konnte man noch immer mit gleichen Kräften die Schlacht annehmen.

Als der Erzherzog die Nachricht von dem ganz unerwarteten Erscheinen Napoleons erhielt, befahl er Rosenberg, kein ernstliches Gefecht anzunehmen; dieser war aber

schon viel zu weit engagiert, um abbrechen zu können. Das III. Korps wurde auf Thalmassing, das I. Reservekorps auf Gebelkofen, das II. Korps hinter Isling dirigiert. Die Hauptmacht stand sonach auf der Nebenstraße von Eggmühl nach Regensburg echelonniert; auf der Hauptstraße befanden sich zur Aufnahme des IV. Korps nur die Grenadiere und die Kürassiere. Das starke und ganz intakte II. Korps stand noch zwei Meilen rückwärts Alt-Eglofsheim und leistete daher gar keine Unterstützung. Das III. Korps nahm bei Thalmassing den rechten Flügel des IV. Korps auf, aber es konnte Alt-Eglofsheim nicht mehr vor dem Feinde erreichen und zog sich nach Köfering zurück. Auch das I. Reservekorps langte erst nach der Entscheidung des großen Kavalleriegefechts an, das diesen Tag schloß.

Die durch wiederholte und meist siegreiche Attacken unter Stutterheims Leitung sehr geschwächten Regimenter Vincent-Chevauxlegers und Stipsicz-Husaren nebst zwei Eskadrons Ferdinand-Husaren trafen bei Alt-Eglofsheim nur eine Kürassier-Brigade (Schneller) zu ihrer Aufnahme.

Stutterheim gibt die Stärke dieser gesamten Kavallerie auf nur 2000 Pferde an.

Schon brach die Dunkelheit ein; es war 7° Abends. Statt durch ruhige Haltung dem weit überlegenen Feind zu imponieren, griff das Kürassier-Regiment Gottesheim an.

Die Divisionen Nansouty und St. Sulpice bildeten das Zentrum und den linken Flügel, die leichte Kavallerie hielt auf dem rechten Flügel, Reserven hinter den Massen.

Die französischen Kürassiere waren aufs äußerste ermüdet. Sie empfingen das österreichische Regiment haltend mit Karabinerfeuer, gleichzeitig aber schwenkte je ein Regiment in dessen beide Flanken und zwangen es zum Rückzug. Dasselbe Schicksal hatte das Kürassier-Regiment Kaiser und nach ihm die übrigen Regimenter. Alles bewegte sich nun nach der Chaussee, wo ein furchtbares Gedränge entstand; Franzosen und Österreicher durcheinander fochten Mann gegen Mann. Ein österreichisches Bataillon, das hinter dem Defilee von Köfering stand, wurde von der eigenen Kavallerie übergeritten, von den französischen Kürassieren attackiert und verlor 300 Mann. Endlich schloß das Erscheinen des Fürsten Liechtenstein bei Traubling das Gefecht.

Das III. und IV. Korps sowie das I. Reservekorps gingen bis Burgweinting zurück, das II. Korps stand bei Isling,*) das österreichische Heer war sonach eine halbe Meile vor Regensburg versammelt. Die Vorposten standen sehr nahe und ohne Terraindeckung.

Von der gesamten österreichischen Macht hatten an diesem unglücklichen Tage nur das IV. Korps, eine Kürassier-Brigade und ein Teil des III. Korps, der unter Vukassovich am rechten Laaber-Ufer gestanden hatte, gegen beinahe das gesamte französische Heer gefochten. Das IV. Korps verlor über 4000 Mann und 26 Geschütze.

*) Das I. Korps erreichte am 22. April Hemau. Mayerhoffer I. Seite 577.

Napoleon nächtigte in Alt-Eglofsheim, dem Hauptquartier des Erzherzogs, während zwei verhängnisvoller Tage. Des Kaisers Anwesenheit auf dem französischen rechten Flügel zeigt, wo er die Entscheidung suchte.

Eine österreichische Schwadron, die abgeschickt wurde, um die Donau-Brücke bei Straubing zu zerstören, stieß bei Geißling auf ein französisches Regiment und wurde gefangen.

Pfatter und Straubing wurden noch diesen Abend von den Franzosen besetzt, die Straße nach Linz war in ihrer Gewalt.

Von Rohr nach Regensburg sind vier Meilen. Auf diesem Raum hatte das österreichische Hauptheer während vier Tagen sich, ohne ihn anzugreifen, rings um Davout herumgezogen, so daß es nun dicht vor Regensburg mit entgegengesetzter Front stand.

Am 19. hatte es mit dem III. Korps allein, am 21. und 22. mit dem IV. Korps allein gefochten und dabei nach und nach an 13 000 Mann verloren.

In eben diesen vier Tagen war Massena von Augsburg über Pfaffenhofen, Freising und Landshut gegen Regensburg 18 Meilen unter fortwährenden Gefechten marschiert. Die Franzosen, die gestern bei Landshut, heute bei Alt-Eglofsheim schlugen, hatten unterdes 7 Meilen zurückgelegt.

23. April. Eine solche Beweglichkeit freilich verdoppelt die Kräfte. Für den Erzherzog konnte es nur noch darauf ankommen, ohne weiteren Verlust über die Donau zurückzugelangen.

Das Fuhrwesen defilierte die ganze Nacht durch Regensburg. Eine Pontonbrücke wurde bei Weichs dicht unterhalb des Einflusses des Regen geschlagen und war 8° Morgens fertig. Um diese Zeit waren bereits das III. und IV. Korps über die steinerne Brücke gerückt und das II., nachdem es die Stadt durch zwei Infanterie-Regimenter besetzt, im Defilieren begriffen.

Erst gegen 9° setzte der Feind sich in Bewegung.

Ein bei Burgweinting ganz vereinzelt aufgestelltes Bataillon ging verloren. Auffallender Weise hatte man die Sicherung des Abzuges der österreichischen Kavallerie übertragen. Sie schlug sich auch hier mit großer Bravour, verlor aber viel und mußte hart gedrängt durch die Stadt zurückgehen.

Da der Feind die Pontonbrücke nicht sogleich entdeckte, kam das Reservekorps ohne erheblichen Verlust hinüber, doch ging die Brücke selbst schließlich verloren.

Die Stadt wurde in Brand geschossen, hielt sich aber bis zum Abend, wo sie erstürmt wurde. Die Besatzung fiel in Gefangenschaft.

Der Abzug über die Donau kostete über 8000 Mann. Der mächtige Strom setzte zunächst jeder Verfolgung ein Ziel; Napoleon folgte nicht, er hielt seine Kräfte am rechten Ufer beisammen. Noch ehe er Regensburg angriff, schickte er schon Massena auf Straubing ab, am 24. aber Lefebvre sowie Lannes mit Oudinot (Division Tharreau)

und St. Hilaire, am 25. Vandamme auf Landshut zurück, um Bessieres gegen Hiller zu unterstützen; dorthin wurden auch die nachrückenden Garden dirigiert. Bald steht Napoleon mit allen seinen Streitkräften auf der geraden Straße nach Wien. Der Lech bildet seine Operationsbasis, die Donau sichert seinen Vormarsch.

Erzherzog Karl trifft den 25. in der festen Stellung von Cham ein. Nach Vereinigung mit Bellegarde zählt er noch nicht 80 000 Mann.

Hiller bei Braunau, 20 Meilen entfernt, war 30 000 Mann stark.

Das Heer in Deutschland hatte 45 000 Mann verloren.

Bayern war geräumt, der Krieg war in das Herz der österreichischen Monarchie zurückgeführt.

Der Feind stand näher an Wien als der Erzherzog. Und dieser Umschwung war eingetreten vierzehn Tage nach Eröffnung des Feldzuges, vier Tage nach Beginn der eigentlichen Operationen und ohne daß eine Entscheidungsschlacht geschlagen war.

Selbstkritik des Generalissimus.

(Ausgewählte Schriften des Erzherzogs Karl. Band VI. Seite 364 ff.)

In Bonapartes Leistungen während der ersten Periode des Feldzuges erprobte sich, wie genau er die Grenzlinie zwischen Strategie und Taktik beobachtete. Den Gang der Operationen überhaupt bestimmte er ausschließlich nach der natürlichen Bildung des Kriegsschauplatzes; den der Manöver vor und während der Gefechte hingegen nach den jedesmaligen Verhältnissen, deren Veränderung er durch die Schnelligkeit seiner Entschlüsse wie ihrer Ausführung zuvorkam. Zwar hat er in den Anforderungen an seine Untergebenen alles aufs äußerste getrieben; er wußte sie aber auch zugleich zu vermögen, selbe zu erfüllen. So wurden die Gegner überwältigt, welche auf derlei Resultate nicht gefaßt waren.

Durch die Zusammenziehung seiner meisten Streitkräfte an der unteren Abens versicherte sich Bonaparte zuerst der strategischen Linie im Donau-Tal, drang von da auf der wichtigsten für den Feind gegen Landshut vor und warf dann aus selber die eigenen Truppen überall hin, wo es im Augenblicke galt, ohne die angenommene Richtung noch den Weg zum Rückzug preiszugeben.

Im Gegensatz dazu verdient das Benehmen des Erzherzogs gerechten Tadel. Seine Entschlüsse waren schwankend, weil er die Einleitung wie den Gang der Operationen der Richtung unterwerfen wollte, welche die feindlichen nehmen würden. Überdies vermehrte er den Nachteil solch einer Ansicht durch übermäßige Verteilung der Streitkräfte.

Der Erzherzog versuchte den französischen Feldherrn nachzuahmen, dessen Bewegungen schnell und dessen Siege vollständig waren, weil er für erstere seine Streit-

kräfte in zahlreiche Kolonnen verteilte, selbe aber doch wieder zur rechten Zeit für entscheidende Schläge vereinigte. Allein dabei übersah der österreichische Feldherr die Schwerfälligkeit seines Werkzeuges und den Mangel an entschlossenem Willen und Gewandtheit, welche erforderlich sind, um erhaltene Befehle mit Überwindung jeder Schwierigkeit auszuführen. In seinen Verhältnissen hätte er sich nur langsam, nur immer mit vereinter Kraft bewegen sollen, um die Anführer größerer Abteilungen stets unter seiner unmittelbaren Leitung behalten zu können.

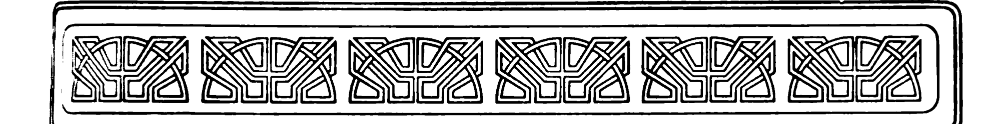
Im Anfange des Feldzuges wurde die Operationslinie aus Österreich jener aus Böhmen vorgezogen; und doch rückten auf letztere zwei Armeekorps, wo eines genügt hätte.

Nahm der Erzherzog mit vereinter Kraft seine Richtung über Landshut, so konnte jeder Angriff rasch unternommen werden. Davout muße Regensburg verlassen, und es blieb im Mißgeschick der beste Weg zum Rückzuge gesichert. Hingegen war der Zug von Rohr gegen Regensburg ein Wagnis. Er ging von der Operationslinie ab, ohne die Sicherheit, eine andere zu gewinnen, und überließ den Schutz den verlassenen zwei zerstreuten Armeekorps.

Am 20. und 21. blieben zwar die Angriffe der Franzosen auf den feindlichen linken Flügel ohne bedeutenden Erfolg, wiederholten sich aber fortwährend.

Der Erzherzog erkannte zwar in selben die Absicht, ihn dadurch, daß man ihn beschäftigte, in Untätigkeit zu erhalten, vereitelte sie aber nicht durch entgegengesetzte Tätigkeit. Da wo die beiderseitigen Truppen einander gegenüberstanden, war der Augenblick gekommen, den Plan des Feindes zum Leitfaden der eigenen Beschlüsse zu nehmen. Von der Laaber bis an die Donau zeigten sich beinahe keine Franzosen, was darauf deutete, daß Davout bestimmt war, entweder eine Unternehmung des Feindes südlich von der Laaber oder eine noch unvollendete Zusammenziehung seiner Streitkräfte zu schützen.

Hätte der Erzherzog schnell die in der Nähe befindlichen Streitkräfte vereinigt und sich auf Davout geworfen, so durfte er für sich einen Erfolg erwarten, welcher des Feindes weitere Pläne stören konnte. Anstatt dessen dehnte er sich in der entgegengesetzten Richtung bis an die Donau aus, um in einer untätigen Stellung Aufschlüsse über des Gegners Beginnen zu erwarten. Dem Mißgriff folgte die Strafe auf dem Fuße. Während des ganzen Feldzuges waren die Streitkräfte ungleich. Daher hätte der Erzherzog nie vergessen sollen, daß dies Eingreifen der Initiative in Beschluß und Ausführung das einzige Mittel ist, welches den Schwächeren zum Sieg führen kann. Durch den Verlust der Schlacht bei Regensburg war er in die Defensive zurückgeworfen, und hiermit die Möglichkeit der Benutzung jenes Vorteils bloß auf den Gang einzelner Gefechte beschränkt, von dem der Operationen aber ausgeschlossen.



Beharrlichkeit und Biegsamkeit im kriegerischen Entschluß.

Der Krieg stellt jeden Führer, den höheren wie den niederen, fortgesetzt vor neue Entschlüsse. Ein wesentlicher Teil der Ausbildung unserer Offiziere im Frieden besteht daher darin, die Entschlossenheit zu steigern, jene „eigentümliche Richtung des Verstandes, die jede andere Scheu im Menschen niederkämpft mit der Scheu vor dem Schwanken und Zaudern."*) Sagt Moltke**) einerseits: „Alle aufeinander folgenden Akte des Krieges sind nicht prämeditierte Ausführungen, sondern spontane Akte, geleitet durch militärischen Takt", so schickt er dem doch die Bemerkung voraus: „Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stetig im Auge behalten, unbeirrt darin durch die Wechselfälle der Begebenheiten ......"

In der Tat sieht sich der Handelnde im Kriege „dem Gebiet der Ungewißheit",*) dauernd in die Notwendigkeit versetzt, das ursprünglich Gewollte mit den vielfach wechselnden Lagen in Einklang zu bringen. Seinem „Willen begegnet sehr bald der unabhängige Wille des Gegners".**) Mit diesem ist zu rechnen, und er kann „nicht anders gebrochen werden als durch die Mittel der Taktik, durch das Gefecht".**) Dennoch gibt es Fälle, wo man auch einer veränderten Lage gerecht zu werden vermag, ohne unbedingt gezwungen zu sein, von dem ursprünglich Geplanten abzuweichen, wo solches vielmehr einem Verzicht auf die eigene Initiative gleichkommen würde, und wo die Mahnung von Clausewitz***) zu beherzigen ist: „Festes Vertrauen zu sich selbst muß den Führer gegen den scheinbaren Drang des Augenblicks wappnen."

Bei den Übungen, die Scharnhorst vor dem Kriege 1806 mit den Offizieren der Akademie in der Umgegend von Berlin vornahm, gab er auch eine Schilderung der Charaktereigenschaften des feindlichen Generals. Dieser wurde als „tapfer und standhaft in der Ausführung seiner Entwürfe" bezeichnet.†) Es liegt auf der

*) Clausewitz, Vom Kriege, I. Buch, 3. Kapitel.

**) Taktisch-strategische Aufsätze. Über Strategie.

***) Vom Kriege, I. Buch, 6. Kapitel.

†) Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt, Seite 369. Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn.

Hand, daß Scharnhorst hierbei die Verhältnisse des 18. Jahrhunderts, der Zeit der Kabinettskriege, vorgeschwebt haben, wo man meistens wußte, wessen man sich vom feindlichen Feldherrn zu versehen hatte, und wo von der überwiegenden Mehrzahl der Generale das Wesen der Kriegführung in einer „sinnreichen Untätigkeit"*) gesucht wurde. Der neuere Krieg erfordert größere Biegsamkeit. Schon König Friedrich hat sie indessen vollauf betätigt und, solange er noch über hinreichende Kräfte gebot, dem Kriege ein Gepräge gegeben, das Erscheinungsformen zeitigte, die bereits vielfach denjenigen der heutigen Zeit gleichen. Des Königs Einmarsch in Böhmen 1757, der in der Schlacht bei Prag seinen vorläufigen Abschluß fand, erscheint, von ferne betrachtet, „als das Ergebnis eines von Anbeginn erstrebten konzentrischen Vorgehens und bewußten Zusammendrängens der Österreicher dorthin", ist aber tatsächlich nur „der Schlußstein einer mit höchster Energie durchgeführten Kriegshandlung, die ihre Größe darin sucht, daß sie sich überall den Umständen geschickt anzupassen, sie in vollendeter Weise auszunutzen versteht . . . . . Die dem Könige eigene innere Freiheit tritt vor allem darin hervor, daß er stets von Fall zu Fall handelt und nirgends weiter disponiert, als er es mit Sicherheit vermag; darum beabsichtigt er zunächst nur die Vereinigung mit Schwerin an der Elbe sicherzustellen. Erst als der Gegner die Entscheidung an der Eger nicht annimmt, führt dessen Verfolgung den König nach Prag".**)

Ähnlich verhält es sich mit der Schlacht bei Königgrätz. Auch sie erscheint uns leicht als das notwendige Ergebnis des konzentrischen Einmarsches der preußischen Armee in Böhmen, aber wenn hier Moltke „das Höchste leistete, was strategische Führung zu erreichen vermag",***) indem ihm die Vereinigung der getrennten preußischen Armeen auf dem Schlachtfelde gelang, so ist zu bedenken, daß diese Vereinigung anfänglich in der Gegend von Gitschin geplant war. Am 30. Juni erscheint der Name Königgrätz zum erstenmal in den Direktiven Moltkes, und noch am Tage vor der Schlacht wurde in Gitschin im Großen Hauptquartier angenommen, daß die Österreicher hinter der Elbe, nicht, wie es tatsächlich der Fall war, vor dieser standen. Erst aus den im Laufe des 2. Juli einlaufenden Meldungen ergab sich mit Sicherheit diese Tatsache. Immer aber blieb es noch zweifelhaft, ob man hier die ganze österreichische Armee oder nur Teile von ihr vor sich hatte.

Auch der Anfang des Krieges 1870/71 ist völlig anders, als ursprünglich geplant, verlaufen. Das Abdrängen der Heeresgruppe Mac Mahons im Elsaß, das Zurück-

*) Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt, Seite 369. Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn.

**) Gr. Gen. Stab. Kriege Friedrichs des Großen. III. 2. Prag. Seite 154/155.

***) Aufzeichnung Moltkes über die Schlacht bei Königgrätz für Heinrich v. Treitschke. 1891 in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung veröffentlicht.

drücken derjenigen Bazaines nach Metz unter gleichzeitigem Bestreben, sie nach Norden abzudrängen, konnten gar nicht von Anfang an vorausgesehen werden.

Moltke hatte vielmehr in Aussicht genommen, daß die deutschen Gesamtkräfte am 7. und 8. August die Saar in einer 70 km breiten Front erreichen sollten, mit dem rechten Flügel 20 km weiter nördlich als es tatsächlich geschah. Dadurch, daß die Franzosen in zwei getrennten Gruppen, mit einer im Elsaß, mit einer in Lothringen, stehen blieben, ist es nicht dazu gekommen, daß der rechte Flügel der in das Elsaß einrückenden Dritten Armee unmittelbar Anschluß an den linken Flügel der Zweiten Armee nahm. Aber nicht nur ein Zusammenwirken aller drei Armeen in der Entscheidungsschlacht wurde hinfällig, sondern auch die Vorbewegung der Ersten und Zweiten Armee konnte infolge der vorzeitig entbrannten Schlacht von Spicheren nicht so wie beabsichtigt, einheitlich durchgeführt werden.

Von Napoleon behauptet Heinrich v. Sybel,*) er habe vor Marengo, Ulm und Jena „einen speziell durchkomponierten Feldzugsplan entworfen". Das Gegenteil ist der Fall. Die Doppelschlacht von Jena—Auerstedt ist in der Weise, wie sie geschlagen wurde, nicht beabsichtigt gewesen und auf denkbarst unsicherer Grundlage eingeleitet worden. Bei Ulm trachtete Napoleon wohl, den Österreichern ihre rechte Flanke abzugewinnen und, als sie das ohne Gegenwehr geschehen ließen, ihnen die Rückzugsstraßen zu verlegen; sie bei Ulm einzukesseln, konnte er jedoch ursprünglich ebensowenig planen wie Moltke die Einschließung Bazaines in Metz, weil in dem einen wie in dem anderen Falle dazu gehört hätte, daß man ohne weiteres etwas völlig Unnatürliches beim Gegner voraussetzte. Bei Marengo endlich traf der Angriff der Österreicher von Alessandria her Napoleon gänzlich unerwartet und er war bereits geschlagen und in vollem Rückzuge, als ihm General Desaix Luft machte und die Niederlage in einen Sieg umwandelte. Schwerlich ein beabsichtigter Verlauf der Gesamtoperation.

Im Feldzuge 1812 hat die Beharrlichkeit, mit der Napoleon Moskau zustrebt, ohne Rücksicht auf das reißend schnelle Zusammenschmelzen seiner Armee, etwas Imponierendes. Unzweifelhaft ist Clausewitz im Recht, wenn er sagt:**) „Bonapartes Feldzug ist nicht mißraten, weil er zu schnell und zu weit vorgedrungen ist, wie die gewöhnliche Ansicht lautet, sondern weil die einzigen Mittel zum Erfolg fehlschlugen .... Nur wenn Bonaparte mit seinem kräftigen Stoß bis Moskau hinreichte, durfte er hoffen, den Mut der Regierung und die Treue und Standhaftigkeit des Volkes zu erschüttern .... Es mag ein Fehler Bonapartes gewesen sein, den Feldzug unternommen zu haben, wenigstens hat der Erfolg gezeigt, daß er sich in seinem Kalkul

*) Begründung des Deutschen Reiches. Band V.
**) Vom Kriege. Skizzen zum VIII. Buch, 9. Kapitel.

getäuscht hat, aber wir behaupten, daß wenn dieses Ziel gesucht werden sollte, es der Hauptsache nach nicht anders geschehen konnte." Gleichwohl war ein sofortiges Vorstoßen bis Moskau von Napoleon nicht von vornherein beabsichtigt. Er rechnete damit, die russischen Armeen nicht allzufern von der Grenze, spätestens aber diesseit des Dnjepr zu schlagen, und es liegen verbürgte Äußerungen von ihm vor, daß er sich tatsächlich mit dem Gedanken getragen hat, den Feldzug in mehreren Etappen vorwärts zu tragen, selbst wenn er Jahre dauern sollte. Erst als es ihm nicht gelang, den Feind vernichtend zu treffen, auch bei Smolensk nicht, sah sich Napoleon zu jenem Stoß tief in das ausgedehnte feindliche Gebiet veranlaßt, der seiner Armee den Untergang bringen sollte. Auch hier darf sonach im Handeln Napoleons nicht nur unbeugsame Starrheit und beharrliche Durchführung einer einmal bestehenden Absicht gesucht werden, sondern die Entschließungen des Kaisers sind biegsam, die Verhältnisse schreiben vor.

Wie ein Mangel an der erforderlichen Biegsamkeit im Entschluß den Verlauf eines Feldzuges ungünstig beeinflussen kann, lehren die beiden letzten großen Kriege Rußlands.

Nachdem der Donau-Übergang geglückt war, ließen die Russen im Juli 1877 eine starke Heeresavantgarde unter Gurko über den Balkan vorgehen. Diese sah sich in der Folge genötigt, vor den überlegenen Kräften Suleiman Paschas zurückzuweichen. Nur mit Mühe gelang es, den Schipka-Paß zu behaupten. Da nördlich des Balkan gleichzeitig im Osten die türkische Hauptarmee Mehemed Alis starke Kräfte an der Jantra fesselte, im Westen aber das IX. russische Korps von Osman Pascha bei Plewna unter schweren Verlusten zurückgeschlagen wurde, sahen sich die Russen auf allen drei Fronten festgelegt. Diese Lage war mit dadurch entstanden, daß die russische Heeresleitung den kühnen Zug des Feldmarschalls Diebitsch über den Balkan vom Jahre 1829 nachzuahmen trachtete und sich dem einmal gefaßten Gedanken zu Liebe geflissentlich der von Westen her drohenden Gefahr verschloß. Als dann im Laufe des Monats August durch Anschluß der Rumänen und das Eintreffen von weiteren fünf russischen Divisionen auf dem Kriegsschauplatze das Gleichgewicht der Kräfte auf beiden Seiten hergestellt und die gefahrvolle Krisis glücklich überwunden war, vermochte sich die russische Heeresleitung gleichwohl noch längere Zeit nicht zu dem Entschlusse aufzuraffen, ihre Kräfte nach einer Richtung gegen eine der getrennten türkischen Heeresgruppen zusammenzufassen, verharrte vielmehr in ihrer nach drei Seiten Front machenden, über 200 km ausgedehnten Stellung zwischen Donau und Balkan.

Auch im Mandschurischen Kriege ist eine geschichtliche Erinnerung von Einfluß auf die Entschließungen der russischen Heeresleitung gewesen. War es im Orientkriege die an eine kühne Offensive, so hier die an die Rückzugsdefensive des Jahres 1812. Die Vorstellung, daß es angezeigt sei, die Japaner weiter ins Land

hineinzulocken, bis es möglich war, ihnen mit großer Überlegenheit zu begegnen, hat wesentlich dazu beigetragen, daß man sich den Landungen der Japaner überhaupt nicht widersetzte, daß man der Armee Kurokis am Ya lu unzureichende Kräfte entgegenstellte und sich dadurch manche günstige Gelegenheit zu Teilerfolgen entgehen ließ.

Als dann die Japaner ihre vier Armeen gelandet hatten, Port Arthur abgeschlossen, der Vorstoß Stackelbergs auf Wa fan gou mißglückt war, die Truppen der russischen Ostabteilung im Gebirge sich mehr und mehr gegen die Liao ho-Ebene zurückgedrückt sahen, gestalteten sich die Verhältnisse im großen für den russischen Heerführer immer schwieriger, doch ließ er es auch an jeglicher Initiative im einzelnen fehlen.

Heft 41/42 der Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des Großen Generalstabes sagt hierüber:*) „Alles, was von russischer Seite nach Wa fan gou geschah, war im Grunde immer dasselbe. Auf der Süd- wie auf der Ostfront werden Stellungen bezogen, den Generalen aber wird zugleich eingeschärft, daß sie sich in ihnen nicht größeren Verlusten aussetzen sollen . . . Wollte General Kuropatkin doch erst bei Liao yan ernsthaft schlagen, dann schien es zwar geboten, auf beiden Fronten dauernd mit dem Gegner Fühlung zu halten — und auf der Ostfront im Gebirge war das allerdings ohne örtliche Offensivunternehmungen kaum durchführbar —, es war aber nicht erforderlich, hierzu in einer Reihe vorbereiteter Stellungen die entwickelten Truppenkörper der Gefahr einer Niederlage auszusetzen, wie sie ihnen bei rascherem Zugreifen des Gegners leicht hätte beschieden sein können . . . . Auch wenn die Versammlung zu gemeinsamem Schlagen bei Liao yan fortgesetzt im Auge behalten wurde, so scheint der russische Führer doch gar zu sehr dauernd von der dort geschaffenen Stellung angezogen worden zu sein, sonst hätte er sich nicht in gleichem Maße einengen lassen. Nicht als einen Rückhalt betrachtete er die Stellung, nicht als ein bloßes Hilfsmittel, das der Armee zu dienen hatte, sondern die Operationen richteten sich nach der Stellung, als sei sie Selbstzweck. Hätte Kuropatkin südlich der Stadt keine Stellungen bezogen, sondern die Truppen nur in Bereitschaft gehalten, so würden sich ihm mehrfach Aussichten auf Erfolg geboten haben."

Der Generalstab fügt hinzu, daß es natürlich leicht sei, nachträglich an der Hand bekannter Tatsachen, ein solches Urteil auszusprechen, und das gilt mehr oder weniger von der Beurteilung jeglichen Handelns im Kriege. Auch in Fällen, wo es bei nachträglicher Überlegung nahezu unbegreiflich erscheint, daß der anfängliche Entschluß nicht durch einen anderen ersetzt wurde, wird ein gerechtes Urteil die Schwierigkeit, die in solcher veränderter Entschlußfassung liegt, gebührend zu würdigen haben. Gerade ein fester Charakter, der gewohnt ist, im Leben nach bestimmten Richtlinien zu handeln, wird es häufig vorziehen, bei dem einmal angenommenen

*) Seite 144 bis 146.

Entschlusse zu verharren und darüber leicht die Tragweite des einer veränderten Lage entsprechend zu fassenden neuen Entschlusses übersehen. Schon Leopold v. Ranke sagt treffend:*) „Nur den Geistern von erstem Range stellen sich die verschiedenen Seiten einer Frage auf einmal und vollständig dar; anderen, die mehr von den Eindrücken abhängen, die ihnen geschehen, entwickeln sie sich erst nach und nach." Die Rätsel, vor die uns die Kriegsgeschichte stellt, liegen zumeist auf psychologischem Gebiet, daher ist es nicht zu verwundern, daß wir bei einem Führer von den Charaktereigenschaften des Prinzen Friedrich Karl, wie sie uns die neuesten Veröffentlichungen des Hauptmanns Foerster**) erkennen lassen, mehrfach ein gewisses Widerstreben finden, von der Beurteilung der Lage, die er sich gebildet hatte, abzuweichen. So befahl er für den 16. August 1870 für die Mitte und den linken Flügel der Zweiten Armee den Vormarsch gegen die Maas und setzte nur das III. und X. Armeekorps gegen die Hochfläche westlich Metz an, weil er dort nur noch Teile der im Rückzuge nach Verdun vermuteten französischen Rhein-Armee annahm. Gewiß war es begreiflich, daß der Prinz so verfuhr, denn es blieb an sich unnatürlich, daß die ganze Armee Bazaines sich noch unmittelbar westlich Metz befinden sollte, das hindert aber nicht, daß ein Mann von größerer geistiger Beweglichkeit, als sie dieser sonst so hervorragende, echt soldatische Prinz besaß, dessen Initiative 1866 der Sieg von Königgrätz wesentlich zu danken war, anders verfahren wäre. Moltke, der „Geist von erstem Range", beurteilte denn auch die Lage in jenen Tagen zutreffender. Er rechnete noch mit der Möglichkeit eines ernsten Zusammenstoßes mit dem Feinde zwischen Mosel und Maas.

Auch an der Loire fand sich das Oberkommando der Zweiten Armee nach der Wiederbesetzung von Orleans in den ersten Dezembertagen 1870 nur schwer in die unerwartete Lage, die dadurch geschaffen worden war, daß sich der linke Flügel der französischen Loire-Armee unter Chanzy auf dem rechten Loire-Ufer nach Meung—Beaugency gewandt hatte. Selbst als am 7. Dezember die in dieser Richtung vorgehende Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg dort auf heftigen Widerstand stieß, den sie auch an den folgenden Tagen nicht zu bewältigen imstande war, begnügte sich das Oberkommando zunächst damit, der Armeeabteilung eine mittelbare Unterstützung dadurch zu gewähren, daß das IX. Armeekorps beauftragt wurde, auf dem linken Loire-Ufer weiter vorzudringen. Wiewohl der Kanonendonner von Beaugency auch am 8. Dezember in Orleans deutlich zu hören war, und die eingehenden Meldungen erkennen ließen, daß der Armeeabteilung nicht unbeträchtliche feindliche Kräfte gegenüberstanden, verharrte das Oberkommando den ganzen 8. hindurch in der optimistischen Anschauung, daß der Großherzog des Feindes aus eigener

---

*) Neun Bücher preußischer Geschichte. I. Band.

**) Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen über die Feldzüge von 1864 und 1866. Deutsche Revue. 1908 und 1909.

kraft Herr werden, und die mittelbare Unterstützung durch das IX. Armeekorps genügen würde. Erst am 9. Dezember wurde man in Orleans in der bisherigen Auffassung schwankend.

Hierüber sagt Frhr. v. der Goltz:*) „Da aber trotz der am 8. Dezember vom Großherzoge errungenen Vorteile der Kampf auch heute wieder seinen Anfang nahm und sich allem Anschein nach ernst gestaltete, so stand der Prinz-Feldmarschall vor einer schweren Entscheidung. Die Frage war, ob er im Vertrauen auf den endlichen, vollständigen Sieg des Großherzogs die Operationen nach dem Süden ungestört fortsetzen, oder sie aufgeben und sich zur Unterstützung der Armeeabteilung nach Westen wenden sollte. Der Feldzug nach dem Süden Frankreichs war eingeleitet, die Truppen in die Richtung gesetzt, um dorthin vorzugehen. Verpflegungsmaßregeln, Direktion des Trains waren entsprechend angeordnet. Auf seinem Wege Loire-aufwärts war das III. Armeekorps schon um mehrere Tagemärsche von Orleans entfernt, das X. mit Teilen um einen starken Marsch auf der Straße nach Vierzon (in südlicher Richtung) vorgerückt. Das IX. Armeekorps aber blieb, wenn sich die Armee auf dem rechten Loire-Ufer stromabwärts bewegte, von dieser völlig getrennt, denn noch verhinderte der Eisgang jeden Brückenschlag .... Eine Reihe von Tagen mußte notwendig werden, um die Armee zusammenzurufen und ihr eine andere Richtung zu geben..... Des Prinzen Friedrich Karl Ansicht neigte entschieden zu der Fortsetzung des Feldzuges nach dem Süden, da er auch jetzt noch glaubte, der Großherzog werde — durch die indirekte Einwirkung des IX. Armeekorps unterstützt —, trotz aller großen Schwierigkeiten seiner Gegner Herr werden können."

Entscheidend griff in diesem Falle das folgende Telegramm des Großen Hauptquartiers ein:

„Nach Meldung des Großherzogs stellen sich ihm die Hauptkräfte des Feindes gegenüber. Seine Majestät befehlen, daß um die überaus wichtigen Operationen auf Tours energisch fortzuführen, die Armeeabteilung so schnell als möglich mit mindestens einer Division direkt auf dem rechten Loire-Ufer zu unterstützen ist, wobei Kooperation auf dem linken Ufer mit starken Kräften anheimgestellt wird. Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen-Feldmarschall fällt hiermit die obere Leitung der gesamten Operationen an der Loire zu."

Dieses Telegramm gab den Anstoß zu der nunmehr beginnenden Operation der Zweiten Armee gegen den Loir. Es zeigt, wie Moltkes Blick aus der Ferne auch hier wieder das Richtige traf und zugunsten des Hauptziels von den Nebenumständen absah, an denen der inmitten der Reibungen und Schwierigkeiten des Tages stehende und den wechselnden Eindrücken des Augenblicks ausgesetzte Armeeführer haften blieb.

In anderer Weise hat sich einst ebenfalls der weite Blick eines großen Feldherrn

*) Die Operationen der Zweiten Armee an der Loire.



der rechnenden Klugheit eines tüchtigen Generals überlegen gezeigt. Als Napoleon im Februar 1814 zu seinem Stoß gegen die linke Flanke der in getrennten Marschstaffeln an und südlich der Marne vorrückenden Schlesischen Armee ansetzte, einem Unternehmen, das ihm reiche Erfolge eintragen sollte, machte Marschall Marmont, wiewohl er selbst die erste Anregung zu dieser Operation gegeben hatte, geltend, daß der Vorstoß zu spät kommen und den Feind bereits versammelt treffen würde. Napoleon beachtete diesen Einwand nicht. Er wußte, daß er dem Feinde das Gesetz gab, wenn er von der Seine nordwärts vorging, denn der Gegner mußte sich zurückwenden, um sich seine Verbindungen wieder gewaltsam zu öffnen. Der oberste Heerführer bestand sonach auf beharrlicher Durchführung des einmal Beschlossenen, während der Marschall sich, hier mit Unrecht, den veränderten Umständen anzupassen gedachte.

In der Durchführung einer bereits eingeleiteten Operation hat auch Prinz Friedrich Karl es verstanden, der wechselnden Lage gebührend Rechnung zu tragen. Von dem Bilde, wie es sich am 10. Januar 1871 Morgens auf dem Zuge nach Le Mans dem Oberkommando der Zweiten Armee darbot, sagt Frhr. v. der Goltz,*) es sei in hohem Grade eigentümlich gewesen, fast das Gegenstück zu der ursprünglich beabsichtigten Konstellation. „Man hatte gewollt, daß die beiden Flügel der Armee, dem Zentrum erheblich voraus, den Feind umfassen und in den Flanken angreifen sollten, während jenes gleichzeitig in kurzen Etappen gegen die Front vordrang. Nunmehr war gerade umgekehrt das Zentrum den Flügeln voraus. . . . Es war teilweise zwischen die Kolonnen des Feindes hineingedrungen, während dieser wieder auf seinen beiden Flügeln noch weit vorgeschoben gegen die Kolonnen, die ihn umfassen sollten, Widerstand leistete und sie zwar nicht ganz aufhielt, aber doch im Vordringen verzögerte. . . . Schon am 9. Januar war es klar, daß die Eigentümlichkeiten einer solchen Situation schnell erkannt und ausgenutzt werden müßten. . . . Vor allen Dingen mußte man es versuchen, den Feind an der Versammlung aller seiner jetzt nach verschiedenen Richtungen hin dirigierten Heeresteile in der entscheidenden Stunde zu hindern."

Der Prinz erkannte, daß in dieser Lage nur ein beschleunigtes Vordringen seiner Mitte, die vom III. und IX. Armeekorps gebildet wurde, zum Ziele führen konnte. „Der Erfolg der Mitte ist dann aber dadurch sehr erleichtert worden, daß der feindliche Widerstand südlich Le Mans dem auf dem linken deutschen Flügel befindlichen X. Armeekorps gegenüber haltlos zusammenbrach. Ist hier auch keine eigentliche Flankierung des Gegners, so doch ein Eindrücken seines rechten Flügels zustande gekommen und in letzter Linie ausschlaggebend für die ganze Operation gewesen."**)

Ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse auf japanischer Seite während der

---

*) Die sieben Tage von Le Mans.

**) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. III. Der Schlachterfolg. Seite 304.

Kämpfe am Schaho. Nachdem Marschall Oyama den Entschluß gefaßt hatte, der zögernd fortschreitenden russischen Offensive durch einen Gegenangriff zu begegnen, schien ihm ein Durchbruch der russischen Gesamtfront Erfolg versprechend, da sich anscheinend zwischen dem in der Ebene befindlichen rechten und dem im Gebirge vordringenden linken russischen Flügel eine nur notdürftig geschlossene Lücke befand. Dieser am 11. Oktober mit der Vierten japanischen Armee beabsichtigte Durchbruch ist nicht zu einem solchen geworden. Die russische Mitte büßte ihre Vorpositionen ein, der japanische Angriff kam jedoch vor der Hauptstellung zum Stehen. Ein wirklicher Erfolg wurde nur gegen den rechten russischen Flügel durch geglückte Teilumfassungen der Zweiten japanischen Armee errungen.

So zeigt sich auch hier, daß der von der Armeeführung gefaßte, dem neu gewonnenen Bilde durchaus entsprechende Entschluß nicht zur Durchführung gelangt, daß der schließliche Erfolg Umständen zu danken ist, die sich nicht voraussehen ließen, wie denn die operative Leitung den taktischen Verlauf der Einzelhandlungen, aus denen sich der Kampf heutiger Armeen zusammensetzt, wohl zu beeinflussen, aber nicht völlig zu beherrschen vermag. Der „Coup d'oeil“ des Generals, der zu König Friedrichs Zeit das Schlachtfeld in körperlichem Sinne beherrschte, vermag es jetzt nicht einmal mehr im geistigen Sinne zu tun. Gewiß, König Friedrich war ein Meister in der Bewältigung des Unvorhergesehenen, gerade auch auf taktischem Gebiet, aber, im ganzen genommen, war es zur Zeit der Lineartaktik schwierig, Zufälligkeiten des Gefechts zu begegnen, weil die Gliederung nach der Tiefe, die Reserven, fehlte. Der König verstand es, die Parallelschlacht seiner Zeit, die höchstens zur Verdrängung des Feindes vom Schlachtfelde führte, vermöge seines schrägen Angriffs zur Vernichtungsschlacht zu steigern. Dennoch nimmt bei Kolin wie bei Leuthen das Schicksal seinen Lauf, hier in günstigem, dort in ungünstigem Sinne für den König. Der Ansatz der Truppen, wie er einmal geordnet ist, entscheidet.

Schon unter Napoleon ist das anders. Zwar bei Austerlitz konnte er den Verlauf der Schlacht voraussagen, weil sich die Absicht der Verbündeten deutlich kundgab. So verlief die Schlacht vollkommen programmäßig. Der Kaiser stieß mit versammelter Macht gegen die Mitte und den rechten Flügel der russisch-österreichischen Armee vor, während sich diese im Marsch befand, um ihm seine rechte Flanke abzugewinnen. Bei Wagram dagegen drangen die anfänglich nur rein frontal geführten Angriffe der Franzosen am 6. Juli 1809 nirgends durch. Dazu sah sich Napoleon alsbald genötigt, die beiden Korps seines linken Flügels aus dem Gefecht in der Front herauszuziehen, um einer drohenden Umfassung seiner linken Flanke vorzubeugen. Gleichzeitig ballte er, unter Heranziehung seiner Reserven, eine gewaltige Masse zusammen, um mit ihr die österreichische Mitte zu durchstoßen. Dieser Versuch glückte nicht, vielmehr fiel die Entscheidung durch die Umfassung des linken österreichischen Flügels durch das Korps Davout.

Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß derartige Maßnahmen zu unserer Zeit völlig ausgeschlossen sind. Ein heutiger Armeeführer kann seine Einwirkung nur durch eine vor Beginn des eigentlichen Kampfes vorzunehmende entsprechende Kräftegruppierung zur Geltung bringen, wenn auch gerade die lange, oft mehrtägige Dauer heutiger Schlachten eine Kräfteverschiebung, unter Umständen mit Zuhilfenahme der Nacht, begünstigt. Immerhin zeigt der Verlauf des Kampfes bei Wagram, gleich dem der meisten Napoleonischen Schlachten, daß bereits zu jener Zeit der Feldherr genötigt werden konnte, bei der Durchführung der Schlacht seine anfängliche Entschließung zu ändern.

In neuerer Zeit hat eine genial angelegte und in ihrem Endergebnis von einem glänzenden Siege gekrönte Schlacht doch nicht in der ursprünglich beabsichtigten Weise durchgeführt werden können. Bei Custoza stieß 1866 Erzherzog Albrecht von Österreich im Hügellande südlich des Garda-Sees gegen die linke Flanke der italienischen Hauptarmee vor. Die Absicht, stärkere Kräfte nach dem Mincio gegen den Rücken der Italiener vorgehen zu lassen, ließ sich nicht verwirklichen. Es wurden dorthin nur anderthalb Divisionen entsandt, alle sonst verfügbaren Kräfte jedoch gegen die bereits erschütterte feindliche Mitte zusammengefaßt.

Wie unter anderen Verhältnissen Napoleon es verstand, eine Schlacht die von ihm gewollte Richtung nehmen zu lassen, lehrt Bautzen. Hier wurde sein rechtes Flügelkorps, das XII., Marschall Oudinot, unter schweren Verlusten von den Russen an die Spree zurückgeworfen. Der Kaiser blieb taub gegen alle Bitten des Marschalls um Unterstützung, denn es entsprach nur seiner Absicht, daß auf dem rechten Flügel des Feindes starke Kräfte gefesselt wurden, da die Entscheidung vom Kaiser auf dem anderen Flügel gesucht wurde. Die zweitägige Bautzener Schlacht, in der der Kaiser über 200 000 Mann gebot, trägt in Anlage und Durchführung bereits ein fast modernes Gepräge. Der erste Tag zeitigt die Bereitstellung der Angriffsmassen, den Kampf um die Vorstellungen des Gegners und die Entfaltung zum Angriff auf die Hauptstellung. Bei allen Abweichungen, wie sie durch die seitdem völlig veränderte Waffenwirkung bedingt sind, ist überhaupt die Napoleonische Schlachtenleitung noch jetzt in gewisser Weise vorbildlich. So hat insbesondere sein Wort: „On s'engage partout et puis on voit“ für uns noch größere Bedeutung als damals gewonnen.

War es Napoleon noch möglich, wie das Beispiel von Wagram zeigt, bereits im Nahgefecht befindliche Truppen aus diesem loszulösen, so besitzen wir dafür heute, wo das Gefecht auf sehr viel größeren Entfernungen eingeleitet wird, ein Mittel, dieses „sich überall Engagieren“ auszuführen, ohne uns von vornherein mit starken Kräften festzulegen. Wir werden anderseits um ein derartiges Sichengagieren nicht herumkommen, denn nur durch solches sind wir imstande, den Feind zu zwingen, seine Kräfte zu zeigen. Die erkundende Tätigkeit von Offizieren aller Waffen ist durch die neuesten Fortschritte in der Eroberung der Luft nicht überflüssig geworden. Auch

die denkbar größte und schnellste Entwicklung des lenkbaren Luftschiffes wird dieses niemals befähigen, solche Tätigkeit ganz zu ersetzen, und es gilt, daran festzuhalten, daß die Erfindung wohl einen viel verheißenden Anfang bildet, aber vorerst doch noch nicht mehr. Die Möglichkeit schneller, wechselseitiger Verständigung aller Führerstellen untereinander, wie sie die jetzige Technik gewährt, bedeutet nicht eigentlich eine Erleichterung im Vergleich zu früheren Zeiten. Sie schützt trotz des beschleunigten Austausches der an mehreren Stellen gewonnenen Eindrücke nicht unbedingt vor Irrtümern in der Auffassung über den Gegner, trägt dafür allerdings dazu bei, die Intensität der Kampfhandlung zu steigern. Dessen bedürfen wir dringend, denn in Europa sind Stellungskämpfe von gleicher Dauer, wie sie in der Mandschurei stattfanden, undenkbar. Wir müssen Mittel finden, des Gegners, selbst wenn er sich an starke Stellungen klammert, schneller Herr zu werden. In solcher Forderung liegt keine Unterschätzung des von den Japanern bewiesenen Todesmutes, denn es gilt immer zu bedenken, daß diese mit im Grunde unzulänglichen Kräften, insbesondere mit sehr schwachen artilleristischen Mitteln ihre gewaltigen Aufgaben bewältigt haben. Mit einer längeren Dauer der Kämpfe in Zukunft ist allerdings zu rechnen. Auch die heute so vervollkommnete Art der Nachrichtenübermittlung und die Gewohnheit sorgfältiger Erkundung wird uns jedoch niemals ganz davor bewahren können, uns vorgefaßte Meinungen über den Gegner zu bilden. Eine Befangenheit in solchen aber beeinträchtigt am meisten die auch nach erfolgter Gefechtsberührung mit dem Feinde erforderliche Biegsamkeit des Entschlusses, indem sie diesen leicht in falscher Richtung festlegt.

Von höchstem Interesse ist in diesem Sinne, was General v. Verdy von den Eindrücken berichtet, die das Oberkommando der Zweiten preußischen Armee während des Anmarsches zum Schlachtfelde von Königgrätz empfing. Er schreibt:*) „Als nun allmählich unsere vordersten Infanterie-Abteilungen den Höhenzug von Horzenowes hinaufstiegen und sich oben festsetzten, hatten wir in unserem Stabe jetzt wohl fast sämtlich den Eindruck, daß die Hauptaufgabe des Tages gelöst und die Entscheidung bereits gefallen wäre. Den geringen Widerstand, welcher bisher zu überwinden gewesen war, schrieben wir der Einwirkung unserer Marschrichtung wie der überlegenen Artilleriewirkung zu, durch welche wir glaubten, den Gegner veranlaßt zu haben, von der Ersten Armee abzulassen und sich der seinen Rückzug bedrohenden Bewegung durch beschleunigten Abmarsch zu entziehen. Wir sollten uns in bezug auf die »bereits gefallene Entscheidung« indes sehr irren; die schwierigste und verlustreichste Arbeit stand zu jener Zeit noch bevor. Es ist mir späterhin immer von besonderem Interesse gewesen, jene Eindrücke im Auge zu behalten, sie weisen darauf hin, wie leicht eine obere Heeresleitung dazu gelangen kann, Ansichten

*) Im Hauptquartier der Zweiten Armee 1866.

zu hegen, die sich hinterher als irrtümliche herausstellen, ohne daß sie dabei das geringste Verschulden trifft. . . . Man erkennt deutlich hieraus, daß im Kriege für die Führung noch ganz andere Elemente in Wirksamkeit treten und die Entschlüsse bestimmen müssen, als Augenschein, Meldungen und logisches Durchdenken aller Verhältnisse, denn diese Verhältnisse selbst können uns in einer Gestalt entgegentreten, die wir für die richtige zu halten vollständig berechtigt sind, die sich aber dessenungeachtet als ein falsches Gebilde erweist."

Vor solchen „falschen Gebilden" schützen auch die technischen Erfindungen der Neuzeit nicht. Sie sind freilich unentbehrliche Hilfsmittel für die Führung großer Heere außerhalb des Schlachtfeldes wie auf diesem selbst, sie werden dazu beitragen, den schwer zu beherrschenden Schützenmassenkampf unserer Tage in gewollte Bahnen zu lenken und so zahlreiche Reibungen und Mißgriffe, wie sie der 18. August 1870 auf deutscher Seite zeitigte,*) zu vermindern, werden solche aber niemals ganz vermeidbar machen.

Die „falschen Gebilde", denen wir Gefahr laufen, anheimzufallen, vermögen wir indessen auch dem Feinde zu erwecken, und solches ist bei den großen Entfernungen, auf denen der Kampf heute eingeleitet wird, bei der überall zur Anwendung gelangten verdeckten Aufstellung offenbar leichter als zur Zeit Napoleons oder gar Friedrichs. Durch die Möglichkeit, den Feind leichter zu täuschen, eröffnet sich der Führung eine Reihe von Aussichten, die ehedem nicht in gleichem Maße vorhanden waren. Die Täuschung wird nicht auf lange vorhalten, und es wird von der Natur des Gegners abhängen, ob das Mittel überhaupt verfängt, aber jeder Zeitgewinn ist unter Umständen im Kriege von höchstem Wert. Namentlich in größeren Verhältnissen kann es angezeigt sein, von diesem Mittel Gebrauch zu machen, so bei einer Operation auf der inneren Linie, wenn es nicht angängig erscheint, einen Gegner bis zur Vernichtung zu schlagen, weil ein anderer die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

In solcher Lage befand sich Napoleon, als er Ende August 1813 von Blücher abließ, um der Hauptarmee der Verbündeten bei Dresden mit möglichst starken Kräften zu begegnen. Die weitere Verfolgung der vom Bober zurückweichenden Schlesischen Armee blieb dem Marschall Macdonald überlassen. Dauerte es bereits damals mehrere Tage, bis Blücher erkennen konnte, daß ihm nicht mehr die feindliche Hauptmacht, sondern nur eine der seinigen an Stärke etwa gleiche Armee folgte, so würde diese Täuschung unter heutigen Verhältnissen offenbar noch länger angehalten haben. Blücher hat es dafür vortrefflich verstanden, in jenem Herbstfeldzuge 1813 den wechselnden Lagen gerecht zu werden. Sobald er erkannte, daß er sich überlegenen feindlichen Kräften unter Führung Napoleons gegenüber befand, wich er stets aus, um wieder vorzugehen, sobald sich der Feind vor seiner Front schwächte. Daß

*) Band V der Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik.



solch freiwilliges Zurückweichen, wo die Verhältnisse ein Annehmen der Entscheidung unerwünscht erscheinen lassen, nicht ohne nachteilige Einwirkung auf die Truppen bleiben kann, liegt auf der Hand, und der Mandschurische Krieg bestätigt es bei der russischen Armee. Immerhin hat der Verlauf dieses Krieges bewiesen, daß „auch unter der Einwirkung heutiger Waffen es möglich ist, zeitweilig eine Rückzugsdefensive durchzuführen. Dieser Beweis ist nicht ohne Wert für die Kriegführung, denn die Zahl der Möglichkeiten des Handelns wächst dadurch. Auch bei an sich offensiven Absichten kann es erwünscht sein, Teile einer Heeresfront unter Fühlunghalten mit dem Gegner zurückzunehmen."*)

Einem tatkräftigen Führer wird dergleichen stets schwer fallen, auch Blücher ist es nicht leicht geworden, er hat es aber um des höheren Zwecks wegen getan, nicht nur in Schlesien und der Lausitz, sondern auch nach vollzogenem Elb-Übergange. Als Napoleon Anfang Oktober 1813 mit seinen Hauptkräften an der Mulde abwärts gegen die Schlesische und Nord-Armee vorstieß, vermied Blücher die Schlacht, die er, mit der Elbe im Rücken, hätte schlagen müssen, und wich seitwärts über die Saale aus. Er näherte sich damit der Armee Schwarzenbergs und gewann die Möglichkeit, in die Entscheidung bei Leipzig einzugreifen. Daß er ähnliche Vorsicht im Februar 1814 nicht übte, hat ihm die schweren Niederlagen in der Champagne eingetragen. Der Blick des siegreichen Marschalls Vorwärts war wie gebannt nach dem Ziele des Feldzuges, nach Paris, gerichtet, es erscheint begreiflich, wenn er darüber den allein rettenden Entschluß nicht finden konnte, seine getrennten Marschstaffeln sofort hinter der Marne zu vereinigen. Richtig war es gleichwohl nicht, daß er die Vorsicht außer acht ließ, daß er allzu beharrlich im Vorschreiten blieb. Unzweifelhaft ist das Opfer, das ein Führer bringt, wenn er dem Kampfe ausweicht, oft viel schwerer, als die bloße mutige Tat, vorausgesetzt, daß dieses Opfer nur um höherer Ziele willen gebracht wird, nicht aus Scheu vor dem Kampfe. Auch König Friedrich, der in seinen Generalprinzipien vom Kriege**) ausspricht: „Die gantze Force unserer Trouppen bestehet im attaquiren", bekennt doch auf Grund der in den drei ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges gemachten Erfahrungen:***) „Das Schicksal der Staaten hängt von entscheidenden Schlachten ab; eine gut gewählte Stellung, eine tapfer verteidigte Anhöhe, kann ein Königreich erhalten oder stürzen; eine einzige falsche Bewegung kann alles verloren machen." Der das schrieb, hat selbst zwar noch Kunersdorf und Torgau geschlagen, es aber doch zugleich beklagt, daß seine Generale nur zu wagen verstanden, ohne das schwierige Wägen vorangehen zu lassen. Er warf ihnen vor, daß sie „viel zu oft eine »unzeitige Fermeté« zeigten, um das

*) Kriegsg. Einzelschriften Heft 41/42, Seite 144.

**) Art. XXII. 8. Bei v. Taysen, Seite 66.

***) Betrachtungen über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung vom Winter 1758/1759. Bei v. Taysen, Seite 169.



»Terrain zu souteniren«, wo es vielmehr gegolten hätte, einer Übermacht mit Vorsicht und Geschick auszuweichen. Dieses »Kontenencehalten« war für junge und alte Offiziere das A und O ihres ungeschriebenen Ehrenkodex."*)

Wohin gar bei den Epigonen das starre Festhalten an mißverstandenen Lehren König Friedrichs führte, lehrt das Verhalten Rüchels bei Kapellendorf in der Schlacht bei Jena. Dieser ging mit seiner Division in Echelons zum Angriff vor und stieß mitten in die französischen Massen hinein, während er der geschlagenen Armeeabteilung Hohenlohes hinter dem tief eingeschnittenen Werlitz-Graben eine willkommene Aufnahme hätte gewähren und ihr einen geordneten Abzug über Weimar ermöglichen können. Die völlige Auflösung dieses Teils der preußisch-sächsischen Streitkräfte wäre dadurch voraussichtlich verhindert worden. Das Verhalten des tapferen Generals lehrt eindringlich, wohin eine einseitig betriebene Angriffstheorie führt.

Daß trotz aller Verbesserung der Feuerwaffen auch heute noch der Angriff allein zum Ziele führt, liegt für uns alle auf der Hand, ebenso aber, daß er sich jetzt gewisse Gepflogenheiten anzueignen hat, die ehedem lediglich Merkmale der Verteidigung bildeten. Er besteht in einem Gewinnen von Feuerstellungen in immer größerer Nähe vom Gegner. Unsere Reglements tragen dem vollauf Rechnung, und auf den Truppenübungsplätzen kommt solches Verfahren zur Anwendung. Weniger entspricht dem der ungleich schnellere Verlauf unserer Manövergefechte. Hier vermag die schiedsrichterliche Entscheidung nicht immer hinreichend den Verhältnissen des Ernstfalls Rechnung zu tragen, weil die beiderseitige Feuerwirkung stets nur annähernd geschätzt werden kann. Außerdem müssen die Entscheidungen immer individuell verschieden ausfallen, und wollte man sie gar zu bindend treffen, könnte leicht jede Initiative innerhalb der Truppe untergraben werden. Der Führer aber wird sich häufig scheuen, im Manöver einen Entschluß zu fassen, zu dem er im Kriege unbedenklich schreiten würde, weil er nicht wie hier durch die feindliche Waffenwirkung handgreiflich dazu genötigt wird. Nur wenn das Vorstellungsvermögen des Leitenden, aller Schiedsrichter und beider Führer stets übereinstimmte, ließe sich hier ein Wandel schaffen. Da aber bekanntlich niemals auch nur bei zwei Menschen die Phantasie völlig dieselben Eindrücke hervorruft, tun wir gut, im Manöver der Initiative und dem Angriff ein breites Feld einzuräumen. Ist es auch breiter als es voraussichtlich in Wirklichkeit sein wird, so werden wir dieses niemals zu bereuen haben, nur müssen wir uns darüber klar sein, daß im Kriege vielfach Lagen eintreten können, die dem Führer einerseits eine größere Zurückhaltung und anderseits eine größere Wandelbarkeit des Entschlusses aufnötigen.

Öfter kann es im Kriege von Vorteil sein, dem Gegner die Initiative zu überlassen und selbst vorübergehend in die Verteidigung zu verfallen, den Feind sich an

---

*) Koser, König Friedrich der Große. II.

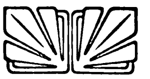
starken Stellungen verbluten zu lassen. Zumal in größeren Verhältnissen wird ein derartiges Verfahren, auch bei sonst offensiver Absicht, für Teile der Heeresfronten angebracht sein. In solchen Fällen gilt Moltkes*) Wort: „Die Offensive ist überhaupt nicht bloß eine taktische. Einer geschickten Heeresleitung wird es in vielen Fällen gelingen, Defensivstellungen zu wählen von strategisch so offensiver Natur, daß der Gegner genötigt ist, uns in denselben anzugreifen". Wie der Entschluß, bereits vor Eintritt naher Berührung mit dem Feinde vorübergehend in die Verteidigung zu fallen, kann unter Umständen auch der gerechtfertigt sein, einen beschlossenen und bereits in seiner ersten Entwicklung begriffenen Angriff nicht durchzuführen, sei es, daß er an der betreffenden Stelle als zu verlustreich erkannt wird, sei es, daß andere Verhältnisse es wünschenswert erscheinen lassen, von ihm abzustehen. Auch dieses Innehalten im Angriff ist bei heutiger Waffenwirkung und Fechtweise leichter durchzuführen als ehedem. Es lassen sich Fälle denken, in denen Angreifer und Verteidiger plötzlich die Rollen tauschen, der Angreifer Truppen verschiebt, um sie an anderer Stelle um so wirksamer einzusetzen. Bei den Kämpfen in der Mandschurei ist auf japanischer Seite gelegentlich in solcher Weise verfahren worden.

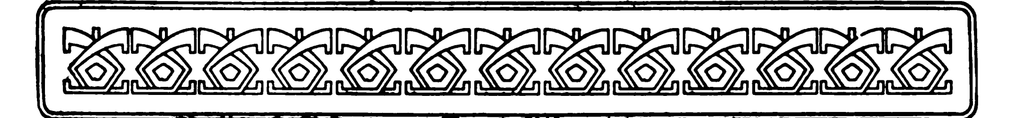
Was Moltke von der Strategie sagt,**) daß sie „die Kunst des Handelns unter dem Druck der schwierigsten Bedingungen" sei, gilt mehr oder weniger von aller Tätigkeit im Kriege. Diese Bedingungen sind so, daß nur ein fester Wille ihnen gewachsen ist. Die Art, wie er sich zur Geltung bringt, aber wird „den stets sich ändernden Verhältnissen entsprechend"**) verschieden, der Entschluß, in den sich dieser Wille umsetzt, sonach biegsam sein, beharrlich aber hat immerdar zu bleiben das Trachten nach dem Siege.

---

*) Taktisch-strategische Aufsätze. Seite 56.
**) Taktisch-strategische Aufsätze. Über Strategie.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven,
Oberst und Kommandeur des Grenadier-Regiments
Prinz Carl von Preußen (2. Brandenb.) Nr. 12.





Die Lage am 1. August 1870 Abends.

Strategische Studie.

Die ersten Augusttage von 1870 gehören in Wirklichkeit zu den strategisch ereignislosen der Aufmarschzeit; nach dem Willen des Generals v. Moltke sollte aber der 1. August der Eröffnungstag der großen Operationen werden. Heute, wo wir dank den neueren Veröffentlichungen — namentlich der militärischen Korrespondenz Moltkes und des französischen Generalstabswerkes — in die strategische Gedankenwerkstatt der deutschen und französischen Führer fast wie in ein aufgeschlagenes Buch hineinblicken können, ist es nicht nur von großem Reize, sondern auch von hohem kriegsgeschichtlichem Werte, sich davon zu überzeugen, daß nicht etwa nur, wie allgemein bekannt, die Tage vom 4. bis 6., sondern auch schon die vom 1. bis 3. August in der Tat kritische Tage erster Ordnung gewesen sind, und daß gerade der 1. August eine Fülle von operativen Möglichkeiten in sich trug, deren geschickte Ausnutzung weittragende Folgen nach sich ziehen und dem Feldzugsanfang einen wesentlich anderen Verlauf geben konnte.

Lage der Franzosen.

Karte 13.*)

Auf französischer Seite war am 1. August insofern ein gewisser Abschluß des Aufmarsches eingetreten, als zwölf Infanterie-Divisionen (zwei des 5., drei des 2., vier des 3., drei des 4. Korps) mit drei und ein Drittel Kavallerie-Divisionen (ein Drittel des 5. und je eine des 2., 3. und 4. Korps) an und nahe hinter der Grenzstrecke Saargemünd—Saarlouis derart bereitstanden, daß sie sowohl auf der Grund-

*) Die Karte stellt einen Abdruck der Reymannschen Karte nach dem Stande vom Jahre 1870 dar; sie enthält für das strategische Studium des Feldzugsanfanges bis zum 14. August einschließlich alles Wichtige in bezug auf Gelände, Ortschaften, Wege- und Bahnnetz. Wer von den höheren Führern und Führergehilfen bis herab zur Division im Jahre 1870 im sicheren, ungeteilten Besitze einer ähnlichen Karte war, konnte — namentlich auf französischer, aber auch auf deutscher Seite — sehr zufrieden sein. Ein großer Teil der französischen Führer besaß überhaupt keine brauchbare Operationskarte.

Linie nach der Mitte, als auch nach einem Flügel und ebenso auch nach vorwärts mit einem Marsche vereinigt werden konnten; ferner, als zwei weitere Infanterie-Divisionen und eine Kavallerie-Division (Garde) von Metz aus mit Hilfe der Bahn Metz—Faulquemont—St. Avold—Saargemünd ebenfalls innerhalb eines Tages die Mitte oder den rechten Flügel, mit Fußmarsch aber den linken Flügel in zweiter Linie stützen oder ihm folgen konnten. Diese fünf Korps, die Rhein-Armee, zählten am 1. August Abends zusammen (ohne die 3. Infanterie-Division des 5. Korps) rund 140 000 Mann mit 30 000 Pferden. Weiter rückwärts standen noch marschbereit: in Luneville die 2. Reserve-Kavallerie-Division de Bonnemains (O. 16. 2.), dort waren auch die Anfänge der 1. Reserve-Kavallerie-Division du Barail eingetroffen (O. 4. 2.), in Nancy die Armee-Artillerie-Reserve (108 Geschütze), in Pont-a-Mousson die 3. Reserve-Kavallerie-Division de Forton (O. 16. 2.). Das 6. französische Korps (Marschall Canrobert) befand sich mit dem Generalkommando, zwei Infanterie-Divisionen und einer Kavallerie-Division sowie der eben eintreffenden Artillerie- und Genie-Reserve im Lager von Chalons, mit je einer Infanterie-Division in Soissons und Paris. Die Gesamtstärke dieses Korps betrug am 1. August rund 35 500 Mann mit 5650 Pferden; davon standen ungefähr 20 500 Mann mit ungefähr 4700 Pferden in Chalons schon an diesem Abend für einen Abtransport bereit, wenn ein solcher verlangt wurde.

Die Verbindung mit dem Elsaß wurde technisch hergestellt durch die Bahn Saargemünd—Bitsch—Niederbronn, strategisch durch die 3. Infanterie-Division des 5. Korps (7650 Mann, 700 Pferde) und durch zwei Drittel der Kavallerie-Division dieses Korps (Brahaut) in Bitsch und bei Niederbronn.

Im Unter-Elsaß selbst stand Marschall Mac Mahon mit dem 1. Korps, vier Infanterie-Divisionen und einer Kavallerie-Division, rund 42 000 Mann mit 5200 Pferden, auf der etwa 40 km langen, durch die Bahn verbundenen Linie Reichshofen—Hagenau—Straßburg, schwache Vortruppen am Nordrand des Hagenauer Waldes, in Sulz und in Climbach, einige Eskadrons in Schlettstadt.

Im Ober-Elsaß schloß sich an, dem Marschall unterstellt, das 7. Korps (Felix Douay), mit einer Infanterie-Division in Colmar, dem Generalkommando, einer Infanterie- und einer Kavallerie-Division sowie der Artillerie- und Genie-Reserve in Belfort, einer Infanterie-Division in Lyon; Gesamtstärke am 1. August rund 21 300 Mann, 4000 Pferde. Davon konnten die in Colmar und Belfort befindlichen 16 000 Mann mit 3700 Pferden vom 2. August ab nach dem Unter-Elsaß abbefördert werden, wenn auch ihre Ausrüstung noch nicht abgeschlossen war.

Das Nachrichtenbild vom 1. August Abends war in bezug auf die Ostgruppe und die Mitte der Deutschen überraschend klar: der preußische Kronprinz mit zwei preußischen Armeekorps und den Süddeutschen, auf 160 000 Mann geschätzt, im Dreieck Landau—Maxau—Germersheim, Teile in Pirmasens, Karlsruhe und Rastatt,

Süd-Baden anscheinend frei vom Feinde; Prinz Friedrich Karl mit sechs Armeekorps, ebenfalls 160 000 Mann stark, im Anmarsch aus der Linie Bingen—Mannheim, vorderste Truppen anscheinend wenig vorwärts der Linie Kreuznach—Mannheim. Die Nachrichten über die deutsche Westgruppe waren weniger klar. Immerhin wußte man, daß General v. Steinmetz von Coblenz aus mit „zwei Armeekorps und zwei Landwehr-Divisionen", 70 000 Mann stark, in Richtung auf Saarbrücken und Saarlouis vorrücke; ein Armeekorps sollte angeblich bereits im Umkreise von Duttweiler (nordöstlich St. Johann) versammelt, rund 25 000 Mann des anderen Armeekorps entlang der Saar zwischen Conz, Saarburg und Merzig gestaffelt (échelonnés), rund 12 000 Mann in Gegend Trier sein.

Ernstliche Befürchtungen wegen Verletzung der belgisch-luxemburgischen Neutralität durch die Deutschen hegte man nicht mehr. Im ganzen also ein rundes, in seinen Hauptzügen richtiges Bild, wie es sich im Kriege nur sehr selten darbietet. Allerdings verdankte man dieses Bild nicht der Aufklärung durch die Kavallerie, sondern fast ausschließlich dem in diesen Tagen gut arbeitenden Nachrichtendienst.

Da die französische Heeresleitung weder in den letzten Julitagen, noch am 1. August ähnliche Direktiven an ihre Heeresteile ergehen ließ, wie Moltke an die deutschen, so ist es trotz der Fülle des im französischen Generalstabswerk mitgeteilten Materials nicht leicht, zu ermitteln, welche Auffassung der Lage in Metz am 1. August die Oberhand hatte. Um so willkommener ist aber in dieser Beziehung ein im französischen Generalstabswerk, Band IV, Seite 50 abgedruckter vertraulicher Brief, den der major général de l'armée, Marschall le Boeuf, am 1. August von Metz aus an den stellvertretenden Kriegsminister in Paris, General Dejean, richtete. Der Marschall, der damals noch im vollen kaiserlichen Vertrauen stand und in jenen Tagen eine bewunderungswürdige Tätigkeit und Arbeitskraft entwickelte, schüttet in diesem Briefe rückhaltlos sein Herz mit allen seinen Ängsten, Zweifeln und Hoffnungen aus: so bietet der Brief aller Wahrscheinlichkeit nach auch den treuesten Wiederhall der am 1. August im französischen Großen Hauptquartier gepflogenen Erwägungen und Besprechungen und damit eben auch das glaubwürdigste Dokument für die Beurteilung der Lage.

Vorauszuschicken ist dabei, daß das französische Hauptquartier seit dem 29. Juli, nach Einblick in den unfertigen Zustand der Armee, den Gedanken eines großen Einfallkrieges in Süddeutschland durch Rechtsabmarsch und Rhein-Übergang bei Straßburg stillschweigend fallen gelassen, und daß alle französischen Heeresteile mehr oder weniger instinktiv die Front nach der Grenze genommen hatten. In bezug auf diese war der Marschall Mac Mahon seit dem 24. Juli beauftragt, mit dem 1. und 7. Korps die Grenzstrecke von Basel bis Lauterburg und von Lauterburg bis zu den Vogesen zu überwachen; auch hatte er am 30. die Weisung erhalten: „l'empereur n'a pas l'intention de vous faire mouvoir avant huit jours. Il compte sur vous pour

continuer à éclairer la frontière en vous reliant avec la division de Failly qui est à Bitche.“ An der Saar war das 2. Korps Frossard mit der Grenzbewachung betraut und, ebenso wie das 4. Korps Ladmirault, dem Kommandierenden General des 3. Korps, Marschall Bazaine, lose unterstellt. Das 5. Korps unterstand, ebenso wie die Garde, das 6. Korps, die drei Reserve-Kavallerie-Divisionen und die Armee-Artillerie-Reserve unmittelbar dem Kaiser.

Innerhalb dieses Rahmens ist nun der operative Inhalt des le Boeufschen Schreibens, der allerdings aus Anfang, Mitte und Ende zusammengesucht werden muß, dem Sinne nach etwa folgender: Der Marschall „fängt an, zu fürchten, daß wir nicht die Ehren und Vorteile der Offensive haben werden, denn der Kaiser will sich (d. h. wohl die Armee) nicht in Bewegung setzen, bevor die Mobilmachung der Armee und die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Innern sichergestellt seinen (avant d'avoir assuré l'intérieur)“. Deshalb sollen auch im Innern schleunigst mit Hilfe der Depot-Bataillone die Marsch-Regimenter gebildet werden. „Wir werden zwar morgen früh Saarbrücken nehmen, aber das wird nur ein Vorspiel (préliminaire) sein, dem ohne Zweifel eine neue Pause folgen wird. Wahrscheinlich werden wir die drei Divisionen Canroberts aus Chalons und Soissons nächstens zur Besetzung der Grenze heranziehen mit dem Hauptquartier in St. Avold. Auch wünscht der Kaiser das 7. Korps Douay sobald als möglich in das Unter-Elsaß zu berufen, Hauptquartier Straßburg, eine Division Colmar, worauf dann Mac Mahon sein Hauptquartier nach Hagenau verlegen wird. Es ist Eile geboten in bezug auf Versorgung der Armee mit Ausrüstung, Bekleidung und Fuhrwerk und ebenso in bezug auf Anfüllung der Festungen Metz und Straßburg, der wichtigsten Punkte unserer Operationsbasis (points capitaux de notre base d'opération), mit Verpflegungsvorräten, denn es wird eine schwere Aufgabe sein, 300 000 Mann in Feindesland in einem schlechten Jahre zu ernähren (car ce sera un rude tâche de faire vivre 300 000 hommes en pays ennemi dans une mauvaise année).“ Auch Bitsch soll nicht vernachlässigt werden, „da es ein Platz sei, der zwar im allgemeinen für die Ergänzung der Lebensmittel nur untergeordnete Bedeutung habe, aber immerhin wichtig werden könne, wenn wir in der Bayerischen Pfalz Krieg führen (un point de ravitaillement secondaire mais important si nous opérons dans la Bavière rhénane). Im übrigen weisen zwar die Nachrichten, die wir vom Feinde haben, auf offensive Absichten desselben hin, aber er ist noch lange nicht schlagfertig (loin d'être prêt).“

Vergebens wird man aus dem Inhalt dieses Briefes ein klares Urteil, eine bestimmte Absicht oder gar einen festen Entschluß herauszuschälen suchen; sein Grundton ist Unentschlossenheit, Ratlosigkeit, Abwarten und Abhängigmachen vom Feinde, das alles nur schwach verhüllt durch einige offensive Wortwendungen. In dieser von Napoleon und auch von Bazaine offenbar geteilten unklaren und kraftlosen Auf-

fassung der Lage und der Verhältnisse liegt daher auch schon der Keim und die Ursache der französischen Niederlagen vom 4. bis 6. August; aus solchen Anschauungen heraus und von solchen Männern war allerdings kein Aufraffen zu kühnem Handeln zu erwarten, obwohl in Wahrheit der durch den immobilen Abtransport des Heeres an die Grenze herbeigeführte augenblickliche Vorsprung der französischen Rüstungen dazu aufgefordert hätte.

Auch das französische Generalstabswerk stellt dies mit patriotischem Schmerze fest; aber es begnügt sich nicht damit, sondern es spricht in großen Zügen seine Ansicht darüber aus, welche Entschlüsse das französische Große Hauptquartier am 1. August Abends fassen mußte (était amené, selon toute probabilité, à adopter). Diese Stellungnahme des französischen Generalstabes in einem der Beachtung und des Studiums durch das französische Offizierkorps so sicheren Werke ist für uns von besonderem Interesse. Das französische Generalstabswerk führt aus, es habe sich am 1. August mit genügender Sicherheit übersehen lassen, daß die deutsche Westgruppe (masse) unter General v. Steinmetz bei einem Angriffe weder durch die Zweite noch durch die Dritte deutsche Armee unterstützt werden konnte; daß sie sich auch dann, wenn sie stark war, infolge ihrer Zersplitterung auf der 70 km langen Strecke Conz — St. Ingbert*) in einer sehr ungünstigen Lage befinden mußte gegenüber einem Feinde, der vor einem ihrer Flügel versammelt war; daß dieser Fall aber vorlag bei der französischen Rhein-Armee, die sich an einem Tage mit vier Korps über Saarbrücken nach vorwärts vereinigen konnte. Deshalb mußte nach Ansicht des französischen Generalstabswerkes die Rhein-Armee am 2. August Morgens mit zwei Drittel des 5., dem 2., 3. und 4. Korps in zwei Treffen über die Punkte Saargemünd, Saarbrücken und Völklingen die Offensive in Richtung Duttweiler ergreifen, während die Garde zur Beobachtung vor Saarlouis zu rücken hatte, von woher man ein Vorbrechen deutscher Streitkräfte befürchtete. Dieser Offensive mußte ein beschränktes Ziel gesteckt werden, nämlich das: dem feindlichen Korps bei Duttweiler und den sonst erreichbaren Saar-abwärts gemeldeten Streitkräften eine Niederlage zu bereiten (infliger un échec); diese Teile sollten dann weiter verfolgt und vollends auseinandergesprengt werden durch die Masse der französischen Kavallerie, der zur Unterstützung und als Rückhalt eine Infanterie-Division zu folgen hatte. Ferner waren die wichtigen Bahnknotenpunkte Neunkirchen und Homburg durch ein corps d'avantgarde in Besitz zu nehmen, das außerdem den vordersten Teilen des deutschen Zentrums bei dem Durchschreiten und dem Heraustreten aus den Engen des Hardt-Gebirges Aufenthalt bereiten sollte. Endlich hatten

*) Auf der Karte sind die von Seite 256 ab genannten kleinen Orte zum besseren Auffinden gerissen ---- unterstrichen.



zahlreiche Kavallerie-Streifkorps die Fühlung aufzunehmen mit den gegnerischen Kolonnen, die aus der Gegend zwischen Nahe und Rhein und von Trier im Vormarsch zu erwarten waren.

Dies alles soll am 2. und 3. August vor sich gehen, an dessen Abend die Rhein-Armee sodann in der Gegend von Illingen—Lebach stehen und in der Lage sein wird, sich mit ihrer Masse von der als gründlich geschlagen angenommenen Armee Steinmetz zu anderer Verwendung loszulösen. Für eine solche hat sich aber nach Ansicht des französischen Generalstabswerkes in den Tagen vom 2. bis 3. August die Lage im Elsaß zugespitzt. Dort hat die Dritte deutsche Armee die Grenze überschritten; ihr gegenüber ist Marschall Mac Mahon schon am 2. in der Gegend von Reichshofen versammelt worden mit dem Auftrage, vor überlegenen Kräften in südlicher Richtung zurückzugehen, dabei aber dem Gegner an den Geländeabschnitten der Sauer, Zinsel, Moder und Zorn Aufenthalt zu bereiten und ihn nach sich zu ziehen. An der Zorn soll Mac Mahon jedenfalls mit dem 1. und dem inzwischen vom Ober-Elsaß herangezogenen 7. Korps der Dritten deutschen Armee gegenüber standhalten (faire tête). Es ist inzwischen der 8. August geworden. Auf die Nachricht vom Einrücken der Dritten deutschen Armee hat nun aber die französische Rhein-Armee am 4. August mit ihren Hauptkräften kehrtgemacht und ist zur Unterstützung Mac Mahons über die Vogesen herbeigeeilt. Dieser Marsch hat sich am 4., 5., 6. und 7. August vollzogen auf den Straßen:

1. Illingen—Duttweiler—St. Johann—Rheinheim—Kl. Rederchingen—Bitsch—Niederbronn, ungefähr 90 km;

2. Lebach—Saarbrücken—Saargemünd—Rohrbach—Ingweiler, 85 km;

3. Lebach—Völklingen—Püttlingen (Puttelange)—Saaralben—Saarunion—Lützelstein—Weitersweiler, 100 km.

Am 8. August, wo sich die Dritte deutsche Armee zum schwierigen Frontalangriff gegen die wohl in der Gegend von Hochfelden gedachte Zorn-Stellung Mac Mahons anschickt, brechen „drei bis vier französische Korps" aus den Vogesen-Pässen Niederbronn Ingweiler und Weitersweiler vor und fallen den ahnungslosen Deutschen in die rechte Flanke. Erfolg: Niederlage, vielleicht Vernichtung der Dritten deutschen Armee. Von der Zweiten deutschen Armee war während des viertägigen Flankenmarsches aus der Gegend von Lebach nach der Gegend von Pfaffenhofen nichts zu befürchten, denn schon die Offensive der Rhein-Armee über die Saar am 2. August hätte nach den Anweisungen Moltkes an den Prinzen Friedrich Karl das sofortige Anhalten der Zweiten Armee hinter dem Hardt-Gebirge zur Folge gehabt, wo sie eine Verteidigungsschlacht schlagen sollte. Außerdem hatte die französische Rhein-Armee aber auch noch bei ihrem Kehrtabmarsch am 4. ein Korps in der Pfalz zurückgelassen, das zwar vor dem Angriff überlegener Kräfte langsam nach der Saar zurückzugehen hatte, von dem aber erwartet wurde,

daß es die etwa doch im Vormarsch in südwestlicher Richtung verbliebenen Teile der Zweiten deutschen Armee auf und nach sich zöge.

Dies in Kürze der Vorschlag, den der französische Generalstab im Jahre 1901 für das Handeln der französischen Heerführung am 1. August 1870 macht: offenbar eine groß gedachte Operation auf der inneren Linie, anscheinend nach dem Muster und Beispiel Napoleons I. War sie aber wirklich im August 1870 ausführbar?

Sicherlich nicht — aus vielen Gründen.

Zunächst nicht wegen der unzureichenden Operationsfähigkeit der Rhein-Armee. Denn diese war zwar wohl imstande, vom 2. August ab einen mehrtägigen Vorstoß über die Saar hinüber auszuführen unter ungefährem Beibehalten ihrer Nachschubbasis in Lothringen. Ihre beweglichen Nachschubeinrichtungen genügten aber in keiner Weise dazu, um einer Armee von 140 000 Mann und 30 000 Pferden, die auf engstem Raum und in schwierigstem Gelände sieben Tage lang ohne Ruhepause nach zwei Fronten hin in Eilmärschen und Eilkämpfen operierte, auch nur die nötigste Munition und Verpflegung nach- und zuzuführen. Schon an dieser technischen Unmöglichkeit wäre die vorgeschlagene Operation gescheitert. Ob ferner die französischen Korps diesen siebentägigen, meist im Bergland und in tiefen beschwerlichen Kolonnen in der Augusthitze auszuführenden Märschen gewachsen gewesen, und ob sie am siebenten Tage noch kampffähig im Unter-Elsaß eingetroffen wären, mag dahingestellt bleiben, darf aber in Anbetracht der geringen Marschleistungen der Franzosen im Jahre 1859 und in den Augusttagen von 1870 doch stark bezweifelt werden. Noch bedenklicher ist aber die dem Vorschlage zugrunde gelegte Zeitberechnung. Es ist zwar nicht gesagt, an welchem Tage das Einrücken der Dritten deutschen Armee in das Unter-Elsaß angenommen wird, ob am 2. oder am 3. August. Anscheinend ist der 3. gemeint, so daß ihr Einrücken als Antwort auf das Vorgehen der französischen Rhein-Armee über die Saar aufzufassen wäre. Nichts und niemand konnte aber die Dritte deutsche Armee hindern, aus eigenem Entschlusse schon am 2., also gleichzeitig mit der Rhein-Armee, die Grenze zu überschreiten. Jedenfalls mußte die Armee Mac Mahons, die durch das 7. Korps und die Kavallerie-Division Bonnemains nur langsam von 42 000 auf etwa 60 000 bis 65 000 Mann verstärkt werden konnte, fünf bis sechs Tage lang, vom 2. oder 3. August bis 7. August, dem Vormarsch der auf 160 000 Mann geschätzten, also etwa dreifach überlegenen Armee standhalten. Dazu sollte sie eines der schwierigsten taktischen Verfahren anwenden, Rückzugskämpfe unter beständigem Loslösen vom Feinde und unter Frontveränderungen, d. h. Kehrtschwenkungen bis zum rechten Winkel der ursprünglichen Aufstellungsfront. Wurde Mac Mahon bei Erfüllung dieser fast unlösbaren Aufgabe auch nur *einen* Tag zu früh geschlagen, dann steckte die Rhein-Armee ohne alle Aussicht auf einen Erfolg in gefährlichster Lage in den Vogesen-Engen; gleiches oder ähnliches war möglich oder vielmehr wahrscheinlich.

wenn die Rhein-Armee in den Kämpfen nördlich der Saar auch nur einen Tag mehr verloren hätte, als beabsichtigt war.

Das Allerbedenklichste an dem genannten Vorschlage ist aber die als Gewißheit in die Rechnung eingestellte Annahme, daß die Zweite deutsche Armee nicht nur auf die Nachricht von dem Vormarsch der französischen Rhein-Armee auf Lebach hin am 2. und 3. angehalten worden, sondern daß sie auch noch in den folgenden Tagen tatenlos östlich des Hardt-Gebirges verharrt wäre. Schwerlich konnte am 1. August 1870 im französischen Großen Hauptquartier in Metz überhaupt die Hoffnung auf ein Stehenbleiben der Zweiten Armee gehegt werden, man mußte dort vielmehr mit dem möglichst beschleunigten Weitermarsch dieser Armee rechnen. Aber auch in Wirklichkeit sollte die Zweite Armee doch nur bei einem gegen sie selbst gerichteten Vorstoße der Franzosen östlich des Gebirges haltmachen, bei einem gegen die Erste Armee gerichteten Stoße dagegen der französischen Armee in die rechte Flanke fallen. Nun mußte doch die Zweite Armee am 2. Abends oder doch spätestens am 3. Vormittags über die Angriffsrichtung der französischen Rhein-Armee wenn nicht durch die Erste Armee, so doch durch ihre eigene Kavallerie unterrichtet sein, zumal ja von französischer Seite zur Verschleierung dieses Vormarsches gegenüber der Zweiten Armee weder am 2. noch am 3. etwas Ernstliches geschehen war. Die Kavallerie der Zweiten Armee hätte aber auch in den folgenden Tagen die Fühlung mit der Rhein-Armee nicht mehr aufgegeben, ihre Bewegungen vielmehr auf Schritt und Tritt festgestellt, begleitet und gemeldet. Nimmt man indes auch an, daß die Zweite Armee am 2. und noch den ganzen 3. im Zweifel und daher stehen geblieben, vielleicht sogar mit Teilen zurückmarschiert wäre, so ist doch nach Lage der Dinge vom 4. ab an der energischen Wiederaufnahme ihres Vormarsches, und zwar nunmehr naturgemäß gegen die Linie Saargemünd—Bitsch, nicht mehr zu zweifeln. Ganz planmäßigen Verlauf der Bewegungen der Rhein-Armee vorausgesetzt, läßt sich dann mit dem Zirkel in der Hand leicht nachweisen, daß die am 1. Abends vorwärts der Linie Kreuznach—Mannheim festgestellten Teile der Zweiten deutschen Armee am 6. Abends die Gegend Blieskastel—Neu-Hornbach—Pirmasens mit ihrer Infanterie erreicht, mit ihrer Kavallerie weit überschritten haben konnten, ja mußten — zu einem Zeitpunkt, wo die französischen Marschkolonnen mit ihrer Mitte etwa die Linie Bitsch—Saarunion erreicht hatten, mit ihrem Ende aber sich noch nördlich der Vogesen befanden. Daran, daß die Zweite Armee in ihrer ganzen Frontbreite durch das in der Pfalz zurückgelassene französische Korps aufgehalten werden konnte, ist im Ernste nicht zu denken, zumal dieses Korps es doch auch mit der wiederauflebenden Ersten Armee zu tun bekommen mußte, also wahrlich von Glück sagen konnte, wenn es überhaupt noch ungeschlagen hinter die Saar zurückkam. Die wahrscheinlichen Folgen der großen französischen Operation auf der inneren Linie liegen daher klar vor Augen: im Falle

eines Erfolges oder Mißerfolges gegen die Dritte deutsche Armee schließlich Einkreisung der Armeen Bazaine und Mac Mahon im Unter-Elsaß.

Nur nebenbei mag noch bemerkt werden, wie eigentümlich die Lage des französischen Heeres wurde, wenn etwa die Dritte deutsche Armee am 4. oder 5. August auf Grund von Nachrichten über den Anmarsch der Rhein-Armee stutzig wurde und östlich Wörth und der Sauer stehen blieb oder gar einen Schritt zurück nach der Grenze machte, um eben der Zweiten Armee mit Sicherheit die Zeit zur Einkreisung des Gegners zu verschaffen. Welch gefährlicher Luftstoß war dann die Flankenbewegung der Rhein-Armee geworden, und was war mit den nunmehr auf dem engen Raume zwischen Vogesen und Rhein angehäuften Massen von rund 200 000 Mann und 40 000 Pferden anzufangen? Ob man jetzt mit weiteren Gewaltmärschen versuchte, die ausweichende Dritte Armee zum Kampfe zu zwingen oder ob man, außerstande zu solchen Riesenleistungen, das Heer im Unter-Elsaß ausruhen und neue Kräfte sammeln ließ, damit aber kostbare Stunden und Tage verlor: der Gedanke läßt sich nicht von der Hand weisen, daß schließlich Straßburg die Bedeutung von Metz oder Sedan gewinnen, vielleicht auch die Rolle beider in sich vereinigen konnte.

Nein, so sehr die französische Heeresleitung Anfang August 1870 aus politischen wie militärischen Gründen rascher und augenfälliger Erfolge bedurfte, so sehr hatte sie auch Veranlassung, es nicht zu einer Katastrophe kommen zu lassen. Sie durfte nicht alles auf eine, noch dazu so gewagte Karte setzen; sie durfte aber auch nicht der innerlich noch nicht genügend gefestigten Armee Leistungen zumuten, die nur von solchen Truppen vollbracht werden können, die durch den Krieg selbst abgehärtet und in bezug auf Mann, Pferd und Fuhrwerk von allen schwachen Bestandteilen befreit worden sind.

Trotzalledem bleibt aber an dem Vorschlag des französischen Generalstabswerkes zweierlei bestechend: erstens die Möglichkeit eines raschen Schlages gegen die anscheinend isolierte deutsche Westgruppe, und zweitens die Möglichkeit zu Truppenverschiebungen nach dem Elsaß.

Man hat den in Wirklichkeit durch die Gestaltung des Eisenbahnnetzes bedingten Aufmarsch des französischen Heeres in zwei ungleichen Gruppen, einer starken in Lothringen, einer schwachen im Unter-Elsaß, vielfach als eine der wichtigsten Ursachen der ersten französischen Mißerfolge bezeichnet. Es ist aber zweifelhaft, ob dies zutrifft. Auch mit dieser Gruppierung hätte sich manches erreichen lassen, wenn man sich nur rechtzeitig dazu entschloß, tatsächlich nur zwei Gruppen zu bilden, also die Zwischengruppe Saargemünd—Bitsch (5. Korps) und die Außengruppe Belfort (7. Korps) aufzugeben und beide Korps zusammen mit dem 1. dem Marschall Mac Mahon im Unter-Elsaß zuzuteilen, alle übrigen Streitkräfte aber dem Marschall Bazaine zu unterstellen — zugleich aber beiden Armeeführern bestimmte Aufgaben und Ziele zu-

zuweisen. Dazu war am 1. August Abends noch vollständig Zeit. In der Unterlassung dieser Maßnahmen liegen weit mehr die Gründe für die unglücklichen Ereignisse der ersten Augustwoche, als in der ursprünglichen Aufmarschgruppierung.

Welches waren aber die den beiden Armeeführern zuzuweisenden Aufgaben?

In Anbetracht des Nachrichtenbildes vom 1. August Abends offenbar für Mac Mahon: Abrechnung mit der Dritten deutschen Armee, für Bazaine: Abrechnung mit der Ersten deutschen Armee — beide Abrechnungen mußten aber mit solcher Schnelligkeit und in solcher Ausführung verlangt werden, daß dabei die 160 000 Mann der deutschen Mitte nicht ernstlich mitwirken konnten, also ausgeschaltet wurden. Ein Drittes, nämlich ein konzentrischer Vorstoß beider französischer Armeen gegen die Zweite deutsche Armee in Richtung auf Kaiserslautern, wie er merkwürdigerweise auch heute noch in französischen Werken der Prüfung für wert erachtet wird, konnte wahrlich nicht in Betracht kommen: hätte er doch alle geheimen Wünsche und Hoffnungen der obersten deutschen Heeresleitung erfüllt und die französischen Heere in die im Tagebuche des Kronprinzen zutreffend als große strategische Mausefalle bezeichnete tödliche Umschlingung mitten hineingeführt.

Bei Mac Mahon lag die Sache also klar und einfach: Kampf mit der bestimmt im Dreieck Landau—Maxau—Germersheim festgestellten Dritten deutschen Armee. Sie wurde allerdings übertrieben auf 160 000 Mann veranschlagt, denen Mac Mahon auch nach Vereinigung des 1., 5. und 7. Korps nur 90 000 bis 100 000 Mann entgegenstellen konnte. Er schien daher für seine Aufgabe zunächst auf die Defensive angewiesen. Für diese wogen aber die Vogesen-Sperre Bitsch und die Rhein-Festung Straßburg, die dem Marschall ebenso wie die übrigen elsässischen Festungen einschließlich Pfalzburg unterstellt werden mußten, sowie der Rhein-Strom selbst mit dem Flanken- und Rückenschutz, den sie gewährten, fast ein feindliches Armeekorps auf; ferner bot das Gelände — der leicht zu sperrende Hagenauer Wald — und die zahlreichen guten Stellungen im Unter-Elsaß dem Marschall ebenso große Vorteile wie seinem Gegner Hindernisse, zumal dieser eine Armee von 160 000 Mann auf solch engem Kriegsschauplatze gar nicht genügend zur Entwicklung und Geltung bringen konnte. W e n n also die Dritte deutsche Armee in den Tagen vom 2. bis 4. August die Grenze überschritt und den Marschall angriff, dann konnte man wohl auf einen mehr oder weniger glänzenden Abwehrsieg hoffen, an den sich ja auch noch eine Verfolgung in beschränktem Umfange anknüpfen ließ. Ein solcher Sieg hätte aber dem ersten Bedürfnis genügt, namentlich, wenn gleichzeitig Bazaine einen wenn auch noch so bescheidenen Offensivsieg jenseits der Saar errang. Wenn allerdings die Dritte deutsche Armee in den genannten Tagen n i c h t die Grenze überschritt, dann waren die 100 000 Mann Mac Mahons im Unter-Elsaß zur Untätigkeit verurteilt und bald durch den Vormarsch der deutschen Mittelgruppe in ihrer linken Flanke bedroht.

Daraus folgt, daß man Mac Mahon auch zur Offensive in die Bayerische Pfalz hinein befähigen und ihm dazu aus Lothringen die nötigen Kräfte zuführen mußte. Dies konnte rechtzeitig nur noch mit Hilfe der Bahn geschehen: zwei Drittel des 5. Korps über Bitsch (ein Drittel des 5. mit Fußmarsch), die Garde über Saarburg—Zabern, 7. Korps über Colmar—Straßburg. Am 1. Abends telegraphisch befohlen, konnten die Truppentransporte bei den geringen Frontstärken bis zum 3. Abends, spätestens bis zum 4. früh beendet sein. Mac Mahon, der naturgemäß inzwischen sein 1. Korps zum Schutze der Ausladungen nach dem nördlichen Unter-Elsaß vorgeschoben haben mußte, konnte daher vom 4. Nachmittags an mit etwa 115 000 bis 120 000 Mann die Grenze überschreiten und die noch unfertig, unschlüssig oder in der Versammlung gedachte Dritte Armee am 5. angreifen und schlagen, vielleicht ihr auch eine Begegnungsschlacht liefern. Eine Katastrophe war dabei auch im Falle eines Mißerfolges schwerlich zu befürchten; denn es war anzunehmen, daß der linke Flügel des deutschen Zentrums, der Zweiten Armee, zur unmittelbaren Unterstützung der angegriffenen Dritten Armee herbeieilen werde, und außerdem waren die über die Linie Pirmasens—Landau gegen die linke Flanke Mac Mahons heranführenden Wege wenig zahlreich und leicht zu sperren. Allerdings mußte für den Fall einer Niederlage damit gerechnet werden, daß Mac Mahon sich im Zurückgehen vielleicht nicht auf die Saar, sondern auf Straßburg und das Ober-Elsaß werde basieren müssen.

Es fragte sich aber zunächst, ob zwei Drittel des 5. Korps und die Garde in Lothringen entbehrt werden konnten, und dies führt uns zu der Aufgabe Bazaines.

Wenn Mac Mahon in den im Jahre 1870 wenig wegsamen Nord-Vogesen und dem Hardt-Gebirge sowie in der Feste Bitsch einen gewissen Schutz gegen eine allzu rasche Einwirkung der Zweiten deutschen Armee gegen seine linke Flanke fand, so traf ähnliches bei dem von Bazaine gegen die Erste deutsche Armee zu führenden Stoße nicht zu. Im Gegenteil, die aus der Linie Kreuznach—Mannheim nach der Saar laufenden Straßen führten fast sämtlich so recht gegen seine rechte Flanke, namentlich dann, wenn er seinen rechten Flügel von Saargemünd aus nach der Gegend von St. Ingbert—Duttweiler vorbewegte. Wenn aber Bazaine auch seinen Angriff über die Linie Saarbrücken—Völklingen führte, bot er der Zweiten deutschen Armee immer noch die volle rechte Flanke, und zwar im weiteren Vorschreiten umsomehr, je mehr der angegriffene Gegner etwa in nordwestlicher Richtung zurückwich. Nun war es ohnehin eine Kraftvergeudung, einen in der Gegend von Duttweiler—Lebach auf 50 000 bis 60 000 Mann geschätzten, verzettelten Gegner mit 120 000 Mann anzugreifen. Ein solcher Massenübergang über die kurze Saar-Strecke Saarbrücken — Völklingen, der übrigens schon des Wegenetzes und der Brückenstellen wegen seine großen Bedenken hatte, konnte aber auch den wachsamen Grenztruppen des Gegners keinen Augenblick verborgen bleiben und mußte ihn daher geradezu zum Ausweichen herausfordern. Ebenso war es eine Kraftverschwendung,

ein Elitekorps zur Beobachtung der kleinen, nur als Saar-Brücken-Sperrpunkt wichtigen Festung Saarlouis zu verwenden. Jeder Schritt aber, der von Bazaine zu weit nach Norden zu gemacht wurde, bedeutete für ihn die Gefahr einer Katastrophe; er mußte daher von vornherein starke Teile an den Saar-Übergängen zurücklassen und andere, rechts rückwärts gestaffelt, mit Augen rechts, nach der großen Anmarschstraße der Zweiten Armee Kaiserslautern—Homburg hin, vorbewegen. Auf diese Weise konnte also der Schlag gegen die Erste Armee nicht wohl durchgeführt werden, für den doch die Überraschung eine wichtige Vorbedingung war.

Indes er ließ sich auch ohne alle Schwierigkeiten auf andere Weise und mit sehr viel größerer Aussicht auf Erfolg führen, nämlich in der Hauptsache von Westen her unterhalb von Saarlouis und nur mit Teilen aus der Gegend von Saarbrücken. Wenn aus letzterer Richtung das 2. Korps und eine Division des 3. Korps, im ganzen also vier Infanterie-Divisionen, den Gegner von Süden her über die Linie Saarbrücken—Völklingen angriffen und in der Front fesselten, während die drei anderen Infanterie-Divisionen des 3. und die drei Divisionen des 4. Korps die Saar unterhalb Saarlouis auf der Linie Rehlingen—Merzig überschritten und den aller Wahrscheinlichkeit nach im Marsch nach Südosten zu denkenden Gegner in der Flanke anfaßten, dann war auf einen raschen, durchschlagenden Erfolg, auf ein Auseinandersprengen der Ersten deutschen Armee zu hoffen. Die zu dieser Bewegung erforderlichen Verschiebungen waren in der Nacht vom 1. zum 2. August und am 2. selbst leicht auszuführen, und zwar so, daß der Angriff von Saarbrücken her am 2. Nachmittags, der von Rehlingen—Merzig her am 3. früh erfolgte.

Ein weiterer, ja der Hauptvorteil dieser Angriffsrichtung lag aber darin, daß die Erste deutsche Armee nicht imstande war, nach Norden oder Nordwesten auszuweichen, sondern daß man sie nach Osten auf die Zweite Armee werfen konnte, deren vorderste Teile dadurch sehr wahrscheinlich veranlaßt wurden, zur direkten Aufnahme und Unterstützung der Ersten Armee heranzueilen, anstatt sich gegen die rechte Flanke Bazaines zu wenden. Überhaupt waren durch diese Angriffsrichtung zwei Drittel der Rhein-Armee jedem Flankenstoß von der Zweiten deutschen Armee her entzogen; denn die Rhein-Armee hatte auf dem rechten Saar-Ufer den Rücken in der Hauptsache nach der Linie Saarbrücken—Merzig und war infolgedessen auch imstande, einen ersten Erfolg länger auszunutzen ohne Besorgnis vor einer Katastrophe. Die Einzelheiten der hier vorgeschlagenen Bazaineschen Operation, bei der ja unter anderm auch Saarlouis durch Teile des 3. Korps lahmgelegt werden mußte, sollen später in anderem Zusammenhange besprochen werden. Hier genügt es, festzustellen, daß für die dem Marschall Bazaine zugedachte Aufgabe die zehn Divisionen des 2., 3. und 4. Korps — 90 000 bis 100 000 Mann gegen 50 000 bis 60 000 — völlig ausreichten, daß daher zwei Drittel des 5. Korps und die Garde tatsächlich für Mac Mahon verfügbar waren.

Zwei Erfolge schienen also dem französischen Großen Hauptquartier zu winken, wenn es sich am 1. August Abends zu dem Entschlusse aufraffte, jedem der beiden in so hohem kriegerischen Ansehen stehenden Marschälle ungefähr die Hälfte des Heeres zu kühner, dem französischen Nationalcharakter gemäßer und dem gewählten Aufmarschverfahren angepaßter Offensive in Feindesland hinein anzuvertrauen. Bei der Armee Bazaine, die auch im Falle eines Mißerfolges auf die starke Mosel-Linie Diedenhofen—Metz und auf das dorthin heranzuziehende 6. Korps zurückgehen konnte, war von einer ernstlichen Gefahr nicht die Rede, ebenso dann nicht bei Mac Mahon, wenn die Dritte deutsche Armee ihm über die Grenze entgegenrückte. Gewagter war allerdings die Mac Mahonsche Offensive in die Landauer Pfalz hinein. Allein ohne großen Einsatz bekanntlich auch niemals ein großer Gewinn. Daß diese Offensive aber ausführbar und keineswegs ganz aussichtslos war, geht schon daraus hervor, daß das Oberkommando der Dritten Armee und auch Moltke mit ihr rechneten.

Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß ein hoher strategischer Mut die Voraussetzung und Unterlage für die vorgeschlagene Doppeloffensive in Feindesland hinein bilden mußte, und daß das französische Große Hauptquartier je nach deren im einzelnen nicht vorauszusehenden Verlauf und Ausgang vor sehr schwierige Entschlüsse über die weitere Basierung und das künftige Zusammenwirken der weit getrennten Heeresgruppen gestellt werden konnte. Ein solcher Mut und die für solch schwerwiegende Entscheidungen nötige Verantwortungsfreudigkeit und Zuversicht waren aber im August 1870 im Großen Hauptquartier in Metz nicht vorhanden. So hätte daher aller Wahrscheinlichkeit nach der hier entwickelte Feldzugsplan ebensowenig Aussicht auf Billigung und Annahme gehabt wie der vom französischen Generalstabswerk empfohlene. Es würde wohl vermutlich zu vielfachen Erwägungen des Für und Wider, aber nicht zu einem festen Entschlusse gekommen sein, weil den ohnehin durch die bisherigen Erlebnisse in ihren Erwartungen und Hoffnungen stark herabgestimmten Männern des damals führenden Kriegsrates die Gefahren des Unternehmens ebenso wie die Schwierigkeit seiner Leitung als zu groß erschienen wären.

Ganz anders aber und für einen raschen Entschluß des französischen Großen Hauptquartiers sehr viel förderlicher hätten sich die Dinge gestaltet, wenn am 1. August Abends in Metz die Meldung Mac Mahons eingetroffen wäre, daß die Dritte deutsche Armee an diesem Tage die elsässische Grenze überschritten habe. Da dieser Fall nicht etwa nur eine theoretische Annahme darstellt, sondern nach dem bestimmt ausgesprochenen Willen des deutschen Großen Hauptquartiers im Jahre 1870 tatsächlich hätte eintreten sollen, so ist es wohl der Mühe wert, sich darüber klar zu werden, von welchen Folgen die Ausführung dieser Moltkeschen Direktive hätte sein können.

Die erste Wirkung auf ein gesund und unerschrocken denkendes französisches

Oberkommando mußte offenbar die der aufrichtigsten Freude und Genugtuung, ja Erlösung sein. Denn nun hatte ja die oberste Heeresleitung für die Armee Mac Mahons ein greifbares Kampfziel, und nun blieb ihr der immerhin gewagte Entschluß zur Offensive über die untere Lauter hinüber erspart. Man kann wohl annehmen, daß der Vormarsch der Kronprinzlichen Armee am 1. August in ähnlicher Breite und Gliederung erfolgt wäre wie tatsächlich am 4. August, so daß sie am 1. Abends die Höhen südlich der Lauter-Strecke Weißenburg—Lauterburg mit ihren Vortruppen gekrönt hätte, — ohne aber an diesem Tage irgendwelchen Widerstand gefunden zu haben. Mit aller Sicherheit war aber dann in Metz zu schließen, daß die Dritte deutsche Armee aus dieser Aufstellung heraus in den nächsten Tagen den Vormarsch fortsetzen und den Kampf mit Mac Mahon suchen werde, denn sonst war ihrem Vorrücken über die Grenze kein logischer Gedanke unterzulegen. Weiter war mit Sicherheit zu erkennen, daß die Dritte Armee für ihre Operation in das Unter-Elsaß auf ihre eigenen Kräfte angewiesen war und nach der Gestaltung des Geländes und Wegenetzes etwa bis zum 7. August von der Zweiten Armee nicht unterstützt werden konnte, von der sie sich ja im Vorrücken nach Südwesten ohnehin immer weiter entfernte. Wenn also jetzt dem Marschall Mac Mahon annähernd ebenbürtige Kräfte zur Verfügung gestellt werden konnten, dann winkte ein wahrhaft lockendes Ziel: ein erster großer Schlag gegen den preußischen Kronprinzen, den Führer der preußisch-süddeutschen Verbündeten-Armee! Die politischen, strategischen und moralischen Folgen eines solchen Sieges ließen sich kaum hoch genug anschlagen.

Dazu kam, daß für die Versammlung der Mac Mahonschen Armee nicht mehr solche Hast und Eile nötig war; denn der Gegner lief ja selbst in das Garn, und der große Kampfaustrag konnte ja jetzt nicht mehr nördlich, sondern nur noch südlich des Hagenauer Waldes stattfinden. Da es ein leichtes war, den Vormarsch der Dritten Armee durch die an der Sauer und am Hagenauer Wald stehenden beiden vorderen Divisionen des 1. Korps (1. und 2.) zu verzögern, so konnte der große Zusammenstoß nicht vor dem 4., sehr wahrscheinlich erst am 5. oder gar 6. erfolgen. Wenn also auch energische und rasche Maßnahmen am Platze waren, so war es doch nicht mehr nötig, die Heeresbewegungen so spitz auf einen bestimmten Tag hin abzuzirkeln, wie bei der Operation auf der inneren Linie zwischen Lebach und Pfaffenhofen. Auch dies bedeutete einen wichtigen Vorzug. Was nun aber die Kräftezuführung zu Mac Mahon anbelangt, so genügten die zehn bis elf Divisionen des 1., 5. und 7. Korps und der Garde für den beabsichtigten großen Schlag nicht mehr: denn jetzt lag hier im Elsaß für die nächste Zeit unzweifelhaft der Schwerpunkt der Operationen; die Unternehmung gegen die Erste deutsche Armee war weniger wichtig geworden, was auch dadurch gerechtfertigt wurde, daß das jenseits der Saar erst zu suchende Ziel im Vergleich mit der Dritten Armee doch viel weniger beglaubigt und faßbar war, vielmehr ein recht bewegliches Wild vorstellte.

Ein Blick auf die Karte zeigt aber, wie einfach und leicht nunmehr eine beiden Offensivoperationen gerecht werdende andere Kräfteverteilung anzuordnen und durchzuführen war: man brauchte nur dem Marschall Mac Mahon an Stelle der Garde mit ihren zwei Infanterie-Divisionen das 3. Korps mit seinen vier Infanterie-Divisionen zuzuführen, während die Garde auf den linken Flügel der zum Angriff über die Saar bestimmten Armee Bazaine gesetzt wurde; dadurch wurde zudem der Linksabmarsch dieser Armee am 2. August in die Gegend unterhalb Saarlouis wesentlich erleichtert und vereinfacht. Außerdem konnten und mußten Mac Mahon noch sogleich zugeführt werden: mit Fußmarsch von Luneville die 2. Reserve-Kavallerie-Division Bonnemains, der sich auch die vier Eskadrons und zwei Batterien der Reserve-Kavallerie-Division Barail anzuschließen hatten, also 20 Eskadrons, 4 Batterien; mit der Bahn von Nancy über Saarburg die 108 Geschütze der Armee-Artillerie-Reserve. Zusammen mit dem 5. Korps, das noch immer mit Teilen die Bahn Saargemünd—Bitsch—Niederbronn ausnutzen konnte, und mit dem 7. Korps, dessen transportfähige Teile ohne Rücksicht auf Vollzähligkeit der Truppe und Vollständigkeit der Verbände vom 2. ab mit der Bahn Belfort—Colmar—Straßburg herangeführt werden mußten, zählte dann die Armee Mac Mahons folgende Stärken:

	Infanterie-Divisionen	Kavallerie-Divisionen
am 2. August Mittags:		
vom 1. Korps	4	1
" 5. "	1	2/3 (1/3 Kav. Div. bei Saargemünd)
	5	1 2/3
am 3. August Mittags:		
noch vom 5. Korps	1	—
" 7. "	1	—
Bonnemains	—	1
	7	2 2/3
am 4. August Mittags:		
noch vom 5. Korps	1	—
" " 7. "	1	1
" 3. "	4	—
	13	3 2/3

und 108 Geschütze der Armee-Artillerie-Reserve,

im ganzen rund 135 000 Mann.*)

*) Die in der Zeit vom 2. bis 4. August eingetroffenen Reservisten (täglich etwa 5000) sind nur zum Teil in Rechnung gestellt, die Eintreffezeiten der Divisionen sind absichtlich ungünstig gerechnet.

Marschall **Bazaine** aber verfügte für seine Operation über:

	Infanterie-Divisionen	Kavallerie-Divisionen
vom 5. Korps	—	1/3 (Saargemünd)
„ 2. „	3	1
„ 3. „	—	1
„ 4. „	3	1
von der Garde	2	1
Kav. Div. Forton (mit Bahn Pont-a-Mousson —Saargemünd)	—	1
	8	5 1/3

im ganzen rund 90 000 Mann.*)

Durch Telegramm vom 1. August Abends angeordnet, konnten die Bewegungen zum Teil schon in der Nacht vom 1. zum 2. August begonnen werden (Fußmärsche der 3. und 1. Division des 5., der 1. und 2. Division des 3. Korps und der Garde). Ihre Ausführung mußte sich sehr leicht und einfach gestalten, da weder eine Straße noch eine Bahnlinie überlastet, vielmehr für Fußmärsche und Bahntransporte die bequemsten Verhältnisse geschaffen waren, und da auch in bezug auf die Verpflegung zunächst eine willkommene Dezentralisation eintrat. Unter diesen Umständen konnten daher auch anstandslos von den auf vorzüglichen Straßen ihren Reisemarsch ausführenden Divisionen, namentlich des 3. Korps und der Garde, Tagesleistungen von 30 bis 35 km verlangt werden.

Hier möge gleich die Begründung dafür eingeschaltet werden, weshalb es angezeigt, ja geboten erschien, nicht Mac Mahon, sondern Bazaine die Masse der Kavallerie zuzuteilen. Die Gründe dafür waren mannigfach. Erstens hatte Mac Mahon keine eigentlich gefährdeten strategischen Flanken, denn seine rechte wurde durch den Rhein und Straßburg, seine linke durch die Vogesen mit Bitsch jedenfalls gegen feindliche Kavallerie-Massen gedeckt; zweitens fehlte aber in der Front auf dem engen, zum großen Teil noch durch den Hagenauer- und den Bien-Wald ausgefüllten Kriegsschauplatz der Raum für die Aufklärungs- und Gefechtstätigkeit großer Kavallerie-Körper. Mit drei Kavallerie-Divisionen konnte Mac Mahon allen seiner Armee dienlichen kavalleristischen Aufgaben gerecht werden, der Sperrung, Verschleierung und Täuschung, der Mitwirkung in der Schlacht und je nach deren Ausgang der Verfolgung oder der Deckung des Abzugs; bei alledem war er auch noch der kavalleristischen Überlegenheit über die ja den gleichen engen Kriegsschauplatz betretende und daher vermutlich nicht mit allzu starker Kavallerie ausgestattete Dritte deutsche

*) Die in der Zeit vom 2. bis 4. August eingetroffenen Reservisten sind auch hier nur zum Teil in Rechnung gestellt.

Armee so gut wie sicher. Umgekehrt lagen die Verhältnisse bei Bazaine. Seine rechte Flanke war durch das deutsche Zentrum bedroht, vor dessen breiter Front mit Sicherheit starke Kavallerie-Massen zu vermuten waren; gegen seinen linken, aus der Gegend von Merzig auf Losheim vorrückenden Flügel waren feindliche Truppen im Anmarsch zu vermuten aus der Gegend von Trier—Saarburg; diese mußten, ebenso wie auch die vordersten Infanterie-Teile der Zweiten Armee, festgestellt und aufgehalten werden. Überhaupt fielen der Kavallerie Bazaines auf dem ganzen rechten Saar-Ufer so reiche Aufklärungs- und Kampfziele und außerdem noch so umfangreiche und wichtige Zerstörungsaufgaben gegenüber den von Mosel, Nahe und Rhein nach der Saar führenden Bahn- und Telegraphenlinien zu, daß sie für all diese Zwecke gar nicht stark genug sein konnte. So fand also Bazaine auf seinem linken Flügel für ein aus den vier Kavallerie-Brigaden des 4. Korps und der Garde zusammenzusetzendes Kavallerie-Korps, auf dem rechten Flügel für einen aus den sechs Brigaden des 3., 2. und 5. Korps zu bildenden großen Kavallerie-Körper ein ganz besonders schönes, wenn auch dem Gelände nach nicht einfaches Verwendungsfeld. Namentlich die Aufgabe des aus der Gegend von Saargemünd—Saarbrücken in der Richtung auf Homburg vorzutreibenden starken Kavallerie-Korps mußte einem echten Kavallerie-Führer das Herz im Leibe lachen machen: die feindliche Kavallerie anfallen, auf ihre Infanterie zurückwerfen, diese zur Entwicklung zwingen, täuschen, verblüffen und an einen großen Angriff glauben machen; dabei Nachrichten schaffen über die weiter rückwärts befindlichen größeren deutschen Heereskörper und falsche Nachrichten aussprengen über die Bewegungen der eigenen Armee; Bahnen, Telegraphen, Straßen (namentlich die wichtige große Heerstraße) zerstören; das Land brandschatzen und weithin Schrecken verbreiten; schließlich von der Flanke her gegen die aus der Gegend von Lebach—Duttweiler nach Osten zurückflutenden Teile der Ersten deutschen und die zu ihrer Unterstützung von Osten her herbeieilenden Teile der Zweiten deutschen Armee einwirken und einhauen, dabei Ehren und Trophäen aller Art einheimsen — wahrlich, für einen neuen Murat eine Fülle von verheißenden Zielen!

Außer der Kräfteverteilung im großen war aber besonders wichtig, ja geradezu entscheidend die Fassung der den beiden Marschällen vom Großen Hauptquartier in Metz zu erteilenden Aufträge.

Sie war namentlich deshalb schwierig, weil die oberste Heeresleitung nicht nur mit zwei Erfolgen, sondern auch mit zwei Mißerfolgen und ebenso auch damit rechnen mußte, daß nur einer der beiden Armeeführer siegreich war. In allen diesen Fällen mußten aber doch die großen Heeresoperationen einen logischen Fortgang und Zusammenhang haben, und dafür vorzusorgen, war eben die Aufgabe der obersten Führung. Ließ man jedoch beiden Armeeführern völlige Freiheit, namentlich in bezug auf ihre Basierung, dann konnte es geschehen, daß Bazaine bei einem Mißerfolge in südlicher Richtung z. B. nach der Linie St. Avold—Püttlingen zurück-

ging und dort mit Mac Mahon zusammenstieß, der vielleicht seinen Rückzug auf Saaralben genommen hatte. Schränkte man aber beide Marschälle in bezug auf ihre Basierung ein, indem man z. B. als gemeinschaftliche Basis im Falle eines Mißerfolges die Linie Pont-a-Mousson—Luneville bezeichnete, so nahm man namentlich dem Marschall Mac Mahon die gerade für seine Aufgabe ganz unbedingt nötige Freiheit des Handelns. Wie sehr er der Freiheit bedurfte, geht schon daraus hervor, daß man ihm nicht einmal vorschreiben oder auch nur anraten konnte, ob er seine Aufgabe defensiv oder offensiv oder defensiv-offensiv, d. h. durch einen Gegenstoß aus der Defensive heraus, lösen sollte, denn dies hing fast ganz von dem Verhalten der Dritten deutschen Armee in den Tagen vom 2. bis 4. August ab. Sie konnte stürmisch oder vorsichtig, mit der Front nach Westen (Gundershofen) oder Süden (Hagenau) vorgehen; dabei konnte sich für Mac Mahon ebensowohl eine Gelegenheit ergeben, die Deutschen gegen den Rhein oder gegen die Lauter-Strecke Lauterburg—Weißenburg oder die Vogesen zu werfen. Ihn darin einzuengen, wäre ein unverzeihlicher Fehler gewesen; deshalb mußte man ihm ebenso wie die Wahl zwischen Offensive und Defensive, so auch die Freiheit über seine Basierung auf das Ober-Elsaß, auf Epinal oder auf Luneville lassen. Höchstens konnte man den Wunsch aussprechen, daß er womöglich den Rücken nach der mittleren Mosel nehmen solle. Anders lag allerdings der Fall bei Bazaine. Ihm konnte wegen der voraussichtlichen Anmarschrichtung des deutschen Zentrums gegen die Linie Saarbrücken—Saargemünd nicht gestattet werden, auf St. Avold—Püttlingen zurückzugehen, er mußte vielmehr bei Erfolg oder Mißerfolg in der allgemeinen Richtung auf Metz zurückweichen, wo auch die Heeresreserven — das 6. Korps und die sonst noch heranzuziehenden Verstärkungen aus dem Innern — zu seiner Aufnahme bereitstanden. Metz gab also den festen Punkt für den linken französischen Operationsflügel ab; ob jedoch Mac Mahon später ebenfalls nach der Mosel oberhalb Metz herangezogen werden konnte und sollte, das mußte ganz von den Ereignissen im Unter-Elsaß abhängig gemacht werden. Siegte er, dann stand ihm voraussichtlich jede Rückzugsrichtung offen, also auch die auf Pont-a-Mousson—Luneville; unterlag er aber, dann hing es von dem Grade seiner Niederlage und von der Frontlinie, in der er sich geschlagen hatte, ab, in welcher Richtung er noch abziehen konnte.

Daraus geht hervor, daß die oberste Heeresleitung sich am 1. August Abends für den Fall einer Niederlage Mac Mahons mit dem Gedanken eines exzentrischen Rückzuges der beiden französischen Heeresgruppen ernstlich vertraut machen mußte. Dieser Gedanke durfte aber für das französische Hauptquartier nach reiflicher Überlegung nichts Abschreckendes haben; denn wenn es dem Marschall Mac Mahon nicht gelungen war, mit zwei Dritteln der in vorderer Linie verfügbaren französischen Streitkräfte die eine Flügelarmee der Deutschen zu schlagen — nun dann lag überhaupt keine Aussicht mehr dafür vor, dem auch nach französischer Rechnung im

ganzen um weit über 100 000 Mann überlegenen Gegner in den Grenzprovinzen mit irgendwelcher Hoffnung auf Erfolg standzuhalten; dies auch dann nicht, wenn etwa Bazaine allein einen Erfolg errungen hatte. Bazaine mochte in diesem Falle, zusammen mit dem 6. Korps und gestützt auf Diedenhofen—Metz, dem deutschen Westflügel noch beim Überschreiten der Saar und Mosel mit zwölf bis vierzehn Infanterie- und sechs Kavallerie-Divisionen Aufenthalt und Schwierigkeiten bereiten; später mußte er doch vor der überflügelnden Übermacht weichen, er konnte sich aber dabei auf die Nordhälfte Frankreichs mit Paris basieren und ihre Hilfs- und Streitkräfte an sich heranziehen, bis ein gewisser Ausgleich an Streitmitteln eingetreten war. Mac Mahon aber konnte sich bei einem Rückzuge auf Dijon in gleicher Weise auf die Südhälfte Frankreichs stützen mit Belfort, Besançon und Langres. Dieser exzentrische Rückzug zerriß ja auch nicht etwa nur das französische, sondern auch das deutsche Heer in zwei Hälften und legte diesem zugleich die schweren Ketten einer mindestens zweifachen Etappenlinie auf; er konnte von beiden französischen Heeresgruppen in Ehren und deshalb in stolzer Haltung ausgeführt werden, nachdem vorher zwei Marschälle das Glück der Waffen in tapferem Kampfe und unter Wahrung der Initiative an der Grenze versucht hatten.

Im übrigen wurde ja aber dieser die beiden Heeresgruppen weit auseinanderführende Rückzug doch nur dann nötig, wenn Mac Mahon nicht nur geschlagen, sondern wenn dabei auch sein linker Flügel eingedrückt wurde; nach der Anmarschrichtung des 5. und 3. französischen Korps und nach den Geländeverhältnissen war dies jedoch wenig wahrscheinlich. So mußte die oberste Heeresleitung zwar diesen Fall in Betracht ziehen, aber sie war anderseits wohl berechtigt, auf einen glücklichen Verlauf der Dinge zu hoffen, der es zuließ, die beiden französischen Heeresgruppen nach ihren Zusammenstößen mit dem Gegner zu erneutem einheitlichem Widerstande im südwestlichen Lothringen zu vereinigen, falls diese Vereinigung für wünschenswert gehalten wurde. Inwieweit aber beide Armeeführer, namentlich Mac Mahon, die etwa von ihnen errungenen Schlachtenerfolge ausnutzen konnten, das hing insbesondere von dem Verhalten der deutschen Zweiten Armee ab. Je mehr von den in vorderer Linie befindlichen Kräften dieser Armee zur unmittelbaren Unterstützung der angegriffenen Ersten oder Dritten Armee nach Westen und Süden abgezweigt wurde, desto länger und gründlicher konnte die Ausnutzung der errungenen Erfolge geschehen. Blieben ihre Kräfte aber auf ihrem nach Südwesten gerichteten Vormarsch auf Saarbrücken—Saargemünd in beschleunigtem Fortschreiten, dann mußte allerdings der Zeitpunkt früher eintreten, zu dem das Loslassen vom Gegner und das Zurückgehen der Armeen Bazaine und Mac Mahon nötig wurde.

Unter diesen Verhältnissen mußte sich das französische Große Hauptquartier namentlich vor einem Fehler hüten: dem, zu weit vorauszudisponieren. Es mußte zwar alles vorausbedenken, im übrigen aber dem Marschall Bazaine möglichst, dem

Marschall Mac Mahon völlig freie Hand lassen für die nach ihren Zwecken genau zu umschreibenden Operationen, um erst an deren Ergebnisse weitere Heeresdirektiven zu knüpfen. Von Bazaine war also zu verlangen, daß er die zwischen Duttweiler und Saarburg i. Rh. befindlichen, wahrscheinlich nach Südosten zusammenschließenden Teile der Ersten Armee angriff, sie auseinandersprengte und möglichst starke Teile davon so nachhaltig als möglich nach Osten auf die Zweite Armee zurückwarf, bei alledem aber an der Basierung auf Metz festhielt. Dem Marschall Mac Mahon war die Aufgabe zu stellen, bis zum Eintreffen seiner Verstärkungen, also vom 2. bis zum 4. August Mittags, einem Entscheidungskampfe mit der Dritten deutschen Armee aus dem Wege zu gehen, dann aber die Tage vom 5. und 6. August zu einer großen Abrechnung mit dieser Armee auszunutzen, gleichviel, ob sie bis dahin weiter vorgerückt, stehen geblieben oder am Ende gar wieder zurückmarschiert war — letzteres übrigens ein mehr als unwahrscheinlicher Fall. Das Wie und Wo mußte dem Marschall also ganz anheimgestellt bleiben.

Für dieses Wie und Wo gab es nun aber in der Tat eine Fülle von Möglichkeiten, sowohl bei Mac Mahon als auch bei Bazaine, und es wäre vergeblich, erraten zu wollen, wie etwa beide Armeeführer in Wirklichkeit ihre Aufgabe angefaßt und durchgeführt hätten. Es ist aber nicht ohne Nutzen, sich eigene Gedanken über die Art der Ausführung zu machen.

Dabei tritt sogleich in besonders klarem Lichte hervor, wie verschieden sich die den Armeen im Kriege zufallenden Aufgaben gestalten, und wie plötzlich diese an die Armeeführer und ihre Stäbe herantreten.

Bei Bazaine handelte es sich zunächst darum, den Einklang zwischen den Bewegungen der vier Gruppen — des großen Kavallerie-Korps, des verstärkten 2., des 4. Korps und der Garde sowie des kleinen Kavallerie-Korps — sicherzustellen. Als Ausgangspunkt dafür war die Lage am 2. August Abends festzulegen. Man konnte sie sich folgendermaßen wünschen und denken: das große Kavallerie-Korps hatte sich bis zum 2. Nachmittags bei Saargemünd vereinigt und war bis zum Abend mit der Masse noch bis in die Gegend von Blieskastel vorgegangen; am 2. Nachmittags hatte sich das verstärkte 2. Korps unter Zurückdrängung der feindlichen Grenztruppen in den Besitz der Höhen unmittelbar nördlich St. Johann—Saarbrücken gesetzt und hatte Erkundungen auf und über Duttweiler vorgetrieben. Das 4. Korps hielt vom 2. Abends an mit einer gemischten, an Artillerie starken Brigade auf den Höhen westlich Saarlouis die Schlagkraft dieser kleinen Festung Saar-abwärts nieder, mit dem Anfang der zwei und ein halb Divisionen starken Hauptkolonne stand es bei Rehlingen übergangsbereit. Die Garde hatte mit der Vorhut Merzig, mit dem Anfang des Gros Mondorf erreicht. Das Nord-Kavallerie-Korps schließlich nächtigte bei Besseringen, — Teile in Wellingen, südwestlich Besseringen, Front nach Saarburg i. Rh. Nun galt es, für den 3. August ein gemeinschaftliches

Marsch- und Kampfziel für die drei Armeekorps festzulegen. Daß dies gegenüber einem nach seiner Aufstellung so wenig genau festgestellten Gegner und bei dem im ganzen dürftigen, krummen und schwierigen Wegenetz keine leichte Aufgabe war, leuchtet ohne weiteres ein. Es blieb kaum etwas anderes übrig, als allen drei Korps einen gemeinsamen geographischen Richtungs- und Vereinigungspunkt zu geben, auf den hin sie den vorgefundenen Feind mit aller Kraft zurückzuwerfen hatten. Dieser Punkt war offenbar Lebach, wo schließlich alle Straßen, wenn auch keineswegs auf geradem Wege, zusammenliefen, wohin also auch die zwischen Duttweiler und Losheim vorgefundenen feindlichen Streitkräfte zusammengetrieben werden konnten. Das Nord-Kavallerie-Korps aber war anzuweisen, frühzeitig über Besseringen und über Saarburg vorzugehen, die im Saar-Tal und auf den Straßen von Trier nach Losheim nach Süden vorrückenden feindlichen Teile festzustellen, aufzuhalten, anzugreifen, womöglich zu zersprengen und den dauernden Schutz der linken Flanke der Armee auszuüben. Dem Süd-Kavallerie-Korps mußte bei Ausführung seiner Aufträge völlig freie Hand gelassen werden mit der Verpflichtung, dauernd an das 2. Korps zu melden und den Schutz der rechten Armeeflanke zu übernehmen. Bei solchem Verfahren konnte sodann der mit dem 4. Korps vorgehende Armeeführer hoffen, sich am 3. Mittags in der Gegend von Lebach eines durch Kämpfe und Aufklärung gewonnenen, wenigstens so weit reichenden Überblicks über die Verhältnisse beim Gegner zu erfreuen, daß er seine voraussichtlich sämtlich an der Straße Saarbrücken—Lebach—Losheim eingetroffenen Korps für den 3. Nachmittags und den 4. in der wirksamsten Richtung einsetzen konnte: also z. B., wenn das 2. Korps sich bei Duttweiler wirklich an einem ebenbürtigen Gegner festgebissen hatte, das 4. in dessen Rücken zu führen; oder, wenn der Gegner des 2. Korps auf Lebach zurückgewichen war, ihn dort einzukreisen und so fort. Sich den weiteren Gang der Ereignisse ausmalen zu wollen, wäre ein müßiges Spiel; schon das bisher Gesagte kann aber zum Beweise dafür dienen, daß eine sehr geschickte Oberführung und ein verständnisvolles Zusammenwirken aller Unterführer nötig waren, wenn der Zusammenhang innerhalb der französischen Rhein-Armee gewahrt, die richtigen Kampffronten hergestellt und der Gefahr der Zersplitterung begegnet werden sollte. Da aber in allen diesen Punkten die Verhältnisse bei dem durch den Angriff aus zwei Fronten überraschten und ohnehin schon zersplitterten Gegner noch viel schwieriger und ungünstiger liegen mußten, so war kein Grund dazu vorhanden, die Ausführung des der Armee erteilten Auftrages für aussichtslos oder gar für unlösbar zu halten.

Vollkommen anders lagen die Verhältnisse bei Mac Mahon. Schon am 1. August Nachmittags, wo er spätestens in Straßburg die Meldung über das Vorrücken der Dritten deutschen Armee über die Grenze erhalten haben mußte, war er bezüglich der Versammlung seines 1. Korps vor einen selbständigen Entschluß gestellt. Dieser konnte sehr verschieden ausfallen. Der Einfachheit halber soll aber hier an-

genommen werden, daß dieser Entschluß noch nicht in Ausführungsbefehle ausgemünzt war bis zum abendlichen Eintreffen des kaiserlichen Telegramms aus Metz, das dem Marschall auf Grund seiner Meldung über das Einrücken der Dritten Armee den Oberbefehl über vier Korps und drei bis vier Kavallerie-Divisionen übertrug und dafür die Niederwerfung jener Armee forderte. Wir können auf diese Weise am besten die Maßnahmen Mac Mahons unter dem einheitlichen Gesichtspunkte der ihm zuerteilten großen Aufgabe betrachten.

Diese Aufgabe mußte den Marschall mit Freude und Genugtuung erfüllen, aber auch mit dem Gefühle schwerer Verantwortung: denn in seine Hand war die erste große Entscheidung gelegt; allerdings waren ihm dazu auch genügende Streitkräfte zugemessen. Da sie aber erst allmählich eintreffen konnten, so handelte es sich für ihn für die nächsten zwei Tage in der Hauptsache um Zeitgewinn. Dazu boten sich fast von selbst zwei wirksame Mittel dar. Erstens der demonstrative Aufbau der 1. Division Ducrot in der dem Divisionskommandeur auf das genaueste bekannten guten Verteidigungs- und Flankenstellung von Fröschweiler, wobei die am 2. Vormittags verfügbare Kavallerie des 1. und 5. Korps, verstärkt durch Artillerie (Mitrailleusen) der 3. und 4. Division, in der Gegend von Eberbach—Morsbronn die rechte Flanke Ducrots deckte, die Sauer bis zum Hagenauer Wald absperrte und gegen die Dritte deutsche Armee aufklärte. Zweitens die Absperrung des Nordrandes des Hagenauer Waldes gegen feindliche Kavallerie und sonstige schwächere Kräfte durch die dort befindlichen, noch in der Nacht vom 1. zum 2. August angemessen zu verstärkenden Postierungen der 2. Infanterie-Division und die ebenfalls sogleich in die Tat umzusetzende Sperrung und Ungangbarmachung des südlichen Teils des Hagenauer Waldes; eine Aufgabe, die sehr erleichtert wurde durch die geringe Wegsamkeit des Waldes, die zahlreichen, mit Hilfe der Forst- und Wasserbaubeamten mühelos anzustauenden, sumpfigen Bäche mit ihren leicht zu zerstörenden Übergängen und außerdem noch durch das Vorhandensein der zwar alten und aufgegebenen, trotzdem aber mit ihrem hohen Aufzuge zur Straßensperre mit geringer Bemannung und Bestückung recht gut verwendbaren Forts Elsaß und Louis südöstlich Reschwoog.

Nun lag aber noch die Möglichkeit vor und die Versuchung nahe, die am 2. August Vormittags mit Fußmarsch von Bitsch her in Niederbronn eintreffende 3. Division des 5. Korps und auch seine am 2. Abends vielleicht auf den Bahnhöfen Reichshofen—Gundershofen von Saargemünd her ausladende 2. Division zur Verstärkung der Division Ducrot zu verwenden oder diese beiden Divisionen eine Aufnahmestellung am Zinsel-Bach beziehen zu lassen. Diese Maßregeln konnten jedoch leicht verhängnisvoll werden, indem beide Divisionen am 3. August zusammen mit der Division Ducrot in ernste Kämpfe mit dem Gegner verwickelt und dabei vielleicht entscheidend geschlagen und in unerwünschter Richtung zurückgeworfen wurden. So war es besser, sie sogleich dorthin abrücken zu lassen, wo der Armeeführer seine

Armee am 4. Mittags zu freier Verwendung versammelt wissen wollte, also in die Gegend von Hochfelden. Diese Gegend konnten sie am 3. August erreichen; dorthin hatten auch die vor der Übermacht zurückweichende Division Ducrot und ebenso die nicht zur Sperrung des Hagenauer Waldes erforderlichen Teile der 2. Division des 1. Korps am 3. — aus der Gegend von Hagenau — zurückzugehen; ebenso waren dorthin die 3. und 4. Division des 1. Korps und seine Artillerie- und Genie-Reserve von Straßburg her vorzuführen. Die Teile des 7. Korps waren, so wie sie mit der Bahn eintrafen, bei Brumath zu versammeln. Zugleich war für alle Fälle mit der Verschanzung der Stellung Brumath—Hochfelden zu beginnen, während der Kommandant von Straßburg anzuweisen war, durch Besetzung der Linie Killstett—Hördt mit Infanterie und mit Festungsgeschützen den Schutz der äußersten rechten Flanke zu übernehmen.

Bei solchen Maßnahmen wäre es wenig wahrscheinlich gewesen, daß die Dritte deutsche Armee einen genauen Einblick in die Verhältnisse zwischen Sauer und Breusch erhalten, geschweige denn, daß sie den ganz verdeckt durch das Gebirge über die Linie Finstingen—Saarunion erfolgenden Anmarsch der 1. Division des 5. und der vier Divisionen des 3. Korps erfahren hätte. Die lückenhaften Nachrichten über die französischen Bewegungen und Schanzarbeiten, die ihr nur zugebilligt werden können, mußten aber den deutschen Armeeführer in der ohnehin naheliegenden Anschauung bestärken, daß die Franzosen den Kampf mit der Dritten Armee nicht anzunehmen wagten, sondern vor der deutschen Überzahl von Stellung zu Stellung in südwestlicher Richtung zurückwichen. Mac Mahon war also zu der Annahme berechtigt, daß die Dritte Armee sich seinen aus der Gegend von Fröschweiler und südlich zurückgehenden Teilen anhängen werde, wobei sie aber den Nachhutwiderstand der Division Ducrot und der Kavallerie an den Bachabschnitten zu überwinden sowie den Hagenauer Wald zu säubern und wieder für größere Truppenkörper gangbar zu machen hatte. Darüber mußte notwendig der 2. und 3. August vergehen, so daß die Anfänge der Dritten Armee sicherlich nicht vor dem 4. in der Linie Gumbrechtshofen—Drusenheim erscheinen konnten.

Damit endigt aber auch schon wieder der Kreis der von Mac Mahon am 1. August Abends zur Ausführung zu bringenden Maßnahmen und anzustellenden Erwägungen; denn seine weiteren Entschlüsse waren durchaus abhängig von der bis zum 3. Abends vorgenommenen Gruppierung der Dritten Armee. Sie war aber in keiner Weise zu erraten. Wer daran zweifelt, möge sich selbst in die Lage des Kronprinzen versetzen; er wird dann sogleich die großen Schwierigkeiten und Gefahren erkennen, die die Aufgabe der Dritten deutschen Armee namentlich infolge der eigentümlichen Gestaltung des Kriegsschauplatzes in sich barg. Diese Schwierigkeiten sind meines Erachtens deshalb bisher lange nicht genügend gewürdigt worden, weil der glückliche Ausgang der ersten Zusammenstöße der Dritten Armee mit der von Mac

Mahon isoliert vorgeschobenen Division Douay bei Weißenburg und dem ebenfalls von der französischen Heeresleitung ihrem Schicksal überlassenen schwachen 1. Korps bei Wörth den Laien vollständig, aber auch den Nichtlaien zum Teil darüber hinwegtäuschte. Um es kurz zu sagen, es war fast gleich gefährlich, die Masse der Armee in dem engen Raume zwischen den Vogesen und dem Hagenauer Walde, diesen also in der linken Flanke, dem Gegner nachzuführen, als den Vormarsch mit den Hauptkräften durch den Hagenauer Wald auszuführen, die Vogesen-Pässe in der rechten Flanke. Ein Drittes aber, nämlich der Vormarsch in breiter Front, etwa über die Linie Niederbronn—Drusenheim, führte zu äußerst schwierigen Führungsverhältnissen, zumal innerhalb des Hagenauer Waldes die west-östlichen Verbindungen fast ganz fehlten, und zumal man auch bei besserer Aufklärungstätigkeit als sie 1870 tatsächlich geleistet wurde, wenig Aussicht hatte, beim Armee-Oberkommando über die Verhältnisse südlich des Hagenauer Waldes so rechtzeitige und ausreichende Nachrichten zu erhalten, daß man allen Lagen und Überraschungen gewachsen blieb und die Armee in der Hand behielt. Auf die großen Schwierigkeiten für den Nachschub durch den Bien- und Hagenauer Wald soll dabei nur kurz aufmerksam gemacht werden. Am wahrscheinlichsten war vielleicht ein Vormarsch der deutschen Hauptkräfte über die Linie Niederbronn—Hagenau, eines Seitenkorps auf Drusenheim. Mit welcher Front sich aber die Dritte Armee nach dem Durchschreiten des Hagenauer Waldes zum Angriffe gegen den inzwischen bei Hochfelden festgestellten Gegner anschicken werde, war wiederum nicht zu erraten. Sie konnte mit starkem linken Flügel vorgehen, um Mac Mahon auf die Vogesen-Enge von Zabern zu werfen und dadurch zugleich die namentlich nach Norden starke Hochfeldener Zorn-Stellung in der Flanke zu fassen; sie konnte aber auch diese Stellung mit starkem rechten Flügel angreifen, um Mac Mahon nach Süden zu werfen und ihn dadurch dauernd von der französischen Rhein-Armee abzutrennen oder ihn gar auf und in die Festung Straßburg zu drängen. Hier ist der Ort, daran zu erinnern, daß Moltke der Dritten Armee gerade für den Einmarsch am 1. August in dieser Beziehung völlig freie Hand gelassen und nur von ihr gefordert hatte, „den Feind aufzusuchen und ihn zu schlagen". Erst für den Einmarsch am 4. wurden im Auftrage Moltkes durch den damaligen Oberstleutnant v. Verdy gewisse Wünsche, aber nicht Befehle über die Angriffsrichtung ausgesprochen.

Für Mac Mahon, der im eigenen Lande bei der Stärke seiner Kavallerie auf gute Nachrichten über den Feind rechnen durfte, ergaben sich aber gerade aus der Art und Weise des Vorgehens der Dritten deutschen Armee erst die Grundlagen für seine weiteren Entschlüsse. Er durfte daher nicht über den 3. hinaus disponieren, sondern mußte mit kaltem Blute die Bewegungen seines Gegners beobachten, um dann mit schnellem Entschluß seine kräftigsten Trümpfe gegen ihn auszuspielen. Von den dabei gehegten Hoffnungen mochte die verlockendste die sein, die Kronprinzliche Armee durch einen Angriff gegen ihre rechte Flanke auf den Rhein zu werfen und somit

zu vernichten. Dazu konnte man unter anderm die 1. Division des 5. Korps möglichst lange, also auch noch am 4., in der Gegend von Ingweiler versteckt im Gebirge lassen. Jedoch auch der Gedanke, den Gegner auf die wegearmen Vogesen zu werfen, hatte viel Bestrickendes; dazu standen die Divisionen des 7. Korps sehr geschickt bei Brumath, an die sich am 4. auch die Masse der Kavallerie herangezogen haben konnte. Außer diesen beiden Fällen und den noch zwischen beiden in großer Zahl denkbaren weiteren mußte Mac Mahon auch noch der Möglichkeit die größte Aufmerksamkeit zuwenden, daß die Dritte Armee trotz allem doch noch nördlich des Hagenauer Waldes stehen blieb, um erst einen klaren Einblick in die Verhältnisse jenseits von ihm zu gewinnen oder um Verstärkungen abzuwarten. Stellte sich ein solches Stehenbleiben z. B. am 3. August heraus, dann durfte die Versammlung der französischen Armee am 4. nicht bei Hochfelden, sondern mußte weiter vorwärts etwa in der Linie Nieder-Schäffolsheim—Pfaffenhofen erfolgen; denn dann mußte Mac Mahon, dem nur die Tage des 5. und 6. mit Sicherheit zu einer ungestörten Abrechnung mit der Dritten deutschen Armee zur Verfügung standen, am 5. unverzüglich zur Offensive gegen diese vorgehen, gleichviel, wo und wie sie stand oder wohin sie sich bewegte.

Also auch hier bei Mac Mahon wahrlich keine leicht zu beherrschende Kriegshandlung — aber er hatte doch den großen Vorteil, daß niemand die Vereinigung seiner Truppen ernstlich verhindern konnte, daß diese alle schon durch ihren Anmarsch und Antransport in günstiger wirksamer Richtung angesetzt waren, und daß er, in Flanken und Rücken genügend gedeckt, sich jede Angriffs- oder Verteidigungsfront ohne Besorgnis vor einer Katastrophe gestatten konnte — ein Fall, der nicht allzuoft in der Kriegsgeschichte wieder vorkommt.

Alles in allem genommen, hätte also das französische Hauptquartier in Metz auf Grund seiner Anordnungen vom 1. August Abends der weiteren Entwicklung der Dinge mit starken Hoffnungen entgegensehen dürfen. Kam noch das Glück hinzu, das sich so gerne auf die Seite des Kühnen und Entschlossenen stellt, dann konnten in Bälde zwei Siegesnachrichten auf den Flügeln des Drahtes Frankreich und die militärische Welt durchzucken, konnten glänzendes Zeugnis ablegen von dem unüberwindlichen Elan der französischen Truppen und Generale, neue Opferfreudigkeit im Lande und alte Sympathien im Auslande wachrufen und auf die am 1. August noch keineswegs abgebrochenen diplomatischen Verhandlungen mit Italien und Österreich mit belebender Kraft einwirken. Umgekehrt mußte der Eindruck solcher französischer Siege auf den Gegner, namentlich auf die süddeutschen Verbündeten, höchst nachteilig und bedrückend sein; auch mußte sich ihre Wirkung in nicht zu unterschätzendem Grade bis hinauf in den Bereich der deutschen obersten Heeresleitung geltend machen, deren erstes strategisches Gewebe immerhin schwer zerrissen schien. Daran änderte auch der Umstand zunächst nicht viel, daß es sich ja vermutlich nur um Teilsiege handelte, daß die siegreichen französischen Heere ihre Erfolge nicht nachhaltig

ausnutzen konnten, vielmehr an die Mosel zurückmarschieren und die Grenze doch noch preisgeben mußten. Die französische Diplomatie und Presse hätten es sicher verstanden, der in militärischen und vollends strategischen Dingen stets unmündigen Welt die Vorteile und Aussichten einer solchen „freiwilligen Konzentration nach rückwärts" im vorteilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen.

Ob und inwieweit nun Mac Mahon bei seinen Operationen vom Glücke begünstigt worden wäre, dafür haben wir keine genügenden historischen Anhaltspunkte; dagegen finden sich solche für die Operation Bazaines in der tatsächlichen Gruppierung der Ersten deutschen Armee am 1. August Abends und in ihren Absichten und Bewegungen für den 2. August.

Die Erste Armee bestand am 1. August nur aus dem VII. und VIII. Armeekorps — rund 50 000 Mann mit 4800 Pferden —; die Regimenter der 3. Kavallerie-Division befanden sich noch im Rahmen der Armeekorps. Die Armee war noch nicht vereinigt. Vom VIII. Armeekorps standen schwache Grenztruppen an den Saar-Übergängen von Saarbrücken bis Saarburg i. Rh.; zwei Bataillone und eine Batterie unter dem General Grafen Gneisenau bildeten bei Raschphul 2 km nordwestlich von Saarbrücken eine erste, ein weiteres Bataillon mit einer Eskadron und einer Batterie bei Heusweiler eine zweite Aufnahme für die besonders bedrohte Grenzschutzabteilung Saarbrücken. Im übrigen lag das VIII. Armeekorps entlang der Linie Nonweiler—Wadern—Lebach in Quartieren. Das VII. Armeekorps hatte im Anmarsch von der Eifel her die Gegend von Trier, mit Vortruppen in Conz und Saarburg, erreicht und erholte sich dort von den anstrengenden Märschen der vorangegangenen Tage durch einen Ruhetag. Das Oberkommando befand sich auf dem Landwege von Coblenz nach Trier, die Kommandierenden Generale jedoch bei ihren Korps, Goeben nach Bereisung der Saar-Linie Saarbrücken—Merzig in Wadern.

Am 2. August rückte das VII. Armeekorps in zwei Kolonnen in die Linie Saarburg—Nieder-Zerf vor. Vom VIII. Armeekorps schloß die südliche, 16. Infanterie-Division, nach Lebach, die 15. nach Gegend Wadern auf. Der Armeeführer traf Nachmittags in Trier ein; eine einheitliche Führung der Armee in einem Kampfe war aber von dort aus nicht möglich.

An diesem 2. August Nachmittags wäre nun aber der Vorstoß Frossards über Saarbrücken erfolgt — also eine Operation, der Richtung nach ähnlich der historischen vom 2. August, nur tatkräftiger und bis auf das nördliche Saar-Ufer hinüber, ausgeführt. Ihre Wirkung auf das Verhalten des VIII. Armeekorps mußte aber aller Wahrscheinlichkeit nach die gleiche sein wie am historischen 2. August. An diesem befahl Goeben für den 3. August seinen nach Nordwesten zurückgewichenen Grenztruppen sofortiges Wiederfühlungnehmen mit dem Saarbrückener Gegner, ferner ordnete er das Vorgehen der 16. Infanterie-Division von Lebach nach Heusweiler, der 15. Infanterie-Division und der Korpsartillerie von Wadern nach Lebach an, also

kurz gesagt, Versammlung des Korps nach vorwärts entlang der Linie Lebach—Saarbrücken, Front nach Süden, in der Absicht, dem anscheinend bei Saarbrücken übergegangenen Gegner bei weiterem Vorrücken energischen Widerstand zu leisten. Das Korps Frossard wäre also am 3. August Vormittags zunächst auf die vordere Division Goebens in der Gegend von Heusweiler getroffen, während gleichzeitig das 4. französische Korps von Rehlingen her in der Gegend von Bettlingen auf die Flanke der im Marsch von Wadern nach Lebach befindlichen 15. Infanterie-Division stieß. Hier hätte sich also tatsächlich das Kriegsglück auf die Seite der Franzosen gestellt, denn nach menschlicher Berechnung mußte das VIII. Armeekorps in diesem nach Zahl und Gefechtsfronten gleich ungünstigen Kampfe auch unter einem Kommandierenden General von Goebens Fähigkeiten und Erfahrungen geschlagen und auch wohl nach Osten zurückgeworfen werden. Das VII. Armeekorps aber konnte dem VIII. keine Unterstützung bringen; es marschierte am 3. August früh in zwei Kolonnen ziemlich friedensmäßig nach der Gegend von Merzig und Losheim, wohin sich mit Bahn (Merzig) und Ritt auch das Armee-Oberkommando begab. Es wäre also das VII. Armeekorps zwischen Saarburg und Losheim—Merzig in Kämpfe mit dem französischen Nord-Kavallerie-Korps und der Garde verwickelt worden; in diesem konnte die letztere nötigenfalls leicht durch die hinterste Marschstaffel des 4. Korps unterstützt werden, so daß auch hier die Überlegenheit stark auf seiten der Franzosen war, und ein Zurückwerfen des VII. Armeekorps nach Nordwesten sehr wohl im Bereiche der Möglichkeit lag. Dann war aber die Aufgabe Bazaines, Auseinandersprengen der Ersten Armee, am 3. August glänzend gelöst. Am 4. konnte das VII. Armeekorps, das an diesem Tage auf keine Unterstützung rechnen konnte, durch die Garde und das Nord-Kavallerie-Korps weiter zurückgetrieben werden; ebenso das VIII. Armeekorps durch das 2. und 4. Korps. Dabei war es vom französischen Standpunkte aus nur erwünscht, wenn die vordersten Infanterie-Teile des deutschen Zentrums — tatsächlich die 5. Infanterie-Division von Konken, die 8. Infanterie-Division von Mühlbach her — in Richtung Ottweiler—St. Wendel zur Unterstützung des VIII. Armeekorps herbeieilten; denn dadurch wurde der wichtige strategische Erfolg erzielt, daß Rücken und linke Flanke Mac Mahons für die kritischen Tage des 5. und 6., ja auch noch des 7. August entlastet wurden. Die vordersten Kavallerie-Körper des deutschen Zentrums — die 5. und 6. Kavallerie-Division in drei Gruppen — mußten ja inzwischen längst von dem großen französischen Kavallerie-Korps erledigt, zum mindesten gefesselt sein.

Wenn aber demnach wirklich in den ersten Augusttagen nicht nur ein gefährlicher Schlag gegen die Erste Armee, sondern auch ein Kampf auf des Messers Schneide mit der Dritten Armee möglich war, dann sollte man meinen, daß der vielgerühmte



und bewunderte strategische Aufmarsch Moltkes nicht nur eine, sondern gar zwei Achillesfersen hatte, mithin nichts weniger als mustergültig war. In der Tat bekennt sich auch das französische Generalstabswerk ebenso wie die Mehrzahl der französischen Militärschriftsteller mehr oder weniger unverhüllt zu dieser Ansicht. Ein Urteil lautet: „S'il y avait eu en France un homme de guerre supérieur, Moltke aurait commencé par être battu, et il n'aurait pas eu le droit, de se plaindre, parcequ'il l'avait mérité"; ein anderes: „C'est que Mr. de Moltke avec une véritable imprudence était venu livrer une de ses armées à nos coups, sans être en mesure de la soutenir avec les autres." Ein drittes gar: „La grandeur de Moltke est faite surtout de la profonde nullité des généraux qui lui furent opposés." Und so ähnlich weiter. Nicht zur Bekehrung der französischen Verkleinerer und Verurteiler Moltkes — denn eine solche ist nicht unsere Aufgabe —, sondern zu unserer eigenen Belehrung und zur Nutzanwendung für künftige Feldzugseröffnungen ist es daher von Wichtigkeit, zu untersuchen, ob überhaupt Fehler und Unterlassungen auf deutscher Seite vorlagen, welcher Art und an welcher Stelle.

Beginnen wir mit der Dritten Armee, so entsteht naturgemäß sogleich die Frage, ob nicht etwa das Drängen Moltkes zum Einrücken in das Elsaß am 1. August ungerechtfertigt, ja gefährlich war. Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir zunächst feststellen, welche Nachrichten bei der obersten deutschen Heeresleitung in den zwei letzten Julitagen vorlagen.

Im ganzen recht gute, soweit die feindlichen Heeresteile im Unter-Elsaß und in Lothringen in Betracht kommen, sowohl in bezug auf Aufstellung wie auf Stärken; über die Pläne und Absichten der Franzosen ließ sich jedoch aus ihrer Gruppierung nur sehr schwer eine logisch begründete Anschauung gewinnen. Das Nächstliegende schien in Anbetracht ihres immobilen Aufmarsches freilich immer noch eine sofortige Offensive auf dem linken Rhein-Ufer; aber deren Richtung und Ziele waren nicht vorauszusehen, nur ließ die große Gefahr einer gegen die deutsche Mitte gerichteten Angriffsbewegung diese als wenig wahrscheinlich beurteilen. Es fehlten aber überhaupt alle Anzeichen für eine Offensive großen Stils, wie Vortreiben der Kavallerie, Inbesitznahme und Vermehren der Saar-Übergänge usw., statt dessen waren an einzelnen Punkten der französischen Aufstellung Geländeverstärkungen bemerkt worden. Außerdem war noch immer ein Einfall der elsässischen Korps in Süddeutschland denkbar, und schließlich konnten sich auch beide französische Heeresgruppen in Defensivstellungen festsetzen; endlich konnte Mac Mahon dazu an den rechten Flügel der Rhein-Armee herangezogen werden. Selten wird man über die Absichten eines Gegners, dessen Aufmarsch man in der Hauptsache kennt, so widersprechende Vermutungen anstellen können; dies war im Jahre 1870 auch nur möglich infolge der für Frankreich so überaus günstigen, für Deutschland so sehr bedrohlichen Gestalt der damaligen Grenze: bohrte sich doch Elsaß-Lothringen wie eine Lanzenspitze in das

deutsche Land und Fleisch hinein. Schon vierzehn Tage lang hatte man aber notgedrungen den Franzosen volle Freiheit des Handelns lassen müssen, jetzt war es höchste Zeit, dem Gegner wenigstens an einer Stelle die Hand auf die Schulter zu legen und dadurch zugleich einen Anhaltspunkt über seine Stärke, Kampfabsicht und Kampfweise zu gewinnen.

Diese Aufgabe konnte aber nur die dem Gegner unmittelbar an der Grenze gegenüberstehende Dritte Armee erfüllen. Rückte sie am 1. August dem Marschall Mac Mahon auf den Leib, so mußte dieser Farbe bekennen, also entweder den Kampf annehmen oder ihm ausweichen; aber auch auf die übrigen Glieder des strategischen Heereskörpers mußte dieses Anpacken irgendwie einwirken, belebend, lähmend oder verwirrend, so daß voraussichtlich alle an der Grenze stehenden Teile vom 7. Korps bei Belfort bis zum 4. Korps bei Sierck oder Busendorf mehr oder weniger freiwillig in eine ihre Absichten enthüllende Bewegung gerieten. Der Einmarsch der Dritten Armee war daher von der obersten Heeresleitung in erster Linie als große strategische Erkundung gedacht und auch gerechtfertigt, „es war offenbar von äußerster Wichtigkeit, Klarheit über die Verhältnisse bei Mac Mahon zu gewinnen".

Aber der Einmarsch erfüllte zugleich noch eine Reihe von weiteren wichtigen Zwecken, so zunächst von außer- und innerpolitischen: er verkündete der in atemloser Spannung lauschenden Welt, daß Preußen-Deutschland zur Wahrung der Initiative entschlossen war, und er entlastete die begreiflicherweise in bangem Harren verweilende Bevölkerung Badens und Württembergs von einem schweren Alpdruck, indem er die Brückenschläge südlich von Lauterburg als unmöglich, die südlich von Straßburg als ungefährlich erscheinen ließ und an Stelle von Baden oder der Bayrischen Pfalz das Elsaß zum ersten Kriegsschauplatz machte. Dann aber diente der Einmarsch den höchsten strategischen Zwecken. Dem General v. Moltke schwebte bekanntlich der Gedanke an und die Hoffnung auf eine große Entscheidungs- und Umfassungsschlacht an der mittleren Saar als erstes großes Ziel der Gesamtoperationen und als Ergebnis des den Feind umklammernden ersten Aufmarsches vor. Dazu mußte die Dritte Armee frühzeitig aufbrechen, weil sie den weiteren Weg zur Saar hatte, mußte unterwegs mit Mac Mahon abrechnen und, vielleicht in Fühlung mit ihm, kämpfend die Vogesen durchschreiten. Ihr Vormarsch ermöglichte aber auch erst den der Zweiten Armee dadurch, daß er ihre linke Flanke vor Unternehmungen des Gegners vom Elsaß und von Bitsch her schützte. All diesen moralischen, politischen und strategischen Vorteilen gegenüber bot das längere Stehenbleiben und Abwarten eigentlich nur Nachteile und Gefahren.

Nun war allerdings die Dritte deutsche Armee am 1. August noch nicht ganz operationsfertig; es fehlten ihr 12 Bataillone, 16 Eskadrons und 30 Batterien und damit etwa 16 000 Streitbare für den Kampf mit der tapferen, kriegserprobten „afrikanischen" Armee Mac Mahons. In der Lage des Kronprinzen mußte aber alles

geschehen, um den Sieg zu verbürgen, denn eine Niederlage war ihm sozusagen nicht erlaubt. Weiter fehlte ein Teil der Kolonnen und Trains: bei einer aus den verschiedensten Kontingenten eben erst zusammengefügten Armee gewiß kein kleiner Übelstand. Fast noch höher war aber vielleicht das Gefühl anzuschlagen, daß das eben erst, am 30. Juli Abends, in Speyer eingetroffene Oberkommando noch gar keine Gelegenheit gehabt hatte, mit den ihm unterstellten und ihm aus der Friedenszeit her größtenteils ganz unbekannten Unterführern und Truppen in dienstliche Fühlung und kameradschaftliche Berührung zu treten. Es fehlte also noch das für den Führer einer Verbündeten-Armee und dessen Stab so wichtige geistige Band. Alle diese Gründe bestimmten wohl den Kronprinzen zu dem Antworttelegramm an Moltke vom 30. Juli Abends, durch das er, gewiß nicht leichten Herzens, der ersten ihm vom Großen Hauptquartier zugesandten, noch dazu sympathischen, weil offensiven Weisung, nicht entsprechen zu können erklärte. Hält man aber das Gewicht der für ein Überschreiten der Grenze sprechenden Gründe dem der gegen eine solche sprechenden gegenüber, dann neigt sich die Schale doch tief zugunsten der Moltkeschen Anschauung. Dies umsomehr, als allen Anzeichen nach der Gegner ebensowenig ganz operationsfähig war wie die Dritte Armee; ferner, als jeder Tag des Zuwartens nicht nur seine zahlenmäßige und innere Kräftigung steigern, sondern ihm auch Gelegenheit geben mußte, sich in starker Stellung bis an die Zähne zu verschanzen, wodurch dann wiederum die Aussichten der Dritten Armee auf einen Sieg herabgemindert wurden.

Mit vollem Recht hat daher Moltke am 30. Juli die Dritte Armee aufgefordert, am 31. die badische und württembergische Division über die damals noch mit Sicherheit zu benutzende Maxauer Brücke heranzuziehen und am 1. August die Grenze zu überschreiten. Aber auch der der Armee erteilte Auftrag und die Bemessung der ihr hierzu zugewiesenen Kräfte halten jede nachträgliche Kritik aus.

Oder gibt es eine einfachere, klarere und kürzere Fassung für einen Armeeauftrag als den vom 30. Juli, „am linken Rhein-Ufer in südlicher Richtung vorzugehen, den Feind aufzusuchen und anzugreifen“. Welche Fülle des Inhalts bei aller Freiheit in der Ausführung! Was aber die Stärkebemessung anbelangt, so waren dem Kronprinzen so viel Truppen und in so glücklicher Mischung der Verbände und Waffen zugeteilt — vier Armeekorps und zwei selbständige starke Infanterie-Divisionen, eine Kavallerie-Division und vier selbständige Kavallerie-Brigaden, im ganzen 120 000 bis 125 000 Mann am 1. August verfügbar —, daß er nicht nur nach den Ende Juli vorliegenden Nachrichten (40 000 bis 60 000 Franzosen im Unter-Elsaß) über eine sehr bedeutende Überlegenheit verfügte, sondern daß ein Mehr bei der Enge des Kriegsschauplatzes und der geringen Anzahl durchlaufender Wegeverbindungen geradezu Schwierigkeiten in bezug auf die Bewegungen sowohl der fechtenden Teile wie der Kolonnen und Trains mit sich gebracht hätte. Wenn die oberste Heeresleitung eine zur Offensive bestimmte Armee derart mit einem

energischen, klaren und doch alle Freiheit lassenden Auftrage und mit völlig ausreichenden Streitkräften zu dessen Erfüllung ausgestattet hat, dann hat sie ihre volle Schuldigkeit getan und hat einen Anspruch darauf erworben, auf ein Gelingen ihres Planes hoffen zu dürfen.

Trotzalledem war man sich aber im deutschen Großen Hauptquartier dessen bewußt, daß der Kronprinz unter Umständen, d. h. wenn eben dem Marschall Mac Mahon rechtzeitig genügend Truppen aus Lothringen und dem Ober-Elsaß zugeführt wurden, einen schweren Stand haben könne; man hatte sich daher auch äußerstenfalls mit dem Gedanken eines Mißerfolges der Dritten Armee vertraut gemacht. Auch in Anbetracht dieser Möglichkeit erschien aber das Anpacken des im Unter-Elsaß versammelten Gegners als richtig und notwendig; hatte die Dritte Armee dann doch einen offenbar sehr beträchtlichen Teil der feindlichen Streitkräfte in einer Gegend festgestellt und wohl auch festgehalten, die für die Franzosen strategisch recht gefährlich war und der deutschen Heeresleitung Aussichten auf eine Abtrennung, vielleicht sogar Umzingelung der elsässischen Heeresgruppe gab. Bei einer auch nur einigermaßen geschickten und umsichtigen Führung der Dritten Armee, wie man sie von den im strategischen Feuer des Jahres 1866 erprobten Führereigenschaften des Kronprinzen und Blumenthals zu erwarten berechtigt war, konnte jedoch von einer vernichtenden Niederlage der Armee nicht wohl die Rede sein, sondern nur von einem Zurückgedrücktwerden an und über die Grenze. Dort aber fand sie sogleich eine Stütze an den Festungen Landau und Germersheim, und dort konnte sie auch durch den linken Flügel der Zweiten Armee verstärkt werden. Auf solchen Fall bezieht sich also die zutreffende, von Moltke herrührende Bemerkung des deutschen Generalstabswerks „die Niederlage einer der deutschen Armeen hätte dieselbe schlimmstenfalls auf die andere zurückgedrängt, während ein deutscher Sieg die französischen Armeen auseinandertrieb".

Bei der Dritten Armee dürfte also der obersten Heeresleitung kein Kunstfehler nachzuweisen sein. Wie stand es aber damit bei der Ersten Armee?

Hätte die deutsche oberste Heeresleitung diese Armee Anfang August vorwärts und über die Grenze gedrängt oder ihr auch nur völlige Freiheit des Handelns gelassen, dann hätte sie ihr allerdings einen Stich in ein gefährliches Wespennest zugemutet oder sie wenigstens nicht davor bewahrt. Selbst wenn sie die Erste Armee auch nur zu nahe an die Saar heranbewegt hätte, wäre sie mitschuldig gewesen an einem durch überraschenden Vorstoß überlegener französischer Kräfte verursachten Mißerfolg.

Von alledem war aber gar nicht die Rede, sondern, wie leicht zu beweisen ist, genau von dem Gegenteil: Moltke tat das Menschenmöglichste, um die Erste Armee jeder bedrohlichen Einwirkung durch den linken französischen Heeresflügel zu entziehen und sie vor einem früh- und daher unzeitigen Zusammenstoß mit ihm zu bewahren.

Er hatte mit voller Klarheit die hier für die Franzosen vorliegende Gelegenheit zu einem ersten Erfolge erkannt, war aber gerade wegen der weitreichenden Folgen eines solchen nicht gewillt, ihn den Franzosen zu gönnen.

Die Rolle der Ersten Armee hatte bis Ende Juli in dem Schutze der Rheinprovinz und der sie durchquerenden wichtigen Bahnen bestanden, und dieser Schutz war naturgemäß von der Festung Saarlouis und von den vordersten Teilen des VIII. Armeekorps geleistet worden. Die Armee aber hatte am 29. Juli vom Großen Hauptquartier die Weisung erhalten, „zunächst mit ihren Hauptkräften die Linie Saarburg—Wadern nicht zu überschreiten". Dazu ist zu bemerken, daß man in Berlin zu dieser Zeit den linken französischen Flügel bei Diedenhofen—Sierck vermutete. Daß also hiernach der Ersten Armee mit der ihr zugewiesenen Aufstellung weder in der Front noch in einer Flanke etwas anzuhaben war, ist ohne weiteres klar. Ebenso klar geht aber auch schon aus der der Armee vorgeschriebenen, gegen Merzig gerichteten Front die neue Rolle der Ersten Armee hervor: Einnahme und Innehalten einer Flankenstellung gegen einen französischen Vorstoß, der über die Saar hinüber gegen die Zweite deutsche Armee geführt wurde.

Am 31. Juli erging sodann von Berlin, wo inzwischen ein Rechtsrücken des linken französischen Flügels von der Gegend von Diedenhofen—Sierck nach der Gegend von Busendorf—Bolchen bekannt geworden war, die Weisung, die Erste Armee auf der Linie Wadern—Losheim zu versammeln, im übrigen aber die Beobachtung gegen die Saar fortzusetzen. Auch der Befehl zu dieser, in der Breite verkürzten Aufstellung mit der Front nach Lebach drückte den gleichen Gedanken der Flankenstellung aus; er entfernte aber den rechten Flügel der Ersten Armee vorsichtigerweise von der Saar und damit auch vom Gegner. Wurde dieser Befehl befolgt, dann mußte ein am 2. und 3. August nur aus der Gegend von S a a r b r ü c k e n aus geführter französischer Angriff zu einem sehr bedenklichen Luftstoß werden; bei einem aus den Richtungen Saarbrücken und Rehlingen—Merzig her kombinierten gleichzeitigen Vorstoß aber fand die Saarbrückener Gruppe zwei Tage lang kein ernsthaftes Angriffsziel, während die andere Gruppe zu früh auf einen vereinigten, fast gleich starken Gegner stieß, zu dessen Bekämpfung sie zudem eine gefährliche Linksschwenkung machen mußte. Irgendwelche Aussichten darauf, die Erste Armee auseinander zu sprengen oder gar nach Osten zu werfen, bestanden dabei nicht; dagegen lag die Gefahr sehr nahe, daß die Franzosen vom linken Saar-Ufer abgeschnitten und noch dazu in der rechten Flanke oder gar im Rücken gefaßt wurden. Also lag auch hier bei der Ersten Armee die Schuld dafür, daß tatsächlich am 2. und 3. August eine Gruppierung entstand, die den Franzosen Aussichten auf einen Teilerfolg gab, nicht bei Moltke. Wem als Beweise dafür die oben angeführten Telegramme Moltkes vom 29. und 31. Juli noch nicht genügen, der möge noch das vom 3. August in Betracht ziehen, durch das Moltke die Erste Armee noch weiter von der Saar und dem Gegner wegzog, nämlich „nach

der Gegend von Tholey", um ihr jede Möglichkeit zu unzeitigem Anbinden mit dem Gegner vollends ganz zu nehmen.

Manche Kritiker wollen trotzdem eine Mitschuld Moltkes darin erkennen, daß er die Erste Armee zu schwach gemacht und daß er den Armeeführer und seinen Stab nicht genügend über die Aufgabe der Ersten Armee im Rahmen der großen strategischen Lage und Handlung unterrichtet habe. Der erste Punkt ist insofern für die hier in Betracht kommenden Tage hinfällig, als eben die Erste Armee zur Erfüllung ihrer zunächst im wesentlichen defensiven Aufgabe völlig stark genug war. Sie war in den Tagen vom 1. bis 6. August noch kein selbständiger Heereskörper wie die Dritte Armee, sondern ihr Verhalten war aufs engste von dem Vorschreiten und den Erlebnissen der großen Zweiten Armee abhängig. Griff der Gegner die Erste Armee an, dann hatte sie ihn in defensiven Kämpfen so lange festzuhalten oder ihn im Ausweichen nach sich zu ziehen, bis die Zweite Armee ihm in die rechte Flanke fallen konnte. Nur in dem Falle, daß die Franzosen sich gegen die Zweite Armee wandten, war eine Offensive von der Ersten Armee gefordert, aber eine solche unter den günstigsten Umständen, nämlich gegen die linke französische Flanke. Für diese Aufgaben genügten zunächst zwei Armeekorps und eine Kavallerie-Division. Sobald angängig, wurde übrigens bekanntlich die Erste Armee auf drei Armeekorps und zwei Kavallerie-Divisionen verstärkt.

Was nun die Frage der Unterweisung über die Gesamtlage anbelangt, so beweist Moltkes Korrespondenz mit Steinmetz aus der Zeit vom 4. bis 6. August, daß er entweder den Armeeführer selbst oder dessen Generalstabschef Sperling, vielleicht aber alle beide, wenn auch in verschiedener Ausführlichkeit, in Berlin mündlich über die der Ersten Armee zugedachte strategische Rolle unterrichtet hat. Mit welcher klassischen Ruhe, Klarheit und Überzeugungskraft General v. Moltke solche Orientierung zu geben wußte, ist bekannt. Diese mündliche Unterredung darf daher nicht, wie vielfach geschehen, nur nebenbei erwähnt oder doch als nebensächlich behandelt werden; sie ist vielmehr die unentbehrliche Voraussetzung und Unterlage für die kurzen, dem Nichteingeweihten freilich allzu dürftig erscheinenden telegraphischen Weisungen, mit denen Moltke die Erste Armee bewegte. Das gleiche trifft übrigens auch bei den beiden anderen Armeen zu. Gerade, weil die großen grundlegenden Gedanken über den Aufmarsch und die den drei Armeen in den ersten Augusttagen zugewiesenen Rollen mündlich besprochen waren, brauchte man dem so oft unzuverlässigen und indiskreten Telegraphen keine strategischen Geheimnisse und auch keine Erwägungen und Begründungen anzuvertrauen. Sicherlich wird man auch in Zukunft so verfahren, wobei es keinen Unterschied ausmacht, ob der Heerführer den Armeeführer selbst oder dessen Stabschef unterrichtet.

Tatsächlich hat aber die Erste Armee die Weisungen des Großen Hauptquartiers von Anfang an nicht befolgt: am 1. August befand sich das halbe VIII. Armeekorps

– also ein Viertel —, am 2. August das ganze VIII. — also die Hälfte der Ersten Armee — vor der Front der befohlenen Aufstellung. Dies geschah nicht etwa aus dem Gefühl eines mit bewußtem Ungehorsam gepaarten Besserwissens heraus, sondern deshalb, weil hier bei der Ersten Armee dem Armeeführer eine seinem ganzen Naturell und Charakter widerstrebende Rolle zugemutet war, in die er sich nie und nimmer hineinfinden konnte. General v. Steinmetz hatte sich im Jahre 1866 als Kommandierender General durch sein über alles Lob erhabenes, löwentapferes Draufgehen unvergänglichen Ruhm und das höchste Verdienst erworben; hätte ihm ein günstiges Geschick im Jahre 1870 wiederum eine ähnliche Aufgabe, etwa die der Dritten Armee, zugedacht, so ist nicht daran zu zweifeln, daß er am 1. August ohne Zaudern, mit Freuden und mit der altgewohnten Energie als erster den elsässischen Boden betreten, den Feind, unbekümmert um dessen Zahl, aufgesucht und angegriffen hätte. Ob er dann den weiteren nicht geringen Schwierigkeiten dieser Aufgabe gewachsen gewesen wäre, das ist eine Frage, die hier nicht erörtert werden soll. So aber war ihm als Führer der Ersten Armee eine Aufgabe zugefallen, die ein beständiges Rücksichtnehmen auf den Nachbarn, ein vorsichtiges Stehenbleiben, Zurückhalten, ja sogar Ausweichen, kurz ein Verhalten von ihm verlangte, das über seine Kräfte oder vielleicht richtiger ausgedrückt, über seine Nerven ging. Daß ihm im weiteren Verlauf der Dinge eine „höchst entscheidende Rolle", nämlich der Angriff gegen den linken feindlichen Heeresflügel auf dem rechten oder linken Saar-Ufer, zugedacht war, genügte ihm nicht, auch glaubte er wohl nicht mit voller Bestimmtheit daran, er sah vielmehr mit Ungeduld und kaum verhüllter Eifersucht auf die von dem Prinzen Friedrich Karl seiner Ansicht nach zu langsam und vorsichtig vorgeführte große Nachbar-Armee — immer in der Befürchtung, von deren Masse und deren nicht minder ehrgeizigem Führer schließlich doch noch beiseite geschoben zu werden. Das sicherste Mittel, um sich und seine Armee zur Geltung zu bringen, schien ihm aber das, wenn er, vor dem Eintreffen der Zweiten Armee an der Saar, gegen den linken französischen Flügel einen Schlag à la Nachod—Skalitz führte. Diesen linken Flügel durch seine Kavallerie dauernd feststellen zu lassen, versäumte er allerdings; er nahm ihn vielmehr mit wachsender Bestimmtheit in der Gegend südwestlich Saarbrücken an. Die Gewißheit darüber ging bei ihm bekanntlich so weit, daß er am 4. August aus der Linie Losheim—Wadern in die Linie Saarlouis—Hellenhausen, 6 km südöstlich Lebach rücken und aus dieser Linie dann gegen den linken französischen Flügel vorstoßen wollte, der sich aber zu dieser Zeit tatsächlich in seiner vollen rechten Flanke bei Busendorf—Bolchen befand. Während sich Moltke von dem Zeitpunkt an, wo eine französische Offensive über die Saar nicht mehr in Betracht kam, also vom 4. Mittags ab, der um Tholey versammelten Ersten Armee die Front- und Gedankenrichtung nach Saarlouis zu geben abmühte, an welchem Orte sie mit ihrem rechten Flügel die Saar überschreiten sollte, strebte Steinmetz mit

allen seinen Gedanken und Wünschen immer wieder nach Saarbrücken. So begreift es sich leicht, daß er auch in den ersten Augusttagen dem Drange Goebens, seinen Saarbrückener Grenztruppen die Hand zu reichen, — und damit eben auch der Vorwärtsstaffelung des VIII. Armeekorps auf der Linie Wadern—Heusweiler — nicht nur von Anfang an zustimmte, sondern daß er diesem Armeekorps nur zu gerne mit dem VII. nachgerückt wäre; ebenso daß er die ihn von Saarbrücken abziehenden Weisungen Moltkes nur mit äußerstem und innerstem Widerstreben und niemals ganz befolgte. Die weiteren bekannten Bewegungen der Ersten Armee am 5. und 6. August beweisen, mit welcher Hartnäckigkeit Steinmetz an der Vormarschrichtung Saarbrücken festgehalten hat, und wie sehr auch sein Stab und seine Unterführer dadurch beeinflußt worden sind. Sie lassen aber auch nochmals auf das überzeugendste erkennen, welchen Gefahren sich Steinmetz in den ersten Augusttagen ausgesetzt hätte, wenn er nicht durch Moltkes auf richtigerer Beurteilung der Verhältnisse aufgebaute Direktiven fast mit Gewalt davor bewahrt worden wäre. Die Forderung aber, daß Moltke die Irrtümer des Generals v. Steinmetz hätte voraussehen oder doch früher hätte erkennen müssen, ist eine durch nachträgliche Einsicht in die Karten gewonnene billige Weisheit. Eines ist freilich zuzugeben: wenn man von der an und für sich zweckmäßigen Unterstellung der Ersten Armee unter die Zweite aus persönlichen Gründen mit Recht Abstand nahm, so hätte sich doch die Entsendung eines älteren Generalstabsoffiziers des Großen Hauptquartiers zu der Ersten Armee in den ersten Augusttagen als ebenso nutzbringend erwiesen, wie diejenige des Oberstleutnants v. Verdy zur Dritten Armee. Leider war aber das Große Hauptquartier von 1870 mit älteren Generalstabsoffizieren nur sehr bescheiden ausgestattet — es zählte außer den drei Abteilungschefs Bronsart v. Schellendorff, v. Verdy du Vernois und v. Brandenstein nur noch drei Majore.*)

Wenn wir nun in vorstehendem eine Reihe von Betrachtungen darüber angestellt haben, wie die ersten Augusttage von 1870 leicht hätten anders verlaufen können, falls die Dritte deutsche Armee am 1. zum Angriff schritt und dadurch die oberste französische Führung aus ihrer Unentschlossenheit heraus zu zielbewußtem und kühnem Handeln erweckte, so sind dies doch nur Träume und Phantasien ohne zwingende Beweiskraft — wenn auch hoffentlich nicht ohne förderliche Anregung. Kehren wir aber zum Schlusse noch einmal zur nüchternen historischen Beurteilung der Menschen und Dinge vom 1. August 1870 zurück, dann ergibt sich folgendes Bild. Der Marschall Mac Mahon war tatsächlich am 1. August trotz neuntägiger

*) Das französische Große Hauptquartier zählte 14 Stabsoffiziere, darunter 3 Obersten und 3 Oberstleutnants.



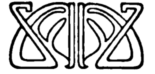
Anwesenheit im Unter-Elsaß und trotz guter Nachrichten über den ihm gegenüberstehenden Feind noch immer zu keinem Entschlusse gekommen, weder über Zeitpunkt und Ort der Versammlung seines 1. und 7. Korps, noch über die Art und Weise, in der er seiner Aufgabe, der Deckung des Elsasses, gerecht werden wollte. Aus seinen mündlichen und schriftlichen Äußerungen aus jener und über jene Zeit geht aber das eine deutlich hervor, daß er sein Korps nicht als selbständig operierenden Heeresteil ansah, sondern als einen zur Zeit noch abgesprengten Teil der großen Rhein-Armee, und daß er daher vor allem sein Augenmerk darauf richtete, den Zusammenhang und die Fühlung mit dieser nicht zu verlieren. Ebensowenig trug man sich im Großen Hauptquartier in Metz am historischen 1. August mit irgendwelchen weitblickenden und wagemutigen Plänen und Entwürfen, wie sie die Voraussetzung für schnelle und zutreffende Entschlüsse und Anordnungen beim Eintreten einer günstigen Gelegenheit sein müssen. Man beratschlagte mit großer Umständlichkeit und Wichtigkeit die zwerghafte Unternehmung gegen Saarbrücken. Es ist das Zeichen und der Vorzug großer Feldherren, daß sie aus der Beobachtung des gegnerischen Verhaltens im Kriege richtige Schlüsse zu ziehen vermögen über seinen moralischen Zustand und seine strategische Tatkraft. So war auch dem General v. Moltke die Schwäche und Mutlosigkeit nicht entgangen, die sich in dem starren Verweilen der französischen Heere an der Grenze ausprägte. Wenn er sich trotzdem bei dem Befehle zum Einrücken der Dritten Armee in das Unter-Elsaß am 1. August auf alle Möglichkeiten gefaßt machte, so sagte ihm doch gewiß sein inneres Gefühl, daß der Kronprinz bei diesem Einmarsch vermutlich unfertige Verhältnisse und einen unschlüssigen Führer vorfinden werde, und daß auch aus diesem psychologischen Grunde gerade jetzt der richtige Augenblick zum Ergreifen der Initiative gekommen sei. In der Tat ist es mehr als wahrscheinlich, daß das Einrücken der Dritten Armee schon die ohne bestimmte Aufträge nach der Grenze vorgeschobenen beiden Divisionen des 1. französischen Korps zu allerhand unzusammenhängenden, weil in der Eile gefaßten Entschlüssen veranlaßt hätte, die vielleicht eine einheitliche Verwendung des Korps von vornherein in Frage stellten. War eine solche aber noch möglich, dann spricht wiederum alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß Mac Mahon ohne Kampf oder doch nur unter Nachhutgefechten seinen Abzug durch die Vogesen zur Rhein-Armee bewerkstelligt hätte; denn er konnte am 1. August weder mit Sicherheit darauf rechnen, sein zersplittertes und ohnehin zu schwaches Korps noch rechtzeitig in die Stellung von Wörth zu bringen, noch konnte er es mit Aussicht auf Erfolg wagen, in einer weiter rückwärts gelegenen Stellung gegen eine auf 160 000 Mann geschätzte Armee standzuhalten. Versuchte Mac Mahon etwa trotz allem, die Wörther Stellung, die beste im Elsaß, zu erreichen, dann war seine Niederlage am 3. oder 4. bei dem tatsächlichen Zahlenverhältnis von 42 000 in aller Hast versammelten Franzosen gegen 120 000 durch keine vorgeschobene Stellung (Weißenburg) und kein örtliches Hindernis (gesperrter

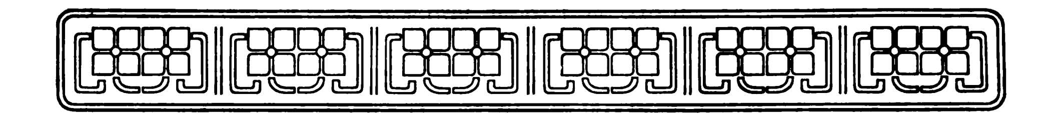
Hagenauer Wald) gestörte und aufgehaltene, in breiter Front anrückende Deutsche so gut wie gewiß. Daran hätte auch die Zuteilung der 7600 Mann Lesparts von Bitsch nichts geändert, die aber bei den bestehenden Befehlsverhältnissen erst noch hätte beim Großen Hauptquartier in Metz beantragt und durchgesetzt werden müssen. Indes auch in dem wahrscheinlichsten Falle eines freiwilligen Abzuges Mac Mahons nach Lothringen zur Rhein-Armee wären von dem französischen Hauptquartier von 1870 in den ersten Augusttagen keine selbständigen großen oder auch nur einheitlichen Entschlüsse und Befehle zu erwarten gewesen. Dafür haben wir einen historischen Beweis in ihrem Verhalten am 4. August 1870: Die strategische Brandfackel des Tages und Schlages von Weißenburg hat die französische oberste Heeresleitung nicht erleuchtet, sondern im Gegenteil so sehr geblendet, daß sie sich erst nach fast vierundzwanzig Stunden zu einer halben Maßregel aufraffte, der verspäteten Zuteilung des 5. Korps an Mac Mahon und der Zusammenfassung der drei vorderen Korps an der Saar unter Bazaine, ohne daß aber den beiden Armeeführern irgendwelche brauchbaren Direktiven für ihr Verhalten oder gar ihr Zusammenwirken gegeben wurden. Vermutlich hätten sich also die beiden Marschalls-Armeen mehr oder weniger mechanisch irgendwo und irgendwie zwischen Saar und Mosel vereinigt und zum Verteidigungskampf gestellt. Alle Vorteile, die Moltke von dem Einmarsch am 1. August erhoffte, wären daher wahrscheinlich mit leichter Mühe und verhältnismäßig geringen Opfern erreicht, und sehr wahrscheinlich wäre auch das Schicksal des vereinigten französischen Heeres an einem Tage entschieden worden — ganz in Erfüllung der Moltkeschen Hoffnungen und Pläne.

So ist denn das wichtigste Ergebnis unserer Betrachtungen über die ersten Augusttage von 1870 das, daß es im Kriege keinen größeren Fehler gibt als den der Unschlüssigkeit und Untätigkeit; jede, auch die geringste Initiative belohnt sich, wie selbst das schwächliche Unternehmen gegen Saarbrücken vom 2. August zeigt. Dies rührt daher, daß eine tote Masse, wie sie das französische Heer in den letzten Julitagen darstellte, überhaupt keine aktive Einwirkung, höchstens eine gewisse Anziehungskraft auf den Gegner ausüben kann, während jeder lebendige Schritt bei diesem eine Reihe von Hoffnungen und Befürchtungen, Erwägungen und Schlüssen, Bewegungen und Handlungen hervorruft, unter denen bei der Unsicherheit aller Verhältnisse im Kriege notwendigerweise auch fehlerhafte sein müssen, so daß sich daran oft weitere Schritte vorteilhaft anschließen lassen. Ferner, daß keine Lage im Kriege und auch kein Stärkeverhältnis so ungünstig ist, daß nicht daraus noch durch entschlossene Ausnützung der Umstände Vorteile gezogen werden können: so bei der Zwei-Gruppen-Aufstellung der Franzosen Anfang August durch wuchtige Stöße gegen die deutschen Flügel-Armeen unter Ausschaltung der großen deutschen Mittelgruppe. Dann die Erkenntnis, daß auch der genialste Oberfeldherr bei den heutigen Massenheeren nicht

mehr imstande ist, die Armeen auf andere Weise zu lenken, als dadurch, daß er ihnen ihre Aufgaben und die erforderlichen Streitkräfte zuweist; daß er aber im übrigen auf ihr strategisches Verständnis, Entgegenkommen und Mitwirken angewiesen ist. Am überzeugendsten tritt aber die alte Wahrheit in die Erscheinung, daß im Kriege, ähnlich wie beim Schachspiel, ein Zug den anderen nach sich zieht, wobei jedoch der große Unterschied obwaltet, daß auf jeder Partei nicht nur ein das ganze Schachbrett überschauender Spieler führt und lenkt, sondern daß in beiden Lagern jede Figur noch ihren eigenen Führer hat; daß daher die kommenden Bewegungen und Zusammenstöße in keiner Weise mit irgendwelcher Sicherheit vorausgesehen werden können, sondern daß jeder Tag neue, überraschende Lagen bringen kann, deren Beherrschung nur der in strenger Friedensschule geschärfte, auf alles vorbereitete und gefaßte Verstand und der in ernster Lebensauffassung und Berufserfüllung gestählte Charakter gewachsen ist. Gewiß liegt in künftigen Kriegen wie in den vergangenen die Entscheidung in den großen Zusammenstößen, in den Schlachten; aber diesen geht in den Hauptquartieren der Heere und Armeen ein Geisterkampf voraus, von dessen Ausgang zum guten Teil und zwar in noch höherem Grade als früher auch schon der der Schlachten bedingt wird. Das neue Quellenmaterial über den Feldzug 1870/71 gestattet uns überaus lehrreiche Einblicke in solche historischen Geisterschlachten aus unserem großen nationalen Kriege. Wer berufen ist, in kommenden Kriegen bei der Führung größerer Heereskörper an leitender, beratender oder ausführender Stelle mitzuwirken, kann daher nichts Besseres tun, als sich vom Kriegshauche jener Dokumente umwehen zu lassen, um sich daran für die schweren Aufgaben der Zukunft zu kräftigen. Kein leuchtenderes Vorbild wird er dafür finden als das des großen Feldmarschalls, der uns in seinen klassischen, ebenso gründlichen, wie tief- und weitblickenden Vorstudien zu den für Preußens und Deutschlands Größe entscheidend gewordenen Feldzügen von 1864, 1866 und 1870/71 auch hierin den richtigen Weg gewiesen hat.

v. Moser,
Königlich Württembergischer Oberstleutnant (mit der Uniform des Generalstabes) und Militärlehrer an der Kriegsakademie.





Englische Ansichten über nächtliche Unternehmungen.

Von nächtlichen Unternehmungen haben in neuerer Zeit zuerst die Engländer im Buren-Kriege ausgedehnten Gebrauch gemacht. Die Eigenart des Gegners wies sie auf die Ausnutzung der Dunkelheit hin. Bei Nacht machte sich die überlegene Schießfertigkeit der Buren weniger fühlbar, und die größere Disziplin der regulären Truppen trat vorteilhaft hervor. Zudem stellte sich heraus, daß lange Nachtmärsche und Angriff vor Tagesgrauen das einzige brauchbare Mittel waren, des außerordentlich beweglichen Gegners habhaft zu werden. Die Buren zeigten in ihren Sicherungsmaßregeln bei Nacht eine eigentümliche Sorglosigkeit. So kam es, daß die Engländer in nächtlichen Unternehmungen oft Erfolge erzielten.*)

Wie alle Erfahrungen des Burenkrieges übertrugen die Engländer auch die Wertschätzung nächtlicher Unternehmungen auf die heimischen Verhältnisse. Die Führer der kleinen „fliegenden Kolonnen" aus dem zweiten Teil des Buren-Krieges hatten durch die Praxis die Scheu vor nächtlichen Unternehmungen verloren, die dem Truppenführer im Frieden oft innewohnt und ihren Grund teils in einem berechtigten Streben nach Schonung der ohnehin angestrengten Truppe hat, teils aber auch einer gewissen Furcht vor dem Wagnis und den Zufälligkeiten solcher Unternehmungen entspringt. Die südafrikanischen Erfahrungen kamen der Truppe zugute. „Nachtarbeit" (night work) aller Art wurde in der englischen Armee eifrig betrieben.

Ganz besonders beschäftigte sich auch die Militär-Literatur, die in England ein außerordentlich freies Feld hat und infolgedessen sehr lebhaft ist, mit der Frage der nächtlichen Unternehmungen. Ein Aufsatz aus dieser Zeit sagt: „Nächtliche Unternehmungen hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es auch in Zukunft geben. Wenn der eine Gegner nicht davon Gebrauch macht, wird es der andere tun."

In England entschied man sich dafür, der „andere" sein zu wollen.

Neue Anregung erhielten diese praktischen und theoretischen Bestrebungen, als einzelne Erfolge der Japaner im Mandschurischen Kriege die in England herrschenden

---

*) The Times History of the War in South Africa.

Ansichten über den Wert nächtlicher Unternehmungen zu bestätigen schienen. In der Militär-Literatur wurden nun überall die japanischen Erfahrungen in den Vordergrund gestellt. Ein Teil der Verfasser preist den Nachtangriff als Allheilmittel, der andere will ihn nur im äußersten Notfalle angewendet wissen; der eine setzt allen Erfolg bei nächtlichen Unternehmungen auf die Rechnung besonderer Verhältnisse und Zufälle, der andere sieht den Grund für ihr Gelingen nur in sorgfältiger Vorbereitung.

Besonders eingehend behandelt ein Vortrag dieses Thema, der 1907 in der englischen „militärischen Gesellschaft“ von dem General Sir Henry Rawlinson gehalten und im „Journal of the Royal United Service Institution“ veröffentlicht wurde. Er gewinnt an Bedeutung durch die Umstände, daß einmal der Vortragende selbst ein im Buren-Kriege bewährter Führer und militärisch hochgebildeter Mann ist — er war Direktor der Kriegsakademie —, und ferner dadurch, daß in der dem Vortrage folgenden, gleichfalls veröffentlichten Besprechung auch General Sir John French, der Generalinspekteur der Armee, zu der Frage nächtlicher Unternehmungen Stellung nahm.

General Rawlinson behandelte zunächst die Frage im allgemeinen. Er verwarf einerseits die Behauptung, daß bei nächtlichen Unternehmungen alles nur vom Glück, unter Umständen von einer Gans auf dem Kapitol, abhänge. Anderseits sei aber der eine von den Japanern tatsächlich erreichte größere Erfolg bei San kwai seki san noch kein Beweis dafür, daß bei guter Vorbereitung ein Nachtangriff unbedingt gelingen müsse. Die eigenartigen Verhältnisse dieses Krieges würden sich sobald nicht wiederholen.

Die ganz allgemein vorhandenen Schwierigkeiten nächtlicher Unternehmungen, wie Nervenüberreizung, Neigung zur Panik, Schwierigkeiten in der Orientierung, in der Truppenführung und -Beaufsichtigung, physische Anstrengung, schließlich das ganze Wagnis eines Entscheidung suchenden Nachtangriffs glaubt General Rawlinson bei geeigneter Vorbereitung und Übung überwinden zu können. Disziplin und nochmals Disziplin und dann Gewöhnung seien ausschlaggebend. Es sei bekannt, daß sich wilde Völker bei Nacht ebensogut zurecht fänden wie bei Tage — nur aus Gewohnheit. Gegen Ende des Buren-Krieges seien die englischen Truppen dazu auch imstande gewesen.

Für besonders schwierig hält General Rawlinson die Bewegung größerer Truppenkörper bei Nacht. Marschkolonnen reißen leicht ab, besonders bei Bewegungen außerhalb der Straßen. Überhaupt wachsen die Schwierigkeiten mit der Masse und dem abnehmenden Werte der Truppen, sowie mit der Ungunst des Geländes und der Witterung. Von besonderer Wichtigkeit ist die eingehende Erkundung, die jeder Nachtunternehmung vorausgehen und vom Führer selbst, und zwar gleichfalls bei Nacht, vorgenommen werden muß.

Im weiteren unterscheidet nun General Rawlinson zwischen Verteidigung und Angriff. Er bewegt sich hierbei nur im Rahmen des Stellungskrieges, da das Begegnungsgefecht der englischen Taktik fremd ist.

In der Verteidigung ist alle nächtliche Tätigkeit verhältnismäßig einfach. Vorposten und Infanteriepatrouillen sind die Sicherung gegen Überraschung, Verhaue und Drahthindernisse unter wirksamem Feuer das beste Abwehrmittel. Scheinwerfer leisten hierbei großen Nutzen.

Gegenangriffe bei Nacht über die Stellung hinaus hält General Rawlinson für verfehlt.

Wesentlich schwieriger als die Verteidigung wird sich der Angriff bei Nacht gestalten. General Rawlinson unterscheidet in seinen Ausführungen drei Arten von nächtlichen Angriffsunternehmungen:

1. eigentliche Nachtangriffe, bei denen der Kampf in der Dunkelheit durchgeführt wird,
2. nächtliches Bereitstellen zum Angriff und Durchführung des Angriffs aus naher Entfernung bei Tagesgrauen,
3. Angriffe nach Eintritt der Abenddämmerung.

Im einzelnen sagt General Rawlinson, daß eigentliche Nachtangriffe dem Angreifer oft wünschenswert und tunlich erscheinen könnten, zuweilen auch unvermeidlich seien. Die Dunkelheit schütze vor der feindlichen Feuerwirkung, und bei richtiger Vorbereitung und Geheimhaltung habe man alle Vorteile der Überraschung für sich.

Im allgemeinen kann es sich nach seiner Meinung bei derartigen Nachtangriffen aber nur um kleinere Unternehmungen handeln. Die Wegnahme eines wichtigen Punktes, den man bei Tage nicht erobern konnte, wird meist das Ziel sein. Der Kampf ist dabei lediglich mit der blanken Waffe zu führen, alles Schießen zu vermeiden.

Für seine Ansicht zitiert General Rawlinson einen japanischen Offizier: „Wir hassen Nachtangriffe. Man dürfte sie eigentlich nur anwenden, um einen Ort zu nehmen, den man bei Tage nicht bekommen konnte. Nachtangriffe eignen sich nur zur Wegnahme von sonst uneinnehmbaren Stellungen."

Nach der persönlichen Ansicht des Generals wird man sich freiwillig nur selten zu solchen Nachtangriffen entschließen, namentlich mit größeren Verbänden. Der Fall von San kwai seki san sei einzig in seiner Art. Und selbst dort seien von den 23 Bataillonen des Angreifers schließlich nur sechs bis acht ins Gefecht gekommen.

Einen weiteren Nachteil für den Angreifer findet General Rawlinson darin, daß er sich bei größeren Unternehmungen freiwillig der Unterstützung durch seine Artillerie begibt. Eigentliche Nachtangriffe könnten nur mit Infanterie geführt werden. Man würde sie daher schon mit Rücksicht auf die fehlende Unterstützung durch Artillerie oft besser unterlassen.

Auf die nächtliche Bereitstellung zum Angriff bei Tagesgrauen übergehend, meint General Rawlinson, dies sei die am meisten anzuwendende und vorteilhafteste Art nächtlicher Unternehmungen. Das Dunkel der Nacht gestatte unbemerkte Truppenverschiebungen und ein Herankommen auf nahe und nächste Entfernung an die feindliche Stellung ohne Verluste. Um diesen zu entgehen, seien selbstverständlich (wie bei jeder nächtlichen Unternehmung) Lichter jeder Art und dringend jedes Geräusch, namentlich in stillen Nächten, zu vermeiden. Auf Straßen marschierende Infanterie höre man unter Umständen bis auf 1000 m.

Einfachheit des genau festzustellenden Planes ist nach General Rawlinson ein Haupterfordernis für alle derartigen Unternehmungen. Geht man in mehreren Kolonnen vor, so ist Gleichzeitigkeit des Angriffbeginns vor allem wichtig. Kommt auch nur eine Kolonne zu spät, so kann das ganze Unternehmen scheitern. Anderseits dürfen die Truppen auch nicht zu früh in die „Angriffsstellung“ vorgeführt werden, da man sonst leicht von feindlichen Patrouillen vorzeitig entdeckt werden kann. Genaueste Anweisung an alle Abteilungen, Abzeichen zum Erkennen befreundeter Truppen, geeignete Gliederung, Zuteilung von Richtungslinien und bestimmten Angriffszielen sind Vorbedingung. Glück gehört schließlich auch zu derartigen Unternehmungen.

Im Gegensatz zu dieser empfehlenswerten Art von Nachtunternehmungen hält General Rawlison Angriffe nach Einbruch der Abenddämmerung für ganz verwerflich. Seiner Ansicht nach vereinigen sie alle Nachteile der beiden vorhergehenden Angriffszeiten ohne ihre Vorteile zu besitzen. Namentlich geht das Moment der Überraschung völlig verloren. Selbst so untätigen Gegnern gegenüber, wie die Russen es gewesen, sind derartige Unternehmungen aussichtslos.

General French stimmte mit den von General Rawlinson vorgetragenen Anschauungen völlig überein. Einige Sätze aus seinen Äußerungen sollen hier im Wortlaut angeführt werden, weil seine Ansichten, die er hier mit großer Schärfe vertrat, wegen seiner hohen Stellung von besonderem Interesse sind.

General French sagte: „Nächtliche Unternehmungen sind ein Gegenstand, über den ich allerdings eine ganz ausgesprochene Meinung habe. Ich bin persönlich fest davon überzeugt, daß, wie der Krieg nun heute einmal ist, eingehende Ausbildung und Übung in nächtlichen Unternehmungen für eine erfolgreiche Kriegführung, absolut wesentlich sind. Ich glaube, wir müssen es geradezu als Kardinalgrundsatz annehmen, daß, während früher nächtliche Operationen nur ausnahmsweise und selten, und dann gewissermaßen als Spezialität, unternommen wurden, wir heute unsere Truppen so ausbilden, geradezu ausbilden müssen, daß sie imstande sind, einen großen Teil ihres Dienstes im Dunkeln auszuführen. Wenn zwei Gegner aufeinander treffen, und der eine ist gründlich und sachgemäß in nächtlichen Unternehmungen ausgebildet, der andere aber nicht, so glaube ich, daß ersterer außerordentlich im Vorteil sein wird.“

In seinen weiteren Ausführungen warnte General French davor, zuviel Lehren aus der Kriegsgeschichte zu ziehen. Die Verhältnisse hätten sich zu sehr geändert.

Er fuhr dann fort: „Auch ich gehöre zu den von General Rawlinson erwähnten Leuten, die nächtliche Unternehmungen für sehr wichtig halten. Tatsache ist, daß nächtliche Unternehmungen gänzlich eine Sache der Übung und Gewohnheit sind" . .

„In einem modernen Kriege ist so ziemlich jeder Angriff bei Tage gegen eine Stellung ein Angriff gegen eine uneinnehmbare Position. Ein Angriff bei Tage wird also meistens unmöglich sein. So viel ich weiß, sind nächtliche Unternehmungen bisher noch in keiner Armee im Frieden gründlich und erschöpfend geübt worden. Ich weiß wohl, daß man oft in Manövern und bei Übungen Nachtangriffe gemacht hat, aber die Unterweisung darin ist nie mit der einsichtigen Ausdauer und dem Zielbewußtsein erteilt worden, daß eine so gründliche Ausführung wie bei Tage sicher gestellt wäre. Und doch erfordert kein Dienstzweig mehr Sorgfalt und Nachdenken. Werden diese eingesetzt, so wird der Erfolg erstaunlich sein. Das Wesentliche muß klargestellt und angestrebt werden, dann wird man alle vom Vortragenden eingangs erwähnten Schwierigkeiten überwinden."

General French empfahl sodann nochmals allen Anwesenden eingehende Schulung der ihnen unterstellten Truppen in diesem Dienstzweig.

Auf Einzelheiten eingehend, warnte er aus eigener Erfahrung vor dem Gebrauch von irgendwelchen Lichtern. Wenn es einer Flotte möglich sei, bei Nacht ohne Licht in schwierigem Fahrwasser zu operieren, so müsse das zu Lande erst recht gehen. Übungen von Kompagnien und Bataillonen, die zwischen 7° und 8° Abends anfingen, seien wertlos. Von Nutzen seien nur Übungen in völliger Dunkelheit und bei schlechtem Wetter. Versäumte Nachtruhe könnten die Leute bei Tage, auch auf dem Schlachtfelde, nachholen. Sie müßten nur dazu erzogen sein, bei Tage ruhig in ihren Schützengräben zu liegen und ihre Kräfte für die Nacht aufzusparen.

Schließlich wies General French auch noch darauf hin, daß z. B. bei nächtlichen gewaltsamen Übergängen über große Strombarrieren eine in seinem Sinne ausgebildete Truppe sehr im Vorteil sein würde.

Auch bei anderen Gelegenheiten hat er sich für nächtliche Unternehmungen ausgesprochen. Vor einiger Zeit äußerte er vor Vertretern des Parlaments in Aldershot, er sei der Ansicht, daß jedes Manövrieren bei Tage im Bereich der feindlichen Waffenwirkung ausgeschlossen sei. Bei Tage würde in Zukunft nur der Feuerkampf geführt werden. Alle Vorwärtsbewegung müsse auf die Nacht verschoben werden.*)

Mit dem englischen Generalinspekteur stimmt der zweite der führenden Geister in der englischen Armee, General Sir Jan Hamilton, völlig überein. Auch ihn hat seine reiche Kriegserfahrung zu der festen Überzeugung gebracht, daß in zukünftigen

*) Times, 12. Juli 1907.

Kriegen nächtliche Unternehmungen eine große Rolle spielen werden. Namentlich ist er durch den Mandschurischen Krieg, den er auf japanischer Seite mitmachte, zu dieser Ansicht gebracht worden. Noch in seinem jüngsten Jahresbericht (veröffentlicht im Journal of the Royal United Service Institution) sagte er, zu Anfang des Krieges seien die Japaner in ihrer Scheu vor nächtlichen Unternehmungen „deutscher gewesen als ihre deutschen Lehrmeister". Sie hätten sich aber bald von der Notwendigkeit überzeugen müssen, die Dunkelheit auszunutzen.

Durch seine Stellung als Kommandierender General des Südkommandos mit dem großen Übungsplatze Salisbury Plain hat General Hamilton einen unmittelbaren Einfluß in dieser Richtung ausüben können. In keinem anderen Teile Englands wird soviel Nachtdienst getrieben. Hamilton steht wie French auf dem Standpunkt, daß nur dauernde Übung nützen könne. Eine seiner Brigaden übte dementsprechend 14 Tage hintereinander jede Nacht. Das Resultat soll sehr befriedigt, und die so ausgebildeten Truppen sich anderen Teilen derselben Division weit überlegen gezeigt haben.*)

Selbst die in diesem Jahre zum ersten Male aufgestellten Truppen der Territorial-Armee hat General Hamilton Nachtübungen machen lassen.

Auch in den übrigen Kommandos hat man die Truppen im Sinne des General-inspekteurs ausgebildet. Die diesjährigen Manöver des Aldershot-Kommandos brachten (nach Zeitungsnachrichten) einen von General Rawlinson angeordneten erfolgreichen Überfall eines Bataillons auf ein Biwak einer berittenen Brigade, ein bis in die Nacht dauerndes Gefecht um einen Flußübergang und einen Angriff von zwei Divisionen gegen eine Stellung bei Tagesgrauen.

Dieser ist besonders erwähnenswert. Die beiden Divisionen wurden in guter Ordnung in völliger Dunkelheit vorgeführt. Gegen Mitternacht wurden die feindlichen Vorposten angegriffen und zurückgeworfen, worauf die Truppen bis auf nahe Entfernung an die Stellung herangingen. Bei Morgengrauen wurde dann der Angriff angesetzt. Er stieß auf nur ganz schwache Kräfte des Gegners. Dieser, General Byng, hatte nämlich nach Einbruch der Dunkelheit seine Stellung gewechselt und nur ganz schwache Kräfte stehen lassen. Mit der Masse ging er zum Gegenangriff gegen die Flanke der Stürmenden vor und brachte den Angriff völlig zum Scheitern.

Auf beiden Seiten waren alle technischen Hilfsmittel: Telephon, Telegraph, Funken, Scheinwerfer usw. in Tätigkeit. Es werden in der englischen Armee dauernd Versuche in dieser Richtung angestellt. Im vergangenen Jahre fand z. B. ein Versuch mit „Leuchttafeln" statt, die auf der dem Feinde abgewendeten Seite schwach beleuchtet bei den Truppenteilen mitgeführt wurden, um nachfolgenden Teilen das Folgen zu erleichtern.

*) Times, 14. November 1907.



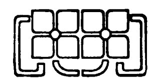
Im ganzen hat man in der Ausbildung der Truppe für nächtliche Unternehmungen jedenfalls schon viel erreicht. Man hat auch aus diesem Dienstzweige eine Art Sport gemacht und sich damit über die Unannehmlichkeiten derartiger Übungen hinweggeholfen. General French behauptet wenigstens, daß die Mannschaften hierbei stets das regste Interesse zeigten, unermüdlich wären und selbst bei dem schlechtesten Wetter die gute Laune nie verlören.

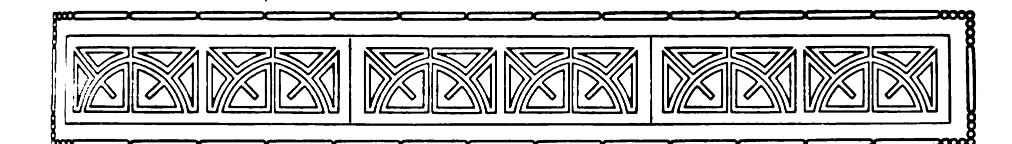
Im allgemeinen wird man den englischen Anschauungen über den Wert von Nachtübungen und die Bedeutung von nächtlichen Unternehmungen im Kriege beipflichten dürfen. Übertreibungen mögen hie und da unterlaufen. Es kann aber wohl kaum bezweifelt werden, daß man in Zukunft mehr als bisher mit nächtlichen Unternehmungen rechnen muß.

Von englischen Kritikern ist nun die Frage aufgeworfen worden, ob eine Armee mit kurzer Dienstzeit auch noch neben aller anderen Ausbildung eine Spezialausbildung im Nachtgefecht durchführen könne.

In einer Besprechung des Rawlinsonschen Vortrages in der St. Georges Review glaubt ein Oberst Wylly diese Frage verneinen zu müssen. Von dem Gedanken ausgehend, daß die englische Armee durch ihre lange Dienstzeit manches vor kontinentalen Heeren voraus habe, meint er, diesen bliebe schlechterdings keine Zeit, auch noch den neuen Dienstzweig der Nachtübungen eingehend zu betreiben. Nächtliche Unternehmungen ohne vorangegangene Schulung müßten aber in neun von zehn Fällen mißlingen. Die deutsche Armee sei sicher die bestdisziplinierte der Welt. Disziplin allein mache es aber auch nicht. Das beweise der verunglückte Nachtangriff der 41. Division im Kaisermanöver 1907. Wo aber der deutsche Infanterist die Zeit hernehmen solle, um in seiner zweijährigen Dienstzeit auch noch zahlreiche Nachtübungen zu machen, sei ein Rätsel.

Nun, dieses Rätsel ist auch mit einer Truppe von zweijähriger Dienstzeit zu lösen, obgleich anerkannt werden muß, daß eine vermehrte Übung und Schulung in nächtlichen Unternehmungen eine erhebliche Mehrbelastung der Ausbildung bedeuten würde. Gelegenheit zur Erprobung der beachtenswerten englischen Erfahrungen und Anschauungen bieten unsere Truppenübungsplätze; die Zeit dazu wird sich finden, wenn es als notwendig erkannt wird, den Nachtübungen, die unsere Felddienst-Ordnung schon jetzt als unentbehrlich bezeichnet, einen größeren Umfang und eine reichere Ausgestaltung zu geben.





Die Kämpfe der Portugiesen im Ovambo-Lande 1904—1907.*)

Gleichzeitig mit den Kämpfen unserer Truppen in Südwestafrika und in der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Kolonie haben die Portugiesen im nördlichen Teile des Ovambo-Landes gefochten. Nach einer schweren Niederlage im Jahre 1904 brachte ihnen dort erst der Feldzug von 1907 einen Erfolg. Die für viele überraschende Schnelligkeit und die geringen Machtmittel, mit denen er schließlich errungen wurde, haben zu Vergleichen mit unseren langdauernden und kostspieligen Unternehmungen gegen Hereros und Hottentotten herausgefordert. Eine nähere Betrachtung zeigt aber, daß sich Ziele und Kampfbedingungen für die portugiesische Kriegführung wesentlich von den Verhältnissen in unserem Schutzgebiet unterschieden. Indes auch so haben die Kämpfe und Erfahrungen der Portugiesen für uns Interesse, denn die Hälfte aller Ovambos (etwa 100 000) sitzt auf deutschem Gebiete und ist bisher nicht unterworfen oder gar entwaffnet, wenn auch das friedliche Einvernehmen bisher keine wesentliche Störung erfahren hat.

Skizze 14.

Die Ovambos und ihr Land.

Im ganzen sollen bis zu 200 000 Ovambos vorhanden sein, die ein Gebiet von etwa 140 000 qkm — größer als ganz Süddeutschland — bewohnen. Es kommen also auf 1 qkm fast anderthalb Menschen gegen etwa ein Viertel im übrigen Deutsch-Südwestafrika und 115 in Deutschland.

Die Kenntnisse über das Land und seine Bewohner sind recht lückenhaft. Die Nordgrenze unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes teilt es in zwei annähernd gleiche Teile, ohne dabei vorläufig auf natürliche oder Stammesgrenzen Rücksicht zu nehmen. So wohnen die Kuanjamas, der zahlreichste und mächtigste Ovambo-

---

*) Quellen: **A Campanha dos Cuamatos** von D. Martins de Lima, Lissabon 1908.
Aufsätze von Hauptmann Roçadas und Hauptmann Pimentel in den portugiesischen Zeitschriften „**Revista Militar**", **Revista de Infanteria**" und „**Portugal em Africa**".
Nachrichten portugiesischer Tageszeitungen.

Stamm, zur Hälfte auf deutschem und zur anderen Hälfte auf portugiesischem Gebiete. Hier sind die Kuamatos, Evales und Kafimas ihre Nachbarn, im Süden weitere deutsche Stämme.

Die Ovambo-Stämme waren bisher völlig unabhängig und sind es größtenteils bis heute geblieben. Nur einzelne Missionare und Händler halten sich dauernd bei ihnen auf, sonst haben Weiße das Land selten und nur zu Unterhandlungen oder als Reisende, nie aber mit militärischer Macht betreten.

Alle Ovambos sind seßhafte Ackerbauer und unterscheiden sich dadurch von dem teilweise herumziehenden Hirtenvolk der Hereros und noch mehr von dem Reitervolk der Hottentotten. Gärten und bebautes Land umschließen die Wohnstätten und liefern den Unterhalt. Wildwachsende Feldfrüchte und Viehzucht spielen nur eine Nebenrolle bei der Ernährung des Volkes.

Daher fehlt die Unabhängigkeit von festen Wohnsitzen und die Beweglichkeit, die die Kriegführung in unserer südwestafrikanischen Kolonie so sehr erschwert haben. Der Ovambo kann nicht mit Hab und Gut auswandern, sondern ist darauf angewiesen, seine Scholle zu verteidigen.

Schieß- und Reitfertigkeit sind weniger entwickelt als bei Hereros und Hottentotten. In allen Berichten werden die Ovambos als schlechte Schützen geschildert, die losdrücken ohne zu zielen. Sie sind, ähnlich wie die Hereros, in der Hauptsache mit Henry-Martini- und älteren Gewehren bewaffnet. Über die Zahl der Gewehre schwanken die Angaben von 3000 bis 7000 Stück; jedenfalls ist sie 1904 durch erbeutete Waffen gewachsen. Pferde sind wegen der überall im Lande sehr heftig auftretenden Sterbekrankheit selten und besonders kostbar. Nur die Häuptlinge und einige Vorleute sind daher beritten.

Die Kriegführung der Ovambos beschränkt sich, von einzelnen Raubzügen abgesehen, auf die Verteidigung ihres Landes. Die mit Palisaden und Gräben umzogenen Häuptlingswerften sind dafür als Stützpunkte eingerichtet. Im Gefecht kommt es ihnen darauf an, ihre Überlegenheit an Zahl im Nahkampfe zur Geltung zu bringen. Daher suchen sie den Gegner zunächst durch einzelne versteckte Schützen zur Verausgabung seiner Munition zu veranlassen, um ihn schließlich mit Speer und Keule niederzumachen. Das ist ihnen 1904 auch gelungen. Das Bestreben, den Gegner von mehreren Seiten zugleich anzufassen, tritt wie überhaupt in Südwestafrika bei allen Zusammenstößen hervor. Eine Ausnutzung des Sieges durch Verfolgung über das Kampffeld hinaus ist den Ovambos aber unbekannt. Anderseits wissen sie, nach einem Mißerfolge rasch im Buschwald zu verschwinden.

Diese Kampfesweise ist der Natur des Landes angepaßt. Das Ovambo-Land ist eine fast ganz ebene Hochfläche, bewachsen mit parkartigem Buschwald. In diesem

verstreut liegen die Anbau- und Weideflächen der Eingeborenen. Die Geländebedeckung weist also ähnliche Formen auf, wie sie unsere Truppen im Herero-Feldzuge vorfanden. Sie macht die Übersicht unmöglich und erschwert dadurch die Gefechtsführung, das Zurechtfinden und die Nachrichtenübermittlung durch Signale. Indem sie die Ausnutzung der Schußwaffen auf weite Entfernungen verhindert, gleicht sie Unterschiede in der Bewaffnung teilweise aus und kommt den ortskundigen Eingeborenen für Überfälle zugute.

Obgleich das Land fruchtbarer und besser bebaut ist als das Herero- und Hottentotten-Gebiet, kann es doch zur Ernährung der Truppe kaum beitragen. Die von den Eingeborenen aufbewahrten Erntevorräte, hauptsächlich Hirse und Mais, decken nur deren eigenen bescheidenen Bedarf; für die Truppe reichen sie nicht weit und fallen auch nur selten dem Sieger in die Hände. Dagegen ist an Wasser kein Mangel; es muß zwar in der Trockenzeit oft erst gegraben werden, aber es ist doch überall zu finden.

Das Klima beschränkt militärische Unternehmungen auf eine kurze Zeit im Jahre. Die Portugiesen halten nur die Monate August, September und Oktober für geeignet, denn bis Ende Juli stören die hochstehenden Feldfrüchte, und während der Regenzeit (November bis März) und anschließend bis in den Mai hinein macht die Fiebergefahr die Verwendung europäischer Truppen unmöglich.

Die portugiesischen Truppen.

Portugal verwendete gegen die Ovambos in erster Linie Kolonialtruppen. Von diesen sind alle Offiziere und Unteroffiziere, ein Teil der Infanterie, die gesamte Kavallerie und die Geschützbedienung, zusammen rund ein Drittel der Gesamtstärke, Europäer, der Rest Eingeborene. Die Europäer ergänzen sich durch Freiwillige und Ausgeloste des Heeres und der Marine. Außerdem werden Bestrafte in besonderen Straf-Bataillonen verwendet. Die Eingeborenen-Truppen erhalten ihren Ersatz durch Anwerbung aus der Kolonie, in der sie stehen. Über den Ersatz aus Angola sind während der Kämpfe Klagen laut geworden. Die „landins“, Truppen aus Mozambique, gelten als besser, und überall, wo die Portugiesen in den letzten Jahren zu kämpfen hatten, haben sie Mozambique-Kompagnien zur Unterstützung herbeigeholt, so nach Angola, Guinea und Ostindien.

Die Kompagnien oder Züge bestehen entweder ganz aus europäischen oder ganz aus eingeborenen Truppen. Die europäischen Verbände stellen eine jederzeit bereite Reserve des Gouverneurs dar, die unbedingt zuverlässig, mit den Verhältnissen des Landes vertraut und akklimatisiert ist. Dementsprechend sind die weißen Truppen auf die Hauptplätze des Landes verteilt. Bei Unruhen können sie durch Freiwilligen-Formationen aus der Heimat oder durch Landungstruppen der Marine verstärkt werden.

Die Truppen in Angola haben in Friedenszeiten eine Mindeststärke von



2600 Mann, davon nur 700 Weiße, mit zwölf alten Gebirgsgeschützen.*) Da diese Truppen über das ganze Land verteilt und in einzelne Posten aufgelöst sind, kann immer nur mit einem geringen Bruchteil von ihnen für die Operationen gerechnet werden.

Die kriegerischen Ereignisse. 1904.

Für die Sicherheit, besonders der portugiesischen Nachbargebiete, bildeten die unabhängigen Ovambos durch ihre häufigen Raubzüge von jeher eine Gefahr. Schon länger dachte man daher an ihre Unterwerfung.

1904 kam die Frage in Fluß durch den Ausbruch des Herero-Aufstandes auf deutschem Gebiete. Hier hatte der Ovambo-Häuptling Nechale im Januar mit 600 Bewaffneten den Posten Namutoni überfallen. Die vier Mann starke Besatzung konnte sich auf dem Turm der Station halten und war erst abgezogen, nachdem der Gegner mit einem Verlust von angeblich über 100 Toten das Feld geräumt hatte. Diesen Kampf haben die deutschen Ovambos offenbar als schwere Niederlage empfunden und sich seitdem ruhig verhalten. Es ist auch unwahrscheinlich und jedenfalls nicht erwiesen, daß sie flüchtigen Hereros in größerer Zahl Aufnahme gewährt haben. Man hat daher auf deutscher Seite geglaubt, von einem militärischen Vorgehen gegen die Ovambos absehen zu können.

Anders die Portugiesen. Der Gedanke an ein mögliches Ausweichen der Hereros nach Norden und an ein Übergreifen der Unruhen auf portugiesisches Gebiet führte zu dem Entschlusse, die ganze Südgrenze von Angola durch Militärposten zu sperren, diese also mitten in das Ovambo-Land vorzutreiben. Die Vereinigung einer stärkeren deutschen Truppenmacht, die den Kämpfen am Waterberg vorausging, machte es doppelt wünschenswert, auch in Südangola militärische Macht zu zeigen. Eile schien geboten, wenn man nicht zu spät kommen wollte. Es fehlte aber an Vorbereitungen

---

*) Die Friedensbesatzung von Angola besteht aus:

Infanterie:	1 Europäer-Kompagnie	= 70 Europ.,	— Eingeb.
	1 Straf-Bataillon zu 3 Europäer- und 1 Eingeborenen-Kompagnie	Stärke wechselnd	
	16 Eingeborenen-Kompagnien, zusammen	= 240 Europ.,	1650 Eingeb.
	2 gemischte Kompagnien zu je 2 Infanterie-Zügen, zusammen . . . . (außerdem 1 Zug Gebirgsartillerie bei jeder Kompagnie, s. unten.)	= 25 „ ,	160 „
Kavallerie:	1 Eskadron Dragoner	= 90 „ ,	20 „
Artillerie:	2 Züge Gebirgsartillerie bei den gemischten Kompagnien (s. oben), zusammen	= 50 „ ,	30 „
	2 gemischte Batterien zu je 2 Zügen Gebirgs- und 1 Zug Festungsartillerie, zusammen	= 80 „ ,	30 „
Polizeikorps	. . . .	= 110 „ ,	30 „
	ohne Straf-Bataillon:	665 Europ.,	1920 Eingeb.

Der Rest verteilt sich auf Stäbe, Verwaltung und Musikkorps.



und an Geld zu einer größeren Unternehmung. Der Gegner wurde unterschätzt, und die wenigen warnenden Stimmen verhallten ungehört.

Von den im Lande stehenden Streitkräften war nur ein Teil gegen die Ovambos verfügbar. Er reichte allein nicht aus, und man verstärkte ihn darum durch Neuformationen und eine Kompagnie aus Mozambique.

Im ganzen sollten 1800 Mann Feldtruppen bereitgestellt werden, doch kam man nur auf etwa 1500 Mann, die sich aus sehr verschiedenartigen, meist militärisch nicht vollwertigen Truppen zusammensetzten; 550 Mann waren Europäer, davon 170 eben erst aus der Heimat angekommene Freiwillige, und 150 Soldaten des Straf-Bataillons. Von den farbigen Truppen galt die Mozambique-Kompagnie als die beste, einige neu aufgestellte Angola-Kompagnien als ganz minderwertig, da sie kaum ausgebildet waren.

Nur etwa 300 weiße Mannschaften waren annähernd modern bewaffnet; sie führten 8 mm-Kropatscheck-Gewehre (Röhrenmagazin mit neun Patronen), alle anderen alte Snyder-Einzellader aus den sechziger Jahren, also eine schlechtere Waffe als das in Händen vieler Ovambos befindliche Henry-Martini-Gewehr. Die Artillerie hatte sechs alte Geschütze, zu denen aber passende Munition fehlte. Außer einer Eskadron Dragoner, die auf neu angekauften Maultieren beritten war, bestand das Expeditionskorps nur aus Fußtruppen.

Führer war der Gouverneur des Distriktes Huilla, Ingenieurhauptmann Aguiar. Er hatte nie größere Abteilungen befehligt und ist anscheinend nur durch seine Stellung als Gouverneur in dem Operationsgebiete zu dem verantwortungsvollen Posten eines militärischen Führers gekommen.

Bis Mitte September gelang es, den größten Teil des Expeditionskorps an der Grenze des Ovambo-Landes bei Humbe zu vereinigen. Die Mozambique-Kompagnie fehlte aber noch, und die Sicherung der Etappenlinie, sowie Abgaben für Postierungen längs des Kunene schwächten die Feldtruppen weiter, so daß Hauptmann Aguiar schließlich am 19. September mit nur 1020 Mann, 6 Geschützen und 30 Wagen am Kunene anlangte. Der Übergang wurde vom Gegner nur durch ein wenig wirksames Feuer beunruhigt.

Die Maßnahmen des Führers sind nach dem, was man bisher über sie erfahren hat, schwer zu verstehen. Seit dem 20. September lagerte die Abteilung im Viereck am Flußufer im Gebiete der Kuamatos. Der Gegner belästigte das Lager mehrfach durch einzelne Schützen, besonders sobald durch Hornsignale zu den Mahlzeiten gerufen wurde. Die Portugiesen antworteten jedesmal mit einem vermutlich wirkungslosen Infanterie- und Artillerie-Massenfeuer, das ohne Ziel in den Busch hinein abgegeben wurde und viel Munition kostete. Am 23. September unternahm Hauptmann Aguiar eine Erkundung mit 300 Mann, einem Drittel seiner Truppen. Er ging 5 km weit vor, ohne auf Widerstand zu stoßen, und kehrte dann zurück. In ähnlicher Weise

entsandte er am 25. September den Hauptmann Pinto d'Almeida mit 500 Mann und zwei Geschützen, also der Hälfte aller Truppen. Er sollte den Weg für den Weitermarsch erkunden und dann wieder zurückkehren.

Diese Erkundungsabteilung war aus Teilen aller Kompagnien zusammengesetzt. Führer und Mannschaften kannten einander nicht, was bei Eingeborenen-Truppen besonders ungünstig ins Gewicht fällt. Jeder Mann sollte 120 Patronen mitnehmen; dieser Befehl ist aber wahrscheinlich von vielen nicht befolgt worden.

8 km vom Lager wurde die Abteilung Vormittags auf einer Lichtung beschossen. Sie erwiderte das Feuer sofort und wehrte im Viereck zunächst alle Angriffe ab. Eine Attacke, die der Dragoner-Zug in den Busch hinein zu reiten versuchte, scheiterte völlig, zumal sich die Maultiere dazu als ganz ungeeignet erwiesen. Die beiden Geschütze kamen kaum zu Schuß, da die Munition nicht paßte. Auch ein Vorstoß der Mannschaften des Straf-Bataillons konnte der von beiden Flanken umfaßten Abteilung keine Luft schaffen. Die ungenügend ausgebildeten und an keine Feuerdisziplin gewöhnten Truppen verschossen ihre Patronen leichtfertig. Daher trat schon nach etwa anderthalbstündigem Gefecht Munitionsmangel ein, und der Führer befahl den Rückzug. Dieser Befehl führte zu völliger Auflösung des Vierecks, in das der Gegner eindrang; mit Speer und Keule machte er die Hälfte der Abteilung nieder. Der Rest rettete sich in regelloser Flucht und erreichte Mittags wieder das Lager.

Dort hatte Hauptmann Aguiar das Schießen gehört. Er hielt aber eine Gefahr für ausgeschlossen und glaubte an einen Sieg, als das Feuer langsam verstummte. Ein Versuch, zu erfahren, was vorgehe, ist anscheinend überhaupt nicht gemacht worden. Die ankommenden Flüchtlinge brachten die erste Nachricht über das Gefecht und seinen Ausgang. Jetzt brach eine völlige Panik aus. Das Lager wurde sofort abgebrochen, und man ging auf das rechte Kunene-Ufer zurück.

Mit dieser Niederlage fanden die Unternehmungen des Jahres 1904 ihr Ende. Von 1000 Mann, die den Kunene überschritten hatten, waren 259 tot und 50 verwundet. 200 hatten sich zwar der Katastrophe durch die Flucht entzogen, waren jedoch in ihrem moralischen Halt so erschüttert, daß an eine Verwendung zunächst nicht wieder gedacht werden konnte. Der Rest von 500 Mann aber war bisher nicht ins Gefecht gekommen; weitere 500 Mann standen westlich des Kunene verteilt, und eine Reserve von 700 Mann war in der Bildung begriffen. Es könnte daher auffallend erscheinen, daß jetzt schon auf jede weitere Unternehmung verzichtet wurde, aber es war doch wohl das Richtige. Die an und für sich nur lose gefügten Truppenkörper hatten durch die Niederlage alle Zuversicht verloren, und die neu angeworbenen Angola-Truppen liefen teilweise einfach auseinander. An eine sofortige Wiederaufnahme der Operationen war also nicht zu denken, und Ende Oktober hörte aus klimatischen Rücksichten die Möglichkeit auf, weiße Truppen zu verwenden. So war man zufrieden, vom Gegner in Ruhe gelassen zu werden.

Tatsächlich gingen die Ovambos auch nicht zum Angriff über. Sie begnügten sich mit dem erreichten Erfolge. Zwei Geschütze und etwa 400 Gewehre sollen ihnen beim Kampfe in die Hände gefallen sein und angeblich noch weitere Gewehre und zahlreiche Munition, die auf stehengebliebenen Wagen verpackt waren. Moralisch und materiell waren sie gestärkt für neuen Widerstand.

Die Portugiesen haben aus diesen Ereignissen die richtige Lehre gezogen, daß man koloniale Unternehmungen nicht überstürzen darf, sondern daß gründliche Vorbereitung nötig ist, auch wenn dadurch zunächst scheinbar Zeit verloren wird. Nach diesen Erfahrungen haben sie seitdem gehandelt, und sie wären so wohl schon 1905 zu einem entscheidenden Erfolge gekommen, wenn nicht Geldmangel und innerpolitische Verhältnisse immer wieder hemmend in den Weg getreten wären.

1905.

Den Gedanken, bis zum Frühjahr 1905 bedeutende Verstärkungen, 4000 bis 5000 Mann, aus der Heimat heranzuziehen, ließ man bald wieder fallen. Die Hereros waren inzwischen niedergeworfen, die Masse der deutschen Truppen war zum Hottentotten-Feldzuge abgezogen, und damit hatte die Ovambo-Frage ihre Dringlichkeit verloren. Man ließ sich Zeit zu neuem Vorgehen und war vorübergehend wohl sogar geneigt, ganz darauf zu verzichten.

Hauptmann Roçadas vom Generalstabe wurde zum Gouverneur des Distriktes Huilla ernannt. Der spätere Erfolg hat bewiesen, daß man den richtigen Mann gewählt hatte. Er zeigte sich den vielseitigen und schwierigen Aufgaben, die an ihn herantraten, durchaus gewachsen, und wohl ihm in erster Linie ist es zu danken, daß die Offensive schließlich überhaupt wieder aufgenommen wurde.

Zunächst hatte die Niederlage eine Zunahme der allgemeinen Unsicherheit auch auf dem rechten Kunene-Ufer und bis gegen Lubango hin zur Folge gehabt. Die 16. Eingeborenen-Kompagnie wurde im März 1905 bei Gambos überfallen, floh in gänzlicher Auflösung und ließ zahlreiche Waffen in Händen des Feindes. Im August kam es am oberen Kunene bei Kakonda zu einem anderen Zusammenstoß mit plündernden Horden.

Die Wiederherstellung der Sicherheit auf dem rechten Kunene-Ufer bildete somit die erste Aufgabe. Erst nachdem auf diese Weise das Etappengebiet gesichert war, wollte Hauptmann Roçadas erneut gegen die Ovambos vorgehen.

Im ganzen verfügte er 1905 über rund 700 Mann Feldtruppen. Den Kern bildeten weiße Soldaten und eine Mozambique-Kompagnie. Eingeborene Angola-Truppen wurden fast nur zu Besatzungszwecken verwendet. Etwa 1000 freiwillige Hilfsmannschaften der Eingeborenen-Stämme und 70 Buren begleiteten die Feldtruppe. Mit diesen Kräften hat Hauptmann Roçadas die portugiesische Herrschaft auf dem rechten Kunene-Ufer ohne nennenswerte Kämpfe wiederhergestellt und durch Anlage der neuen befestigten Posten Mulondo und Donguena gesichert.

Schon bei diesen Unternehmungen zeigen sich wesentliche Fortschritte gegen 1904.



Sämtliche weiße Mannschaften waren inzwischen mit dem Kropatscheck-Gewehr ausgerüstet worden, und die regulären Eingeborenen hatten statt der schlechten Snyder-Gewehre neu angekaufte Henry-Martini-Gewehre erhalten. Die Artillerie wies allerdings dieselben Mängel wie 1904 auf. Bei Mulondo, das einzige Mal, wo sie zur Tätigkeit kam, versagten beide mitgeführten Kanonen nach wenigen Schüssen.

Die Verpflegung war, für die einzelnen Operationsabschnitte verteilt, in den befestigten Plätzen Gambos, Humbe und Quiteve im voraus bereitgelegt. Zur Erleichterung des Nachschubes von Mossamedes über die Durststrecke bis zum Schella-Gebirge hatte man den Bau einer Feldbahn von 60 cm Spurweite (derselben Spur wie Swakopmund—Windhuk und Swakopmund—Otawi) in Angriff genommen, doch schritten die Arbeiten nur sehr langsam vorwärts.*)

1906. Für 1906 war der entscheidende Schlag geplant. Man wollte endgültig die portugiesische Herrschaft im Ovambo-Lande aufrichten. 4500 Mann, darunter 2000 Europäer, sollten dazu verwendet werden. In der Heimat, wie in Angola waren die Vorbereitungen schon in vollem Gange; eine Batterie Rohrrücklaufgeschütze von Ehrhardt, Telegraphen- und Lichtsignalgerät, ein Fesselballon und Lastkraftwagen waren bestellt und zum Teil auch schon beschafft. Der Bahnbau war bis zum Kilometer 41 fortgeschritten. Die europäischen Truppen versammelten sich in Lissabon zur Einschiffung. Da wechselte das Ministerium, und die Unternehmung, für deren Vorbereitung schon etwa 4 Millionen Mark verausgabt waren, wurde wieder aufgegeben.

Der Plan, alle Ovambo-Stämme auf einmal durch einen Feldzug niederzuwerfen, ist seitdem nicht wieder aufgenommen worden. Man hat sich entschlossen, die Frage durch allmähliches Vorschieben von Militärposten zu lösen und sich im übrigen auf eine Bestrafung des Kuamato-Stammes zu beschränken, in dessen Gebiet der Überfall von 1904 stattgefunden hatte. Zunächst sollten dazu eine Reihe weiterer Posten am Kunene und am Kubango angelegt werden, um das Ovambo-Gebiet nach allen Seiten abzuschließen.

Indes auch für diese beschränkte Aufgabe wurden die Truppen in Südangola wesentlich verstärkt durch Errichtung einer zweiten Europäer-Kompagnie, einer zweiten Dragoner-Eskadron und von zwei neuen Eingeborenen-Kompagnien. Die letzteren lösten sich allerdings durch Massendesertionen zunächst fast vollständig wieder auf. Im ganzen verfügte Hauptmann Roçadas 1906 aber doch über rund 1800 Mann, darunter 800 Weiße, mit acht Geschützen und fünf Maschinengewehren. Ein großer Teil dieser Truppen war mit der Eigenart des Geländes und der Kriegführung vertraut, da er noch vom Jahre 1905 her am Kunene stand.

Zu größeren Unternehmungen kam es jedoch auch 1906 nicht. Am Kubango

*) Von 1905 bis Ende 1908 wurden nach und nach 126 km fertiggestellt. Der Bau unserer fast fünfmal so langen und über schwieriges Gelände führenden Otawi-Bahn nahm weniger Zeit in Anspruch.

geschah, soweit bekannt, überhaupt nichts, und am Kunene begnügte man sich, bei Humbe den Posten Mozambique und gegenüber auf dem anderen Kunene-Ufer die Feste Roçadas anzulegen. Beide wurden durch eine Brücke miteinander verbunden. Auf dem Flusse, der von Mulondo bis Donguena schiffbar ist, wurde ein Dampfboot stationiert. Mit dem Gegner kamen nur einzelne vorgeschobene Abteilungen in Berührung.

Skizze 15.

Gleichzeitig versuchten die Portugiesen durch Unterhandlungen die Ovambo-Stämme voneinander zu trennen und sich mit einzelnen friedlich abzufinden. Der schon 1905 bei den Evales unternommene Versuch war zwar mißglückt, doch wiederholte man ihn trotzdem 1906 bei den Kuanjamas, dem mächtigsten und zahlreichsten der Stämme. Die Portugiesen erreichten einige Zusicherungen — unter anderem die Erlaubnis zur Anlage eines Militärpostens nahe der deutschen Grenze —, die jedoch, soweit bekannt, bisher nicht eingelöst worden sind. Der Hauptzweck der Unterhandlungen aber, die einzelnen Stämme voneinander zu trennen, ist zum mindesten nur sehr unvollkommen erreicht worden, denn 1907 traten den Portugiesen in den ersten Gefechten wieder Angehörige fast aller Stämme entgegen.

Mit den Unterhandlungen war beidemal der Chef des Stabes betraut worden. Er sollte als Nebenzweck über Land und Leute Nachrichten sammeln, deren gänzliches Fehlen sich sehr fühlbar machte.

1907.

1907 waren volle drei Jahre vergangen, ohne daß die Niederlage von 1904 gesühnt worden wäre. Die Bestrafung der Kuamatos und die Wiederherstellung der portugiesischen Waffenehre in Afrika blieb so der Diktatur João Francos vorbehalten. Den Anstoß aber gab Hauptmann Roçadas, der dazu selbst nach Lissabon reiste.

Er besaß infolge der Unternehmungen von 1905 und 1906 das Vertrauen der Regierung und des Landes. Hatte er doch den gefährdeten Posten am Kunene zwei Jahre hindurch mit geringen Mitteln behauptet und sogar an einzelnen Punkten die portugiesische Herrschaft neu aufgerichtet. Wohl nur das Fehlen ausreichender Kampfmittel war schuld, daß ihm bisher größere Erfolge versagt geblieben waren.

Diese Mittel wurden Hauptmann Roçadas 1907 seinem Vorschlage entsprechend bewilligt. Er selbst behielt den Oberbefehl, obgleich die Truppenstärke so anwuchs, daß man sonst wohl einen Obersten mit der Führung betraut haben würde. Indes man gab hier, wie sich gezeigt hat, mit Recht dem als tüchtig anerkannten und mit den Verhältnissen vertrauten Kolonialoffizier den Vorzug vor einem neu aus der Heimat zu entsendenden höheren Vorgesetzten.

Der Führer ging sofort an die Vorbereitung der Expedition und nutzte dabei die Erfahrungen der Vorjahre nach Kräften aus.

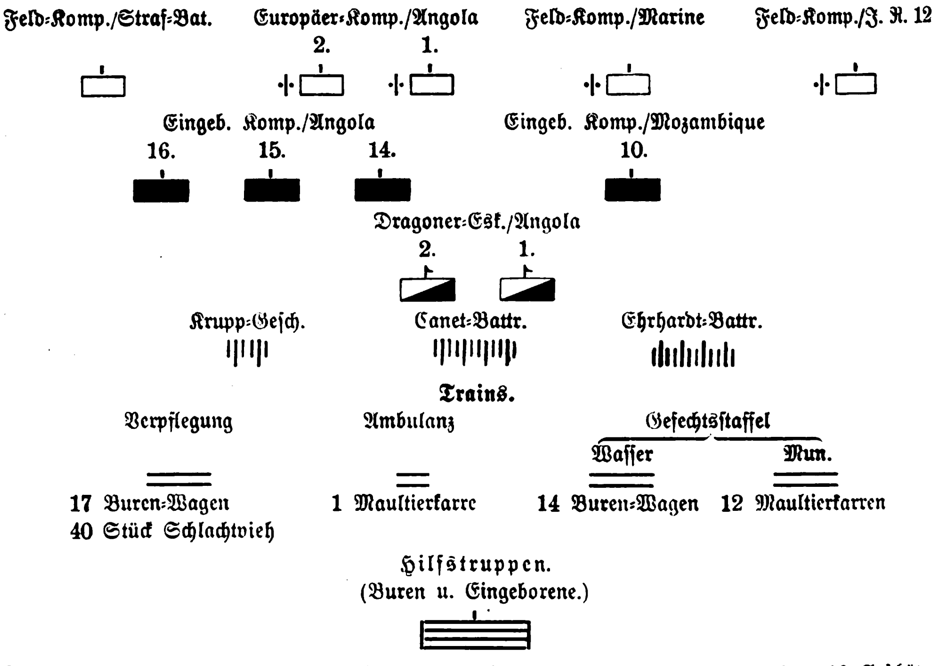
Die Kuamatos hatten gerade jetzt — im Februar 1907 — sogar Angriffe auf die Feste Roçadas versucht. Nun sollten auch in ihrem Lande befestigte Militärposten angelegt werden. Das in Betracht kommende Gebiet stößt bei Humbe an den Kunene



und hat eine Längen- und Breitenausdehnung von je etwa 100 km. Man unterscheidet Klein-Kuamato mit der Hauptwerft Moghogo und südlich davon Groß-Kuamato mit der Hauptwerft Naloëque. Über dieses räumlich eng begrenzte Gebiet wollte man vorläufig nicht hinausgehen und hoffte, daß die Kuanjamas, mit denen man im Vorjahre verhandelt hatte, und auch die anderen Ovambo-Stämme dann vielleicht dem Kampfe fernblieben. Doch wurde die Truppe richtigerweise so stark gemacht, daß sie auch für den Kampf gegen alle vereinigten Stämme ausreichte. Dabei legten Wasser- und Weideverhältnisse keine Beschränkung in der Bemessung der Stärke auf; auch für den Vormarsch von mehreren 1000 Mann auf einem Wege war Mangel nicht zu befürchten.

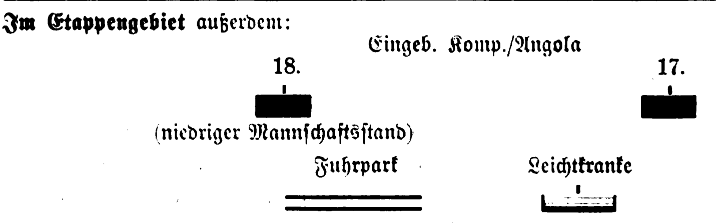
Kriegsgliederung der Truppen in Südangola 1907.

Führer: Hauptmann **Roçadas** v. Gen. St., Gouverneur von Huilla.
Chef d. St.: Hauptmann E. Marques.



Feldtruppen zusammen rund 2400 Mann, 300 Pferde und Maultiere, 700 Ochsen, 10 Geschütze, 4 Maschinengewehre, 31 Buren-Wagen, 13 Maultierkarren.

Im Etappengebiet außerdem:



Für die Operationen wurden in erster Linie Angola-Truppen bestimmt, außerdem eine Infanterie- und eine Marine-Kompagnie aus der Heimat und eine Kompagnie aus Mozambique. Dazu kamen eingeborene Hilfstruppen, so daß der Führer im ganzen auf 2900 Mann, davon die Hälfte Weiße, mit zehn Geschützen und vier Maschinengewehren rechnete. Diese Stärke ist allerdings später nicht ganz erreicht worden.

Die aus der Heimat neu herangezogenen Mannschaften bestanden aus Freiwilligen des Heeres und der Marine. Sie waren vor der Ausreise zu vierwöchiger besonderer Ausbildung zusammengezogen, die in Angola von Ende Juni bis Ende August durch einzelne weitere Übungen ergänzt wurde. So erreichte man, daß die neuen Truppen den alten annähernd gleichwertig waren. Die Brauchbarkeit der eingeborenen Angola-Truppen hatte sich ebenfalls gegen früher gehoben. Allerdings wurden sie auch jetzt vorwiegend auf den rückwärtigen Verbindungen und zu Stationsbesatzungen verwendet.

Die Ausrüstung war im wesentlichen dieselbe wie im Vorjahre. Die Masse der Truppen war unberitten, und nur die europäischen Soldaten führten moderne Hinterlader. Der Mann hatte 120 Patronen bei sich, und weitere 130 befanden sich für jedes Gewehr auf den Wagen. Eine Neuerung war, daß jeder Mann zwei leere Sandsäcke, und jeder dritte einen Spaten trug, um jederzeit rasch Deckungen herstellen zu können. Im übrigen bestand die Ausrüstung während der Unternehmungen aus einem Khakianzug, einer Art Schutztruppenhut, Lederzeug mit zwei Patronentaschen, Zeltbahn und Mantel, die gerollt über die Brust getragen wurden, Feldflasche und zwei, später drei Konservenportionen, die kalt gegessen werden sollten. Kochgeschirre wurden auf den Wagen mitgeführt, da während der Operationen nur jeden zweiten oder dritten Tag abgekocht werden sollte. Neu war auch die Zuteilung von je einem Maschinengewehr an die europäischen Kompagnien. Eine der Dragoner-Eskadrons war auf argentinischen Pferden beritten gemacht und mit Lanzen ausgerüstet worden. Bei der Artillerie waren vier 7,5 cm-Gebirgsgeschütze von Ehrhardt hinzugekommen, die mit Rohrrücklauf und Schutzschilden versehen, das einzige wirklich brauchbare und zeitgemäße Geschützmaterial in Angola darstellten. An Munition wurden für jedes Geschütz 170 bis 200 Schuß mitgeführt. Schließlich sollten noch zwei Scheinwerfer aus der Feste Roçadas mitgenommen werden und zur Beleuchtung der Umgebung des Lagers bei Nacht dienen. Moderne Nachrichtenmittel standen dagegen nicht zur Verfügung.

Größte Sorgfalt widmete Hauptmann Roçadas dem Etappenwesen. Die Eisenbahn von Mossamedes hatte inzwischen Kilometer 73 erreicht. Von da mußten 400 km bis zur Feste Roçadas, dem Ausgangspunkt der Operationen, mit Ochsenwagen zurückgelegt werden. Dieser Weg, an dem eine Reihe befestigter Militärstationen lag,

konnte als sicher gelten; daher waren größere Transportbedeckungen hier nicht erforderlich. Um aber aller Sorgen für einen geregelten Verpflegungsnachschub überhoben zu sein, entschloß sich Hauptmann Roçadas, im voraus am Kunene die Verpflegung für das ganze Expeditionskorps für drei Monate, die durch das Klima bedingte Höchstdauer der Operationen, und außerdem Proviant für die Stationsbesatzungen auf sechs Monate bereitzulegen. Die Transporte begannen schon im April. Wegen des Mangels an Fuhrpark gelang es aber doch nicht, die beabsichtigte Verpflegungsmenge bis zum Beginn der Operationen vollständig heranzuschaffen, da die anfangs beabsichtigte Verwendung von Lastkraftfahrzeugen später unterblieb. Noch mehr als die Wegeverhältnisse werden dabei die Beschaffungskosten mitgesprochen haben.

Der Anmarsch der Truppen vom Eisenbahnendpunkte bis zum Kunene war gut vorbereitet. Auf fünf Hauptstationen an der Marschstraße lagerte Proviant. Vorausgesandte Kommandos bereiteten in den Nachtquartieren die Mahlzeiten für die nachfolgende Truppe. Diese marschierte kompagnieweise täglich etwa 20 km. Die weißen Truppen wurden zugweise abwechselnd auf Wagen befördert. Da die neu aus der Heimat Herangezogenen größtenteils ältere Leute, über 25 Jahre alt, waren und seit Ende Juni, also fast zwei Monate, Zeit gehabt hatten, sich einzugewöhnen, so gelang die Versammlung aller verfügbaren Truppen bei der Feste Roçadas am Kunene ohne nennenswerte Marsch- oder Krankheitsverluste.

Am 26. August konnte der Vormarsch in das Kuamato-Gebiet mit rund 2400 Mann (Zahl der Gewehre in der Front 1500), zehn Geschützen und vier Maschinengewehren, 300 Pferden und Maultieren und 700 Ochsen angetreten werden. Der Rest der Truppen wurde zu Stationsbesatzungen verwendet.*)

In einem vorher festgelegten Operationsplane hatte Hauptmann Roçadas in Aussicht genommen, zunächst in gerader Richtung auf Moghogo, die Hauptwerft von Klein-Kuamato, vorzumarschieren. Es sollte dabei ganz langsam unter Anlage mehrerer befestigter Militärposten vorgegangen werden. Das etwa 50 km entfernte Moghogo dachte man in solcher Weise in etwa einem Monat zu erreichen. Dieser Plan wurde auch durchgeführt.

In taktischer Hinsicht lehnte man sich an die Beispiele englischer und französischer Kolonialkämpfe an. Man marschierte und lagerte stets in Gefechtsform.

Textskizze Seite 307

Für den Marsch wurden drei Parallelkolonnen mit je 100 m Zwischenraum gebildet. Von ihnen bestanden die Seitenkolonnen nur aus Infanterie und Kavallerie, die mittlere in der Hauptsache aus Artillerie und Fahrzeugen. Die Gesamtlänge betrug etwa 1200, die Breite 200 m. Am Anfang jeder einzelnen Kolonne schlugen Pioniere den Weg durch den Busch.

*) Kriegsgliederung Seite 289.

Sicherheitspatrouillen, fast nur aus eingeborenen Hilfstruppen zusammengesetzt, umgaben die marschierende Truppe. Eine Fernaufklärung fehlte gänzlich; die Masse der Kavallerie hielt sich in der Mitte der Kolonne und diente als Wagenbedeckung.

Über offenes Gelände wurde im Viereck marschiert. (Textskizze Seite 308.) Dabei bildeten die sonstigen Seitenkolonnen die Flanken, die mittlere Kolonne die Front und die Rückseite. Kavallerie, Artillerie und Fahrzeuge befanden sich im Innern.

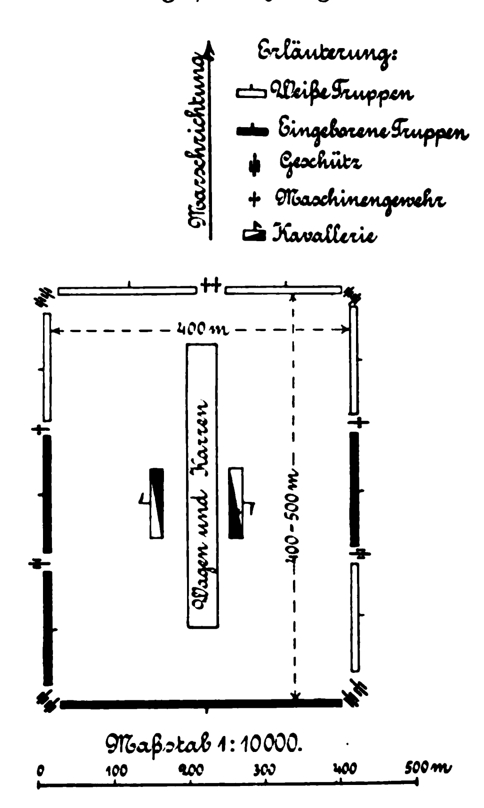
Diese Formation war gleichzeitig für den Kampf und für die Ruhe bestimmt. Die Seiten bestanden dann aus Schützenlinien mit ein bis zwei Schritt Zwischenraum von Mann zu Mann und hatten eine Breite von 400 bis 500 m. Die Geschütze wurden auf die Eckpunkte verteilt. Zum Angriff setzten sich das ganze Viereck oder einzelne Teile in der Richtung auf den Feind in Bewegung.

In der Verteidigung sollten sich die Schützen sobald als möglich mit Hilfe von Spaten und Sandsäcken Deckung schaffen. Für die Ruhe wurde jedesmal ein regelrechter Schützengraben rings um das Lager ausgehoben. Außerdem mußte nachts ein Drittel jeder Kompagnie wachen, von 4⁰ Morgens ab stets alles gefechtsbereit sein.

Eine Ausnutzung der Feuerwaffe in unserem Sinne fehlte fast vollständig. Für

Ausnahmefälle war Einzelfeuer der besseren Schützen vorgesehen, sonst wurden zugweise Salven abgegeben, oft sogar in geschlossener Ordnung knieend oder stehend.

Diese Kampfformen waren wohl hauptsächlich veranlaßt durch das geringe Vertrauen des Führers zur Feuer- und Gefechtsdisziplin der Truppe, besonders der Eingeborenen. Jedenfalls lassen sie sich nur dadurch einigermaßen rechtfertigen. 1904 hatte eben gelehrt, daß für die eigene Truppe Munitionsmangel das Gefährlichste ist. Es kam hinzu, daß Hauptmann Roçadas den Gegner kannte und daher seine Feuerwirkung nicht hoch einschätzte.



Der Vormarsch führte am zweiten Tage, dem 27. August, zum Zusammenstoß mit dem Gegner. Es erschienen Krieger von allen portugiesischen Ovambo-Stämmen, mit Ausnahme der Evales. Im ganzen sollen es 20 000 bis 25 000 Mann gewesen sein. Davon hatten 7000 mit guten Gewehren (Henry-Martini-, Snyder- und portugiesischen Armee-Gewehren) bewaffnete Krieger die Ränder einer Lichtung besetzt, die etwa 2 km lang und 1½ km breit war. Die Schützen hielten sich im Busch hinter Baumstämmen und Termitenhügeln versteckt und hatten sich teilweise sogar in den Kronen der Bäume eingenistet. Hinter ihnen standen Reserven ohne Gewehr. Ein starker Trupp lauerte im Rücken der portugiesischen Kolonne.

Diese war durch die eingeborenen Nahaufklärer rechtzeitig von der Anwesenheit des Gegners unterrichtet und ging beim Betreten der Fläche in Gefechtsformation über, indem sie, wie oben geschildert, ein Viereck bildete. Erst als fast die ganze Abteilung den Wald verlassen hatte, eröffnete der Gegner das Feuer, und zwar zunächst nur auf das Ende der Wagenreihe. Hier richtete er einige Verwirrung an, doch gelang es, unter dem Schutze abgesessener Dragoner das Viereck richtig herzustellen. Mit knieend abgegebenen Infanterie-Zugsalven und Artillerie- und Maschinengewehrfeuer wurde nun der Busch mit wechselndem Visier abgestreut, um den unsichtbaren Feind zu vertreiben. Da das nicht gelang, versuchte man es mit Vorstößen einzelner Kompagnien und schließlich mit einer Attacke der Kavallerie in den Busch hinein.

Der Gegner wich dem Stoße jedesmal aus, erschien aber von neuem, sobald die Truppen wieder auf ihren Platz im Viereck zurückgingen. Da weitere Vorstöße bis um Mittag keinen Erfolg brachten, begannen die Portugiesen schließlich sich einzugraben. Nur die Kavallerie ritt noch eine größere Streife in den Busch. Dabei sollen besonders die mit Lanzen bewaffneten Reiter dem Feinde Furcht eingeflößt haben. Erst gegen Abend verstummte das Feuer vollständig, und am folgenden Morgen war nichts mehr vom Gegner zu spüren.

Dieses erste Gefecht war das schwerste des ganzen Feldzuges: es hatte etwa zehn Stunden gedauert und den Portugiesen 19 Tote und 70 Verwundete gekostet. Wenn man in Betracht zieht, daß der Gegner aus angeblich 7000 Gewehren das auf freiem Felde knieende Viereck stundenlang beschoß, so müssen diese Verluste, 3,75 v. H. der Gesamtstärke, als sehr gering bezeichnet werden.*) Auch die Reiter hatten bei ihrer zweimaligen Attacke in den Busch hinein kaum Verluste. Zu erklären ist das alles nur mit der sehr geringen Schießfertigkeit des Gegners.

Seine Verluste sind nicht bekannt geworden, da er Zeit hatte, Tote und Verwundete fortzuschaffen. Die Portugiesen schätzen sie mit 2000 Mann wohl reichlich hoch.

Anscheinend hatten die Ovambos mit Sicherheit auf einen großen Erfolg gerechnet. Der Kampf von 1904 schwebte ihnen dabei vor Augen. Daher hat die völlige Erfolglosigkeit des mit Ungestüm und unter Aufbietung aller Kräfte unternommenen ersten Versuches ihren moralischen Halt und ihre Angriffskraft erheblich geschwächt, und sie haben in keinem der nachfolgenden Gefechte mit nur annähernd gleicher Ausdauer und Zähigkeit gefochten.

Am Tage nach dem Gefecht erreichte die portugiesische Kolonne unter leichtem Geplänkel Aukonga. Dort wurde, etwa 11 km vom Kunene, mit der Anlage des ersten befestigten Militärpostens begonnen, und ein großes Magazin errichtet. Dieses konnte man jetzt, kurz nach der Ernte, zum kleinen Teil wenigstens aus verlassenen Vorräten der Eingeborenen füllen. Die Masse des Proviants aber wurde unter starker Bedeckung, zwei Kompagnien, zwei Eskadrons und Artillerie, von der Feste Roçadas herangeschafft. Darüber vergingen im ganzen etwa zwei Wochen, in denen die Bewegungen ruhten.

Auf die Verpflegungstransporte haben die Ovambos keinerlei Angriffe gemacht. Sie hatten entweder ihre Bedeutung noch nicht erkannt, oder erfuhren nicht rechtzeitig, was vorging. Das von den Portugiesen einmal durchschrittene Gebiet war und blieb völlig frei vom Feinde.

*) Die deutschen Truppen verloren in den größeren Gefechten in Südwestafrika trotz besserer Geländeausnutzung und lichter Schützenlinien bedeutend mehr: gegen die Hereros am 3. April 1904 bei Okaharui 12 v. H., am 11. August 1904 bei Waterberg 5 v. H.; gegen die Hottentotten am 2. bis 4. Januar 1905 bei Groß-Nabas 32 v. H., am 10. März 1905 bei Aob 33 v. H.



In unmittelbarer Nähe des Lagers fanden dagegen einige kleinere Gefechte statt. Einmal versuchte der Gegner, auf das Lager einen nächtlichen Angriff zu machen, hatte aber keinen Erfolg. Ein andermal, am 4. September, geriet eine portugiesische Abteilung von 1200 Mann bei einem der Vorstöße, um Eingeborenenwerften zu zerstören, in eine schwierige Lage. Indem die Kompagnien, nach Hornsignalen abwechselnd, zurückgingen und wieder hielten, um stehend Zugsalven abzugeben, erreichten sie unter verhältnismäßig geringen Verlusten das Lager wieder. Der Gegner war gefolgt, räumte dann aber die nähere Umgebung.

Nachdem schließlich noch telegraphische Verbindung mit der Feste Roçadas hergestellt war, setzte die Kolonne am 11. September, nach im ganzen zweiwöchigem Aufenthalt, den Vormarsch fort. Eine Eingeborenen-Kompagnie und eine Eskadron blieben als Besatzung in Aukonga.

Schon am 13. September stieß man bei Damequero auf erneuten Widerstand. Der Feind machte aus dem Busch heraus einen Feuerüberfall, wich aber zurück, als die Kolonne im Viereck vorrückte und, ähnlich wie beim Rückzuge am 4., nach Hornsignalen abwechselnd Salven abgab. Eine Attacke der Lanzenreiter und das Feuer der Ehrhardt-Geschütze vertrieben den Gegner endgültig. Immerhin hatten die Portugiesen einen Verlust von 37 Mann.

Bei Damequero wurde in derselben Weise wie bei Aukonga ein befestigter Posten angelegt, und erst am 21. September marschierte Hauptmann Roçadas auf Moghogo weiter. Nur dicht vor dieser Werft fand er an einer Wasserstelle noch leichten Widerstand. Am 22. erreichte er Moghogo, die Hauptwerft von Klein-Kuamato, die wider Erwarten vom Feinde überhaupt nicht verteidigt wurde. Es ist möglich, daß sich dieser klar darüber war, wie wenig solche Verschanzungen gegen Artilleriefeuer schützen, und wie zwecklos daher die Verteidigung sein würde. Die Werft war von den Bewohnern verlassen und — wohl um die Vorräte zu vernichten — angezündet worden. Auch hier begannen die Portugiesen sofort mit dem Bau einer Feste, die zu Ehren des Kronprinzen Feste Dom Louis de Braganza genannt wurde.

Der erste und schwierigste Teil des Feldzuges war beendet. Nach zwölftägiger Ruhe wandte sich die Kolonne gegen das nur etwa 10 km entfernte Naloéque, den Häuptlingssitz von Groß-Kuamato, und nahm diesen Platz, auch fast ohne Widerstand zu finden, am 4. Oktober. Hier wurde die vierte Feste erbaut.

Die militärischen Operationen fanden damit ihren Abschluß. Durch die Ankündigung, daß der Krieg beendet sei, gelang es Hauptmann Roçadas, sehr schnell wieder friedliche Verhältnisse herzustellen. Die Masse der Ovambos war froh, von der drückenden Knechtschaft befreit zu sein, in der sie ihre Häuptlinge bisher hielten. Wer sich stellte, wurde gut aufgenommen und reichlich beschenkt. Dafür sollte jeder einen Ochsen mitbringen und sein Gewehr abgeben. Inwieweit dadurch eine Ent-

waffnung gelungen ist, hat man nicht erfahren. Jedenfalls aber erscheint die portugiesische Herrschaft im Kuamato-Lande gesichert.

Die Portugiesen haben damit alles erreicht, was sie sich zunächst vorgenommen hatten. Die schwierige Aufgabe, an die man seit 1904 stets mit einer gewissen Sorge gedacht hatte, war gelöst, das Ansehen der portugiesischen Waffen wiederhergestellt. Die erfolgreiche Durchführung des Feldzuges verdankt Portugal in erster Linie dem tapferen und umsichtigen Führer. Trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten hat Hauptmann Roçadas mit unermüdlichem Eifer drei Jahre hindurch das Unternehmen vorbereitet und schließlich zu glücklichem Ende geführt. Daneben verdient die Tapferkeit der Truppen hervorgehoben zu werden; die portugiesischen Soldaten haben sich ihres guten Rufes aus früheren Kolonialkriegen würdig gezeigt und sich im Angriff wie in der Verteidigung gegen einen an Zahl weit überlegenen, meist unsichtbaren Feind bewährt. Im ganzen haben sie in dem anderthalb Monate dauernden Feldzuge 180 Mann oder 7,5 v. H. der Gesamtstärke im Gefecht verloren. Recht beträchtlich sollen außerdem die Abgänge durch Krankheiten bei den weißen Truppen gewesen sein. Zahlen sind darüber aber nicht bekannt geworden.

Erfahrungen.

Soweit sich aus den Kämpfen der Portugiesen gegen die Ovambos Erfahrungen von allgemeinerem Interesse ableiten lassen, sollen sie hier kurz zusammengestellt werden.

1. Es scheint erwiesen, daß sich die Ovambos in kriegerischen Eigenschaften, besonders im Gebrauch der Feuerwaffen und in der Beweglichkeit, mit Hereros und Hottentotten nicht messen können. Ihre Stärke liegt vielmehr ausschließlich in der Zahl.

2. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann darauf gerechnet werden, den Gegner auf dem Wege zur Hauptwerft anzutreffen. Ob er diese selbst gegen eine mit Geschützen auftretende Abteilung verteidigen wird, ist fraglich.

3. Die Unterwerfung sämtlicher Ovambos auf einmal ist von den Portugiesen seit 1904 aufgegeben worden. Die Grenze wurde gesperrt; man rückte allmählich vor, und das gewonnene Gebiet wurde sofort durch befestigte Militärposten gesichert. Dieses planmäßige Verfahren hat sich bewährt. Es braucht aber nicht notwendig mit so langsamem Vorgehen verbunden sein, wie es Hauptmann Roçadas 1907 anwandte, zumal wenn der Angreifer über starke berittene Infanterie verfügt.

4. Im Gegensatz zu 1904 war der Feldzug von 1907, soweit nicht Geldmangel Beschränkungen auferlegte, in jeder Richtung gründlich vorbereitet. Gelingt es nicht, Unruhen mit den vorhandenen Mitteln im Keime zu ersticken, so ist solche Vorbereitung stets geboten. Ein Hinausschieben des Vorgehens ist dann ungefährlicher und auch weniger kostspielig als übereiltes und nicht genügend vorbereitetes Einsetzen unzureichender Kräfte. Dabei hat Zeitverlust in kolonialen Kriegen schon an sich



nicht die Bedeutung wie in Europa, und was man durch Vorbereitungen scheinbar verliert, bringt der glattere Verlauf der Unternehmungen meist reichlich wieder ein.

5. Die Portugiesen verwendeten, wohl aus Sparsamkeitsrücksichten, fast ausschließlich Fußtruppen. Die Folge war, daß eine Verfolgung nie auch nur versucht werden konnte.

6. Die Verluste durch klimatische Erkrankungen waren beträchtlich, obgleich die Masse der weißen Truppen nur während der gesundesten Zeit vorübergehend im Ovambo-Lande war, und jede mögliche Vorsicht angewendet wurde. Für Nord-Europäer würden sich diese Verhältnisse noch wesentlich ungünstiger gestalten, da sie gegen das Tropenklima weniger widerstandsfähig sind.

Die Mitverwendung eingeborener Truppen ist daher geboten, und für dauernde Stationsbesatzungen kommen sie allein in Frage.

7. Es bestätigte sich die alte Erfahrung, daß eingeborene Truppen in ihrer Heimat-Kolonie, auch wenn von anderem Stamme als der Gegner, nur mit Vorsicht zu gebrauchen sind, und daß sie bei Mißerfolgen leicht ganz versagen. Diese Gefahr wird noch wachsen mit dem Ausbau der Verkehrsmittel, der unvermeidlich auch entfernt wohnende Stämme einander näher bringt.

8. Die nach unseren Begriffen veralteten Gefechtsformen haben nur insofern Interesse, als ihre erfolgreiche Anwendung Rückschlüsse zuläßt auf die mangelhafte Bewaffnung und geringe Schießfertigkeit des Gegners.

9. Ob es notwendig war, sich jeden Abend einzugraben, erscheint zweifelhaft. Bei einem nächtlichen Angriff brauchte man jedenfalls weniger Deckung gegen Feuer, als Hindernisse und Beleuchtung des Vorgeländes. Wie sich dafür die mitgeführten Scheinwerfer bewährt haben, ist nicht bekannt geworden.

10. Das Land liefert Weide und Wasser in ausreichender Menge. Auch lassen sich gelegentlich Vorräte der Eingeborenen für die Truppenverpflegung nutzbar machen.

11. Vorbildlich war die Regelung des Etappenwesens. Die Truppe führte Konserven für drei Tage mit sich, Magazine mit Vorräten für zwei Monate und länger wurden ihr unmittelbar nachgeschoben.

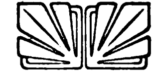
12. Das Nachrichten- und Verkehrswesen zeigt nichts Bemerkenswertes, da der Plan von 1906, Lastkraftwagen, Luftballons und andere technische Hilfsmittel zu verwenden, nicht ausgeführt wurde.

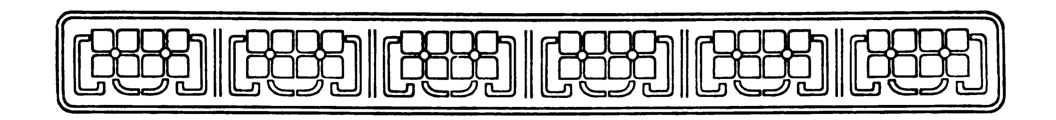
Gegenwärtige Lage im Ovambo-Lande.

Das Vorgehen der Portugiesen in Südangola hat vorläufig sein Ende gefunden. Über das eng begrenzte Gebiet der Kuamatos hinaus reicht ihre Herrschaft nicht. Dort aber sind etwa 500 Mann als Besatzung verblieben. Ein weiteres Vorgehen oder eine Bestrafung der anderen Stämme für die Unterstützung der Kuamatos ist zunächst nicht beabsichtigt. Man lebt in einer Art Waffenstillstand, der von beiden Seiten stillschweigend anerkannt wird. Auch der im Kuanjama-Gebiet nahe der

deutschen Grenze zugebilligte Militärposten ist noch nicht errichtet worden und wird es auch ohne neuen Feldzug kaum werden.

Die Masse der portugiesischen Ovambos ist also nach wie vor unabhängig. Portugal hält es vorläufig nicht für erforderlich, eine vollständige Unterwerfung der Stämme herbeizuführen. Es steht in dieser Frage auf demselben Standpunkte wie unsere Verwaltung in Südwestafrika, die sich erst kürzlich durch die Reise des Hauptmanns Franke mit den deutschen Stammeshäuptlingen und auch den — nur teilweise portugiesischen — Kuanjamas verständigt hat.





Neue Dienstvorschriften und Heeresausbildung der Japaner nach dem Kriege.

(Fortsetzung.)*)

Sommer-ausbildung. **Infanterie.**

Auch für die Sommerausbildung wird im voraus eine genaue Zeiteinteilung festgesetzt und sorgfältig innegehalten.

Im allgemeinen findet die Ausbildung der Kompagnien im April und Mai, die der Bataillone im Juni und Juli statt. Während der Monate August und September folgen die Regiments- und Brigadeübungen, letztere jedoch meistens nur dort, wo beide Regimenter in derselben Garnison stehen. Jeder Ausbildungsabschnitt schließt mit einer Besichtigung.

Außerdem werden im Sommer zwei unseren Frontmusterungen entsprechende Prüfungen des inneren Dienstes abgehalten. Bei der ersten besichtigt der Regiments-, bei der zweiten der Divisionskommandeur sehr eingehend Bekleidung und Ausrüstung, Diensträume und Mobilmachungsvorarbeiten. Ferner werden die Offiziere im Unterricht, Kriegsspiel und in der Bearbeitung taktischer Aufgaben geprüft.

Exerzieren.

Der Exerzierdrill tritt noch mehr als im Winter zugunsten einer rein feldmäßigen Ausbildung zurück. Es scheint, daß man das Exerzieren als Hilfsmittel der Disziplin bei der Willigkeit und dem ausgesprochenen Patriotismus des Ersatzes entbehren zu können meint. Eine gewisse Exerzierausbildung bringt der japanische Soldat überdies schon zur Truppe mit. Er erhält sie auf den Schulen durch ehemalige Offiziere und Unteroffiziere. Sogar Übungen mit Gewehr, Seitengewehr und Tornister finden an den höheren Lehranstalten statt.

Der sogenannte „kleine Dienst“ wird im Sommer auf das Notwendigste beschränkt, Übungen im Garnisonwachtdienst werden z. B. fast nie abgehalten. Von der für die Kompagnieausbildung bestimmten Zeit entfällt noch nicht ein Sechstel auf das Einzel-, Zug- und Kompagnieexerzieren. Griffe und Wendungen als selbständige Übungen kommen kaum vor. Bei den Bewegungen beschränkt man sich auf durchaus Notwendiges und übt nur die wenigen Grundformen und Übergänge. Die stets vor

*) V. Jahrgang. 1908. 3. Heft, Seite 511 bis 524.

ihren Zügen befindlichen Zugführer dürfen dabei Hilfen durch Zeichen oder leise Zurufe geben. Überhaupt wird beim formalen Exerzieren auf peinliche Gleichmäßigkeit und Genauigkeit weniger als bei uns gehalten.

Das Schulexerzieren des Bataillons besteht in kurzen Bewegungen in Breit- und Tiefkolonne, in Übergängen und Schwenkungen. Bei der regen Aufmerksamkeit von Offizieren und Mannschaften erreicht man in kurzer Zeit die Forderung des Reglements, „daß das Bataillon die einfachen, für das Gefecht nötigen Formen sicher und gut ausführen kann".

Geschlossenes Exerzieren im Regiments- und Brigadeverbande findet nur äußerst selten statt.

Gefechts- und Felddienst.

Das Gefecht und der Felddienst sind das Element der japanischen Infanterie. Oft bleibt die Truppe dabei von Morgens bis Abends außerhalb der Kaserne. Kalter Reis, in Kochgeschirren mitgeführt, bildet dann für Offiziere und Mannschaften die Mittagsmahlzeit.

Stets ist man bestrebt, den Gegner möglichst kriegsgemäß darzustellen. Gewöhnlich fechten Kompagnien und Bataillone gegeneinander. Andernfalls dienen Leinwandscheiben, ausnahmsweise auch Flaggen in der uns geläufigen Weise, zum Markieren des Gegners. Verlustflaggen werden nicht angewandt; die Erschütterung einer Partei wird durch Wegziehen von Scheiben oder Zurücklaufen einzelner Leute dargestellt.

Die gute Grundlage, die bereits die Rekruten in allen Zweigen des Gefechts- und Felddienstes erhalten haben, erleichtert ihre weitere Ausbildung. Begünstigt wird sie ferner durch die Geländeverhältnisse vieler Garnisonen, in deren Umgebung sich breite Dünenstreifen, Heide oder Ödland vorfinden. Auch Truppenübungsplätze stehen in ausreichendem Umfange zur Verfügung.

Angriff.

Von jeher ist das japanische Volk von Offensivgeist durchglüht gewesen. Überlieferung des Samurai-Standes ist, sich stets des Hiebes als Parade zu bedienen und dem Gegner rücksichtslos zu Leibe zu gehen. Die Angriffslust war eine Hauptursache der Erfolge im letzten Kriege. Auch in der Verteidigung erwartet der Japaner in seinen Verschanzungen mit Ungeduld den Übergang zur Offensive.

Das Angriffsverfahren der Infanterie gipfelt in dem Bestreben, so schnell wie möglich auf wirksame Entfernungen an den Feind heranzukommen, ihn mit Feuer zu überschütten und dann zum Sturm vorzugehen.

Zum Vorfühlen benutzt man stärkere Gefechtspatrouillen, die unter Offizieren oder gewandten Unteroffizieren im Laufen Abstand nach vorwärts gewinnen. Sie verschleiern die eigene Entfaltung und erkunden eingehend das Angriffsgelände, sowie etwaige Lücken der feindlichen Stellung.

Die Entfaltung der Bataillone erfolgt 3 bis 4 km vom Gegner, möglichst gegen Sicht gedeckt. Grundsätzlich wird die Wahl der Form den auseinandergezogenen



Kompagnien überlassen. Im Artilleriefeuer bedient man sich gern der Gruppen- oder Kompagniekolonne, bei der die Züge mit erweiterten Zwischenräumen von etwa 30 Schritt und auf ungleicher Höhe vorgehen. Werden die Verluste beträchtlich, so zerlegt man die Kompagniekolonne auch in mehrere, mit 20 bis 30 Schritt Zwischenraum nebeneinander marschierende Reihenkolonnen.

Erhält man auf weiten Entfernungen Infanteriefeuer, so wird zur Linie aufmarschiert und dann zu der im Reglement festgelegten eingliederigen Form übergegangen. Alle Bewegungen im feindlichen Feuer auf mittleren und nahen Entfernungen werden in aufgelöster Ordnung und im Laufen ausgeführt.

Das japanische Infanterie-Exerzier-Reglement unterscheidet bei beschleunigten Schützenbewegungen den Laufschritt und das Vorstürzen im „Marsch — Marsch". Ersterer wird auf den weiteren, letzteres auf den nahen Entfernungen angewandt. Zum Sturm wird zunächst im taktmäßigen Laufschritt angetreten, um die Leute besser in der Hand zu behalten.

Die Schützenentwicklung ist von Anfang an stark. Meist setzen die Kompagnien sofort zwei Züge ein. Das Ausschwärmen erfolgt, selbst wenn Deckung vorhanden ist, grundsätzlich im Laufen; man will hierdurch belebend auf die durch vorangegangene Anstrengungen ermüdeten Leute einwirken.

Der Entwicklungsraum einer beiderseits angelehnten Kompagnie beim Angriff wird auf 150 m bemessen.

In mindestens 100 m langen, im Laufschritt ausgeführten Sprüngen ganzer Kompagnien sucht man möglichst schnell auf eine wirksame Feuerentfernung heranzukommen. Mit der Größe der Verluste verkürzen sich die Sprünge auf 50 bis 60 m; auch geht man zum „Marsch — Marsch" und zu zugweisen Sprüngen über. Gleichzeitiges Vorlaufen mehrerer Linien hintereinander wird vermieden.

Die Feuereröffnung erfolgt möglichst spät, keinesfalls über 1000 m vom Feinde. Den entscheidenden Feuerkampf denkt man sich im allgemeinen auf Entfernungen zwischen 600 und 700 m. Die Lebhaftigkeit des Feuers nimmt bei ihm so weit zu, als es die Abgabe des gezielten Schusses gestattet. Fünf Schuß in der Minute gelten als keine zu hohe Feuergeschwindigkeit, umsoweniger, als der Mann während der ganzen Schießausbildung zu schnellem Zielen erzogen wird.

Die Einheit für die Feuerleitung bildet nicht wie bei uns der Zug, sondern die Kompagnie. Von einer Feuerverteilung auf die Züge wird meistens abgesehen. Jeder Mann schießt grundsätzlich geradeaus auf den am deutlichsten sichtbaren Teil der gegenüberliegenden feindlichen Linie. Selbständig verlegt er das Feuer auf Punkte, wo sich Verstärkungen einschieben.

Der Kompagnieführer wählt seinen Platz so, daß er möglichst alle Teile seiner Kompagnie übersehen und leiten kann. Meist befindet er sich 50 bis 100 m hinter der Schützenlinie. Nur zum Sturm stellt er sich an die Spitze der Kompagnie.

Auch die Zug- und Gruppenführer liegen hinter der Schützenlinie; bei Sprüngen laufen sie ihren Leuten voraus.

Großer Wert wird auf ständige Verbindung der Führer untereinander gelegt. Schallrohre und Relaisposten werden reichlich, Winkerflaggen dagegen seltener verwendet. Sobald sich nur die geringsten Anzeichen einer Erschütterung des Gegners bemerkbar machen, wird unter wechselseitiger Feuerunterstützung das Vorstürzen einzelner Züge im schnellsten „Marsch — Marsch" wieder aufgenommen. Kriechen als Mittel zur Vorwärtsbewegung wird durchaus vermieden. Die Japaner behaupten, daß im Kriege die Verluste auf den Feuerstationen größer gewesen seien, als bei Sprüngen, die für den Feind überraschend erfolgten. Stellt sich das Weiterführen des Angriffs großer Verluste wegen als unmöglich heraus, so gräbt sich die Truppe ein. Wird die Erschütterung des Gegners augenfällig, so werden die Sprünge wieder länger und von stärkeren Abteilungen gleichzeitig ausgeführt. Nach einer letzten Feuerabgabe auf etwa 200 m erfolgt der Sturm. Zunächst im taktmäßigen Laufschritt, dann im „Marsch — Marsch" wirft sich die Schützenlinie, nach den Führern zusammenschließend, auf den Feind. Das Seitengewehr wird im Vorlaufen aufgepflanzt, das Gewehr ohne besonderes Kommando gefällt.

Weicht der Gegner, so wird streng vermieden, ihm unbesonnen nachzustürzen. Geht er über eine Höhe zurück, so ordnet man zunächst die eigenen Schützen am diesseitigen Hange, um sie dann möglichst gleichzeitig den Höhenrand gewinnen zu lassen. Der Besitz der genommenen Stellung wird meist durch sofortige Schanzarbeiten gesichert.

Verteidigung.

Als Niederschlag der Kriegserfahrungen wird der Feldbefestigung ein großer Wert beigemessen. So betont das Exerzier-Reglement für die Infanterie ausdrücklich, daß „Verstärkungsarbeiten auch dann stattfinden müssen, wenn ihre Anlage zunächst weniger dringlich erscheint".

Die Hälfte aller Mannschaften ist mit kleinen Spaten ausgerüstet; auch führt jedes Bataillon auf zwei Tragetieren bis zu 72 große Spaten, Beile und Beilpicken mit. Bestimmungsmäßig soll ferner den Toten, Verwundeten und Kranken das Schanzzeug abgenommen und eintreffenden Ersatzmannschaften solches mitgegeben werden.

Der Japaner schanzt mit großer Vorliebe und vielem Geschick. Eine neue Feldbefestigungsvorschrift ist am 20. April 1908 im Entwurf erschienen. Sie lehnt sich eng an unsere alte Vorschrift von 1893 an und bringt daher die Kriegserfahrungen nicht in dem Maße zum Ausdruck, wie unser Entwurf von 1906. So hat man noch breite Schützengräben beibehalten, wenn auch wie bei uns niedere Profile bevorzugt werden. Den japanischen Schützengräben eigentümlich sind Nischen für Handgranaten, sowie Schießscharten, die durch Erdaufwürfe oder Sandsäcke gebildet werden. Für Kompagnie- und Zugführer gräbt man besondere Deckungslöcher hinter der Feuer-

stellung. Großer Wert wird auf gute Maskierung der Aufwürfe und auf gedeckte Verbindung nach rückwärts gelegt. Die Verteidigungsanlagen werden dem Gelände vortrefflich angepaßt und mit Hindernissen umgeben.

Rückzug. Bei rückwärtigen Bewegungen befinden sich die Offiziere auf der dem Feinde abgekehrten Seite der Schützenlinie vor ihren Leuten. Zurücklaufen gilt nicht als Schande; man ist sich seiner Nachteile bewußt, wendet es aber an, da sich im Kriege ein Zurückgehen im feindlichen Feuer als unmöglich herausgestellt hat. Gewöhnlich wird der Rückzug in die Dunkelheit verlegt.

Maschinengewehre. Maschinengewehre sind nach wie vor hoch bewertet. Bei Gefechtsübungen werden sie fast immer mitgeführt oder zur Darstellung gebracht. Dies geschieht z. B. durch drehorgelartige Holzinstrumente, die das knatternde Feuer weithin hörbar wiedergeben.

Obgleich man sich für Maschinengewehre große und dichte Ziele wünscht, setzt man sie auch zur Bekämpfung der feindlichen Schützen Schulter an Schulter mit der eigenen Infanterie ein. Vor allem sollen sie feindliche Maschinengewehre vernichten und beim Angriff den Einbruch vorbereiten. Sie werden daher zunächst in Reserve gehalten und erst auf nahen Entfernungen und gewöhnlich paarweise nacheinander eingesetzt.

In der Verteidigung sind sie gleichfalls paarweise auf die ganze Linie verteilt. Um eine flankierende Feuerabgabe zu ermöglichen, gräbt man sie in vorspringenden Winkeln oder auf zurückgebogenen Flügeln ein. Das Feuer soll möglichst erst dann eröffnet werden, wenn der Angreifer zum Sturm antritt. An der Wirkung intakter Maschinengewehre ist im letzten Kriege jeder Sturmangriff gescheitert.

Die sehr leichten und handlichen japanischen Maschinengewehre vermögen die kleinste Geländebedeckung auszunutzen und der Schützenlinie stets zu folgen.

Nachtgefecht. Dem Nachtgefecht wird andauernd besonderer Wert beigelegt und die Truppe systematisch darin ausgebildet. Schon der Rekrut wird erzogen, sich bei Dunkelheit völlig geräuschlos zu bewegen. Damit seine Ausrüstungsstücke nicht klappern, hat er das Koppel fester zu schnallen und lose Patronen, sowie alle Metallgegenstände im Tornister mit Papier oder Stroh zu umwickeln. Das ungeladene Gewehr wird gewöhnlich in der rechten Hand getragen, die Mündung an der Schulter. Die linke Hand faßt das Seitengewehr an der Scheide und wird nicht bewegt. Sprechen ist streng untersagt. Auch bei schweren Stürzen gilt es als Ehrensache, keinen Laut von sich zu geben. Ein jeder achtet unausgesetzt auf seinen Vorder- und Nebenmann, um nicht mit ihm zusammenzustoßen oder den Anschluß zu verlieren.

Für die Bewegungen geschlossener Abteilungen bei Nacht hat sich die Zugkolonne mit erweiterten Gliederabständen zweckmäßig erwiesen. Der Führer marschiert vor der Mitte, führt die Kolonne durch Zeichen mit der Schützenpfeife und Winken mit einer Blendlaterne oder einem weißen Tuch. Er regelt das Marschtempo. Öftere Halte dienen zur Herstellung der Ordnung und etwaiger Frontveränderungen.

Zahlreiche Verbindungsleute werden ausgeschieden, die an weißen Armbinden kenntlich und nicht selten mit Leinen untereinander verbunden sind. Wichtige Punkte, zuweilen auch die ganze Marschstraße, bezeichnen sie durch weiße Papierstücke.

Ein Nachtmarsch größerer Abteilungen erfordert nach Ansicht der Japaner besondere Sicherungs- und Aufklärungsmaßnahmen. Patrouillen werden weit vorausgesandt, um den Gegner frühzeitig festzustellen. Einige starke Spitzenpatrouillen besorgen das Wegräumen von Hindernissen, andere gehen den Kolonnenanfängen unmittelbar voraus. In unübersichtlichem Gelände umgibt sich jede Kolonne mit einem dichten Schleier von Seitenpatrouillen.

Scheinangriffe sollen den Gegner über den Angriffspunkt täuschen und die Erkundung dadurch erleichtern, daß die feindliche Linie zum Feuern veranlaßt wird.

Ist man in die Nähe des Feindes gelangt, so wird noch einmal gehalten, um innerhalb der Kolonne aufzuschließen. Die vordersten Kompagnien marschieren dann zur Linie auf, die feindlichen Sicherungen werden überrannt und die Entscheidung durch rücksichtslosen, geschlossenen Anlauf mit der blanken Waffe herbeigeführt. Die hinteren Glieder halten dabei das Bajonett nach oben, um Verwundungen der Vorderleute zu vermeiden. Das Hurrarufen unterbleibt gewöhnlich, besonders bei schwächeren Abteilungen, die sich dadurch als solche verraten würden.

Die Feuerabgabe vor dem Sturm wird nur befürwortet, wenn der Angriff bei Tagesanbruch oder bei hellem Mondlicht erfolgt. Auch Verfolgungsfeuer nach gelungenem Sturm wird nur ausnahmsweise abgegeben, da es im Kriege meist wirkungslos gewesen sein soll.

Ist die feindliche Stellung durch starke Fronthindernisse geschützt, so geht man in der Dunkelheit bis auf Sturmentfernung heran und gräbt sich lautlos ein. Das Schanzen bei Dunkelheit wird so fleißig geübt, daß es schließlich nur noch innerhalb von 25 m hörbar sein soll. Zum Zerstören von Drahthindernissen ist jede Kompagnie bereits im Frieden mit einigen Drahtscheren ausgerüstet.

Der Verteidiger sichert sich bei Nacht durch starke Offizierpatrouillen, die auf weite Entfernungen vorgeschoben werden. Sie verbergen sich seitlich der Anmarschwege, bringen den Angreifer durch überraschendes Feuer zum Halten und alarmieren die eigene Truppe.

Nächtliche Schanzarbeiten des Angreifers dicht vor der eigenen Stellung werden durch Ausfälle kleiner Abteilungen gestört.

Auch wenn in der Nähe Gefechtslärm ertönt, darf die Verteidigungslinie ohne ausdrücklichen Befehl nicht verlassen werden, da es sich um Scheinangriffe handeln könnte. Sache des höheren Führers bleibt es, Verstärkungen nach den bedrohten Punkten zu entsenden.

Sieht man den Gegner dicht vor sich, so wirft man sich nach einem kurzen Schnellfeuer mit dem Bajonett auf ihn.

Der japanische Schützengraben hat Auftritte, die das Vorlaufen ermöglichen. Auf der Brustwehr werden zum Einrichten der Gewehre zwei Längslatten angebracht, die mit Einschnitten versehen sind. Seitliches Verschieben der Gewehre wird durch eingeschlagene Pflöcke verhindert.

Marschausbildung.

Die während des Winterhalbjahres erlangte Marschfertigkeit wird im Sommer auf der Höhe erhalten. Mindestens allwöchentlich einmal werden Marschübungen, die man bis zu 40 km ausdehnt, ohne Verbindung mit Gefechts- und Vorpostendienst, abgehalten. Oft verlegt man sie auf den Abend und die Nacht.

Märsche sind in Japan infolge des gebirgigen Charakters des Landes an und für sich anstrengend. Während der Regenperiode werden außerdem die Wege grundlos, im Winter sind sie mit hohem Schnee bedeckt.*) Wegen der geringen Breite der Straßen muß meist in der Kolonne zu Zweien, oft auch zu Einem marschiert werden.

Auf große Marschgeschwindigkeit wird im allgemeinen weniger Wert gelegt als auf das Eintreffen der vollzähligen und verwendungsbereiten Truppe am Ziele. In größeren Verbänden rechnet man durchschnittlich 13 Minuten auf den Kilometer; bei besonders langen Märschen, sowie in der Nacht, gelten schon 15 bis 16 Minuten als gute Leistung.

Auf Grund der Kriegserfahrungen wird das System der regelmäßigen Rasten von zehn Minuten in jeder Stunde bevorzugt. Auch bei langen Märschen wird nicht unterwegs, sondern erst nach dem Eintreffen am Ziele abgekocht. Das Abkochen bei Dunkelheit wird daher zum Gegenstande besonderer Übung gemacht.

Die geringe Marschgeschwindigkeit wird, wenn Eile geboten ist, durch ausgiebigen Laufschritt mehr als ausgeglichen. Die natürliche Begabung und die systematische Ausbildung des japanischen Soldaten im Laufen zeitigen bemerkenswerte Leistungen. Bestimmungsmäßig darf der Laufschritt bis zu 30 Minuten in der Stunde — dreimal je zehn Minuten — ausgedehnt werden; oft wird noch erheblich über dieses Maß hinausgegangen. Man liebt es, die Kompagnien auch nach großen Anstrengungen und mit feldmäßiger Ausrüstung weite Strecken im taktmäßigen Laufschritt zurücklegen zu lassen. Kompagnien und selbst Bataillone werden zum Festhalten von Geländepunkten, zur Unterstützung vorgeschobener Kavallerie oder bei der Verfolgung als „leichte Infanterie“ im Laufschritt vorgesandt. Nach den Berichten von Augenzeugen sind dabei Entfernungen bis zu 25 km teilweise laufend mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von sieben bis acht Minuten für den Kilometer zurückgelegt worden.

Feldwachdienst.

Der Feldwachdienst wird sehr kriegsgemäß gehandhabt. Vorposten-Kompagnien und Feldwachen heben, wenn irgend angängig, Schützengräben aus. Bei den Biwaks

*) Zum Niedertreten des Schnees werden breitsohlige Reisstrohstiefel und ovale, aus Stroh und Reisig geflochtene Schneeschuhe an die vordersten Abteilungen ausgegeben.

werden weithin sichtbare Feuer vermieden. Zum Abkochen und Wärmen gebraucht man Holzkohle.*).

Posten sind gewöhnlich drei bis vier Mann stark. Bei Tage beobachten sie von Häusern oder Bäumen aus, bei Nacht stehen sie dicht neben den Straßen. Bei verdächtigen Anzeichen haben sie sich schnell und lautlos hinzulegen, um selbst nicht gesehen zu werden und die Umrisse des Gegners gegen den Nachthimmel erkennen zu können. Feindliche Patrouillen werden nahe herangelassen und dann festgenommen oder mit dem Bajonett niedergemacht. Schießen ist nur in äußerster Notwehr gestattet.

Meldungen über den Anmarsch stärkerer feindlicher Abteilungen erstattet der Posten am Tage gewöhnlich durch verabredete Winke, Nachts mit einer nach dem Feinde zu abgeblendeten Laterne.

Auf weite Entfernungen entsandte Infanteriepatrouillen werden bis zu zehn Mann stark gemacht. Sie sollen dadurch befähigt sein, feindliche Posten und Patrouillen aufzuheben. Schwache Patrouillen haben im Kriege wenig Meldungen gebracht und sind oft abgefangen worden. Alle Patrouillen bewegen sich vorzugsweise laufend. Beim Vorgehen gegen den Feind wird das Zusammentreffen mit seinen Sicherungen vermieden, auf dem Rückwege dagegen sollen sie niedergemacht oder festgenommen werden. Dem Einbringen von Gefangenen wird großer Wert beigelegt.

Auch Patrouillen sollen die Schußwaffe so wenig wie möglich gebrauchen; oft werden sie ohne Patronen entsandt. Nur auf ihre körperliche Gewandtheit und auf die blanke Waffe sollen sich die Leute verlassen.

Schießen.

Der Schießdienst wird während des Sommers mit großem Eifer betrieben und dabei auf die Ausbildung im liegend-freihändigen Anschlag besonderes Gewicht gelegt. Die Bedingungen der Hauptübung werden auf 300 bis 600 m geschossen. Auf rasches Erfassen des Zieles und kurzes Zielen wird geachtet. Anerkennenswert ist die große Ruhe der Schützen.

Gefechtsschießen werden nach ähnlichen Gesichtspunkten abgehalten wie bei uns. Man versäumt auch nicht, den Mann über das Schießen bei Nacht und das indirekte Schießen zu unterrichten. Dagegen kennt man Belehrungsschießen in der bei uns üblichen Weise nicht.

Turnen.

Beim Turnen legt man auf die genaue Ausführung von Geräteübungen wenig Wert. Man betrachtet das Turnen nur als Mittel, um den Mut des Mannes zu stählen und seine Kraft und Gewandtheit so zu entwickeln, daß er feldmäßige Hindernisse überwinden kann. Vornehmlich wird angewandtes Turnen an mustergültig angelegten Hindernisbahnen oder im Gelände betrieben. Dem Überwinden von Steilabfällen, Mauern, Hecken und Gräben in feldmarschmäßiger Ausrüstung, sowie dem

*) Im letzten Kriege wurde den Truppen als Brennmaterial meist Holzkohle überwiesen, die bei ihrem geringen Gewicht vom Manne leicht mitgeführt werden kann. Das Fehlen jeglicher Rauch- und Feuererscheinung gestattete das Abkochen selbst in vorderster Kampflinie.

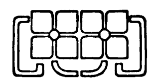


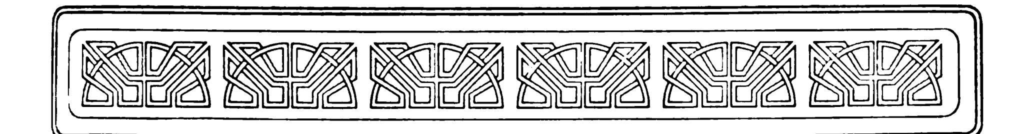
Erklettern von Bäumen ist ein besonderes Kapitel der Turnvorschrift gewidmet. Die erzielten Leistungen sollen vortrefflich sein.

Fechten. Auch die Ausbildung im Bajonettieren trägt den Stempel des Kriegsmäßigen unter Vernachlässigung des Korrekten. Man läßt 20 bis 40 Mann gegeneinander fechten. Mit lautem Ruf stürzen sie vor, nicht um einige Gänge vorschriftsmäßiger Stöße und Paraden auszuführen, sondern um dem Gegner das Gewehr aus der Hand zu schlagen und ihn über den Haufen zu stoßen. Offiziere und Unteroffiziere stehen bereit, um allzu eifrige Kämpfer auseinander zu bringen. Der Wert, den diese Fechtweise für die Entwicklung des persönlichen Mutes hat, liegt auf der Hand. Anderseits ist die Gefahr vorhanden, daß sie in eine rohe Schlägerei ausartet. Auch Wettfechten der Kompagnien gegeneinander finden in Gestalt zwangloser Sportfeste statt. Die besten Fechter erhalten Preise, die besten Kompagnien Belobigungsschreiben, die in den Kasernen aufgehängt werden.

Unterricht. Der Unterricht in der Sommerperiode wird fast ausschließlich in Verbindung mit anderen Dienstzweigen abgehalten. Hervorzuheben ist die gründliche Unterweisung, die der Soldat in der Gesundheitspflege und im Kriegssanitätsdienst erhält. Über die Verwendung des Verbandpäckchens wird von Sanitätsoffizieren eingehend unterrichtet. Bei Gefechtsübungen werden Zettel verteilt, auf denen angenommene Verwundungen verzeichnet sind. Der Mann hat sich dann allein oder mit Hilfe seines Nebenmannes zu verbinden.

(Fortsetzung folgt.)





Erfahrungen aus den französischen Manövern 1908.

In den französischen Armeemanövern im Jahre 1908 waren neun Infanterie- und zwei Kavallerie-Divisionen beteiligt. Die Infanterie-Truppenteile waren annähernd auf Kriegsstärke gebracht worden. Nach dem neuen Gesetz über die Übungen des Beurlaubtenstandes müssen nämlich Reservisten der Infanterie in der Stärke eines vollen Jahrganges zu den jährlichen Herbstübungen herangezogen werden, in der gegenwärtigen Übergangszeit werden sogar noch mehr Reservemannschaften beordert. Die Stärke einer Kompagnie betrug 180 bis 220 Mann, eines Infanterie-Regiments 2200 bis 2900. Im ganzen nahmen etwa 125 000 Mann an den Armeemanövern teil. Dieser große Umfang bot der Heeresverwaltung Gelegenheit, eine Reihe praktischer Erfahrungen zu sammeln. Die Mitteilungen der französischen Zeitungen geben ein ziemlich vollständiges Bild der angestellten Versuche; doch kann naturgemäß nicht für die Richtigkeit jeder Einzelheit volle Gewähr übernommen werden.

Infanterie.

Bekleidung und Ausrüstung.

Die an den Armeemanövern teilnehmende 9. Division war beauftragt worden, eine neue Felduniform und -Ausrüstung zu erproben, die von einer hierfür eingesetzten Kommission vorgeschlagen war. Die Versuche wurden von allen Infanterie-Truppenteilen der Division angestellt. Die Leute waren aber nicht durchweg und in allen Teilen nach dem Vorschlag der Kommission ausgerüstet. Die Manöverversuche haben anscheinend befriedigt. Nach einer Mitteilung der „France militaire“ hat der Kriegsminister bereits eine Entscheidung getroffen und den Vorschlag der Kommission ohne wesentliche Änderungen angenommen. Da es meist genügen wird, das vorhandene Material abzuändern, wird sich die geplante Umformung, die sich auch auf die Zusammensetzung der Infanterie-Bagagen erstreckt, ohne große Kosten durchführen lassen.

Nach dem Kommissionsvorschlag wird die Gesamtbelastung des Infanteristen wesentlich herabgesetzt, von $26^{1}/_{2}$ kg auf 20,2 kg. Diese Gewichtsverminderung wird erreicht:

1. durch Erleichterung der einzelnen Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke,



2. dadurch, daß der Mann in Zukunft nur das Allernotwendigste bei sich tragen soll: außer der Leibesbekleidung nur Wäsche und Schuhe zum Wechseln, eine eiserne Portion und 88 Patronen. Der Rest dessen, was der Mann im Felde braucht, soll auf Fahrzeugen der Gefechtsbagage befördert werden, und zwar:
ein zweites Bekleidungsstück (für gewöhnlich Litewka, bei großer Hitze die „capote“) und eine zweite eiserne Portion auf einem Kompagnie-Wagen;
112 Patronen auf einen Kompagnie-Patronenwagen.

Die folgende Übersicht zeigt die wesentlichen Unterschiede zwischen der deutschen und der zukünftigen französischen Ausrüstung:

	Deutschland		Frankreich	
	Vom Manne getragen	Bei der Gefechtsbagage	Vom Manne getragen	Bei der Gefechtsbagage
Zeltgerät	1	—	—	—
2. Bekleidungsstück (Mantel, Waffenrock oder Litewka)	1	—	—	1
Eiserne Portionen	2	1	1	1
	3		2	
Patronen	150	72	88	112
	222		200	
Gesamtbelastung	etwa 25 kg (ohne Spaten)	—	20,2 kg (Mit Spaten)	—

Nach wie vor will man also auf jedes Zeltgerät verzichten, da man hofft, im Kriege die Truppen in Ortschaften unterzubringen. In der Presse wird als Grund hierfür angeführt, daß man dies von den Deutschen gelernt habe, die 1870/71 stets Ortsunterkunft bezogen hätten, während die französischen Truppen biwakierten. Im übrigen erkennt die französische Fachpresse die mit der geplanten Neuordnung verbundenen Mängel. Als solche werden hauptsächlich die geringe Ausrüstung mit Taschenmunition und eisernen Portionen, sowie die Vermehrung der Gefechtsbagage angesehen. Man ist aber der Ansicht, daß es vor allem darauf ankommt, den Mann für das Gefecht und den Marsch wesentlich zu erleichtern, und daß dies nur möglich ist, wenn ein Teil der Ausrüstung auf Fahrzeugen befördert wird.

Im einzelnen ist über den Vorschlag der Kommission folgendes bekannt. Die nationalen Farben Blau und Rot sollen beibehalten werden, und zwar: graublau für den Mantel (capote), dunkelblau für die Litewka (vareuse), rot für die Hosen. Der Vorteil neutraler Farben wird nicht für so groß gehalten, um die Kosten einer völligen Neubekleidung zu rechtfertigen. Auch fürchtete man anscheinend, durch unansehnliche Farben der Volkstümlichkeit der Armee zu schaden.

Marschanzug bleibt der Mantel (capote). Sein Gewicht beträgt aber nur 1500 g, so daß er nicht wesentlich schwerer ist als der deutsche Waffenrock. Der neue Mantel ist einreihig, er wird durch fünf bronzierte Knöpfe geschlossen, ist etwas kürzer als der bisherige und so weit, daß bei kaltem Wetter die Litewka untergezogen werden kann. Statt des Stehkragens hat er einen Umlegekragen mit wasserdichter Leinwandkapuze. Die Form der neuen capote entspricht also der des deutschen Mantels. Die Kapuze, die zusammengerollt unter dem Kragen angebracht ist, wird bei kaltem Wetter unter dem Käppi über den Kopf gezogen. Gerollt soll sie sehr auftragen und daher häßlich aussehen. Man wünscht deshalb, daß sie nicht wie jetzt angenäht, sondern zum Einknöpfen oder Einschnallen eingerichtet wird.

Bild 7.



Marschanzug (capote).

Bild 8.



Quartieranzug (vareuse).

Auf den Schultern sind zwei abnehmbare Achselklappen angeknöpft, die an der Schulternaht in etwa fingerdicken Wulsten endigen. Diese Wulste sollen das Abgleiten des geschulterten oder umgehängten Gewehres verhindern. An beiden Seiten des Mantels sind in Hüfthöhe zwei Schlaufen angebracht, anscheinend, um den Leibriemen zu halten, und um Seitengewehr und Schanzzeug zu tragen, falls der Leibriemen abgelegt ist. Die Truppe war mit der neuen capote recht zufrieden.

Waffenrock (tunique) und Jacke (veste), die bisher in der Garnison und im Quartier getragen wurden, sollen durch eine Litewka (vareuse) ersetzt werden. Sowohl Steh- wie Umlegekragen wurden versucht. Der Stehkragen wird bevorzugt.

Schulterklappen und Schlaufen für Seitengewehr und Schanzzeug sind ebenso wie am Mantel angebracht. Die Litewka soll praktisch und kleidsam sein. Sie dient hauptsächlich als Quartieranzug. Bei großer Hitze kann sie aber auch statt des Mantels als Marschanzug getragen werden, bei starker Kälte unter dem Mantel. Im allgemeinen wird die Litewka auf dem Kompagnie-Wagen befördert. Sie wird hierzu zusammengelegt in einen Leinwandbeutel (ballot individuel) gesteckt, die Beutel jeder Korporalschaft werden in große Säcke verpackt. Die Verteilung der ballots Abends im Quartier soll sehr schnell vor sich gehen.

Die Fußbekleidung der Infanterie — Schnürstiefel mit hohen Schäften — soll durch leichtere Schnürschuhe mit Leinwand- oder Ledergamaschen ersetzt werden. Schon jetzt werden im Sommerdienst meist niedrige Schnürschuhe mit Leinwandgamaschen getragen. Französische Berichterstatter schreiben die guten Marschleistungen der französischen Infanterie zum großen Teil der zweckmäßigen Fußbekleidung zu. Neu sind ein Paar Quartierschuhe (souliers de repos), die 300 g leichter sein sollen als die bisherigen (600 g gegen 900 g). Der Oberstoff besteht aus wasserdichtem Segeltuch. An der Sohlennaht ist er mit einem 1 cm breiten Lederstreifen besetzt, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Die Sohle besteht aus starkem, weit überstehendem Leder. Die Schuhe sind wie die bisherigen zum Schnüren eingerichtet. Sie sollen angeblich auch bei nasser Witterung mehrere Märsche aushalten. Im Manöver wurden sie von Fußkranken auf langen Märschen getragen und sollen sich hierbei recht gut bewährt haben.

Das bisherige Käppi wird vorläufig beibehalten, da man angeblich keine bessere Form gefunden hat. Als nachteilig wird das Fehlen eines Nackenschutzes empfunden. Gegen die Sonne hilft man sich durch weiße Tücher, die am Käppi befestigt werden.

Die Ausrüstung wird praktischer und leichter gemacht. Alle Lederteile sollen in Zukunft naturfarbig (gelbbraun) bleiben. Das Lederzeug braucht also nicht mehr geputzt zu werden. Statt des starren Tornisters wird voraussichtlich ein Rucksack eingeführt. Der bisherige Tornister kann durch Herausnehmen des Holzgestells abgeändert werden. Das Gewicht des leeren Tornisters beträgt statt der bisherigen 1700 g nur noch 600 g. Der neue Tornister besteht ebenso wie der im Gebrauch befindliche aus wasserdichter Leinewand mit Ledereinfassung. Die Farbe des abgeänderten Tornisters bleibt schwarz; der neue Rucksack ist dunkelbraun. Der Tornister wird in Zukunft wie ein Rucksack umgehängt, ist also unabhängig vom Tragegerüst, das der Mann nicht mit dem Tornister zusammen ablegt. Der Tornister wird tiefer als bisher getragen. Er beengt auf diese Weise den Mann nicht mehr beim Atmen und stört ihn nicht beim Liegen. Anderseits darf er nicht zu tief hängen, um nicht im Kreuz zu drücken. Der beste Platz soll unterhalb der Schulterblätter liegen. Im Manöver war es den Leuten überlassen, den Tornister so zu tragen, wie es ihnen am bequemsten war.

Im Tornister werden nur noch folgende Gegenstände untergebracht:

1 Hemd,
Strümpfe und Taschentuch,
1 Paar Quartierschuhe (souliers de repos),
1 Feldmütze (bonnet de police),
1 eiserne Portion,
Nähzeug, Seife usw.,
außerdem von jedem vierten Mann 1 Bürste.

Auf dem Tornister:

1 Kochgeschirr,
außerdem in jeder Korporalschaft: 2 Säcke zum Lebensmittelempfang (sac à distribution),
2 Leinewandeimer zum Wasserholen;
in jedem Halbzug: 1 Kaffeemühle aus Aluminium,
1 Laterne, die flach zusammengelegt werden kann.

Die eiserne Portion, die inzwischen bereits eingeführt ist, wiegt 770 g. Sie besteht aus:

6 (bisher 24) Stück Kriegsbrot	300 g
Zucker	80 „
Kaffee	40 „
Suppenkonserven	50 „
Konservenfleisch	300 „
	770 g.

Reis und getrocknete Bohnen sind fortgefallen, da ihre Zubereitung angeblich zuviel Zeit erfordert.

Das Kochgeschirr (gamelle individuelle) soll das bisherige große Lagergerät (marmite und gamelle de campement) ersetzen, das für den gemeinsamen Gebrauch in der Korporalschaft bestimmt ist. Das neue Kochgeschirr entspricht in der Form dem deutschen und ist ebenfalls aus geschwärztem Aluminium hergestellt. Sein Inhalt war verschieden, drei, zwei und anderthalb Liter. Drei Liter werden als das brauchbare Mindestmaß bezeichnet. Der Deckel dient als Eßnapf. Löffel und Gabel sind ebenfalls aus Aluminium.

Der Tornister soll nach einer Mitteilung der „France militaire“ etwa in folgender Weise gepackt werden. Als Rückenpolster wird das Hemd flach in eine im Rückenteil befindliche Klappe gelegt. In die unteren Ecken werden auf einer Seite die Fleischkonserven, auf der anderen zwei Stück Kriegsbrot gepackt, dazwischen Zucker, Brot und Suppenkonserven. In der Mitte liegen vier Stück Kriegsbrot flach nebeneinander, darüber Feldmütze mit Nähzeug, Seife, Strümpfe, Taschentuch usw. Die beiden Seitenklappen (Bild 9a — a) werden alsdann zugeschnallt und die untere Klappe (b) darüber gelegt. Hierauf werden die Quartierschuhe auf die Klappen gepackt und die

obere Klappe (c) geschlossen und zugeschnallt. Außen wird das Kochgeschirr mit einem Riemen aufgeschnallt. Das Gewicht des gepackten Tornisters beträgt rund 3,6 kg bisher etwa 8,6 kg, in Deutschland etwa 8,9 kg.

Die übrige Ausrüstung wird vom Tragegerüst getragen, dessen Form ledernen Hosenträgern ähnelt. An den Enden der Trageriemen hängen drei Patronentaschen, eine hinten, je eine rechts und links vorn. Diese Taschen, in denen die Taschenmunition, 88 Patronen, untergebracht ist, sind außerdem am Leibriemen befestigt, der die ganze Ausrüstung zusammenhält, selbst aber nichts trägt. Schanzzeug (rechts) und Seitengewehr (links) hängen zwar in Lederschlaufen am Leibriemen, werden aber nicht von ihm, sondern vom Kleidungsstück getragen, da der Leibriemen an diesen Stellen anscheinend durch die schon erwähnten Mantel- oder Litewkaschlaufen hochgehalten wird. Der Leibriemen konnte deshalb schmaler und aus weicherem Leder als bisher hergestellt werden. Er wird vorn durch eine einfache Schnalle geschlossen.

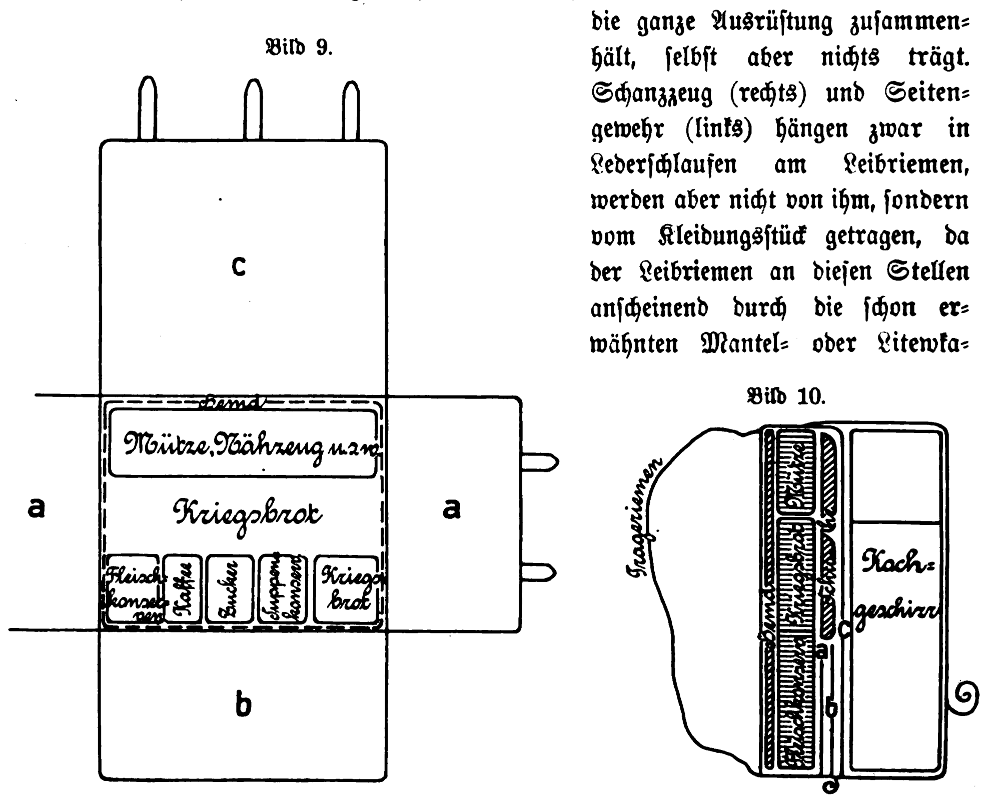


Bild 9.

Bild 10.

Brotbeutel (links) und Feldflasche (rechts) sind unmittelbar am Tragegerüst befestigt. Der bisherige Brotbeutel wird anscheinend beibehalten. Er dient u. a. zur Aufnahme des Frühstücks, im Gefecht auch zur Aufnahme der bis dahin auf dem Kompagnie-Patronenwagen untergebrachten 112 Patronen.

Die Feldflasche ist mit zwei Karabinerhaken an den Trageriemen eingehakt, vorn in Brusthöhe, hinten im Kreuz. Die Flasche ist in mehreren Mustern aus

Aluminium hergestellt. Bei allen ist auf den Fuß ein Trinkbecher gesteckt, der leicht abgenommen werden kann. Die an den bisherigen Feldflaschen angebrachte zweite Öffnung, die beim Trinken das Einströmen von Luft ermöglicht, ist fortgefallen. Die Truppen waren mit den neuen Feldflaschen zufrieden.

Bild 11.



Außer der von der Kommission vorgeschlagenen Ausrüstung wurde ein von Oberst Bruzon erfundenes System erprobt, das in der „Revue d'infanterie" eingehend besprochen worden ist. Danach bestehen bei dieser Ausrüstung alle Teile aus einem festen, wasserdichten Gurtgewebe. Leder ist vollständig vermieden worden. Die Ausrüstung soll hierdurch um weitere 500 g erleichtert worden sein. Als Vorzüge des neuen Gewebes werden ferner genannt: Haltbarkeit, Geschmeidigkeit — so wird z. B. der Mann nicht mehr beim Schießen durch die harten Schulterriemen behindert — unbedingte Undurchlässigkeit und Unempfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse, geringer Preis.

Bild 12.

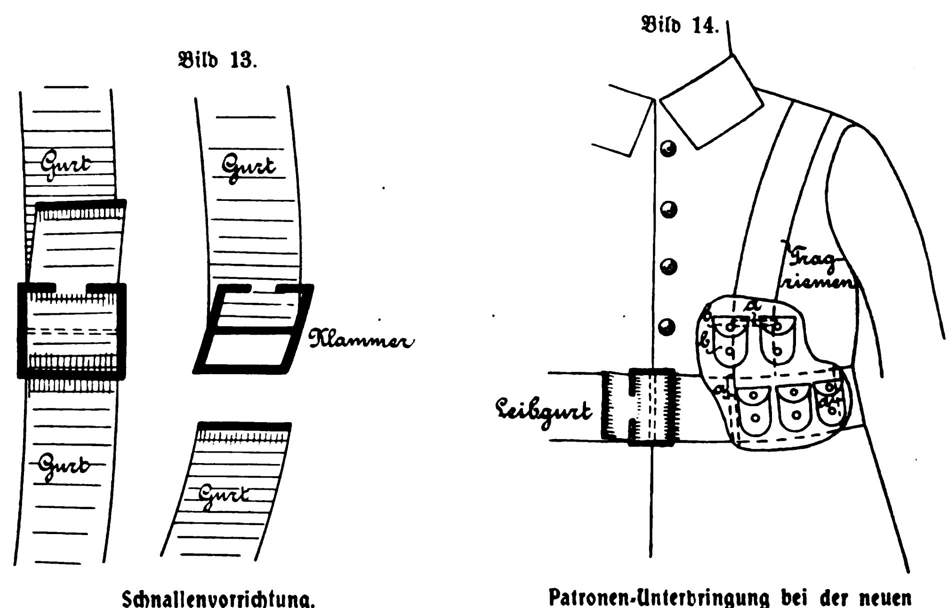


Ausrüstung „Bruzon".

Im Gegensatz zu der von der Kommission vorgeschlagenen Ausrüstung, die aus zwei selbständigen Teilen (Tornister und Tragegerüst) besteht, hängt die vom Oberst Bruzon erfundene Ausrüstung vollkommen zusammen, so daß sie mit einem einzigen Griff um- und abgelegt werden kann. Wie Bild 12 zeigt, wird die ganze Last von den Schultern getragen. Breite Unterlagen sollen hier verhindern, daß die Gurte einschneiden. Die den Mann in den Achselhöhlen beengenden Tornisterriemen sind fortgefallen. Der leichte Rucksack soll durch die übrige Ausrüstung ausbalanciert sein. Er kann durch einen zweiten Brotbeutel ersetzt werden, der dann auf dem Rücken oder an der rechten Seite getragen wird. Die Patronen befinden sich in vier vorderen Patronentaschen, zwei großen und zwei kleinen. Diese sind weich und hindern daher, wenn sie leer sind, den Mann nicht mehr beim Liegen. Die neue Ausrüstung Bruzon soll sich im Manöver gut bewährt haben. Trotzdem wird sie voraussichtlich nicht eingeführt.

Englische Infanterie-Ausrüstung.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß in der englischen Armee seit kurzem eine Infanterie-Ausrüstung eingeführt wird, die der vom Oberst Bruzon vorgeschlagenen sehr ähnlich ist. Sie besteht aus dem gleichen wasserdichten Stoff wie diese. Der Tornister hat dieselbe Rucksackform. Auch die Konstruktion der Schnallen (ohne Dorn und Loch), die die einzelnen Teile verbinden, ist bei beiden Ausrüstungen die gleiche. Im Gegensatz zum Vorschlag Bruzon besteht aber die englische Ausrüstung aus zwei Teilen, die unabhängig voneinander umgelegt werden: 1. dem Tornister, 2. dem Tragegerüst mit der übrigen Ausrüstung und zwar: Brotbeutel mit Frühstück und einer eisernen Portion, Feldflasche, Seitengewehr und Schanzzeug sowie 150 Pa-



Schnallenvorrichtung.

Patronen-Unterbringung bei der neuen englischen Felduniform.

a) Schlaufen an der Patronentaschen-Unterlage zum Durchstecken von Trageriemen und Leibgurt.
b) Druckknöpfe. Halbgeleert wird die Tasche mittels des unteren Druckknopfes geschlossen.

tronen, die in zehn Patronentaschen untergebracht sind. Diese kleinen und weichen Taschen, von denen jede in drei Rahmen 15 Patronen aufnimmt, sind in sehr sinnreicher Weise zu je fünf auf den beiden Brustseiten des Mannes an Trageriemen und Leibgurt befestigt. Eine solche Unterbringung der Munition scheint recht praktisch zu sein. Da sie wenig aufträgt, würde sie sich vielleicht auch für die Kavallerie empfehlen. Die Tornister sollen stets vor dem Gefecht abgelegt werden. Statt dessen empfängt der Mann dann zwei Bandoliere mit weiteren 120 Patronen, die während des Marsches bei der Gefechtsbagage befördert werden. Das Bataillon besitzt für den Munitionstransport acht Packtiere und fünf Patronenkarren. Im Gefecht verfügt jeder Infanterist also über 270 Patronen. Die Gesamtbelastung während des Gefechtes beträgt 24,4 kg,

während des Marsches 26,4 kg. Jeder englische Infanterist soll zukünftig Schanzzeug erhalten. Für ein bestimmtes Modell hat man sich noch nicht entschieden.

Schanzzeug.

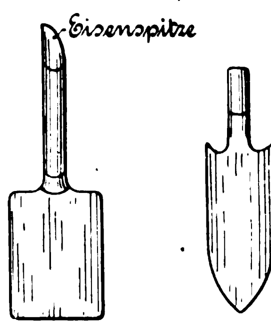
In Frankreich war die Infanterie-Kompagnie bisher mit folgendem tragbaren Schanzzeug ausgerüstet:

112 kleine Spaten	4 Äxte
32 Spitzhacken	4 Drahtscheren
16 Faschinenmesser	1 zusammenlegbare Säge.
12 Beile	

Die Zahl des auf dem Gerätewagen eines jeden Regiments mitgeführten Schanzzeuges ist nicht bekannt. Nach den veralteten Angaben des „Vademecum" und nach der Ladefähigkeit des Wagens wird dieser etwa enthalten: 200 lange Schaufeln, 100 Spitzhacken, 30 bis 40 Äxte, außerdem Sprengmunition und noch verschiedene andere Werkzeuge.

In Zukunft soll voraussichtlich jeder Mann tragbares Schanzzeug erhalten. Weiteres Schanzzeug soll mit zwei Schanzzeugwagen beim Regiment befördert werden und zwar: auf jedem Wagen 130 lange Spaten, 65 lange Picken, 15 Äxte nach dem Muster der bei den Genietruppen benutzten tragbaren Werkzeuge, die ungefähr dem von den deutschen Pionieren getragenen Schanzzeug entsprechen. Beim Infanterie-Regiment würden sich demnach auf beiden Wagen befinden: 260 Spaten, 130 Picken und 30 Äxte. Die Erfahrungen mit tragbarem Einheitsschanzzeug haben anscheinend noch zu keinem abschließenden Ergebnis geführt. Im Manöver war jede Kompagnie der 9. Division mit vier Modellen ausgerüstet: 52 Spaten alten Musters, 60 abgeänderte Spaten alter Art, 44 Spaten „Bruzon", 44 Spaten-Hacken „Seurre". Außer diesem Schanzzeug befand sich bei jedem Zuge eine Drahtschere.

Bild 15. Bild 16.



Der Griff des abgeänderten Spatens alter Art läuft in eine eiserne Spitze aus, die zum Auflockern des Bodens dient. Der Spaten soll schwer und wenig handlich sein. (Bild 15.)

Mit den Systemen Bruzon und Seurre waren schon 1907 eingehende Versuche gemacht worden, die damals nicht voll befriedigt hatten. Diesmal scheinen sie sich besser bewährt zu haben. Beim Spaten Bruzon (Bild 16) erleichtert die schlanke und zugespitzte Form das Graben. Der kurze Stiel ist für die Arbeit im Liegen günstig, erschwert aber die Arbeit im Stehen. Auch soll der Griff in der Hand leicht gleiten. Die Mulden des Spatenblatts zu beiden Seiten des Stiels dienen zum Auflegen des Gewehrs. Die Seiten des Spatenblattes (Chromstahl) sind geschärft; die eine dient zum Durchschlagen von Eisendraht, die andere zum Abschlagen oder -Schneiden von

Ästen. Für diese Zwecke soll der Spaten gut geeignet sein. Es wird deshalb empfohlen, ihn für die Unteroffiziere einzuführen.

Am günstigsten lauten im Gegensatz zu früheren Jahren die Urteile über das verbesserte Schanzzeug Seurre. (Bild 17 a bis c). Der Holzgriff ist abnehmbar. Nach den in den Zeitungen gegebenen Beschreibungen wird er entweder auf die lange Eisenspitze (1) gesteckt; dann dient das Schanzzeug als Spaten, oder der Griff wird in die Öffnung (2) gesteckt, in diesem Falle dient das Werkzeug als Spitzhacke. Wie der Griff in beiden Fällen befestigt wird, ist nicht bekannt. Das Schanzzeug Seurre soll als Spaten und als Spitzhacke gleich gut geeignet sein. Allerdings ist es anscheinend etwas schwerer als der Spaten Bruzon.

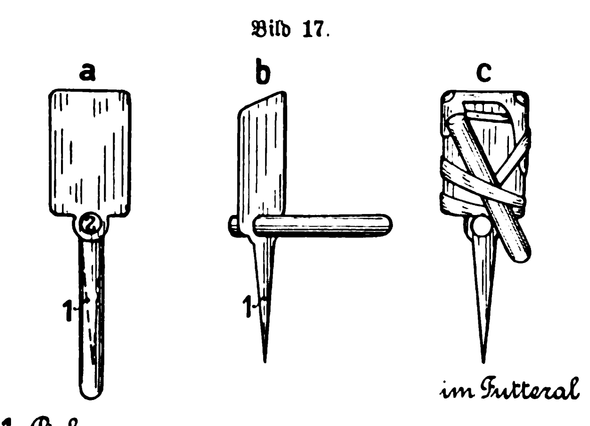
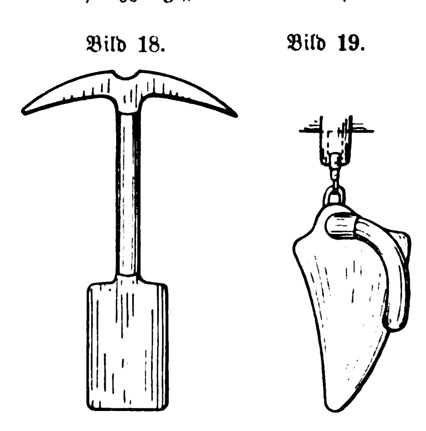


Bild 17.

1. Picke
2. Öffnung zum Durchstecken des Holzstiels.

Außer diesen Modellen wurde in den Armeemanövern bei zwei Regimentern auch ein Schanzzeug „Gramard" erprobt, mit dem ebenfalls schon in den vergangenen Jahren Versuche gemacht worden waren, die aber bisher wohl nicht befriedigt hatten. Wie Bild 18 zeigt, befindet sich an einem Ende ein kleines Spatenblatt, am anderen Ende eine Spitzhacke. Am oberen Ende ist eine Mulde ausgespart, die als Gewehrauflage gedacht ist. Das Gewicht des Schanzzeuges beträgt nur 980 g. Wie es sich im vergangenen Jahre bewährt hat, ist nicht bekannt geworden.


Bild 18. Bild 19.

In dem Manöver im Jahre 1907 wurde noch ein eigenartiger Spaten erprobt, der von einem Sergeanten Mollaus erfunden ist. Nach der Zeitschrift „La Nature" vom 9. November 1907 hat er die Form einer Maurerkelle (Bild 19). Der Spaten ist anscheinend nur für das Graben im Liegen berechnet. Die zu beiden Seiten des Griffs am Spatenblatt angebrachten Mulden dienen zum Auflegen des Gewehrs.

Ob sich die Versuche mit diesem Schanzzeug bewährt haben, und ob sie in den letzten Manövern fortgesetzt worden sind, ist nicht bekannt.

Infanterie-Bagagen.

Da ein Teil der Ausrüstung in Zukunft auf Fahrzeugen befördert werden soll, muß auch die Zusammensetzung der Infanterie-Bagage geändert werden. Bisher bestand sie aus folgenden Fahrzeugen:

Gefechtsbagage

bei jeder Kompagnie:
1 zweispänniger Kompagnie-Wagen;
bei jedem Bataillon:
1 vierspänniger Bataillons-Patronenwagen,
1 zweispänniger Fleischwagen,
1 einspänniger Medizinkarren.

Große Bagage

beim Regiment:
13 zweispännige Lebensmittelwagen,
4 " Bagagewagen,
1 " Gerätewagen.

Auf dem Kompagnie-Wagen wurde bisher außer Gegenständen für den Kompagniegebrauch, einigem Schanzzeug, Tornistern der Offizierburschen usw. ein Teil der Munition befördert, 77 Patronen auf den Kopf. Der Rest der Munition, 35 Patronen auf den Kopf, lag auf den Bataillons-Patronenwagen. In Zukunft sollen, wie schon erwähnt, auf dem Kompagnie-Wagen das zweite Bekleidungsstück, Litewka oder Mantel, und die zweite eiserne Portion befördert werden. Mäntel mit Hülle und eine eiserne Portion für eine 250 Mann starke Kompagnie werden etwa 700 kg wiegen. Für die bisher auf dem Kompagnie-Wagen untergebrachte Munition fehlt dann der Platz. Deshalb sollen wieder leichte Kompagnie-Patronenwagen eingeführt werden. Die schwerfälligen Bataillons-Patronenwagen fallen damit fort. Der auf dem Kompagnie-Wagen nach Entfernung der Munition noch bleibende Raum soll ausgenutzt werden, um das Gepäck der Offiziere und die Bagage der Kompagnie, Reservestücke u. a. unterzubringen. (Näheres Seite 336.) Voraussichtlich fallen dann die vier Bagagewagen des Regiments fort. Neu eingeführt werden 13 Feldküchen, je eine für jede Kompagnie und den Regimentsstab. Da auf der Feldküche die Tagesportion befördert wird, können die Fleischwagen wegfallen, die der Truppe bisher täglich das frische Fleisch zuführten. Neu sind ferner zwei Schanzzeugwagen und eine Feldschmiede; der bisherige Gerätewagen fällt fort.

Die folgende Übersicht zeigt die beabsichtigte Zusammensetzung der Bagagen eines

französischen Infanterie-Regiments, mit deren Umformung nach einer Nachricht der „France militaire“ bereits begonnen ist, im Vergleich mit der bisher in Frankreich und der in Deutschland bestehenden Organisation.

Frankreich bisher		Frankreich in Zukunft		Deutschland	
Gefechtsbagage.					
3 Btls. Patronenwagen	6 sp.	12 Komp. Patronenwagen	2 sp.	12 Komp. Patronenwagen	2 sp.
12 Komp. Wagen	2 „	12 Komp. Wagen	2 „	12 Feldküchen	2 „
3 Fleischwagen	2 „	1 Stabswagen	2 „	3 Medizinwagen	2 „
3 Medizinkarren	1 „	13 Feldküchen	2 „	1 Schanzzeugwagen	2 „
21 Wagen	33 Pferde.	3 Medizinkarren	1 „	28 Wagen	58 Pferde.
		2 Schanzzeugwagen	2 „		
		1 Feldschmiede	2 „		
		44 Wagen	85 Pferde.		
Große Bagage.					
4 Bagagewagen	2 sp.			16 Bagagewagen	2 sp.
13 Lebensmittelwagen	2 „	13 Lebensmittelwagen	2 sp.	12 Lebensmittelwagen	2 „
1 Gerätewagen	2 „			3 Marketenderwagen	2 „
18 Wagen	36 Pferde.	13 Wagen	26 Pferde.	31 Wagen	62 Pferde.
Zusammen:					
39 Wagen	69 Pferde.	57 Wagen	111 Pferde.	59 Wagen	120 Pferde.

Im ganzen soll also die französische Bagage um 18 Wagen vermehrt werden. Sie erreicht aber auch dann noch nicht an Zahl die deutsche Bagage, trotzdem sie über eine Feldschmiede und einen Schanzzeugwagen mehr verfügen wird als diese. Das liegt daran, daß man auf die Marketender- und Bagagewagen verzichten will. (Siehe Seite 333.) Offiziergepäck, Stabs- und Kompagniebagage müssen dann allerdings auf das Allernotwendigste beschränkt werden. In der großen Bagage werden vermutlich in Zukunft nur die Lebensmittelwagen bleiben.

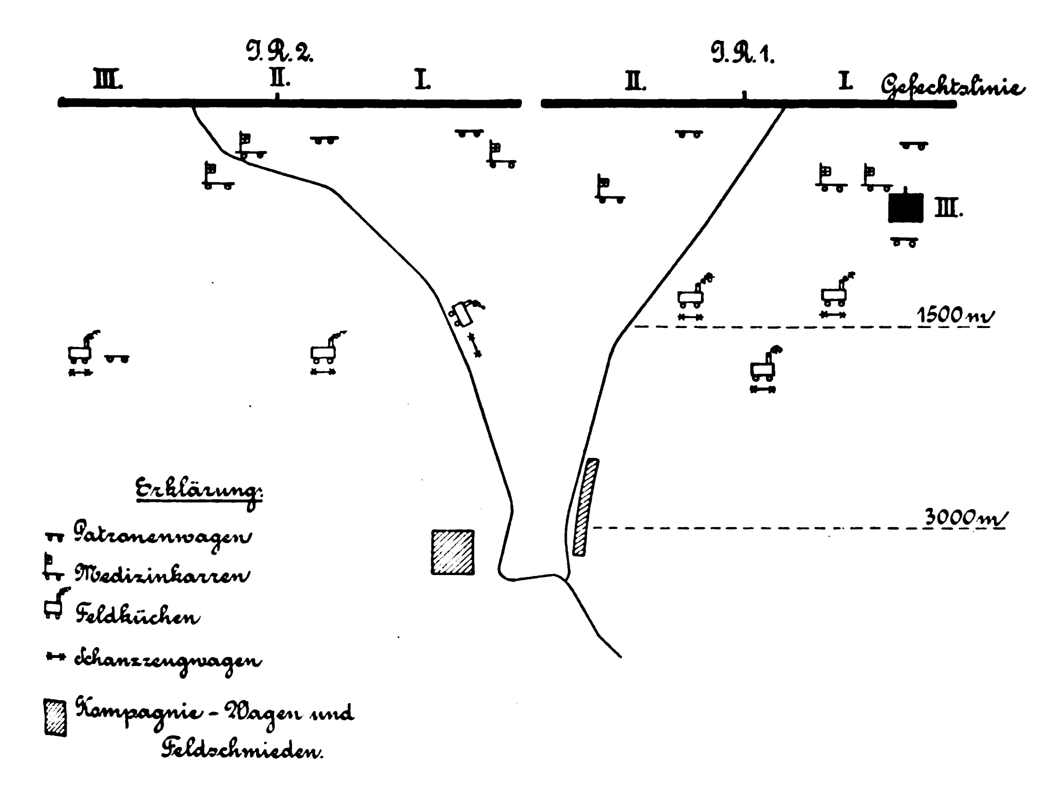
Dagegen wird die Gefechtsbagage besonders durch die Zuteilung der Kompagnie-Wagen wesentlich, um 16 Fahrzeuge, stärker als die deutsche. Diesen Übelstand hofft man durch geschickte Staffelung zu mildern. Mit den praktischen Versuchen hierfür war in den Armeemanövern ebenfalls die 9. Division betraut. Diese war mit der vollen Zahl der für das Feld vorgesehenen Fahrzeuge ausgestattet. Nach den sich zum Teil widersprechenden Zeitungsnachrichten scheint die Gefechtsbagage meist in folgender Weise nachgeführt worden zu sein.

Auf dem Marsche folgten die Kompagnie-Patronenwagen, Medizinkarren und Feldküchen den Bataillonen, die Kompagnie-Wagen, Schanzzeugwagen und die Feldschmiede dem Regiment.

Bei der Entfaltung zum Gefecht wurden die Kompagnie-Wagen und die Feld-

schmiede an der Marschstraße zurückgelassen, entweder auf der Straße in Marschkolonne oder seitwärts der Straße aufmarschiert. Die übrige Gefechtsbagage folgte der Truppe.

Für das Gefecht wurde die Gefechtsbagage des Regiments in zwei Staffeln eingeteilt, die je einem älteren Unteroffizier unterstellt waren. Zur ersten Staffel gehörten Medizinkarren, Patronen- und Schanzzeugwagen; zur zweiten Staffel Feldküche, Kompagnie-Wagen und Feldschmiede. Der zweiten Staffel war ein Verbindungsreiter zugeteilt. Die folgende schematische Darstellung zeigt die Aufstellung der



Fahrzeuge einer Infanterie-Brigade während des Gefechts, wie sie nach den Mitteilungen der Presse gedacht zu sein scheint. Die Staffeln wurden danach innerhalb des Regiments meist nicht zusammengehalten, sondern je nach dem Bedürfnis gegliedert und den Truppen nachgezogen. Die Patronenwagen folgten der Truppe zum Teil bis dicht hinter die Gefechtslinie, zum Teil hielten sie in der Nähe der Feldküchen. Im Ernstfall sollen die Patronen vor Eintritt ins Gefecht an die Mannschaft verteilt werden. Die Patronenwagen werden sich also meist auf dem Marsche zu und von den Infanterie-Munitionskolonnen befinden, um neue Munition heranzubringen.

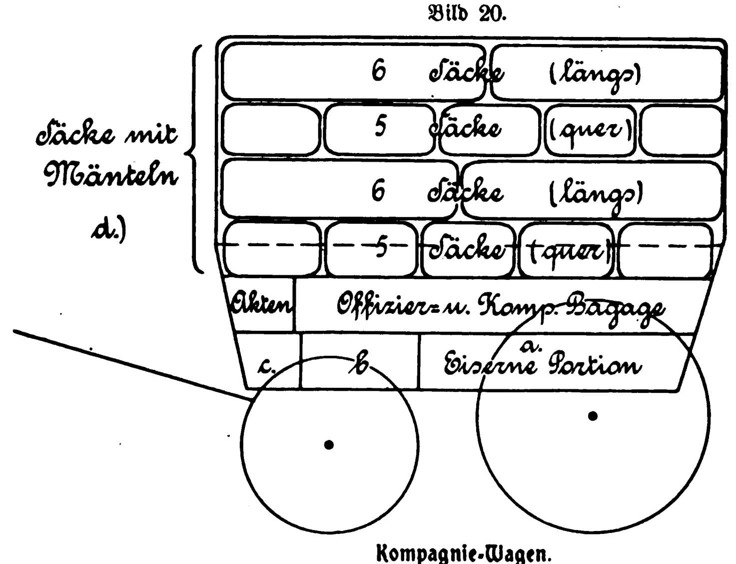
Nach Eintritt der Manöverpause (12° Mittags) wurden die Feldküchen an die Truppen herangezogen und rückten nach Ausgabe von Suppe oder Kaffee mit der Truppe ins Quartier. Die Kompagnie-Wagen wurden nach dem Abbrechen des Gefechts unmittelbar und friedensmäßig in die Unterkunftsorte gesandt. Das kriegsmäßige Zusammenziehen der Gefechtsbagage nach siegreichem Gefecht oder das Zurücksenden der Gefechtsbagage beim Rückzug scheint im Manöver nicht geübt worden zu sein. Man hofft jedoch augenscheinlich, die Kompagnie-Wagen und nötigenfalls auch die Feldküchen rechtzeitig, vielleicht schon am Morgen vor dem Kampfe, zurücklassen zu können. Die auf dem Kompagnie-Wagen befindliche zweite eiserne Portion muß in diesem Falle an die Mannschaft ausgegeben werden. Die Belastung des Mannes würde sich hierdurch um 3/4 kg erhöhen.

Im Manöver waren meist alte Fahrzeugmodelle im Gebrauch. Die Medizinkarren waren einspännig, die übrigen Fahrzeuge im allgemeinen zweispännig. Versuche wurden gemacht, ob bei einigen Wagen z. B. Feldküchen oder Kompagnie-Patronenwagen, ein Pferd genügt. Über das Ergebnis dieser Versuche ist nichts bekannt geworden.

Im einzelnen ist über die Fahrzeuge folgendes zu sagen.

Die Kompagnie-Wagen waren im Manöver meist vierrädrig und mit Planen versehen. Für die Kriegsausrüstung soll nach dem „Matin" die Einführung von zweirädrigen Karren in Aussicht genommen sein. Die Beladung kann nach einer Beschreibung der „France militaire" etwa in folgender Weise gedacht sein:

Bild 20.



Kompagnie-Wagen.

a) Eiserne Portion: Kriegsbrot und Konservenfleisch in Kisten; Suppenkonserven; Zucker und Kaffee in Säcken; Branntwein in einem Fäßchen.
b) Hafer für die Pferde der Kompagnie.
c) Offizierspeisegeräte, Pferdeputzzeug, Beschlag usw.
d) Bei Beladung mit Litewken genügen zwei Schichten.

Gewichtsangaben für die Belastung der Kompagnie-Wagen sind bisher nicht veröffentlicht worden. Da voraussichtlich die Bagagewagen des Regiments wegfallen

sollen, wird es schwer sein, ohne Überlastung der Wagen alles Erforderliche mitzuführen. Immerhin wird dies möglich sein, da bei einer Belastung des Wagens mit 1000 kg für Offizier- und Kompagniebagage rund 300 oder 390 kg verfügbar bleiben, je nachdem der Kompagnie-Wagen mit Mänteln oder Litewken beladen ist.

Die Feldschmiede wird für nötig gehalten, da das Infanterie-Regiment in Zukunft einschließlich der Pferde der Maschinengewehr-Züge, der berittenen Aufklärer (näheres Seite 339) und der Offizierpferde über rund 180 Pferde und 60 Fahrzeuge verfügt.

Als Schanzzeugwagen dienten im Manöver abgeänderte Kompagnie-Wagen.

Die Patronenwagen waren im Manöver vier- oder zweirädrig. Für das Feld sind anscheinend leichte zweirädrige Karren mit je drei Munitionskasten bestimmt. In den drei Kasten befinden sich etwa 23 000 Patronen mit einem Gewicht von rund 640 kg (112 Patronen auf den Kopf einer etwa 200 Mann starken Kompagnie.)

Die zweirädrigen Medizinkarren bleiben unverändert.

Feldküchen.

Mit Feldküchen waren Infanterie, Genie, Artillerie und der Stab der 9. Division ausgerüstet. Jede Feldküche war für die Kopfstärke einer kriegsstarken Kompagnie berechnet. Die erprobten zwei- und vierrädrigen Systeme beruhten auf zwei verschiedenen Prinzipien:

1. auf dem Prinzip der Kochkiste. Hiernach hat ein Major de la Taille einen Wagen konstruiert. Bei diesem wird das Essen in vier Kesseln auf einem beliebigen Biwaks- oder Herdfeuer angekocht. Die Kessel werden sodann auf dem Wagen in vier Kisten eingesetzt, die durch Asbest isoliert sind. Eine fünfte kleine Kiste enthält einen Kochtopf für die Offiziere der Kompagnie. Wie in Kochkisten kochen die Speisen unter fast 100° C. weiter. Sie sollen recht wohlschmeckend gewesen sein und angeblich 24 Stunden warm bleiben. Das System gestattet, sie auf die verschiedenste Weise zuzubereiten. Die Truppe war deshalb mit diesem Kochkistensystem recht zufrieden. Der Wagen ist zweirädrig und wird von einem oder zwei Pferden gezogen. Er trägt außer den Kochkisten noch Lebensmittel für einen Tag und soll angeblich sehr schwer gewesen sein. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß dies System eingeführt wird.

2. wurden Feldküchen versucht, die auf dem Prinzip des fahrenden Herdes beruhen. Der Herd besteht bei diesen Feldküchen aus starkem Eisenblech. Die Speisen werden in zwei Kesseln gekocht, die durch Holz- oder Kohlenfeuer erhitzt werden. Da die Kessel aber nicht in einem Flüssigkeitsbade hängen, das die Hitze festhält, muß während des Kochens beständig gefeuert werden. Dies strengt die Bedienung beim Marsche sehr an. Die starke Rauchentwicklung soll die Truppe oft sehr belästigt und zuweilen die Marschkolonnen schon auf weite Entfernung verraten haben. Eine Verbindung von Herdküche und Kochkiste besitzt die französische Armee anscheinend noch nicht. Die Kessel

der beschriebenen Herdküche können durch Schrauben luftdicht geschlossen werden, so daß sie mit Überdruck kochen. Der große Kessel faßt je nach dem Modell 140 bis 225 Liter und dient zur Herstellung der Suppe. Die Zubereitung dauert etwa drei Stunden. Im kleinen Kessel, der nur etwa 50 Liter faßt, wird der Kaffee gekocht. Suppe und dünne Ragouts werden zur Ausgabe durch einen weiten Hahn abgelassen. Festere Speisen müssen mit einer großen Schöpfkelle verteilt werden. Über die langwierige Ausgabe wurde geklagt, ebenso über die geringe Abwechslung in der Zubereitung. Im übrigen sollen die Speisen aber gut gewesen sein.

Bild 21.



Vierrädrige Feldküche.

Unter dem Sitze wurde in einem Vorratsraum außer Werkzeugen ein Tagesbedarf an Lebensmitteln, aber keine eiserne Portion aufbewahrt. Die Lafettierung der Herdküchen war verschieden. Es gab zwei- und vierrädrige Wagen, mit hohen und niedrigen Herden. Die hohen Herde sind unbequem, da der Mann zur Bedienung erst auf eine Stufe treten muß. Nach den Mitteilungen der Presse soll sich die vierrädrige, niedrige Küche am besten bewährt haben. Sie wurde von zwei Pferden mittleren Schlages gezogen, die entweder nebeneinander oder voreinander gespannt waren. Die zweirädrige ein- oder zweispännige Feldküche soll schlecht ausbalanciert sein. Trotzdem wird sie vom Kammerberichterstatter Gervais zur Einführung empfohlen. Für welches System sich der Kriegsminister entscheiden wird, ist noch nicht bekannt. Der Abgeordnete Gervais hält 5 Millionen Franken für ausreichend, um die Infanterie erster Linie mit Feldküchen auszurüsten.

Im Manöver wurden die Feldküchen nach den Zeitungsberichten verschieden verwendet. Entweder wurden folgende Mahlzeiten verteilt:

Morgens Kaffee,

nach Eintritt der Manöverpause Suppe und ein Teil des Fleisches,

Abends der Rest der Suppe und des Fleisches,

oder es gab: Morgens Kaffee,

in der Manöverpause Kaffee; hierzu verzehrten die Leute Brot und kaltes Fleisch, das sie sich vom Abend vorher aufgehoben hatten,

Abends Suppe mit Fleisch und Kaffee.

Nicht nur die 9. Division, sondern auch die übrigen Truppen, die an den Armeemanövern teilnahmen, waren reichlich mit Fahrzeugen ausgestattet. Jedes Infanterie-Regiment führte 25 Wagen, jedes Kavallerie-Regiment 14 und jedes Artillerie-Regiment 10 Wagen mit und zwar Munitionswagen, Fleischwagen, Futter-, Lebensmittel- und Packwagen, Medizinkarren, Krankenwagen, Kantinen- und Wasserwagen.

Berittene Infanterie-Aufklärer.

Im Kriege soll jedes Infanterie-Regiment zwölf, jedes Jäger-Bataillon fünf Reservekavalleristen als berittene Geländeaufklärer erhalten. Durch eine im Sommer 1908 in der „France militaire" veröffentlichte Verfügung hat das Kriegsministerium angeordnet, daß solche Aufklärer zukünftig auch an allen Herbstmanövern, Lager- und größeren Garnisonübungen teilnehmen sollen. Für 1908 war bestimmt, daß von je zwei Infanterie-Brigaden eine, also die Hälfte der Infanterie, während der Herbstübungen Aufklärer erhalten sollte und zwar das Infanterie-Regiment zwölf Reiter, davon vier Unteroffiziere oder Brigadiers (Obergefreite), das Jäger-Bataillon fünf Reiter, davon zwei Unteroffiziere oder Brigadiers. Zwei Drittel der Aufklärer wurden aus den 1908 übungspflichtigen Reservisten gewählt, die im Mobilmachungsfall als Aufklärer bestimmt sind, ein Drittel aus Mannschaften der aktiven Truppe, die später, nach ihrem Übertritt in die Reserve, als Aufklärer verwendet werden sollen. Die Aufklärer wurden von den Kavallerie-Regimentern gestellt, ausgerüstet und beritten gemacht, die im Mobilmachungsfall hiermit beauftragt sind. Die Hälfte der Aufklärer erhielt alte und kleine Pferde des Regiments, die andere Hälfte gemietete Ergänzungspferde, die zur Verwendung bei der Territorial-Infanterie bestimmt sind. Die berittenen Aufklärer wurden wie die übrigen Reservisten zu 23tägiger Übung eingezogen. Während der Hälfte der vor den Manövern verfügbaren Zeit übten sie bei ihren Kavallerie-Regimentern, um wieder zu lernen, sich selbständig und sicher im Gelände zu bewegen. Für den Rest der Zeit wurden sie den Infanterie-Regimentern überwiesen. Die französischen Urteile über die Leistungen der Aufklärer im Manöver lauten verschieden. Einige Truppenteile haben angeblich nichts mit ihnen anzufangen gewußt. Die Aufklärer klebten an den Marschkolonnen und waren überall im Wege. Andere Regimenter verwendeten sie geschickt. Sie leisteten der Truppe gute Dienste, gingen im Gefecht den entfalteten Verbänden voran, hielten Verbindung mit den Nachbarkolonnen

und mit der Artillerie. Meist behielt sich der Regimentskommandeur die Verwendung der Aufklärer vor, zuweilen wurden einzelne Reiter für besondere Zwecke den Bataillonen zugeteilt. Ein abschließendes Urteil über den Wert der berittenen Infanterie-Aufklärer läßt sich aus den letztjährigen Manövererfahrungen noch nicht gewinnen. In französischen Zeitungsberichten wird es für notwendig gehalten, daß die Infanterieführer lernen, die Aufklärer zweckmäßig zu verwenden, und daß diese eingehend mit den Verhältnissen bei der Infanterie vertraut sind.

Radfahrer.

Bekanntlich besitzt Frankreich, außer Radfahrern, die, wie in Deutschland, den Truppenteilen und Stäben zugeteilt sind, schon im Frieden fünf ständige Radfahrer-Kompagnien, die als sechste Kompagnien zu Jäger-Bataillonen an der Ostgrenze gehören. Aus vier dieser Kompagnien war 1908 für die Armeemanöver ein Radfahrer-Bataillon zusammengestellt worden; die 5. Kompagnie nahm an den Manövern des XX. Armeekorps teil. Die Stärke einer Kompagnie beträgt im Frieden etwa 4 Offiziere, 120 Mann. Die Radfahrer-Kompagnien haben eigenen Ersatz und ergänzen sich aus Rekruten, die des Radfahrens bereits kundig sind. Die Bekleidung besteht aus Käppi, Litewka, Beinkleid, Schnürschuhen, Wickelgamaschen und Umhang, die Ausrüstung aus Brotbeutel, Feldflasche, Kochgeschirr und Leibriemen mit Patronentaschen; die Bewaffnung aus dem Infanteriegewehr, Seitengewehr und reichlicher Munition, wahrscheinlich 120 Patronen. Umhang und Kochgeschirr sind am Rade befestigt, die übrige Ausrüstung trägt der Mann. Das Gewehr wird während des Fahrens umgehängt. Die Tornister werden nachgefahren. Hierfür waren in den Armeemanövern dem Radfahrer-Bataillon zwei Kraftwagen (Bild 23) zugeteilt worden, die außer dem Gepäck auch Lebensmittel, Ersatzräder und -teile beförderten. Offiziere und Mannschaften der Radfahrer-Kompagnien

Bild 22.

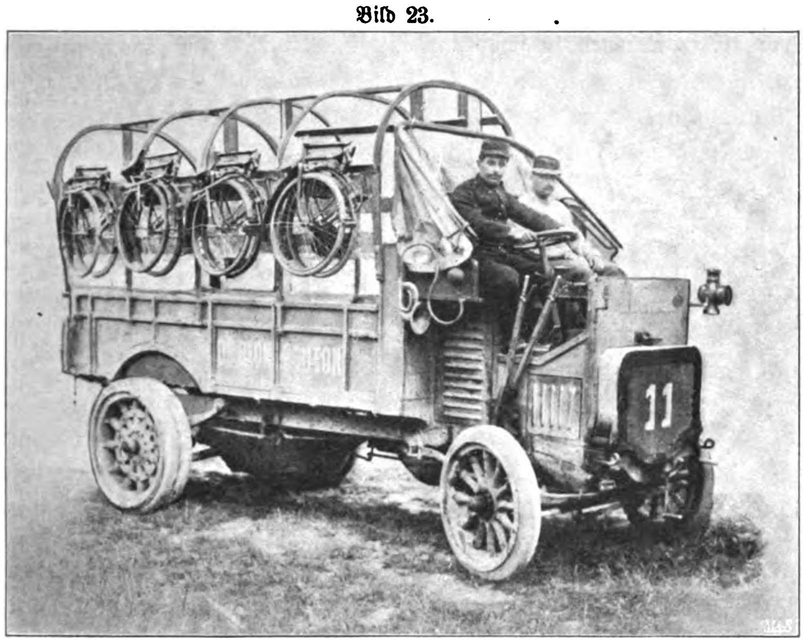


Radfahrer mit dem Klapprad „System Gerard."

sind mit Klapprädern „System Gerard" ausgerüstet. Der Kompagnieführer ist beritten Das Klapprad hat sich seit zwölf Jahren recht gut bewährt. Es kann schnell zusammengelegt und wieder aufgeklappt werden. Zwei Schulterriemen gestatten, das Rad auf dem Rücken zu tragen. Das Gewicht beträgt etwa 12 kg. Die Radfahrer-Kompagnie ist also nicht unbedingt abhängig von den Straßen, sondern kann auch

außerhalb der Wege wie Infanterie marschieren und fechten. Im Manöver sollen sich die Radfahrer auf dem Gefechtsfeld geschickt mit dem Rade auf dem Rücken

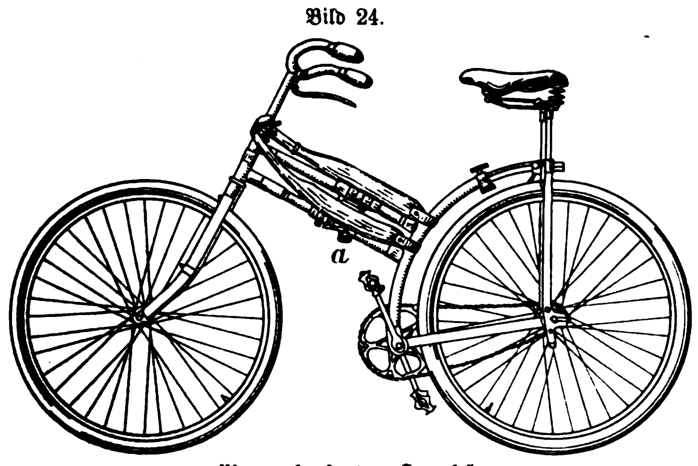
Bild 23.



Kraftwagen des Radfahr-Bataillons.

bewegt haben. Die Radfahrer-Kompagnien haben anscheinend in Verschleierung, bei Nachhutgefechten, in einzelnen Fällen auch in der Aufklärung gute Dienste geleistet. Immerhin bleibt die Aufklärung an die Straßen gebunden. Ein Aufsatz in dem

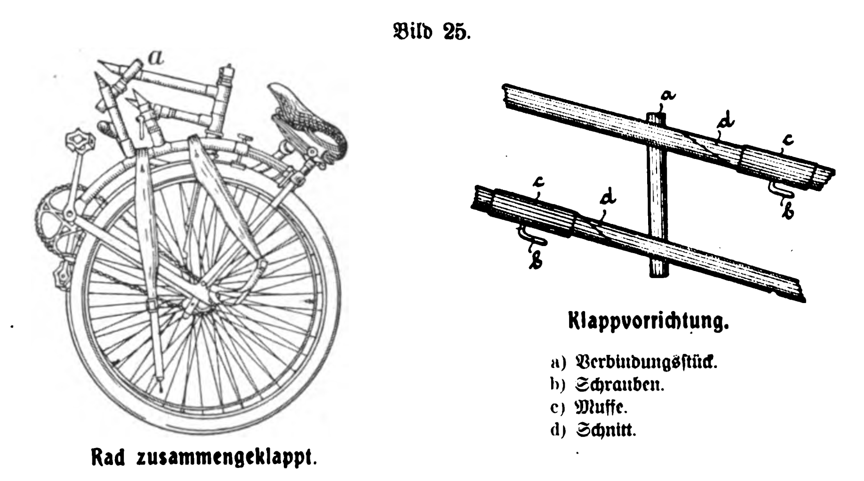
Bild 24.



Klapprad „System Gerard."

„Journal des sciences militaires“ empfiehlt deshalb auf Grund der Erfahrungen beim XX. Armeekorps, jeder Radfahrertruppe grundsätzlich eine kleine Kavallerieabteilung zuzuteilen, um die Aufklärung in den Flanken zu erleichtern und die Radfahrer vor Überraschungen zu schützen.

Bild 25.



Rad zusammengeklappt.

Klappvorrichtung.

a) Verbindungsstück.
b) Schrauben.
c) Muffe.
d) Schnitt.

In Frankreich verspricht man sich von der Verwendung geschlossener Radfahrertruppen recht viel. Man hofft, daß es ihnen infolge ihrer großen Beweglichkeit gelingen wird, der Kavallerie wesentliche Dienste zu leisten. Ob die günstigen Erfahrungen der letzten Manöver aber dazu führen werden, die Zahl der ständigen Radfahrer-Kompagnien beträchtlich zu vermehren, muß abgewartet werden.

Kavallerie.

Bekleidung und Ausrüstung.

Von der Einführung einer neuen Felduniform ist bisher nichts bekannt geworden. Gelobt wird die Fußbekleidung der französischen Kavallerie, Schnürstiefel, Ledergamasche und Anschnallsporn. Die Ledergamaschen sind an der äußeren Seite durch Haken, oben durch eine Schnalle zu schließen. Die Geschicklichkeit des französischen Kavalleristen im Fußgefecht wird zum Teil auf die bequeme Fußbekleidung zurückgeführt. Der Karabiner wird bei den Kürassieren am Pferde befestigt, bei der übrigen Kavallerie auf dem Rücken des Reiters getragen. Der Karabiner wird hierzu umgehängt und mit dem Kolbenhals in eine Zwinge gedrückt, die an einem schmalen Leibriemen befestigt ist. Diese Trageweise soll sich ebenso wie in den früheren Jahren bewährt haben.

Pferdematerial.

Das Pferdematerial der berittenen Truppen war gut. Nur die Pferde der Kürassiere sollen etwas zu schwer und zu langsam sein. Die Pferde der leichten Kavallerie werden dagegen besonders gelobt. Sie sind edel und ausdauernd, allerdings etwas schwierig. Der hohe Stand der Pferdezucht liegt zum Teil an den

großen Summen, die Rennvereine, Gemeinde und Staat zur Hebung der Landespferdezucht ausgeben. Günstig für den Zustand der Militärpferde ist ferner, daß sie im Manöver die Kriegsration erhalten.

Kavallerie-Brückengerät.

Alle Regimenter der Kavallerie-Divisionen führten im Armeemanöver das seit einiger Zeit eingeführte Kavallerie-Brückengerät „Pont Veyry" mit. Es besteht aus Oberbaumaterial und zwei Faltbooten und wird auf einem dreispännigen Wagen befördert, der beladen etwa 2000 kg wiegt. Die Faltboote bestehen aus Holzrahmen, die mit wasserdichter Leinwand bespannt sind. Im Manöver sind anscheinend stets 2½ m breite Kolonnenbrücken gebaut worden. Für eine Brücke von 45 m Länge die in zwei Stunden von den im Pionierdienst ausgebildeten Kavalleristen hergestellt wurde, war das Material von fünf Regimentern erforderlich.

Artillerie.

Das Feldgeschütz hat sich trotz seines hohen Gewichts (marschfertig, aber ohne Bedienungsmannschaft, 1870 kg) als ausreichend beweglich gezeigt. Bei der reitenden Artillerie sind nach einer Angabe des Kriegsministers im Senat die Zubehörteile soweit erleichtert worden, daß das Geschütz angeblich weniger wiegt als das deutsche. Trotzdem wird ein noch beweglicheres Geschütz gesucht. Von der Artillerie der 6. Kavallerie-Division sollen nach Zeitungsnachrichten Versuche mit einem erleichterten Material auf dem Schießplatz und im Manöver angestellt worden sein. Als Munitionswagen bei den Versuchs-Batterien dienten zweirädrige Karren mit je einem Munitionskasten. Nach Angabe des Kriegsministers sollen 1909 die Versuche in größerem Umfange fortgesetzt werden.

Neuerdings erregte ein von einem französischen Oberst Deport erfundenes leichtes Geschütz viel Aufsehen. Oberst Deport ist einer der Konstrukteure des jetzigen 75 mm-Feldgeschützes. Das neue Geschütz hat dasselbe Kaliber und verfeuert auch die gleiche Munition. Trotzdem wiegt es marschfertig und zwar ebenfalls mit 24 Schuß im Protzkasten nur 1560 kg, also etwa 300 kg weniger als das bisherige Feldgeschütz. Das neue Geschütz hat einen halbautomatischen Verschluß. Er öffnet sich während des Rücklaufes selbsttätig und wirft die leere Hülse heraus. Das neue Geschoß muß jedoch von der Bedienung eingesetzt werden. Der Verschluß soll sich dann wieder selbsttätig schließen. Diese vereinfachte Ladevorrichtung ermöglicht es, einen Mann der Bedienung zu sparen, ein Vorteil von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Der Panzerschutz, der beim bisherigen Geschütz als nicht ausreichend angesehen wird, ist beim Geschütz Deport sehr vervollkommnet worden. Die Bedienung ist nicht nur genügend gegen frontales Schrapnelfeuer, sondern auch durch Seiten- und Dachschilde gegen Schräg- und Granatfeuer geschützt. Über Versuche der französischen Heeresverwaltung mit dem neuen Geschütz ist bisher nichts verlautet.

Da bei dem bisherigen Feldgeschütz die Schutzschilde den Kopf der Bedienungs-

mannschaften nicht genügend decken, wurden in den letzten Manövern, wie schon früher, versuchsweise bei einigen Batterien geschwärzte Stahlhelme getragen. Diese Helme sahen wenig schön aus, sollen sich im übrigen aber bewährt haben.

Als recht praktisch hat sich wieder erwiesen, daß die Pferde aller berittenen Artillerie-Unteroffiziere und -Mannschaften (Trompeter, Geschützführer, Bedienungsmannschaften der reitenden Artillerie) mit Sielengeschirr versehen und daher sofort zur Aushilfe für Zugpferde bereit sind. Dieselbe Anordnung besteht auch bei den Maschinengewehrzügen der Kavallerie. Die Mittelpferde der Artillerie haben Umgänge, können also auch als Stangenpferde dienen. Bei den Verwaltungsfahrzeugen aller Waffen, die vom Bock gefahren werden, sind die Sattelpferde mit Sitzkissen und Steigbügel versehen, so daß sie nötigenfalls auch geritten werden können. Die Berittenen der Artillerie trugen wie immer Revolver, die unberittenen Bedienungsmannschaften das umgehängte mousqueton d'artillerie M. 92.

Die Versuche, die Feldartillerie mit Beobachtungsmaterial auszurüsten — entweder mit Leitern, die auf Munitionswagen aufgesetzt werden, oder mit besonderen Beobachtungswagen —, haben bisher anscheinend zu keinem abschließenden Ergebnis geführt.

Zur Zielbezeichnung wurden beim II. Armeekorps zwei Scheinwerfer Vial erprobt. Der Signalapparat arbeitet mit Sonnenlicht oder mit Hilfe von einer Azetylenlampe. Folgende Zeichen waren verabredet worden:

zwei Salven von je zwei Lichtblitzen, zwischen den Salven zwei Sekunden Pause, bedeuteten Feuer gegen Artillerie,

dauerndes Licht — Feuer gegen Infanterie,

Reihe von Lichtblitzen mit sehr kurzen Unterbrechungen — Feuer gegen Kavallerie.

Bei jedem Bataillon usw. war ein Offizier oder Unteroffizier damit beauftragt, die Zeichen des Scheinwerfers zu beobachten.

Beim VIII. Armeekorps war für die Armeemanöver ein Teil des Munitionskolonnenparks aufgestellt worden; wieviel Kolonnen, geht aus den Angaben der Presse nicht hervor. Die Fahrzeuge waren alten Modells und zum großen Teil durch Artillerie-Regimenter anderer Armeekorps bespannt. Munitionsergänzung und Nachziehen der Kolonnen wurden kriegsmäßig geübt.

Maschinengewehre.

Maschinengewehre wurden im vergangenen Jahre zum erstenmal in großem Umfange in den Manövern mitgeführt. Voraussichtlich wird jedes Infanterie-Regiment vorläufig zwei Züge zu je zwei Gewehren, jedes Kavallerie-Regiment einen Zug erhalten. Wieweit die Einführung bisher durchgeführt ist, steht nicht fest. Nach einer Mitteilung der „France militaire“ soll die Anfertigung der erforderlichen Maschinengewehre schon in einigen Monaten beendet sein. Das angenommene Modell

Puteaux ist ein umgeändertes System Hotchkiß (Gasdrucklader). Es verfeuert die Patronen des Infanterie-Gewehrs (Lebelgewehr, Kaliber 8 mm). 25 Patronen befinden sich auf einem Ladestreifen.

Die Maschinengewehre der Infanterie werden auf Pferden befördert (Bild 26). Das Gewehr wird hierzu in drei Teile, Lauf, Dreifußgestell und Verbindungsstück, zerlegt. Gewehr und ein Munitionskasten werden auf einem Pferde, weitere Munition auf mehreren anderen Pferden befördert. Als Munitionsreserve wird bei jedem Zuge ein Patronenwagen mitgeführt, wozu voraussichtlich die bisherigen Bataillons-Patronenwagen verwendet werden. Die Trageweise der Infanterie-Maschinengewehre soll sich nach französischen Zeitungen recht bewährt haben. Sie fallen in der Marschkolonne wenig auf; es wird daher nicht leicht sein, ihre Anwesenheit festzustellen. Die Pferde können der Truppe in fast jedem Gelände bis in die letzte Deckung folgen. Dort werden die Gewehre in kurzer Zeit abgenommen und von einigen Leuten in die Feuerstellung getragen, wo sie mit wenigen Handgriffen zusammengesetzt werden.

Die Maschinengewehre der Kavallerie werden auf zweirädrigen, mit vier Pferden bespannten Karren befördert. Sie können sowohl von diesen, als auch freigemacht von einem Dreifußgestell feuern. Auch diese Beförderungsweise scheint sich bewährt zu haben.

Genie.

Jedem Armeekorps und jeder Infanterie-Division war in den Armeemanövern eine Genie-Kompagnie zugeteilt worden. In der Fachpresse wird bedauert, daß ihnen wenig Gelegenheit zur Tätigkeit gegeben wurde. Bekannt geworden ist nur ein Brückenschlag über den ziemlich schmalen Bahon-Fluß. Die Brücke wurde anscheinend aus vorbereitetem Material im feindlichen Feuer geschlagen und von einer Infanterie-Division benutzt.

Nachrichtenmittel.

Für die Nachrichtenübermittlung war in den Armeemanövern 1908 jeder Armee-abteilung eine Telegraphen-Kompagnie, jedem Armeekorps eine Telegraphen-Abteilung zugewiesen worden.

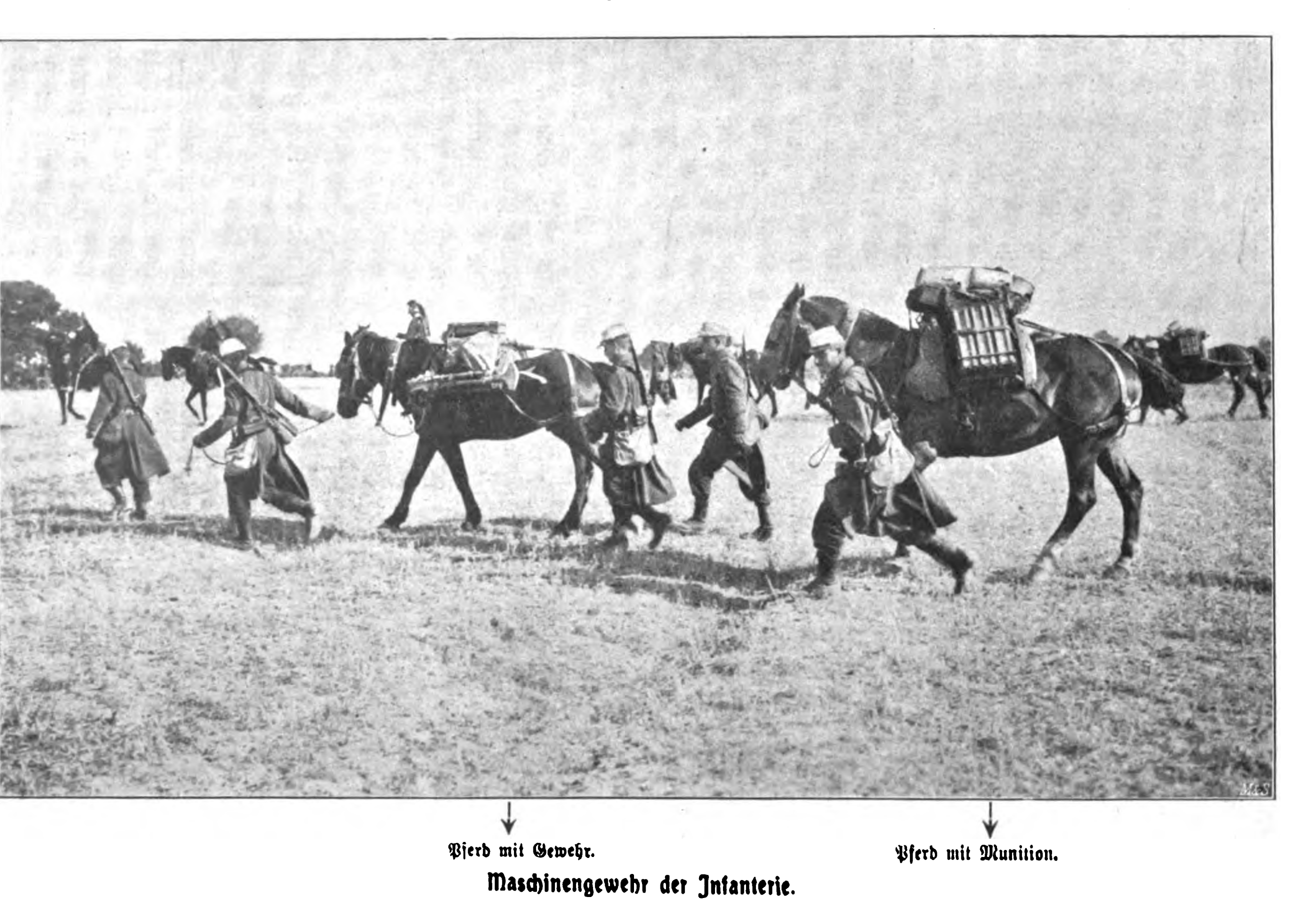
Der Feldfernsprecher.

Der Feldfernsprecher diente zur Verbindung der Generalkommandos und Armee-Oberkommandos mit der Leitung. Der mit Seide besponnene Kupferdraht wurde in Straßengräben oder mit Hilfe von Leitern oder Bambus- und Stahlrohrstangen auf Bäume oder Mauervorsprünge gelegt. Die Drahtspule wurde von einem Manne auf dem Rücken getragen. Über die Leistungen der Telegraphentruppen sind keine zuverlässigen Nachrichten bekannt geworden.

Drahtlose Telegraphie.

Für Funkentelegraphie waren eine Ballonstation, die dem Stabe der Leitung zugeteilt war, und mehrere Maststationen aufgestellt worden. Sie dienten zur Ver-

Bild 26.



Pferd mit Gewehr. Pferd mit Munition.

Maschinengewehr der Infanterie.

bindung der Parteiführer mit dem Leitenden, auf einer Partei angeblich auch zur Verbindung der Armeekorps oder Kavallerie-Divisionen mit dem Armeeführer.

Der drachenförmige Ballon, der die Antenne trug, soll 250 bis 300 m hoch gestiegen sein. Die Reichweite der Ballonstation betrug angeblich etwa 500 km. Aufgenommen hat sie nach Zeitungsmeldungen sogar Telegramme, die in Berlin aufgegeben worden sind.

Die den Parteien zugeteilten leichten Stationen bestanden aus einigen Wagen, von denen einer eine 30 m lange, zusammenschiebbare Stahlstange beförderte, die als Antenne diente. Die Reichweite dieser Stationen hat etwa 100 km betragen. Die Versuche sollen sehr befriedigt haben.

Optische Signale.

Licht- und Winkersignale wurden in den Manövern nicht benutzt. Im Winkerdienst wird vorläufig nur die in den Gebirgsgegenden der Ostgrenze stehende Infanterie ausgebildet; doch mehren sich die Stimmen in der französischen Presse, die die Ausdehnung dieses Dienstzweiges auf die gesamte Armee fordern.

Personenkraftwagen.

Zur Befehlsübermittlung wurden vielfach Kraftwagen verwendet, mit denen die hohen Stäbe reichlich ausgestattet waren. Auch ein besonders konstruierter Beobachtungskraftwagen, wie er sich in Marokko bereits bewährt hat, soll nach einer Mitteilung der Zeitung „La Sambre“ in den Armeemanövern erprobt worden sein. Der leichte, nicht geschützte Wagen besteht angeblich zum großen Teil aus Aluminiumblech. Die vier Geschwindigkeiten des Motors betragen 10, 20, 40 und 70 km. Ausgerüstet soll der Wagen mit zwei Maschinengewehren, System Hotchtiß, sein, von denen das eine in Betrieb ist und nach allen Seiten feuern kann, während das andere nur zum etwaigen Ersatz dient. Neben dem Schützen sollen zwei Munitionskisten angebracht sein, mit zusammen 2500 bis 3000 Patronen. Der Wagen ist für drei bis vier Personen berechnet.

Fesselballons oder Luftschiffe sind in den Manövern 1908 nicht verwendet worden. Für 1909 sind im Budgetentwurf 50 000 Fr. für die Teilnahme von zwei lenkbaren Luftschiffen an den Manövern vorgesehen.

Sanitätsdienst.

Im Laufe der Armeemanöver wurde der Entwurf einer neuen Kriegssanitäts-Ordnung erprobt. Bisher verfügte nach dem „Vademecum“ das französische Armeekorps über folgende Sanitätsmittel:

1. drei Sanitäts-Kompagnien, je eine beim Armeekorps und bei jeder Division. Zu jeder Sanitäts-Kompagnie gehören 115 bis 140 Krankenträger;
2. eine Sanitäts-Abteilung für die Korps-Kavallerie-Brigade;
3. zwölf Feldlazarette, von denen vier zur Verfügung der Armee bleiben.

In Zukunft soll nach einem Aufsatz der „France militaire“ das Armeekorps statt dieser Formationen folgende erhalten:

drei Krankenträger-Kompagnien,
zwölf leichte Sanitäts-Abteilungen,
vier Reserve-Sanitäts-Abteilungen,
zwölf Lazarett-Abteilungen.

Von den drei Krankenträger-Kompagnien wird je eine dem Armeekorps und jeder Division zugeteilt. Die Kompagnien, die über viel Trägerpersonal und Verbandmaterial verfügen, dienen zur Verbindung der Truppenverbandplätze mit dem Hauptverbandplatz. Der Kompagnie beim Armeekorps ist eine Hygiene-Abteilung angegliedert, die einem Bakteriologen untersteht. Sie soll die erforderlichen Maßnahmen treffen, um dem Ausbruch von Seuchen vorzubeugen, z. B. Wasseruntersuchungen vornehmen, Desinfektion von Krankheitsherden ausführen u. a. m.

Die zwölf leichten Sanitäts-Abteilungen unterstehen dem Armeekorps und werden den Divisionen nur nach Bedarf zugeteilt. Sie sind leicht beweglich, so daß sie der Truppe überallhin folgen können. Sie dienen zur Errichtung von Hauptverbandplätzen.

Die vier Reservesanitäts-Abteilungen bleiben zur Verfügung der Armee. Sie sind ebenso eingerichtet, wie die leichten Sanitäts-Abteilungen, es fehlt ihnen aber das Transportpersonal und -Material, das ihnen erst bei eintretendem Bedarf zugewiesen wird. Sie werden dann wie die leichten Sanitäts-Abteilungen verwendet. Zunächst werden sie von der Armee nur bis an den Eisenbahnendpunkt vorgeschoben.

Die zwölf Lazarett-Abteilungen unterstehen unmittelbar dem Armeekorps. Jede Abteilung enthält das erforderliche Personal und Material, um eine leichte Sanitäts-Abteilung als Feldlazarett einzurichten.

Die Verwendung dieser Sanitätsmittel ist in folgender Weise gedacht. Fern vom Feinde erhält jede Division eine leichte Sanitäts-Abteilung, die dem Divisionsarzt für etwaigen Bedarf unterstellt wird. Sobald ein Zusammenstoß mit dem Gegner vorauszusehen ist, werden den Divisionen mehrere leichte Sanitäts-Abteilungen zugeteilt, von denen zuweilen einige durch Lazarett-Abteilungen verstärkt werden. Diese Sanitätsformationen werden auf Vorhut und Gros verteilt und gehören zur Gefechtsbagage der Division. Der Rest marschiert beim Gefechtstrain des Armeekorps und den Munitionskolonnen und Trains.

Während des Gefechtes werden die Sanitäts-Abteilungen nach den gleichen Grundsätzen eingesetzt, wie jetzt die Sanitäts-Kompagnien. Wenn die Armee weiter vorgeht, werden sie so weit als möglich freigemacht. Sie folgen dann den Divisionen, denen sie zugeteilt sind. Sanitäts-Abteilungen, die nicht rechtzeitig wieder verfügbar sind, werden bei den Divisionen durch andere ersetzt, die bisher noch vom Armeekorps zurückgehalten waren.

Einige Sanitäts-Abteilungen, die Transportunfähige aufgenommen haben, werden mit Hilfe von Lazarett-Abteilungen als Feldlazarette eingerichtet. Das Transportpersonal und -material dieser leichten Sanitäts-Abteilungen, das hierdurch verfügbar wird, dient dazu, die an den Eisenbahnendpunkten bereitgehaltenen Reservesanitäts-Abteilungen beweglich zu machen. Diese werden dann von der Armee den Armeekorps überwiesen.

Aus den Bestimmungen des Entwurfs über den Sanitätsdienst im Etappengebiet verdient die Einrichtung von Verwundetenzügen hervorgehoben zu werden. Diese sollen so nahe als möglich an das Schlachtfeld herangeführt werden, um die Armee möglichst bald von Kranken und Verwundeten zu befreien.

Dem Armeearzt, dem die Sanitätsformationen der Armee und der Etappe unterstehen, werden in Zukunft ärztliche Autoritäten als beratende Chirurgen und Ärzte beigegeben.

Der Entwurf der neuen Kriegssanitäts-Ordnung soll sich in den Armeemanövern gut bewährt haben. Die leichte Beweglichkeit der einzelnen Formationen und die Handlichkeit der ganzen Organisation werden besonders gerühmt.

Verpflegung.

Wie in den früheren Jahren war das Kriegsministerium auch 1908 bemüht, die Verpflegung in den Armeemanövern möglichst kriegsmäßig zu gestalten. Die Truppe verfügte über folgende Lebensmittel:

1. über zwei eiserne Portionen. Diese mußten auf Befehl der Generalkommandos im Verlauf der Manöver verzehrt werden und wurden nicht wieder ersetzt.

2. über zwei Tagesportionen an Brot, Zucker, Kaffee (petits vivres), die auf dem Lebensmittelwagen untergebracht waren,

3. über eine Fleischportion, die auf dem Fleischwagen bei der Gefechtsbagage befördert wurde.

Die Fleischportion wurde sofort nach Ankunft der Truppe im Quartier ausgegeben, zubereitet und mit den am Abend vorher empfangenen petits vivres verzehrt. Ein Teil des Fleisches wurde zum Frühstück für den folgenden Tag aufgehoben. Nach Ankunft der großen Bagage wurde von dem Lebensmittelwagen eine Tagesportion, Brot und petits vivres für den nächsten Tag ausgegeben.

Für den Ersatz der verbrauchten Portionen und Rationen waren folgende Bestimmungen getroffen worden:

Gemüse, Heu, Stroh und Brennmaterial wurden von der Truppe an Ort und Stelle freihändig angekauft entweder durch den Verpflegungsoffizier oder von den Kompagnien usw. unmittelbar.

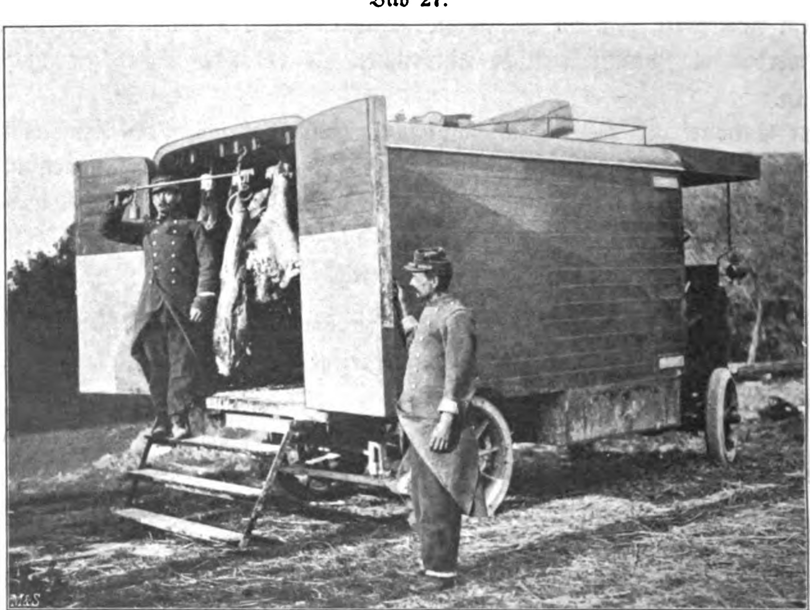
Hafer, Zucker, Kaffee wurde durch Nachschub ergänzt.

Textskizze Seite 351.

Suppenbrot wurde durch Ankauf, Speisebrot durch Nachschub ersetzt. Das Speisebrot wurde in den Sammelstationen, Orleans und Nevers in fahrbaren eisernen Feldbacköfen gebacken. Feldbäckereikolonnen sind jedoch nicht aufgestellt worden.

Das frische Fleisch wurde der Truppe teils in geschlachtetem, teils in lebendem Vieh geliefert. Jedes Armeekorps verfügte hierzu über einen Korps-Viehpark, der entweder dem Armeekorps geschlossen oder auf die Divisionen verteilt folgte. Zur Ergänzung der Bestände des Fleischwagens wurde verschieden verfahren. Entweder wurden Abends der Truppe kleine Schlachtviehtrupps für den Verbrauch zugetrieben,

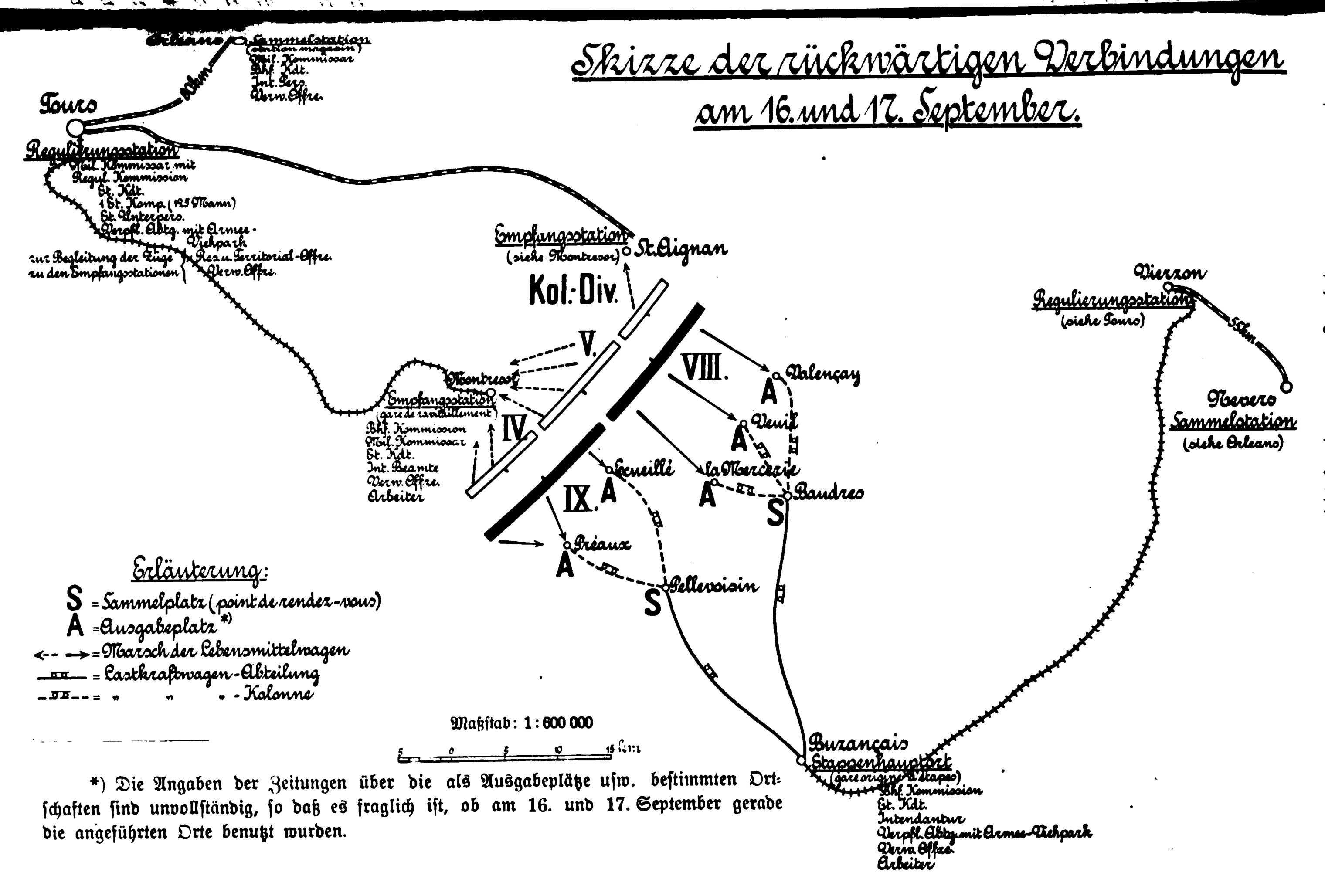
Bild 27.



Fleischkraftwagen.

die bei der Truppe geschlachtet wurden; die Fleischwagen wurden dann in der Nacht wieder beladen, oder das Vieh wurde in Feldschlächtereien des Armeekorps geschlachtet und von den Fleischwagen dort abgeholt.

Der Korps-Viehpark ergänzte sich zum Teil durch unmittelbaren Ankauf. Hierfür waren innerhalb der Korpsbezirke gemischte Zivil- und Militärkommissionen ernannt. Märkte wurden ausgeschrieben, das Vieh wurde von Tierärzten untersucht, die angekauften Tiere durch Brand kenntlich gemacht. Für 100 kg Ochsenfleisch sollen durchschnittlich 95 Franken, für 100 kg Kuhfleisch 90 Franken gezahlt worden sein. Der Rest des Fleischbedarfs wurde aus Armee-Viehparks den Armeekorps in Herden von etwa 40 Stück nachgetrieben oder mit der Bahn zugesandt. Armee-Viehparks waren



*) Die Angaben der Zeitungen über die als Ausgabeplätze usw. bestimmten Ortschaften sind unvollständig, so daß es fraglich ist, ob am 16. und 17. September gerade die angeführten Orte benutzt wurden.

anscheinend in Tours und Buzançais errichtet. Sie verfügten durchschnittlich über einen Bestand von 180 bis 200 Stück.

Fleisch-kraftwagen.

Um den Nachschub des Fleisches zu erleichtern, hatte man beim IX. Armeekorps einen bemerkenswerten Versuch mit einem von der Firma Berliet gelieferten Fleischkraftwagen (Bild 27) gemacht. Dieser vermittelte den Verkehr zwischen der Feldschlächterei des Armeekorps und den Truppenteilen, die von der Feldschlächterei am weitesten entfernt waren. Der Motor des Wagens betrieb gleichzeitig eine Lüftungseinrichtung. Die Luft im Innern des Wagens wurde hierdurch etwa 6° kühler als die Außenluft erhalten. Ähnliche Wagen sind in einigen Gegenden Frankreichs gebräuchlich, um das Fleisch aus den Stadtschlächtereien aufs Land zu bringen. Die normale Belastung des Wagens betrug 2500 kg Fleisch, also 6250 Portionen. Die Tagesleistung belief sich auf durchschnittlich 100 km. Der Versuch hat sich gut bewährt. Es wird empfohlen, dem Schlachtviehtrupp jeder Division einen Fleischkraftwagen zuzuteilen.

Nachschub.

Für den Nachschub von Brot, Hafer, Zucker usw. war man bemüht, möglichst viele von den für den Krieg vorgesehenen Verwaltungsbehörden und Kommissionen in Tätigkeit zu setzen. Bei Blau wurde in folgender Weise verfahren. Der Armeeführer forderte täglich beim Militärkommissar der Regulierungsstation in Tours den nötigen Bedarf an Lebensmitteln für den folgenden Tag an und bestimmte die Bahnstationen, nach denen diese Bestände befördert werden sollten. (Empfangsstation, gare de ravitaillement, für jedes Armeekorps höchstens zwei Stationen.) Den Truppenteilen wurde am Abend die Empfangsstation für den folgenden Tag mitgeteilt. Inzwischen hatte die Regulierungsstation Tours bei dem Stationsmagazin in Orleans als Sammelstation den Bedarf angemeldet. Diese hatte einen Verpflegungszug nach Tours geschickt. Dort wurden die für die Empfangsstationen bestimmten Züge mit Reserve- oder Territorialoffizieren als Führern besetzt, die dann in den Empfangsstationen den Dienst als Etappenkommandanten versahen. Außerdem wurden die Züge von dem erforderlichen Intendanturpersonal und etwa zwanzig Arbeitern begleitet, die in den Empfangsstationen die Ausladung und Ausgabe der Lebensmittel an die Truppe besorgten. Die Lebensmittel wurden unmittelbar von den Lebensmittelwagen empfangen. Fuhrparkkolonnen waren nicht aufgestellt worden. Nur wenn die Entfernung zwischen der Empfangsstation (Eisenbahnendpunkt) und der Truppe zu groß werden sollte, war es den Armeekorps gestattet, aus gemieteten Fahrzeugen Fuhrparkkolonnen zusammenzustellen; jedem Armeekorps waren hierfür 1200 Franken zur Verfügung gestellt worden. Ob von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht worden ist, ist nicht bekannt geworden.

Bei Rot erfolgte der Nachschub auf etwas andere Weise. Hier wurde der Verkehr zwischen den Eisenbahnendpunkten und den Truppenfahrzeugen von Lastkraftwagenkolonnen vermittelt. Für jedes Armeekorps waren anscheinend drei Kolonnen aufgestellt, eine für jede Division und eine für die dem Armeekorps unmittelbar unterstellten

Teile. Die Kavallerie-Divisionen hatten keine Kraftwagen, bei ihnen wurde nach dem bei Blau geschilderten Versuch verfahren. Den Armeekorps wurden Lebensmittel und Munition in folgender Weise nachgeführt. Die Regulierungsstation (Vierzon) sandte die von der Sammelstation (Nevers) eingetroffenen Verpflegungszüge zum Eisenbahnendpunkt, der etwa dem Etappenhauptort entspricht. Vom 16. zum 17. September war dies Buzançais. Dort wurden die Bestände von der Intendantur an die Lastkraftwagenkolonnen ausgegeben. Der Armeeführer bezeichnete den Generalkommandos und dem Führer des Lastkraftwagenparks jeden Abend für den folgenden Tag einen Kolonnensammelplatz (point de rendez-vous) für jedes Armeekorps. Von diesen Sammelplätzen aus zogen die Armeekorps die Kolonnen zu Ausgabemagazinen vor, in denen die Bestände an die Truppenfahrzeuge ausgegeben wurden. Das Verpflegungssystem scheint sich bei beiden Parteien gut bewährt zu haben.

Lastkraftwagen.

Über die Versuche mit Lastkraftwagen sind folgende Einzelheiten bekannt geworden, die meist der Automobil-Zeitschrift „Poids lourd“ entnommen sind. Die Heeresverwaltung zahlte als Miete für Tag und Pferdekraft einen Frank. Das Brennmaterial wurde von der Verwaltung geliefert. Die Wagen, die sich bewährt hatten, erhielten Prämien. Die Kraftwagen wurden von übungspflichtigen Reservisten geführt, die möglichst den Arbeitern der betreffenden Fabriken entnommen waren. Jeder Wagen war mit einem Chauffeur und einem Mechaniker besetzt, die eine tägliche Entschädigung von 2,50 Fr. erhielten.

Außer dem Staat, der einige eigene Wagen stellte, beteiligten sich zwölf Firmen an dem Versuch. Es wurden zur Verfügung gestellt:

1. 33 einzelne Lastkraftwagen, mit 14 bis 40 Pferdekräften und 1500 bis 5000 kg Nutzlast, meist vierzylindrige Wagen mit Eisen- oder Vollgummireifen. Die Spurweite betrug 145 bis 170 cm,

2. drei Schleppwagen (Ariès), dazu als Anhänger zwei zweirädrige Wagen, im ganzen also fünf Fahrzeuge. Nutzlast des Schleppers 3500 kg, des Anhängers 2500 kg,

3. drei Lastzüge (trains Renard), die aus je einem Motorwagen (80 H. P.) und vier Lastwagen bestanden, von denen die vorderen drei offen, der letzte bedeckt war. Die Nutzlast eines Zuges betrug 12 000 kg.

Das der Heeresverwaltung zur Verfügung gestellte Material hat sich nach einer Mitteilung der „France militaire“ gut bewährt. Für den Gebrauch im Feldkrieg werden Einzel-Lastkraftwagen empfohlen, deren Gesamtgewicht bei einer Nutzlast von etwa 2500 kg 5 t nicht übersteigt. Derartige Wagen könnten auch ziemlich schwach konstruierte Brücken noch ohne Gefahr benutzen. Die trains Renard werden eben-

falls sehr gelobt. Sie seien besonders gut geeignet, bei Belagerungen das schwere Artilleriematerial heranzuschaffen.

Organisiert war das Kraftwagen-Material in zwei Kolonnenabteilungen, die sich in je drei Kolonnen gliederten. Jede Abteilung beförderte den Tagesbedarf für ein Armeekorps, jede Kolonne für eine Infanterie-Division oder die dem Armeekorps unmittelbar unterstellten Teile. Die einzelnen Kolonnen bestanden aus einer Anzahl Lastwagen, einem Personentransportwagen, der die zum Umladen auf die Lebensmittelwagen nötigen Arbeiter beförderte, und einigen Reservewagen, die als Ersatz für ausbesserungsbedürftige Fahrzeuge in den Betrieb eingestellt wurden. Die einzelnen Kolonnen waren aus möglichst gleichartigen Wagen zusammengestellt, um das Fahren in der Kolonne zu erleichtern. Der gesamte Lastkraftwagen-Park stand unter der Leitung eines Generalstabsoffiziers, jede Kolonnenabteilung unter einem aktiven Hauptmann. Der Führer des Lastkraftwagen-Parks und die beiden Abteilungsführer verfügten über je einen leichten Begleitwagen. Die einzelnen Kolonnen wurden von Reserveoffizieren geführt, die möglichst aus dem Personal der beteiligten Firmen gewählt waren.

Die mittlere Geschwindigkeit der Kolonnen betrug 12 bis 15 km in der Stunde, die Tagesleistung 70 bis 100 km. Die Kolonnen wurden täglich entleert und wieder gefüllt. Im ganzen wurden rund 55 000 Mann und 7000 Pferde (VIII. und IX. Armeekorps) durch die Lastkraftwagen mit Lebensmitteln und Munition versorgt.

Schiedsrichter.

Zum Schluß sei eines Versuches gedacht, durch den der Leitende der Armeemanöver, General de Lacroix, den Verlauf der Manöver kriegsmäßiger zu gestalten suchte. Er hatte nämlich nach Grundsätzen, die von einem französischen General Cremer aufgestellt worden sind, neue Bestimmungen für den Schiedsrichterdienst getroffen. Hierzu waren fast 100 Schiedsrichter, darunter 27 Generale, aufgeboten worden. Diese Schiedsrichter wurden in folgender Weise verteilt:

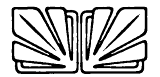
Dienststelle	Schiedsrichter	Schiedsrichter-Stab	Bemerkungen.
Armee-Oberkommando jeder Partei	1 General	—	Mitglied des obersten Kriegsrates
Hauptquartier jedes Armeekorps	1 General	—	Mitglied des obersten Kriegsrates oder Kommandierender General
Stab jeder Infanterie- oder Kavallerie-Division	1 General	6—7 Schiedsrichter-Gehilfen	—
Stab jeder Kavallerie-Brigade	1 General	3—4 Schiedsrichter-Gehilfen	—

Sobald ein Truppenteil ins Gefecht trat, teilte ihm der zuständige Divisions- oder Kavallerie-Brigade-Schiedsrichter einen Schiedsrichtergehilfen zu. Die Schiedsrichtergehilfen der sich gegenüberstehenden Truppen verständigten sich auf dem Gefechtsfelde über die Stärke der eingesetzten Truppen und die Wirksamkeit des Feuers. Der älteste Offizier fällte im Namen des Divisionsschiedsrichters die Entscheidung.

Hierbei wurde folgendermaßen verfahren. Zuerst wurde die Stärke der auf beiden Seiten fechtenden Truppen festgestellt. Die Stärke des Verteidigers, wenn er lag oder sich eingegraben hatte, wurde mit vier multipliziert; die des Angreifers, wenn er sich geschickt und kriegsmäßig benahm, mit drei. Die Stärke der Infanterie, die von überlegener Artillerie unterstützt wurde, wurde doppelt gezählt. Wo keine dieser Bedingungen zutraf, wurde die Stärke der fechtenden Truppen nur einfach gerechnet. Die überlegene Zahl siegte. Ausnahmen waren gestattet. So sollte die Wirkung flankierenden Feuers höher bewertet werden.

Die Lage bei Eintritt der täglichen Mittagspause, die mindestens von 12° Mittags bis 7° Abends dauerte, wurde von den Schiedsrichter in einem Kroki dargestellt und mit den bis dahin im Laufe eines Tages gefällten Entscheidungen dem Korps- und von diesem dem Armeeschiedsrichter eingereicht. Auf Grund dieses Materials berichtete der Armeeschiedsrichter täglich 5° Nachmittags dem Leitenden über die Lage der betreffenden Armee.

Aus den französischen Berichten geht nicht einwandfrei hervor, ob es gelungen ist, durch dies Verfahren die Kriegsmäßigkeit des Manöververlaufes merklich zu fördern. Immerhin ist auch dieser Versuch ein Zeugnis von dem regen Streben, mit dem in der französischen Armee auf allen Gebieten gearbeitet wird.



Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.

rg

Sohn, Berlin.

Skizze 9. 10.
11. u. 12.

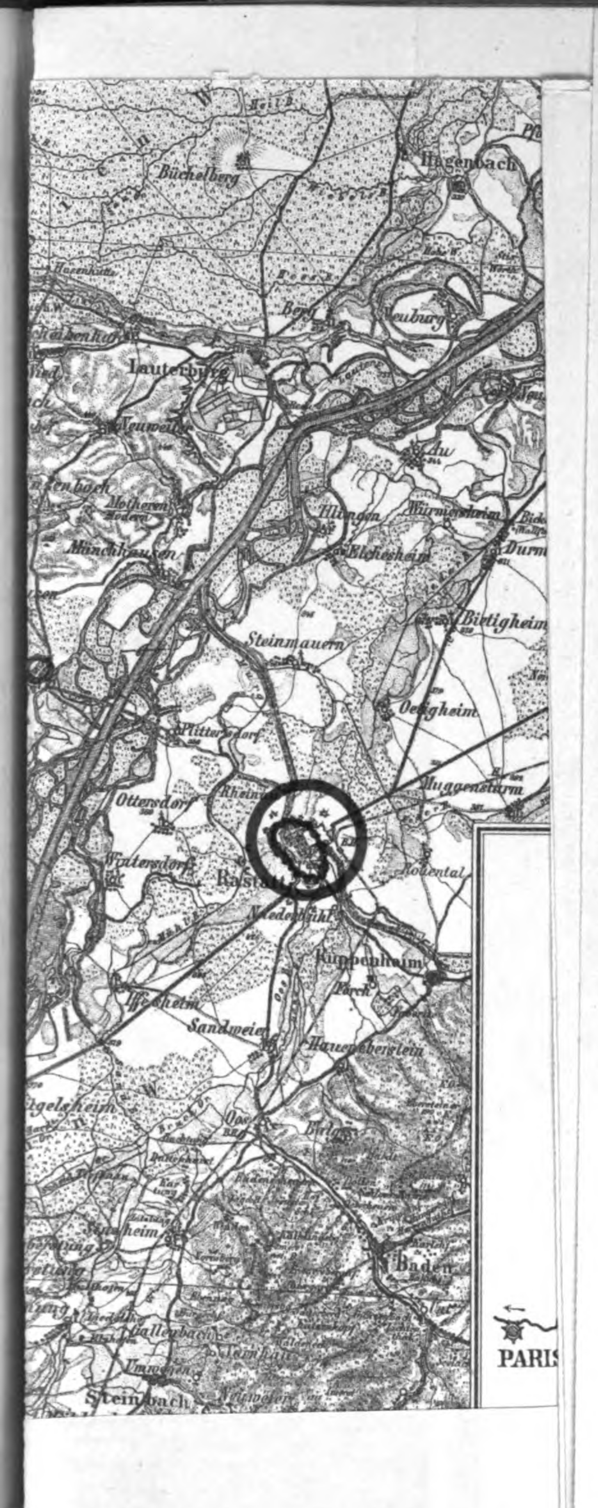
Sohn, Berlin.

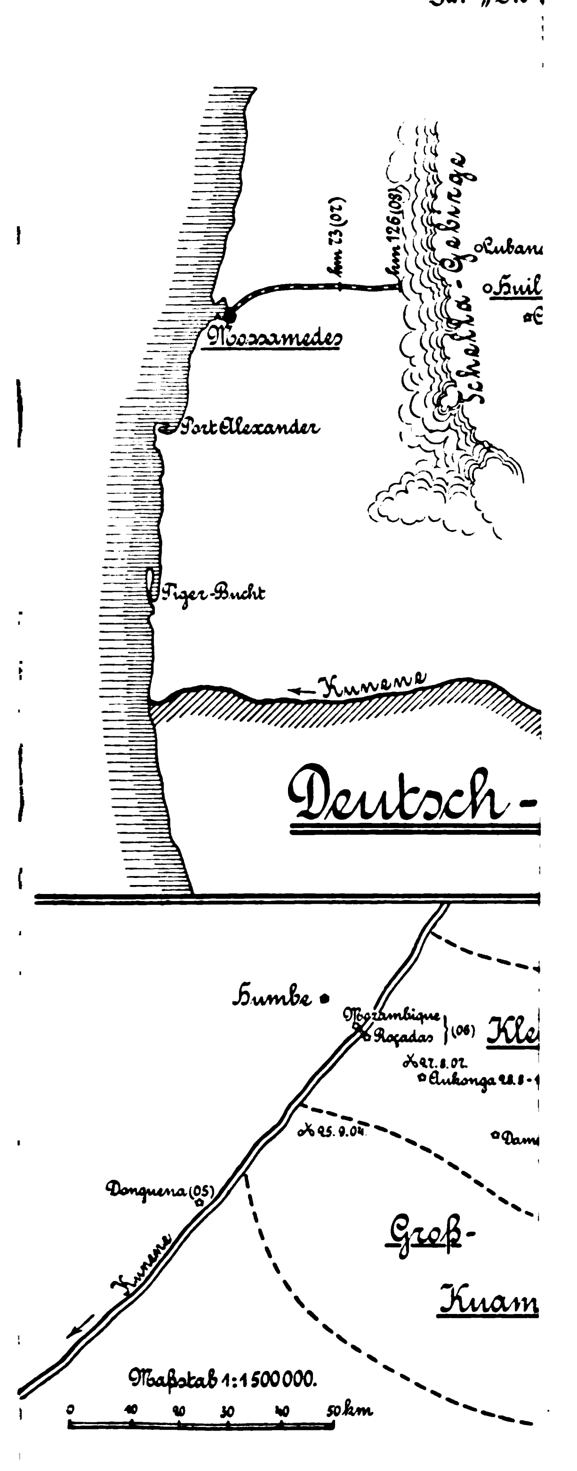
Skizze 9. 10.

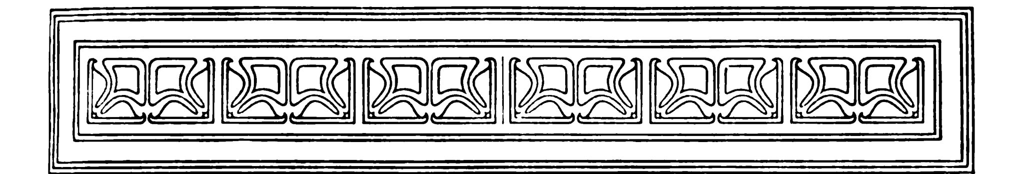
Sohn, Berlin.

…kizze 9. 10.
11. u. 12.

…ohn, Berlin.


Büchelberg
Hagenbach
Neuburg
Lauterburg
Illingen
Würmersheim
Elchesheim
Bietigheim
Steinmauern
Oetigheim
Plittersdorf
Muggensturm
Ottersdorf
Wintersdorf
Rastatt
Niederbühl
Kuppenheim
Förch
Iffezheim
Sandweier
Haueneberstein
Oos
Baden
Steinbach
PARIS


km 73 (07)
km 126 (08)
Schella-Gebirge
Mossamedes
Port Alexander
Tiger-Bucht
Kunene
Deutsch-
Humbe
Mozambique
Roçadas
(06)
Donguena (05)
Groß-
Kunene
Maßstab 1:1 500 000.
0 10 20 30 40 50 km



Kritische Untersuchung der Operationen Napoleons bei Landshut und Eggmühl 1809.

Die Operationen von Landshut und Eggmühl 1809, die in der Literatur so verschieden beurteilt werden, bezeichnet Kaiser Napoleon auf St. Helena „als die größten von ihm je gemachten militärischen Manöver, wegen deren er sich am höchsten einschätze, ja, er hält sie sogar denen von Marengo und ähnlichen von ihm vorher und nachher gemachten Aktionen für unendlich überlegen*)."

Diese Worte Napoleons werden verständlich, wenn man seine vom 19. bis 22. April 1809 verfolgten operativen Gedanken an der Hand der im Jahre 1900 von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des französischen Generalstabes herausgegebenen Studie über den Feldzug 1809 (bearbeitet vom Kommandanten Saski) kritisch würdigt. Hierbei wird man erkennen, daß begründete Voraussetzungen und Aussichten auf Erfolg bei der Bewegung des Kaisers auf Landshut bestanden, und daß sich in folgerichtiger Weise der Operationsgedanke von Eggmühl an den von Landshut anreihen läßt.

Dank seiner rastlosen Tätigkeit nach seinem Eintreffen auf dem Kriegsschauplatze am 17. April, war es dem Kaiser schon am 19. Abends gelungen, die Armee infolge der bekannten schweren Fehler seiner Gegner in den Gefechten bei Dinzling, Schneidhart, Hausen und Offenstetten, auf einer nur noch acht Meilen langen Linie in drei Gruppen zu sammeln, denen das österreichische Heer von Amberg bis München, längs einer fast dreimal so langen Linie auffällig zersplittert gegenüberstand. Es hatte also schon der Abend des 19. April dem Kaiser die ersehnte Operationsfreiheit gebracht; wir finden ihn daher in der Nacht zum 20. April zu Vohburg mit Sichten der Meldungen seiner Generale und der Berichte seiner Nachrichtenoffiziere, und schließlich auch mit Erwägungen seiner künftigen Maßnahmen beschäftigt.

Skizze 16.

Ein Blick auf die Karte zeigte ihm, daß er für den Morgen des 20. April verwendungsbereit habe: zunächst Lefebvre mit den Bayern um Abensberg (Divisionen Deroy und Kronprinz) und bei Offenstetten—Siegenburg (Division Wrede), dahinter

*) O'Méara, Napoléon en exil II, Seite 226.

Vandamme mit den Württembergern bei Mühlhausen, Nansouty bei Neustadt, Demont in Vohburg. In Fühlung mit dem äußersten linken Flügel Lefebvres standen zudem*) die beiden Divisionen Morand und Gudin, sowie die Kürassier-Division St. Sulpice vom 3. Korps Davout, den der Kaiser selbst mit seinen übrigen zwei Divisionen (Friant, St. Hilaire) bei Mittel-Fecking vermutete. Davout bildete den linken französischen Flügel.

Fast zwei Tagmärsche vom Zentrum entfernt, stand Massena mit dem 2. und 4. Korps bei Pfaffenhofen, Teile des 2. Korps Oudinot noch bei Paunzhausen gegen Freising vorgeschoben.

Auf österreichischer Seite mußte der Kaiser an diesem Abend den Erzherzog Karl mit drei Korps, ungefähr 80 000 Mann, Davout gegenüber, in beinahe rein westlicher Front — den rechten Flügel gegen Regensburg zurückgebogen — annehmen. Es folgt dies schon aus den Briefen Napoleons an Massena und Lefebvre vom 18. April 4° Morgens**), wie insbesondere aus dem Schreiben an Massena vom 19. 12° Mittags***), in dem der Kaiser den Erzherzog Karl am Morgen des 19. einen Tagmarsch vor Regensburg (Ratisbonne) in der Vorwärtsbewegung über Landshut annahm; am Abend des 19. wird ihn daher Napoleon unmittelbar südlich von Regensburg gesucht haben. Diese Auffassung finden wir zudem noch in einem Schreiben Berthiers an Massena vom 19. Mitternacht†) bestätigt.

Sollte Napoleon aber trotzdem noch im unklaren über den Verbleib der Masse der Armee des Erzherzogs Karl gewesen sein, so brachte ihm am 20. April um 2° früh sein Nachrichtenoffizier General Savary, der am 19. von 4° Nachmittags bis zum Einbruch der Nacht den Kämpfen Davouts††) beigewohnt hatte, die bei diesem Marschall

*) Nachschrift des Berichtes des General Mouton ab Neustadt 19. April 1809, 9° Abends. „J'apprends à l'instant, que la jonction du maréchal Davout est opérée avec le corps bavarois." (Saski II, Seite 273.)

**) Donauwörth, le 18 Avril 1809, 4 heures du matin. L'empereur au duc de Danzig. „...... Jl paraît que l'archiduc Charles, avec 3 corps d'armée, se dirige entre Landshut et Ratisbonne ...." (Saski II, Seite 229) und

L'empereur au duc de Rivoli. „...... Le prince Charles, avec toute son armée, a débouché hier de Landshut sur Ratisbonne, il avait 3 corps d'armée évalués à 80 000 hommes." (Saski II, Seite 241.)

***) L'empereur au duc de Rivoli. Ingolstadt, le 19 Avril 1809, midi „...... Le prince Charles, avec toute son armée, était ce matin à une journée de Ratisbonne et sa ligne d'opération sur Landshut ...." (Saski II, Seite 250.)

†) Le major général au duc de Rivoli. Vohburg, le 19 Avril 1809, minuit. „...... un engagement général a eu lieu entre le prince Charles, avec ses principales forces et le duc d'Auerstaedt et les Bavarois ...." (Saski II, Seite 273)

††) Nach Saski II, Seite 264, Fußnote 1: le général Savary, envoyé en mission auprès du duc d'Auerstaedt, n'avait pu rejoindre ce maréchal qu' à 4 heures du soir, alors qu'il était encore aux prises avec l'ennemi. „Je quittai Davout, dit le général Savary à l'entrée de la nuit .... et revins par le même chemin rejoindre l'empereur .... à deux heures du matin, le 20 Avril ...."

herrschende Auffassung der Lage, die mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nicht viel anders gelautet haben kann als der Bericht des Marschalls selbst, ab Teugen 19. April Abends. Dieser Bericht soll nach Saski (II, Seite 276, Fußnote 2) dem Kaiser erst in den späten Morgenstunden des 20. zugegangen sein; in ihm hieß es ganz klar:*) „j'ai été attaqué par le prince Charles. Ses forces peuvent être estimées à 80 000 hommes". Die Meldung Lefebvres**) vom 20. April 6° Morgens aus Abensberg, wonach Erzherzog Karl die Truppen befehlige, mit denen die Bayern gekämpft hätten, wird Napoleon lediglich als erwünschte Ergänzung über die Ausdehnung der von dem Erzherzoge geführten Truppen nach Süden hin aufgefaßt haben. Diese Meldung stammte zudem aus nicht einwandfreier Quelle.

Es kann also ziemlich sicher angenommen werden, daß Napoleon beim Fassen seiner Entschlüsse für den 20. April mit der Masse der Österreicher (etwa 80 000 Mann) unter Erzherzog Karl, in der Gegend südlich Regensburg, dem Marschall Davout gegenüber, rechnete.

Den Bayern stand nach dem Berichte eines weiteren Nachrichtenoffiziers des Kaisers, des Generals Mouton***), der Erzherzog Ludwig mit einem „considerablen" Korps etwa bei Siegenburg gegenüber.

Nach Meldungen vom rechten Flügel†) vom 19. April 9° Morgens hatte Oudinot von Pfaffenhofen feindliche Vorposten vertrieben, deren Regimenter nach den Informationen des französischen Generalstabs (Saski II, Seite 249, Fußnote 2) dem Korps Hiller angehörten, das selbst am frühen Morgen dieses Tages bei Au und Freising gestanden haben soll. Der Abend des 19. April wird daher wohl das Gros von Hillers Truppen in der Gegend von Mainburg oder südlich davon gesehen haben, wo sie auf dem kürzesten Wege Anschluß an das Nachbarkorps (Erzherzog Ludwig) gefunden haben dürften.

---

*) Saski II, Seite 265.

**) Le duc de Danzig au major général. Abensberg, 20 Avril 1809, 6 heures du matin. „... L'ennemi ne s'est point retiré, il est sur des hauteurs vis-à-vis de Biburg, sur la rive droite de l'Abens, et il arrive, dans le moment, des déserteurs, qui assurent que leur armée va nous attaquer. C'est le prince Charles qui commande ..." (Saski II, Seite 281.)

***) Bericht Moutons an den Kaiser. Neustadt, le 19 Avril, à 9 heures du soir. „... Les déserteurs assurent que c'est le corps commandé par l'archiduc Louis qui est en présence (den Bayern gegenüber, bei denen sich Mouton befand), ils le disent considérable ....." (Saski II, Seite 273.)

†) Le duc de Rivoli à l'empereur, Pfaffenhofen, le 19 Avril 1809, à 9 heures du matin. ..... Le général Oudinot est à la poursuite de 3000 hommes d'infanterie .... qui en occupaient les positions ....." (Saski II, Seite 248.)

Oudinot meldete diesbezüglich aus Pfaffenhofen: le 19 Avril au Masséna: „.... je me suis dirigé sur Pfaffenhofen, qu'à 4 heures du matin je suis arrivé aux avant-postes ennemis, que nous avons resserrés dans la place ...." (Saski II, Seite 248, Fußnote 4.)



In der Linie: Gelände östlich von Abensberg—Offenstetten—Biburg war es am Abend des 19. April, wie Lefebvre um 6⁰ Abends meldete*), gelungen, eine Truppenmasse von 24 000 bis 25 000 Mann zu schlagen und zum Rückzuge auf die Höhen östlich von Offenstetten zu zwingen.

Da Napoleon bei seinem Entschlusse**) die zweite Meldung Lefebvres — erst am 20. April 6⁰ Morgens geschrieben***) — noch nicht haben konnte, die allerdings fast das Gegenteil von der eben erwähnten sagte, hatte er die Gefechtskraft des den Bayern gegenüber befindlichen Feindes nicht sehr hoch einschätzen können, auch mußte der Umstand, daß die Österreicher hier im Kampfe ganz ohne Unterstützung von seitwärts, etwa über Siegenburg, geblieben waren, den Kaiser zur Überzeugung bringen, bei einem Angriffe auf zusammenhanglose Truppen zu stoßen.

Das Bild der feindlichen Gruppierung, wie es sich in der Nacht zum 20. April Napoleon in Vohburg auf Grund vorstehender Ausführungen darstellen mußte, war das zweier weit getrennter Flügelgruppen, deren Front eine allgemein westliche war, zwischen denen eine aus einzelnen Gruppen bestehende Mitte die Verbindung lose aufrechthielt.

Der Kaiser war entschlossen zu handeln.

Ein Schlagen mit versammelter Kraft, wie er es bisher meist vorgezogen hatte, war wegen der weiten Trennung von Massena vor dem 21. April unmöglich. Um dem Feinde aber am 20. zuvorkommen zu können, mußte sich Napoleon zur Offensive mit den zunächst verfügbaren Kräften entschließen. Für diese gab es im allgemeinen nur zwei Möglichkeiten: entweder Angriff des rechten feindlichen Flügels unter dem Erzherzog Karl, unter entsprechendem Schutze des eigenen rechten Flügels gegen den bei und südlich Siegenburg stehenden Feind, oder Versuch, mit allem Verfügbaren durch die dünne feindliche Mitte zu stoßen, unter gleichzeitiger Beschäftigung der feindlichen Hauptkräfte, südlich von Regensburg.

Die erste Möglichkeit mußte der Hauptsache nach zu einem rein frontalen Kampfe führen, in dem beide Gegner den Vorteil der guten Flügelanlehnung an die Donau hatten. Die Notwendigkeit, gegen die österreichische linke Gruppe Kräfte zu entsenden, ließ zudem nur einen Bruchteil der an Zahl unterlegenen französischen Truppen (80000 Mann Österreicher — nach Meldungen Davouts — gegenüber höchstens 50 000 Mann Franzosen) in der Front zur Verwendung kommen; schließlich konnte

---

*) Le duc de Danzig à l'empereur. Au bivouac en avant d'Abensberg, le 19 Avril 1809. „.... Nous avons rencontré dans les bois, en avant, 24 000 à 25 000 hommes;.... l'ennemi à été mis en déroute. ..... L'ennemi s'est retiré sur les hauteurs en arrière ....“ (Saski II, Seite 269.)

**) Der erste Befehl, der die offensive Absicht erkennen läßt, ist schon von Vohburg, 20. April 6³⁰ früh datiert. (au Vandamme, Saski II, Seite 280.)

***) Siehe **) Seite 359.

ein entscheidender Schlag auf diese Weise nicht geführt werden, da die bedrohliche Nähe des feindlichen linken Flügels — Erzherzog Ludwig und Hiller — ein rücksichtsloses Ausbeuten des Sieges verbot, ganz abgesehen davon, daß sich der Kaiser damit immer mehr von seiner rechten Flügelgruppe entfernt hätte.

Was nun die zweite Möglichkeit betraf, so mußte ein mit den eng versammelten Kräften der französischen Mitte unternommener Vorstoß gegen das zusammenhanglose österreichische Zentrum, nach dem schwachen Widerstande zu urteilen, den Lefebvre am 19. April gefunden hatte, mit größter Wahrscheinlichkeit zu einem Eindrücken der österreichischen Linie führen.

Gelang es, das Eindrücken zum völligen Durchbruch zu gestalten, ehe die beiden feindlichen Flügelgruppen zur Entlastung ihrer Mitte herbeieilen konnten, und in rücksichtslosem Vorgehen gegen die über Landshut laufenden rückwärtigen Verbindungen Raum zu gewinnen, so war die österreichische Armee in zwei Gruppen geteilt, deren linke durch eine gleichzeitige Vorwärtsbewegung Massenas auf Freising—Landshut bald umfaßt und durch die französischen Durchbruchstruppen aufgerieben werden konnte, während die in der Front durch Davout zu bindende rechte feindliche Gruppe, durch das Vordringen des Kaisers auf Landshut in ihrer Rückzugslinie — solange Regensburg in französischem Besitz war, lief diese nur über die Isar an den Inn — stark gefährdet, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr lange standhalten konnte. Napoleon war dann befähigt, sich ihr etwa am Inn vorzulegen oder sich in Ausnutzung der durch den Durchbruch geschaffenen Lage der inneren Linie, nach Vernichtung des südlichen feindlichen Flügels, zum raschen Schlag gegen den nördlichen zu wenden.

Auf diese Weise versprach der operative Durchbruch auf Landshut den Nachteil der weiten Trennung der Gruppe Massena in den Vorteil der strategischen Umfassung umzuwandeln; zudem konnte Napoleon unter diesen Umständen mit der Vereinigung seines rechten Flügels schon am 21. April rechnen, also für die Hauptentscheidung gegen Erzherzog Karl über alle Kräfte verfügen.

So erfolgreich der Durchbruch des feindlichen Zentrums auch sein konnte, so große Gefahren barg er in sich. Erkannte der Feind die Bewegung gegen seine Mitte rechtzeitig, und ließ er rasch die Gruppe Siegenburg—Mainburg und Teile der Davout gegenüberstehenden Kräfte dagegen einschwenken, so mußte die französische Mitte bei ihrem beabsichtigten weiteren Vorgehen in eine üble Lage kommen, da Davout am Eingreifen verhindert war, und auf eine Entlastung durch Massena etwa über Mainburg—Siegenburg wegen der großen Entfernung, rund 40 km, am 20. April nicht mehr gerechnet werden konnte.

Trotzdem dürfte der zweite operative Gedanke, den man den von Landshut nennt, Napoleon mehr entsprochen haben, da er ihm die Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg bot, auch mußten die Gefahren, die seine Ausführung bedrohten, bei näherer Erwägung an Bedeutung verlieren.

Die Persönlichkeit Davouts, vom Kaiser selbst der „Beißer" genannt, bürgte ihm dafür, daß starke Kräfte der Gruppe des Erzherzogs Karl in ihrer Front festgehalten wurden. Sollte aber auch der Erzherzog angreifen, was nach seiner bisherigen lauen Haltung nicht sehr wahrscheinlich war, so war wiederum Davout, der sich schon bei Auerstedt im Kampfe mit doppelter Überlegenheit bewährt hatte, der Mann, der sich zäh zu verteidigen verstand.

Daß Napoleon in solch kritischen Lagen auf Davout ein großes Vertrauen setzte, folgt aus einer Äußerung, die er während des berühmten Flankenmarsches dieses Marschalls angesichts der österreichischen Hauptmacht tat. Er meinte: „Oh, quant à Davout, il se tirera d'affaire!"

Liegt daher die Vermutung nicht sehr nahe, daß Napoleon, solange er Davout der feindlichen Hauptmacht gegenüber wußte, von dieser nicht viel fürchten zu müssen glaubte?

Was nun die zweite Gefahr eines Einschwenkens von Teilen der österreichischen Flügelgruppen gegen die französische Mitte anlangt, so wußte der Kaiser, gerade aus seiner Tätigkeit der letzten 60 Stunden, welche Entschlußkraft und Energie des Oberfeldherrn und welche Rührigkeit der Unterführer dazu gehören, getrennte Truppen zum gemeinsamen Handeln zu bringen. Daß er mit solchen Faktoren österreichischerseits überhaupt nicht zu rechnen brauchte, konnte Napoleon aus den Ereignissen des 19. April folgern, an dem ihm die mangelnde Fähigkeit der österreichischen Heeresleitung, gefährliche Lagen beim Feinde, wie Davouts Flankenmarsch, rasch auszunutzen, besonders auffallend gewesen war.

Schließlich erschwerte das für den Durchbruch gegen Landshut in Betracht kommende Gelände, stark durchschnitten und damals noch mit dichten Wäldern bedeckt, nur mit Feldwegverbindungen in nordsüdlicher Richtung versehen, ein rasches Erkennen der der feindlichen Mitte drohenden Gefahr überhaupt, besonders aber auch eine ausgiebige Unterstützung durch die beiden Flügelgruppen.

Der Kaiser hat sich nun tatsächlich zur Durchführung des Durchbruchs entschlossen; vielleicht regte ihn eine Stelle im Berichte des schon erwähnten Generals Mouton*) hierzu an, zum endgültigen Entschlusse aber dürften ihn wohl obige Erwägungen gebracht haben.

Der Gedanke von Landshut ist also nicht etwa aus falscher Auffassung über die Aufstellung der österreichischen Hauptmacht, somit unbewußt entstanden, sondern ergab sich als Folge des dem Kaiser in der Nacht zum 20. April gewordenen Bildes der

---

*) Neustadt, le 19 avril 1809, à 9 heures du soir. „Sire, je crois que, si le corps du maréchal Davout éprouve de l'embarras, il serait utile aux intérêts de V. M. de réunir le corps bavarois, de lui faire passer l'Abens aux ponts d'Abensberg et de Biburg, et de le faire marcher franchement à l'ennemi en le faisant remplacer par le corps du général Vandamme, qui, au besoin, pourrait lui offrir des secours . . ." (Saski II, Seite 273.)

Lage und der Eigentümlichkeiten des Geländes, im Verein mit einer richtigen Abschätzung der beiderseits führenden Personen und der von ihnen geschaffenen Art der Kriegführung.

Klar lassen die von Napoleon für den 20. April gegebenen Befehle die Durchbruchsabsicht der österreichischen Mitte*), die gleichzeitige Beschäftigung der beiden feindlichen Flügelgruppen**), die beabsichtigte strategische Umfassung des feindlichen linken Flügels***) sowie die Absicht erkennen, den stark gefährdeten linken Flügel bald zu verstärken†).

Auffallend ist nur der Umstand, daß der Kaiser weder Davout noch Lefebvre in seine operative Absicht einweihte, was ganz gegen seine bisherige Gewohnheit war. Doch durfte er hoffen, auf dem Kampffelde mit den beiden Marschällen zusammenzukommen. Aus dem Verhalten Davouts am 21. April — Angriff trotz seiner Schwäche — jedoch kann ziemlich sicher gefolgert werden, daß Davout auf irgend eine Weise über den leitenden Gedanken Napoleons unterrichtet war.

Wie es der Kaiser vermutet hatte, kam es im Laufe des 20. April. Der Abend Skizze 17.

---

*) L'empereur au général Vandamme. Le 20 Avril 1809, à 6 heures et demie du matin. ..... Portez-vous sur Siegenburg avec toutes vos forces; ... vous déboucherez par Siegenburg avec tous les Wurtembergeois, vous ferez la droite des Bavarois ..." (Saski II, Seite 281).

Le major général au Vandamme. Le 20 Avril vers 7 heures et demie du matin. „.... Vous avez sur votre droite le général de Wrede, appuyez-vous sur lui, concertez-vous avec lui. Réunis vous deux, culbutez tout ce qui peut se présenter. Je dis au général Wrede de se porter sur Rohr pour couper le chemin de Landshut ..." (Saski II, Seite 284, Fußnote 1). Ferner siehe den Satz von Saski II, Seite 284: „L'empereur ... résolut d'écraser d'abord le général Thierry et de prendre ensuite à revers le prince Louis, afin de le couper du gros de l'armée."

**) L'empereur à Vandamme. Le 20 Avril 1809, à 6 heures et demie du matin. „.... Ayez soin, quand vous serez à Siegenburg, de pousser des partis sur votre droite:" (Saski II, Seite 281). Bemerkung Saskis — die sich aber, wie der obige Satz, nicht durch Stellen in den Befehlen beweisen läßt —, Seite 284. „Des ordres expédiés pendant nuit au maréchal Davout lui prescrivaient de tenir en respect les forces autrichiennes qui étaient en face de lui."

***) Le major général au duc de Rivoli. Le 20 Avril 1809, à 3 heures du matin. „... Avec votre corps et la division Espagne, vous vous dirigerez sur Freising ou même sur Moosburg; ... de Freising, vous chercherez à vous emparer de Moosburg ou d'un pont sur l'Isar, car si l'ennemi parvient à gagner Landshut, il voudra défendre le passage de l' Isar. Il sera bon alors que vous vous réunissiez à l'armée qui attaquera Landshut ...." (Saski II, Seite 277).

L'empereur au duc de Rivoli. Le 20 Avril 1809, à 6 heures et demie du matin. „.... Je vous prie de ne pas perdre un moment de surprendre l'ennemi au passage de l'Isar ...." (Saski II, Seite 278).

†) Le major général au duc de Rivoli. Le 20 Avril 1809, à 3 heures du matin. „L'intention de l'empereur est que vous fassiez remonter le corps du général Oudinot soit par Au soit par Geisenfeld et concerter les opérations avec la gauche de l'armée pour la secourir..." (Saski II, Seite 277).

dieses Tages sah die Mitte und den linken feindlichen Flügel im Rückzuge über Pfeffenhausen und Rottenburg auf Landshut. Nun wendete sich Napoleons Aufmerksamkeit dem rechten feindlichen Flügel zu. Angesichts der durchbrochenen österreichischen Mitte und des noch in französischen Händen befindlichen Regensburgs*) gab es für diesen Flügel nur noch zwei Möglichkeiten: entweder Offensive gegen den linken Flügel der französischen Durchbruchskolonne unter Bindung Davouts oder, wollte dieser Flügel nicht bald in seiner linken Flanke gefaßt werden, Rückzug in allgemein östlicher Richtung.

Da die erstere Möglichkeit nicht eintrat — nach der Meldung Davouts ab Teugen 20. April 4³⁰ Abends**) —, schien dem Kaiser am Abend des 20. eine ziemliche Wahrscheinlichkeit für die zweite zu bestehen. Daß Erzherzog Karl in Person mit der Hauptmacht Davout gegenüberstand — diese vom Kaiser auf Grund früherer Meldungen gemachte Annahme —, wurde durch die Berichte des Generals Montbrun vom Korps Davout***) bestätigt, die Napoleon mit obiger Meldung von Teugen in den Abendstunden des 20. April erhalten haben wird.

Nach des Kaisers Berechnung mußte der 21. April, spätestens am Abend, die Vernichtung des linken österreichischen Flügels und der Trümmer der Mitte bringen, die Massena — der nach Napoleons Ansicht†) schon seit dem 20. April 3⁰ Abends in Landshut war — in ihrer linken Flanke umgangen hatte. Damit wurde für den 22. April der rechte französische Flügel, wenigstens in seinen Hauptteilen, zur Verwendung gegen den Erzherzog Karl frei. Des Kaisers Absicht war es, sich dem in südöstlicher Richtung zurückgehenden Erzherzoge am Inn vorzulegen, wie dies klar aus dem Befehle an Davout vom 21. April 5⁰ Morgens††) hervorgeht. Dieser Befehl zeigt auch, wie bestimmt Napeleon glaubte, daß der Erzherzog spätestens in der Nacht zum 21. April diesen Rückzug wirklich angetreten habe†††); er vermutete nämlich unmittelbar vor Davout nur noch Nachhuten. Die nämliche Auffassung über

---

*) Der Kaiser erfuhr den Fall dieser Stadt erst in der Nacht zum 22. April.

**) „....depuis 8 heures l'ennemi est dans la même position, à l'exception de la continuation de son mouvement (de sa gauche vers sa droite), qui paraît se faire sur Ratisbonne; . . .“ (Saski II, Seite 293).

***) „. . . . Un déserteur rapporte que le prince Charles a couché avant hier (18.) à Paring où se trouvaient toutes les forces de son armée. Hier (19.) trois colonnes sont parties de cet endroit; la première s'est dirigée sur Ratisbonne, la deuxième qui etait en face de nous . . ., la troisième, c'est probablement celle qui s'est portée sur la droite de votre corps d'armee . . .“ (Saski II, Seite 294, Fußnote 1.)

†) L'empereur au duc d'Auerstaedt, le 21 Avril 1809, à 5 heures du matin. „Le duc de Rivoli a dû arriver à Landshut, depuis hier 3 heures après midi.“ (Saski II, Seite 304).

††) In demselben Schreiben wie unter †.) „. . . . Je me rends à Landshut, et, aussitôt que j'aurai fait tout le mal possible à l'ennemi, je le préviendrai sur l'Inn . . . .“

†††) . . . . wie unter †) „ . . . vous n'avez devant vous qu'un rideau de 3 régiments d'infanterie . . . .“

die Bewegung Karls finden wir in dem gleichzeitigen Befehle an Lefebvre*), wo Napoleon glaubt, der Feind habe bei Langwaid „Arrieregarden“ — vielleicht richtiger eine Art Seitendeckung gegen eine Einwirkung von Süden her — aufgestellt, unter deren Schutz er seinen Rückzug bewerkstellige.

Bis zum Morgen des 21. April lag aber dem Kaiser noch keine Meldung Davouts über den tatsächlichen Rückzug der rechten Gruppe der Österreicher vor. Sollte also der für den 22. April beabsichtigte Vorstoß gegen den Inn nicht zu einem Luftstoß werden, so mußte er noch am 21. April Klarheit über Ort und Bewegungsrichtung der feindlichen Masse gewinnen.

Um das zu erlangen und gegebenenfalls auch den Rückzug des feindlichen Gros zu erzwingen, sandte Napoleon am 21. April 3° Morgens Lefebvre mit einer französischen, zwei bayerischen Infanterie-Divisionen, der bayerischen Kavallerie und einer Kürassier-Brigade der Division Nansouty auf Langwaid gegen die dort vermutete Nachhut oder Seitendeckung vor: gleichzeitig wies er in der gleichen Absicht Davout erneut zum energischen Vorgehen gemeinsam mit Lefebvre an. Wahrscheinlich dachte der Kaiser, es müsse sich nach Zerreißen des Nachhutschleiers zeigen, was der Erzherzog auf den operativen Durchbruch seiner Front hin getan hatte.

Diese Absicht Napoleons spiegelt sich in den Befehlen an Davout**) und insbesondere an Lefebvre wieder. Neben der Weisung, alles vom Feinde zu werfen, erhielt dieser den Auftrag, die Rückzugsrichtung Karls festzustellen.***) Beide Führer hatten schließlich „fréquemment“ zu melden — eine sonst nicht oft vorkommende Mahnung —, Davout wurde zudem noch, wohl zur Beruhigung, in die nächsten allgemeinen Absichten des Kaisers eingeweiht.

Die Entsendung der starken Kräfte unter Lefebvre sollte also Napoleon den Entschluß für den 22. April erleichtern. Bei ihrer Absendung hoffte der Kaiser, dem ursprünglichen operativen Gedanken entsprechend, die Entscheidung durch das Eingreifen seines rechten Flügels, voraussichtlich am Inn, herbeizuführen und blieb daher, trotzdem er keinen intakten Feind mehr vor sich hatte, bei diesem Flügel.

Der 21. April brachte gegen Abend die Einnahme von Landshut und die Fühlung mit Massena. Die Vernichtung des linken feindlichen Flügels war aber nicht so

---

*) Le major général au duc de Danzig. Rohr, le 21 Avril 1809, à 5 heures du matin. „. . . . mettez-vous à la tête de la division Demont pour enfoncer l'arrièregarde de l'ennemi avec cette impétuosité française sur Langwaid . . . (Saski II, Seite 302).

**) L'empereur au duc d'Auerstaedt. Rohr, le 21 Avril 1809, à 5 heures du matin. „. . . . J'ordonne ce matin au duc de Danzig de se porter sur Langwaid . . . et de tout ramasser dans la journée. Si vous entendez le canon, ce sera cela; en cas de besoin, vous devrez l'appuyer . . . .“ (Saski II, Seite 304).

***) Le major général au duc de Danzig. Rohr, le 21 Avril 1809, à 5 heures du matin. „. . . . Assurez S. M. de la route qu'aura prise le gros de l'armée du prince Charles . . .“ (Saski II, Seite 302).

vollkommen geschehen, als Napoleon mit Recht erwartet hatte. Fehler Massenas — Verteilung seiner Vorhuten beim Vormarsch von Moosburg auf beide Isar-Ufer und verspätetes Eingreifen des Vorhutführers Claparede infolge der Abwesenheit Massenas — ließen die Hauptmasse des Feindes entkommen; doch war ihr Zustand nach den eingegangenen Meldungen und dem eigenen Urteil des Kaisers, infolge der operativ wirksamen Verfolgung, derart, daß sie für Tage ihre Operationsfähigkeit verloren hatten.

Die erste, geringere Hälfte des operativen Gedankens von Landshut war damit zur Tatsache geworden; es fragte sich nunmehr, wird sich die zweite Hälfte ebenso rasch verwirklichen lassen?

Hierzu war aber die Kenntnis der Bewegungen des Erzherzogs Karl nötig. Die hierfür in der Frühe des 21. April getroffenen Maßnahmen hatten noch zu keinem Ergebnis geführt. Erzherzog Karl mußte aber entschieden etwas getan haben, er konnte, nach des Kaisers Ansicht, nicht zwei Tage Davout untätig gegenübergestanden haben. Dem muß man beistimmen, da Napoleon nicht wissen konnte, daß Karl erst am 21. April Mittags von der Schlacht bei Abensberg Meldung erhalten hatte, und Regensburg bereits gefallen war. Der Erzherzog mußte zum mindesten heute nach Lefebvres Erscheinen vor Langwaid und des Kaisers Sieg bei Landshut einsehen, daß ein Standhalten südlich Regensburg, etwa in der Absicht zu schlagen, ein strategisches Wagnis war.

So erhielt St. Sulpice, der mit seiner Kürassier-Division, der württembergischen leichten Kavallerie und einer württembergischen Infanterie-Brigade als Rückhalt zur Aufhebung einiger 100 versprengter österreichischer Infanteristen 7[30] Abends über Essenbach gegen Ergoldsbach vorzugehen hatte, noch den Auftrag, eifrig gegen die vermutlichen Rückzugsstraßen Karls, in Richtung auf Landau, Straubing, ja selbst nach Regensburg aufzuklären und noch am gleichen Abend über die mit allen Mitteln (postes, estaffettes et espions) vorzunehmenden Erkundigungen zu berichten. Man sieht, wie sich Napoleon nach Meldungen von dieser Seite her sehnte.

Von St. Sulpice sollte Napoleon wenig erfahren; die entscheidenden Berichte liefen in der Nacht zum 22. April von Davout und Lefebvre ein, auf Grund deren sich der Kaiser über die Möglichkeit zu entscheiden hatte, den Landshuter Gedanken in der noch am Morgen an Davout geschriebenen Fassung*) durchzuführen.

Hiermit beginnt das Entwicklungsstadium des Gedankens von Eggmühl; es ist nun interessant, zu sehen, wie Napoleon sich erst dann zur Aufgabe des seitherigen operativen Gedankens entschließt, als Davout und Lefebvre zweifellos die Absicht Erzherzog Karls, den französischen linken Flügel anzugreifen, erkannt zu haben

*) Seite 364,††).

meinen. Dadurch mußte für den Kaiser die weitere Durchführung des Landshuter Gedankens unmöglich werden.

Die Reihenfolge des Eintreffens der zahlreichen Meldungen Davouts und Lefebvres läßt sich leider nicht mehr feststellen. Es ist aber im nachfolgenden der Versuch gemacht worden, unter Zugrundelegung der uns bekannten Zeitpunkte, zu denen Napoleon seine Auffassung der Lage änderte, das Eintreffen wenigstens der wichtigen Meldungen annähernd zu bestimmen.

Davout meldete, ab 21. April etwa 7^{30} Morgens, den Fall Regensburgs und den Übergang der böhmischen Korps bei dieser Stadt*), dann zwischen 10^{0} Morgens und 1^{0} Nachmittags, daß er in heftigem Kampfe mit der gesamten feindlichen Armee in der Gegend von Eggmühl stehe**), daß der an seinem linken Flügel bei Peising stehende General Montbrun den Inhalt seiner — Davouts — Meldung von 7^{30} Morgens bestätigt gefunden habe***).

Napoleon fand auch jetzt noch, daß Davout mit Lefebvre und den bereits früher zugewiesenen Verstärkungen, über die aber Davout für den 22. April noch nicht verfügen konnte — Boudet und Tharreau standen am Abend des 21. April zwischen Neustadt und Abensberg — auskommen werde, wie dies ein Brief Berthiers an Davout†) beweist.

Daß Erzherzog Karl diesem Marschall gegenüberstand, wußte Napoleon schon seit dem 20. April, auch ließ keine der Meldungen einen Schluß auf eine Angriffsabsicht Karls zu, wenngleich die in zwei Meldungen bestätigte, durch den Fall Regensburgs möglich gewordene Vereinigung der böhmischen Korps den Rückzug der Österreicher in östlicher Richtung sehr fraglich erscheinen lassen mußte. Vielleicht war Napoleon gerade mit diesen Meldungen ein Bericht einer bayerischen Offizierpatrouille der Abteilung St. Sulpices zugegangen, die am Abend des 21. April die Straubinger Straße mit zahlreichen Fahrzeugen bedeckt gefunden haben wollte.††) Es war damit

---

*) Le duc d'Auerstaedt à l'empereur, 21 Avril 1809. „. . . . l'armée de Bohême a débouché par Ratisbonne. Le colonel Coutard est prisonnier. La jonction est faite avec le prince Charles . . .“ (Saski II, Seite 306).

**) „. . . . toute l'armée ennemie est devant moi, la bataille est très vive.“ (Saski II, Seite 308.)

***) Le général Montbrun au duc d'Auerstaedt. Peising, le 21 Avril 1809. „Deux jeunes gens arrivent à l'instant (l'heure de l'après-midi) de Ratisbonne. Le premier assure avoir vu hier, vers les 4 heures du soir, entrer en ville des officiers autrichiens . . . et qu'ensuite les Français sont sortis de la ville et que les Autrichiens y étaient entrés en même temps . .“ (Saski II, Seite 309, Fußnote 1).

†) Le major général au duc d'Auerstaedt au bivouac sous Landshut le 21 Avril 1809. „. . . . S. M. pense que vous êtes assez fort . . . .“ (Saski II, Seite 318.)

††) „Un officier bavarois, envoyé en reconnaissance dans la direction de Straubing, faisait savoir à l'empereur, dans la soirée du 21, que la route de Straubing à Ratisbonne était couverte de nombreux convois.“ (Saski II, Seite 329, Fußnote 2.)

doch wieder sehr wahrscheinlich geworden, daß es Davout und Lefebvre im Laufe des Tages möglich gewesen sei, die Österreicher nach Osten abzudrängen.

Mittlerweile eingegangene Meldungen redeten jedoch schon eine eindringlichere Sprache; sie ließen Napoleon Davouts Lage ernster erscheinen. Vielleicht war es die Meldung von 5⁰ Abends*), in der der Marschall es bereits bezweifelte, die durch dreifach überlegene Kräfte verteidigten feindlichen Stellungen mit seinen müden Truppen nehmen zu können, im Verein mit dem Bericht des Ordonnanzoffiziers von Davout, Generals Piré, die Napoleon veranlaßte, eine ansehnliche Truppenmacht — 25000 Mann — zur Entlastung Davouts nach Ergoldsbach zu senden und zu seiner Verfügung zu stellen.

Diesem Zugeständnis an die Auffassung Davouts setzte aber der Kaiser in bezeichnender Weise die Worte voraus: „mon mouvement sur Landshut et l'avant-garde qui est déjà à mi-chemin de l'Inn doit décider la retraite de l'ennemi"**). Noch gab er also trotz der Schilderung der Verhältnisse durch Piré, der Augenzeuge der heutigen Kämpfe Davouts gewesen, die Möglichkeit der Durchführung des Landshuter operativen Gedankens nicht ganz auf. Erst als auch Lefebvre***) den Angriff starker, mit dem linken Flügel bei Eggmühl stehender feindlicher Kräfte auf Davouts linken Flügel am 22. April für sicher hielt, als Davout selbst†) noch Abends 11⁰, unter der Versicherung, er enthalte sich jeglicher Übertreibung, meldete, daß nichts auf einen feindlichen Rückzug schließen lasse, daß vielmehr der Erzherzog ihn morgen voraussichtlich mit der ganzen Armee angreifen werde, kam Napoleon 3⁰ Morgens zur Überzeugung, daß Erzherzog Karl Davout gegenüber nur gehalten habe, um nach Heranziehung seiner böhmischen Korps über die Donau††) am 22. April über

*) Le duc d'Auerstaedt à l'empereur. Des hauteurs d'Eggmühl, le 21 Avril 1809, à 5 heures du soir. „ . . . . . je conserverai mes positions, je l'espère, mais les troupes sont trop excédées de fatigues pour songer à emporter des positions défendues par trois fois plus d'artillerie et de troupes que je n'en ai . . . l'ennemi cherche à me tourner par ma gauche . . ." (Saski II, Seite 310.)

**) L'empereur au duc d'Auerstaedt. Landshut, le 22 Avril 1809, à 2 heures et demie du matin. (Saski II, Seite 334.)

***) Le duc de Danzig à l'empereur. Schierling, le 21 Avril, à 8 heures du soir. „ . . . . L'ennemi a fait un mouvement général vers sa droite et porté la majeure partie de ses forces sur le maréchal Davout . . . Voyant filer la majeure partie de l'armée autrichienne vers sa droite, je crus d'abord qu'elle opérait sa retraite sur Ratisbonne . . . mais, au contraire, l'ennemi se mettait en mesure d'attaquer le maréchal Davout." (Saski II, Seite 319 und 320.)

†) Le duc d'Auerstaedt à l'empereur. Le 21 Avril 1809, à 11 heures du soir. „ . . . Nous avons conservé nos positions . . . il n'y a rien d'éxagéré dans les rapports qu'on m'a faits et tout confirme que l'archiduc Charles est là avec la presque totalité de son armée . . . l'ennemi n'a fait aucun mouvement qui annonce une retraite . . . . (Saski II, Seite 318.)

††) Siehe Brief des Kaisers an Bessieres vom 22. April 3³⁰ Morgens. „ . . . je partirai aujourd'hui pour cerner les corps de l'armée autrichienne de Bohême qui sont venus à Eggmühl . . ." (Saski II, Seite 338.)

Lefebvre und Davout mit bedeutender Übermacht herzufallen. Schließlich ermöglichte der Fall von Regensburg dem Erzherzog nach einem Teilerfolge den Rückzug nach Böhmen. Nun konnte der Kaiser den entscheidenden Schlag nicht mehr am Inn, sondern er mußte ihn an der Laaber führen. Er entschloß sich rasch, alle bei Landshut verfügbaren Kräfte so rechtzeitig gegen die Laaber in Marsch zu setzen, daß sie noch in den frühen Nachmittagsstunden des 22. April wenigstens mit ihren vorderen Teilen zum Eingreifen kommen konnten, um in vernichtender Weise die strategisch ungünstige Lage des Erzherzogs auszunutzen, der mit der Front nach Westen, die einzige mögliche, zudem noch über die Donau laufende Rückzugslinie in der rechten Flanke, die linke Flanke dem Kaiser darbot. Der mit der Masse der rechten französischen Flügelgruppe, nach des Kaisers Schätzung mit etwa 40 000 Mann, geführte Flankenstoß mußte bald die gegen Davout eingeleitete Offensive zum Stehen bringen und, falls es gelang, den feindlichen Widerstand an der Laaber rasch zu brechen, die gesamte Armee Erzherzog Karls in völliger Auflösung in und über die Donau werfen.

Dem rasch aufgegriffenen neuen Operationsgedanken, den man den von Eggmühl nennt, folgten nun Schlag auf Schlag des Kaisers Befehle, die den Linksabmarsch der um Landshut eng versammelten Kräfte anordnen.

Lannes mit seinen zwei Infanterie-Divisionen, den Württembergern, den Kürassier-Divisionen St. Sulpice, d'Espagne und Nansouty sollte um 7° Morgens von Ergoldsbach die Verbindung mit Davout aufnehmen, sobald er Nachrichten von diesem Marschall habe, rasch zu umfassendem Angriff des Feindes auf Eggmühl vorgehen und ihn vernichten.

Massena mit drei seiner Divisionen folgte Lannes unmittelbar. Der Kaiser selbst führte diese Truppen. An Davout schrieb er am 22. April um 4° Morgens*), er sei entschlossen, sich mit 40 000 Mann auf Eggmühl in Bewegung zu setzen und hoffe um 3° Nachmittags eingreifen zu können; um 4^{15} Morgens forderte er den Marschall noch auf, alles — Lefebvre, Tharreau, Boudet — zur Schlacht heranzuziehen.

Eine hohe Siegeszuversicht leuchtet aus allen an diesem Morgen erlassenen Weisungen und Befehlen des Kaisers hervor. So schreibt er im ersten Briefe als Nachschrift an Davout: „je suis décidé à exterminer l'armée du prince Charles aujourd'hui ou au plus tard demain“**), das zweite Schreiben schließt schon mit den Worten: „il faut exterminer l'ennemi**). Den gleichen Ausdruck enthält der Befehl für Lannes**), während Massena die Weisung bekommt: „l'intention de S. M. est que vous vous mettiez en marche pour vous diriger sur Eggmühl et cerner l'ennemi.“***) Bessieres erklärt er die Bewegung auf Eggmühl mit

*) Saski II, Seite 336.
**) Saski II, Seite 337.
***) Saski II, Seite 338.

den Worten: „je partirai aujourd'hui pour cerner les corps de l'armée autrichienne de Bohême, qui sont venus à Eggmühl." *)

Es war also die nicht ganz zutreffende Vorstellung — im Kriege meist die Regel — von den vermutlichen Bewegungen der rechten österreichischen Flügelgruppe und nicht etwa die völlige Unklarheit über den Verbleib dieses stärkeren Teiles der feindlichen Armee, die Napoleon so zähe am zuerst gefaßten Operationsgedanken festhalten ließ.

Als der Kaiser aber die Absicht des Feindes klar erkannt hatte, formte er unter dem Drucke schwieriger Bedingungen den ihn stets leitenden Gedanken der Vernichtung des Feindes, entsprechend den neuen Verhältnissen, in vorbildlich rascher Weise um. Folgerichtig entwickelte sich hierbei an Stelle des operativen Gedankens von Landshut der von Eggmühl.

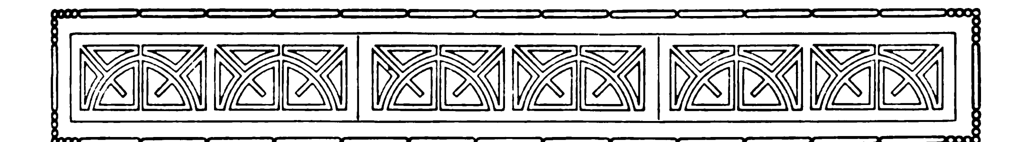
Napoleon bewies damit wieder, daß die Strategie nicht darin bestehen kann, den Gang der kriegerischen Unternehmungen im voraus zu bestimmen**), sondern daß sie sich der neu geschaffenen Lage als ein System von Aushilfen***) anzupassen hat.

---

*) Saski II, Seite 338.
**) Erzherzog Karl „Ausgewählte militärische Schriften" Seite 57.
***) Moltke „Über Strategie".

Stempel,
Hauptmann und Militärlehrer an der
Bayrischen Artillerie- und Ingenieurschule.





Der Feldzug 1809 in Österreich.

I. Vormarsch Napoleons auf Wien.

Skizze 18.

Die österreichische Hauptarmee war bei Regensburg geschlagen; sie stand bei Cham im Böhmer-Wald sechs Meilen von der Donau entfernt. Gebirge und Strom hinderten oder erschwerten zum mindesten etwaige Offensiv-absichten der allerdings nicht kampfunfähigen, aber doch schwer erschütterten Streitkräfte des Generalissimus. Dieser hatte denn auch die Absicht, bei Straubing oder Regensburg wieder über den Strom zu gehen, am 27. April wegen mangelnder Pontons und Verpflegungsschwierigkeiten, sowie aus Besorgnis vor einer Schlacht mit verkehrter Front aufgegeben; und ebenso läßt er den nicht recht einleuchtenden Gedanken einer Offensive nach Schwaben fallen, in der Einsicht, daß sie den Feind doch nicht vom Vormarsch auf Wien abhalten und die eigene Armee durch Entkräftung dem Untergange zuführen werde. Der Erzherzog will aber die Armee dem Staate erhalten und kommt daher zu dem Entschlusse, sie mit Vermeidung des unwegsamsten Teiles des Böhmer-Waldes zur Vereinigung mit Hiller über Budweis an die Donau stromab zu führen, um dann „eine neue Offensive zu beginnen".*)

Napoleon anderseits entschloß sich mit Recht, nur schwache Kräfte unter Davout, die Kavallerie Montbrun, die Divisionen Morand, Friant und Gudin dem Gegner folgen zu lassen, mit der Masse aber südlich der Donau auf die Hauptstadt der österreichischen Monarchie vorzudringen. Jetzt hatte Wien für ihn größere Bedeutung als selbst das feindliche Heer, „für den Angriff fielen Kriegsobjekt und Operationsobjekt in Eins zusammen".**)

Angenommen, der Kaiser wäre dem Generalissimus gefolgt und hätte — womit dieser rechnete — die österreichische Hauptarmee in der starken Stellung bei Cham angegriffen und gesiegt, so entsprach dies gewiß der Grundlehre der Heerführung, dem Siege die Verfolgung folgen zu lassen. Napoleon hätte zweifellos seinen Feinden

*) Angeli IV, Seite 193 ff. Schreiben an Kaiser Franz.

**) Moltkes taktisch-strategische Aufsätze, Seite 261.

auch die schwersten Verluste beigebracht und die Niederlage bei Regensburg vervollständigt, ganz vernichten konnte er sie im Gebirge indes nie; ebensowenig vermochte er den Abzug des Generalissimus über Budweis auf Wien und das Heranziehen von Verstärkungen zu verhindern, geschweige denn zwischen Donau und österreichischer Hauptarmee diese bei der Verfolgung zu überholen und nördlich des Stromes einen Wettmarsch auf die Hauptstadt mit ihr einzugehen.

Günstiger und erfolgreicher und auch den Grundsätzen der Strategie entsprechend, wenn man von der Verfolgung absehen mußte, wäre ein Vorgehen der französischen Hauptkräfte von Regensburg über Linz—Mauthausen in die südliche Flanke des zurückgehenden Feindes gewesen, sei es in der Richtung auf Budweis oder auf einen Punkt weiter östlich. Bei Budweis erwartet auch der Generalissimus, wie er später, am 3. Mai, an Erzherzog Johann schreibt, einen Angriff, und will, falls dieser nicht erfolgt, Napoleon also „im Tale" bleibt, auf seine Verbindungen wirken. Den Sieg vermochte Napoleon angesichts seiner Überlegenheit an Kräften und Führertalent gewiß an sich zu reißen.

Indes das genügte ihm nicht. Die Hauptstadt ist sein Ziel, das Herz der Monarchie, in der alle politischen und sonstigen Fäden zusammenlaufen, „in ihr die Hilfsquellen und die politische Macht des Staates", sie will er vor dem Generalissimus erreichen. Er kann dies nur durch ein sofortiges Vorgehen südlich der Donau, nur hier kann er sich auf einen Wettmarsch einlassen. Napoleon handelt als Feldherr und Monarch, der auch den Eindruck des Falles der Hauptstadt auf das übrige Europa in Betracht ziehen muß. Gewiß ist er sich der Gefahr seines Vorgehens bewußt, er erwartet zwischen Passau und Wien, südlich der Donau, eine Schlacht,*) denn am natürlichsten erscheint dem Kaiser, daß der Erzherzog alles tun werde, sich ihm hier vorzulegen.

Napoleon mußte sich aber auch klarmachen, daß, wenn der Erzherzog sich ihm nicht vorlegte, sondern in seiner linken Flanke blieb, jeder Schritt weiter nach Wien seine Rückzugslinie gefährdete und ihn zum Kampfe mit verkehrter Front oder gegen eine Flankenstellung an der Donau, mit den eigenen Verbindungslinien in der Flanke, das Gebirge im Rücken, zwang.

Trotzdem scheut der Kaiser vor dem Wagnis nicht zurück. Die Strategie hat zwar ihre Grundlehren, deren Anwendung meist den Erfolg verspricht, aber im Grunde ist sie eben doch ein System der Aushilfen; auch die Politik hat ein Wort mitzusprechen.

In diesem Falle weicht Napoleon von ihren Grundlehren ab, er vollendet den Sieg nicht zu einer Niederlage, da er die Aussichtslosigkeit dieser Absicht einsieht, er verfolgt nur mit Teilen seiner Armee. Auch die Möglichkeit, den Gegner östlich des

*) Saski III, Seite 34. Schreiben an Davout, Regensburg 26. April 1809.



Böhmer-Waldes auf dem Wege nach Wien nördlich der Donau zu vernichten und dann erst die Großstadt zu gewinnen, läßt er außer acht, in dem einen Streben: Wien zu Falle zu bringen. Die Aussicht auf den moralischen und politischen Gewinn trägt den Sieg davon über die Bedenken des Feldherrn.

Am 26. April verläßt der Kaiser Regensburg und geht nach Landshut.

27. April.

Von hier bricht Napoleon am 27. Morgens auf und langt um 4° Nachmittags bei Mühldorf am Inn an.

Am Abend des 27. April steht Bessieres mit der Avantgarde der Hauptarmee, den leichten Kavallerie-Brigaden Marulaz, Jacquinot und Piré, sowie mit der Division Molitor östlich Neu-Ötting, zwischen Inn und Salzach; rückwärts, an der Straße nach Landshut gestaffelt, folgen Lannes mit der Kavallerie-Brigade Colbert sowie mit den Divisionen St. Hilaire, Tharreau und Demont, ferner Nansouty, St. Sulpice und Vandamme, dieser bei Vilsbiburg, während die Garden sich, von Augsburg kommend, Landshut nähern.

Die Brücken über die Salzach sind zerstört.

Die rechte Flanke sichert bei Wasserburg Lefebvre mit den bayerischen Divisionen Kronprinz und Deroy, die linke Massena mit Carra St. Cyr, Legrand und Claparede sowie der Kavallerie Espagne bei Schärding südlich Passau, zu beiden Seiten des Inn. Boudet in Straubing sichert die Verbindung nach dem nördlichen Donau-Ufer mit Davout bei Kürn. Lefebvre gegenüber hat auf österreichischer Seite Jellachich, auf dem Rückzug von München, Altenmarkt erreicht, wird aber in seiner rechten Flanke von Wrede bedroht, der am 27. Abends von Tüßling auf Garching marschiert. Nordmann bei Burghausen, Mesko bei Braunau, Radetzky weiter nördlich am Inn sichern die Gros Hillers bei Weng—Moosbach (V., VI.) und bei Ried (II. Res.)

Zweifellos kam für den 28. April zunächst Hillers und Massenas Verhalten in Betracht. Annähernd gleich stark hatten beide bei energischem Vorgehen Aussicht auf Erfolg: Massena konnte seinen Gegner nach Süden ins Gebirge und damit dauernd von der österreichischen Hauptarmee abdrängen. Hiller hatte es in der Hand, die Franzosen bei Schärding über den Inn zurückzuwerfen; er machte auch den Ansatz dazu, aber mit ungenügenden Mitteln, indem Schustekh mit 14 Bataillonen, 16 Eskadrons und 21 Geschützen bei einer Gesamtstärke von 39 — 40 — 114 von Altheim auf Schärding in Marsch gesetzt wurde. Doch schon bei Obernberg geriet die Bewegung ins Stocken und verlief schließlich im Sande. Hillers Gros wurde inzwischen bei Ried vereinigt.

28. April.

Der französische Marschall trug sich in der Nacht zum 28. auch mit offensiven Absichten in Richtung Altheim, gab sie aber auf, als er durch ein Schreiben Berthiers vom 27. hörte, daß Bessieres und Lannes noch diesseits des Inn waren; auch ließ auf dem Flusse treibendes verkohltes Holz die Zerstörung von Brücken vermuten, die den weiteren Vormarsch der Hauptarmee aufhalten mußte.



Die Initiative der Unterführer, während des Feldzuges in Bayern unbestritten größer beim französischen Heere, versagte diesmal auf beiden Seiten.

Massena war, wie aus seinen Berichten vom 27. und 28. früh an Berthier hervorgeht, über Hillers Lage nicht genügend unterrichtet; er vermutete den Feind mit dem Gros im Abmarsch auf Linz, bei Braunau nur schwache Postierungen. Man sollte annehmen, daß gerade diese Ungewißheit den Marschall zu einem kräftigen Vorgehen angespornt haben würde. Statt dessen will er sicher gehen und verschiebt die weitere Offensive auf den 29.

Hiller war über die Besetzung von Schärding, wie er glaubte, durch Oudinot, aufgeklärt, vermutete indes bei Burghausen und rückwärts nur Bessieres, den er wenige Tage vorher, am 24., bei Neumarkt geschlagen hatte. Von der Anwesenheit der französischen Hauptmacht ahnt der General nichts, er nimmt sie noch bei Regensburg an. Hiller ist dauernd zwischen zwei Feuern: einerseits bekommt er Weisungen vom Generalissimus, dann aber auch vom Kaiser Franz. In ihnen macht sich ein Unterschied der Auffassung über die Aufgabe der Armeeabteilung wiederholt geltend. Erzherzog Karl legt das Hauptgewicht auf die Vereinigung mit Hiller, sei es nördlich oder südlich des Stromes. Kaiser Franz mahnt zwar, den Weisungen des Generalissimus zu entsprechen, legt aber ersichtlich mehr Wert auf wiederholte Offensivstöße Hillers und schließlichen Rückzug über Traun und Enns zur Sicherung Wiens. Am 28. erhält Hiller vom Erzherzog die Weisung (ab Bruck 24. 4.), falls die Inn-Verteidigung aufgegeben werden müsse, über Linz auf Budweis oder „sonst wohin“ an die Hauptarmee zu gemeinsamer Offensive heranzukommen. Der Kaiser empfiehlt nachhaltigen Widerstand an Traun und Enns, um den Franzosen auf dem Wege nach Wien nach Möglichkeit Aufenthalt zu bereiten. Diese Auffassung erscheint am natürlichsten. Ihr würde am 28. ein Vorstoß auf Schärding entsprochen haben. In seinem Innern gab Hiller dem Kaiser recht. Trotzdem traf er halbe Maßregeln. Der Vorstoß auf Schärding entsprang seiner inneren Überzeugung und entsprach der Erwartung des Kaisers, der Abmarsch des Gros V. und VI. Korps von Weng—Moosbach nach Ried, um sich der Straße nach Linz rechtzeitig zu nähern, kam den Wünschen des Generalissimus entgegen. War Erzherzog Karl Oberbefehlshaber, dann stand es nur ihm zu, Weisungen an die Unterführer zu geben; der Kaiser mußte sich darauf beschränken, dem Generalissimus unmittelbar seine Ansichten über die Operationen mitzuteilen, durfte aber niemals deren Befolgung verlangen. Nun war allerdings Erzherzog Karl weit ab von der Armeegruppe Hillers, der Kaiser aber in Enns ihr nahe. Trotzdem mußte jede Beeinflussung des Unterführers durch den Monarchen verhängnisvoll wirken. Einer nur konnte befehlen. Erreichten die Weisungen des Generalissimus den General Hiller nicht rechtzeitig, so mußte diesem überlassen bleiben zu tun, was er für richtig hielt. Die Einmischung des Monarchen in die militärischen Operationen hatte sich bereits in Bayern ungünstig fühlbar

gemacht. Ist schon am unglücklichsten der Feldherr, der noch eine Kontrolle über sich hat, der er an jedem Tag, in jeder Stunde Rechenschaft von seinen Entwürfen, Plänen und Absichten legen soll, also in diesem Falle der Generalissimus, um wie viel mehr mußten die Operationen leiden, wenn diese Kontrolle sich auch auf die Unterführer erstreckte, daran mußte jede Selbständigkeit, jeder rasche Entschluß, jedes kühne Wagen scheitern, ohne die doch der Krieg nicht geführt werden kann. Denn ein kühner Entschluß wird nur durch einen Mann gefaßt.*)

Napoleon kommt am 28. von Mühldorf nach Burghausen an der Salzach.

Hier findet er die Brücke zerstört und muß bis zu deren Wiederherstellung zwei Tage warten, bevor er den Vormarsch auf Wien fortsetzen kann. Die Truppen seiner Hauptkolonne stauen sich zwischen Salzach und Inn, in dem Raume, den am 27. die Avantgarde allein eingenommen hatte. Lefebvre folgt der Division Jellachich auf Salzburg und erreicht Altenmarkt, während Wrede über Trostberg bis Tittmoning gelangt. Letzterer besetzt am 29. nach hartnäckigen Gefechten die Hauptstadt des Salzkammerguts; die Österreicher sind auf Hallein ausgewichen. 29. April.

Massena ist auch am 29. stehengeblieben und hat sich mit Boudet vereinigt, der von Straubing nach Schärding herangekommen ist.

Hiller erreicht Haag mit dem Gros, seine Arrieregarden, unter Nordmann, Radetzky, Schustekh und Bianchi, kommen zum Teil in Berührung mit den Vortruppen Massenas. Er schreibt am 29., noch von Ried aus dem Kaiser Franz und dem Generalissimus, sein Ziel sei, sich übermorgen, also am 1. Mai, der Übergänge bei Linz über die Donau und bei Ebelsberg über die Traun zu versichern.

Kaiser Franz seinerseits macht Hiller von Strengberg aus (ab 28. April, Ried an 29. April) auf die Verteidigung der Enns aufmerksam.**)

Davout läßt nur Montbrun der feindlichen Hauptarmee folgen, die am 28. von Cham aufgebrochen war und sich mit der Hauptkolonne über Klattau—Strakonitz zunächst Budweis als Marschziel gesetzt hat. Seitenkolonnen gehen über Klentsch, Bischofteinitz, Nepomuk, Pisek und über Eschelkamm, Vertreichenstein, Krumau. Der Vorhut unter Klenau wird die Straße über Untermoldau, Weitersfelden, Traunstein zugewiesen. Sommariva hat die Nachhut.

Davouts Korps setzt sich auf Passau in Bewegung. Morand kommt nach Plattling, Friant nach Straubing; Gudin ist noch in Kürn.

Rouyer hat inzwischen Regensburg besetzt, Bernadotte ist mit den Sachsen im Marsch von Schleiz auf Regensburg und am 29. in Plauen.

Napoleon hat den Halt an der Salzach benutzt, um für die rückwärtigen Verbindungen zu sorgen. Alle Verstärkungen an Truppen werden auf Braunau, eben- 30. April.

*) Moltke. Italienischer Feldzug 1859, Seite 11. — Denkwürdigkeiten 4, Seite 166.
**) Mayerhoffer III, Seite 682.

dorthin die Division Vandamme von Neu-Ötting aus in Marsch gesetzt, und bei Burghausen neben dem wiederhergestellten alten Übergang eine Schiffbrücke gebaut, um an möglichst vielen Punkten Inn und Salzach zu überschreiten. Endlich am 30. Nachmittags konnte der Übergang über die Salzach bei Burghausen beginnen. Am Abend ist Bessières in Braunau, Lannes in Ranshofen südlich Braunau. Die rechte Flanke der Hauptkolonne sichert jetzt Wrede bei Straßwalchen, wohin er von Salzburg abmarschiert ist, während Lefebvre die Division Jellachich beobachtet, die sich von Hallein auf Radstadt zurückgezogen hat. Massena steht mit der Masse noch immer bei Schärding. Davout ist in Straubing; am 1. Mai sollen Morand Vilshofen, Friant Plattling, Gudin Straubing erreichen.

Hiller kommt nach Lambach.

1. Mai. Hier erhält er am 1. früh durch Erzherzog Maximilian die Mitteilung des Generalissimus vom 26. April aus Katzbach bei Cham, daß die Hauptarmee über Budweis, wo sie in spätestens acht Tagen sein werde, also am 3. Mai, den Anschluß an die Armeeabteilung an der Donau suchen wolle. Mehrere Handschreiben des Kaisers Franz machen gleichzeitig Hiller auf die Wichtigkeit der möglichst langen Behauptung von Linz aufmerksam, um die Vereinigung mit Erzherzog Karl sicherzustellen. Hiller soll aber auch deshalb dort möglichst lange halten, damit Zeit gewonnen werde für die nunmehr dem Erzherzog Maximilian übertragene Verteidigung von Nieder-Österreich und für die der Hauptstadt. Hiller soll, wenn Gelegenheit, wieder offensiv werden.

Was sollte Hiller tun? Er persönlich neigte infolge der tagelangen Untätigkeit der Franzosen bei Schärding zu der Ansicht, daß sie die Vorwärtsbewegung über den Inn eingestellt hätten und wieder zurückgehen würden. Aus diesem Grunde will er, noch immer in Unkenntnis vom Anrücken der französischen Hauptkräfte, am 1. Mai früh der Anregung seines Kaisers folgen und wieder gegen den Inn vorgehen. Statt nun aber mit allen Kräften kehrtzumachen und über Ried—Riedau auf Schärding vorzustoßen, wo er am 2. eintreffen konnte, will er zunächst die Straße Linz—Schärding erreichen und marschiert mit allem von Lambach nach Wels. Angesichts der wirklichen Kriegslage war dieser Entschluß allerdings ein Glück für Hiller, denn da Napoleon in seiner linken Flanke vormarschierte, lief der österreichische General Gefahr, bei energischer Offensive auf Schärding, falls er sich nicht rechtzeitig wieder auf die Traun zurückzog, umfaßt zu werden und schließlich kapitulieren zu müssen. Aber so wie Hiller die Lage am 1. früh ansah, war der Umweg über Efferding ein taktischer Fehler. Von Wels aus meldet er seinen beiden Vorgesetzten, dem Kaiser und dem Generalissimus, seine Absichten, merkwürdigerweise mit Verschiedenheiten,*) wohl ein Beweis, daß er durch die doppelten Weisungen wiederum unsicher geworden ist; auch

*) Mayerhoffer III, Seite 276.

mögen inzwischen eingelaufene Meldungen der Arrieregarden über Berührung mit dem Feinde seine Auffassung der Lage erschüttert haben. Dem Kaiser schreibt er, er wolle am 2. Efferding, am 3. Waitzenkirchen erreichen, trotzdem seine Truppen eher der Ruhe bedürften; dem Erzherzog gegenüber betont er die Notwendigkeit der Ruhe und guten Verpflegung auf zwei Tage und die Absicht, erst am 3. in Efferding zu sein. Efferding lag allerdings auch näher bei Linz, wohin der Generalissimus drängte; Waitzenkirchen näher bei Schärding, dessen Angriff die Lieblingsidee des Kaiser Franz war. Hiller wollte es beiden recht machen. Das Ergebnis konnten nur halbe Maßregeln oder schwankende Entschlüsse sein.

Zur Ausführung kam in der Tat keine der ausgesprochenen Absichten. Bereits am Abend des 1. Mai ändert Hiller seinen Entschluß wiederum.

Die bis dahin in Wels eingehenden Nachrichten ließen noch nicht erkennen, „ob sich der Feind zurückzieht oder zum wahren Angriff vorbereitet."*) Auffallend erschien der Vormarsch einer Kolonne von Braunau über Altheim, auch war Peuerbach an der Straße Schärding—Linz vom Gegner nach Verdrängung der Vorposten besetzt worden; anderseits wurden auch rückgängige Bewegungen auf Schärding gemeldet. Auf den Gedanken, daß die Hauptmacht der Franzosen südlich der Donau auf Wien vordringen könne, kam Hiller gar nicht, trotzdem der Generalissimus in seinem am Morgen des 1. Mai in Lambach eingetroffenen Schreiben hierauf aufmerksam gemacht hatte.

Die schließlichen Anordnungen für den 2. Mai tragen, wie nicht anders zu erwarten, den Stempel der Halbheit. Das II. Reservekorps (5000 Mann) soll von Wels nach Raffelding hinter den Wilden Inn-Bach rücken, sich aber nur dann behaupten, wenn der Gegner schwächer sei; V. und VI. (25000 Mann) bleiben bei Wels, zwei Meilen getrennt vom rechten Flügelkorps. Die Vortruppen (11 000 Mann) sollen gegen überlegenen Feind nicht standhalten, sondern auf Linz zurückgehen.

Verzichtete Hiller vorläufig wegen des Zustandes seiner Truppen auf jede Offensive, so war es zweifellos besser, wenn er sofort mit allem nach Linz oder, wie Napoleon erwartete, in die der Traun-Verteidigung günstige Stellung von Ebelsberg zurückging.

Auf seiten der Franzosen kam der Kaiser am Vormittag des 1. von Burghausen nach Braunau und gab von hier Anordnungen für Passau, das Hauptetappenort mit 10 000 Mann ständiger Garnison und großen Verpflegungsvorräten werden und bei etwaigen Rückschlägen als befestigtes Lager dienen soll. Hier will Napoleon alsdann den Inn überschreiten.

An Stelle des Lech mit Augsburg wird nunmehr der Inn mit Passau die Basis für die Operationen bilden. Auch eine Flottille soll für Truppentransporte und

*) Hiller an Radetzky. Wels 1. Mai 1809 7° Abends. Mayerhoffer III, Seite 279.



Brückenbau auf Inn und Donau tätig sein. Davout wird angetrieben, sobald wie möglich Passau zu erreichen, von dort am 4. oder am 5. Linz, während Dupas und Rouyer das 3. Korps Davout in dem neuen Hauptwaffenplatz ablösen.

Vom Feinde macht Napoleon sich nicht ganz zutreffende Vorstellungen. Er nimmt am 1. Mai Hiller und Erzherzog Ludwig hinter der Enns, ersteren bei Steyer, an. Die Brücke bei Linz sei abgebrochen, anscheinend suchten beide Generale mit Erzherzog Karl Vereinigung über die von Mauthausen. Napoleon hofft sie ihnen aber vorher wegzunehmen. Erst bei Krems oder Wien würden die Österreicher mit ihrer Hauptarmee wieder zusammenstoßen. In dieser Beziehung sollte der Kaiser recht behalten, wenn auch die Voraussetzungen nicht zutrafen. Napoleon zog nämlich nur in Betracht, daß Erzherzog Karl auf das südliche Ufer der Donau kommen und sich hier, mit Hiller vereint, vorlegen werde; nicht aber, daß dieser auf das nördliche treten wolle.

Am Abend des 1. Mai sind das kaiserliche Hauptquartier und Lannes in Ried, Bessieres anscheinend östlich Ried gegen die Traun vorgeschoben, Vandamme in Altheim, die Garden seit Mittag in Braunau. Massena hat sich endlich auf Drängen Berthiers auf Linz in Bewegung gesetzt und mit dem Gros Siegharding erreicht, Lefebvre ist noch in Salzburg, Wrede in Straßwalchen.

2. Mai. In der Nacht zum 2. Mai entschließt sich Hiller nun doch, alle Truppen bei Linz zu konzentrieren und meldet dies seinem Kaiser. Er nimmt jetzt an, daß Massena mit 30 000 Mann über Mühldorf, Burghausen und Braunau anrücke, Oudinot aber bei Schärding mit frischen Truppen über den Inn gegangen sei. Allerdings glaubt Hiller, daß er sich gegen die große Überlegenheit des Feindes nicht lange bei Linz halten werde, eine Vereinigung mit dem Generalissimus demnach ausgeschlossen sei. Wiederum läßt er durchblicken, daß ihm der Rückzug auf Wien sympathischer ist, als ein Ausweichen nach Norden auf die Hauptarmee.

Skizze 19. Am Abend waren alle Korps bei Linz versammelt. Bei Efferding, Neumarkt, Lambach und Wels kam es zu heftigen Gefechten der Nachhuten mit den Vortruppen des Gegners.

Von diesem sind Napoleon mit Molitor, Nansouty und St. Sulpice vom Korps Lannes nach Lambach und westlich, Bessieres und Lannes persönlich mit Tharreau nach Wels, Vandamme nach Riedau, Massena nach Efferding gelangt; Lannes meldet dem Kaiser, daß Hiller nach Linz abmarschiert sei und wahrscheinlich dort zur Vereinigung mit Erzherzog Karl die Donau überschreiten werde. Wrede ist in Vöcklabruck und westlich, von wo er die Verbindung der Hauptarmee mit Lefebvre aufrecht hält; dieser soll von Salzburg aus Jellachich weiter in Schach halten, Kufstein entsetzen und Tirol beruhigen.

Davout erreicht Passau, Fürstenzell und Vilshofen, Dupas Straubing, Bernadotte Wunsiedel.

Auf österreichischer Seite treffen am Nachmittage des 2. und am 3. Mai wiederholt Handschreiben des Kaisers ein, der am 4. von Krems aus zur Hauptarmee nach Budweis geht.

Es fällt auf, daß in ihnen der Kaiser in erster Linie verlangt, Hiller solle sich stets an die Weisungen des Erzherzogs Karl halten. Ohne Zweifel ist ein Umschwung in der Auffassung des österreichischen Monarchen eingetreten, der die Gefährlichkeit doppelter Weisungen eingesehen haben mag.

Vom Generalissimus kommen zwei sich widersprechende Befehle kurz hintereinander an, der erste, um 1⁰ Mittags, ist von Klattau am 30. April 1809 abgegangen und lautet: „Ich werde mit der Armee am 4. bei Budweis eintreffen und trachten, die Donau bei Linz, Krems oder Wien zu erreichen; mein Zweck ist, die Vereinigung mit Ihnen zu suchen. Trachten Sie daher, Ihren Rückzug an der Donau zu machen ...." Hiller antwortet, er wolle sich nach Möglichkeit bei Linz halten; wenn sein linker Flügel aber von Übermacht angegriffen werde, über die Donau zurückgehen. Um 2⁰ trifft ein am 1. Mai von Horazdowitz abgeschicktes Handschreiben ein, in dem es heißt: „Ich gehe der Vereinigung mit Ihnen entgegen, werde am 5. in Budweis eintreffen, am 6. dort Rasttag halten und am 9. nur noch einen Marsch von Linz entfernt sein. Können Sie sich bis um diese Zeit bei Linz erhalten, so wird unsere Vereinigung allda keine Schwierigkeit haben. Wären Sie in die Notwendigkeit versetzt, den 7. oder 8. die Gegend von Linz zu verlassen, so können Sie sich über die Traun, dann über die Enns ziehen, hinter diesen Flüssen Zeit gewinnen und unsere Vereinigung könnte bei Mauthausen stattfinden."

„Würden Sie aber vor dem 7. mit Übermacht angegriffen, so daß Sie nicht so leicht auf einen Widerstand Rechnung machen könnten, so ziehen Sie sich bei Linz auf das linke Donau-Ufer herüber, brechen die Linzer Brücke sowohl als jene von Mauthausen ab und lassen alle Schiffe, Flöße usw. auf das linke Ufer bringen."

General Stutterheim wird von Freystadt aus Hillers Rücken decken. „Auf alle Fälle aber, Sie mögen bei Linz oder bei Mauthausen über die Donau gehen, haben Sie ein Korps von 8000 bis 10 000 Mann auf der graden Straße gegen Wien ziehen zu lassen, das hinter sich alle Brücken abwirft usw."*)

Hiller hatte also den bestimmten Befehl, auf das nördliche Donau-Ufer zu gehen, falls er **vor** dem 7. Mai mit Überlegenheit angegriffen würde und sich nicht halten könnte. Trotzdem zog er sich bereits am 3. früh hinter die Traun zurück, blieb also auf dem südlichen Ufer. Er begründet seinen Entschluß dem Generalissimus und dem Kaiser gegenüber, ab Linz 2. Mai 8³⁰ bzw. 10⁰ Abends, folgendermaßen;**) „Bis

*) Mayerhoffer III, Seite 320 und Anlage 39.
**) Mayerhoffer III, Anlage 40, Auszug.

heute Abend hoffte ich, mich noch bei Linz halten zu können, wollte zu dem Zwecke auch den Feind bei Efferding angreifen."

„Nun meldet mir aber eben Radetzky, daß der Feind ihn bis Lambach verfolgt habe. Auch ist der Brückenkopf bei Linz noch gar nicht angefangen. Da der Feind mich zweifellos auf beiden Flügeln angreifen wird, so will ich mich nicht der Gefahr aussetzen, empfindlich zu verlieren, sondern morgen eine Stellung bei Ebelsberg hinter der Traun nehmen und dort den Feind mehrere Tage aufhalten. Für den Fall einer Vereinigung mit der Hauptarmee will ich die Brücke bei Mauthausen oder eine andere benutzen."

Der Gedanke, von Linz aus auf Efferding vorzustoßen, war am Nachmittage des 2. Mai nur zum Teil ausführbar, da noch etwa 15 km zurückzulegen waren, ehe man auf den Feind stieß; jedenfalls wäre es erst am 3. zum entscheidenden Kampfe gekommen, der voraussichtlich mit einer Kapitulation Hillers geendet haben würde, denn von Riedau, Wels und Lambach rückten dann die französischen Kolonnen an und kreisten die Österreicher ein. Diese Absicht ist demnach nur zu begreifen, wenn man die von der Nachhut Schustekh gänzlich fehlenden Nachrichten in Betracht zieht. Letztere operierte zwischen Bianchi bei Efferding und Radetzky bei Lambach. War der Feind, wie Hiller durch Radetzky wußte, am 2. Abends bereits in Lambach, so ist auch seine Annahme, sich bei Ebelsberg einige Tage halten zu können, trotz der Stärke der Stellung, unverständlich, da er doch, wenn nicht bereits am 3., so gewiß am 4. in seiner linken Flanke von überlegenen Kräften umfaßt wurde.

Entschloß sich der österreichische Führer, entgegen dem Befehl seines Oberfeldherrn, auf dem rechten Donau-Ufer zu bleiben, so mußte er noch in der Nacht zum 3. hinter die Enns ausweichen und die nachhaltige Verteidigung und Zerstörung der Traun-Übergänge seinen Arrieregarden überlassen.

Anderseits ist nicht recht verständlich, wie der Generalissimus annehmen konnte, daß Hiller sich bei Linz mehrere Tage halten könne. Selbst wenn der dortige Brückenkopf am 2. Mai hergestellt war und allen Anforderungen entsprochen hätte, so war an ein Halten der Stellung bis zum 7., ja 9. Mai nicht zu denken. In Wirklichkeit entsprach diese Flankenstellung indes nur in geringem Maße den Anordnungen. „Die hervorstechendsten Nachteile der Befestigungslinie waren der gegen Leonding vorspringende, einem doppelt umfassenden Angriff ausgesetzte Winkel, das stark bedeckte und durchschnittene Gelände vor dem rechten Flügel . . .", „der steile, vielfach durchschnittene Hang hinter demselben Flügel, der das Heranbringen von Reserven erschwerte und einen Rückzug sehr schwierig gestaltete."*) Zwar wurde Napoleon gezwungen, mit den Kolonnen bei Wels und Lambach nach Norden Front zu machen und hatte dann allerdings seine Verbindungen in der linken Flanke, doch

*) Mayerhoffer III, Seite 318.

Massena befand sich mit starken Kräften bereits in bedrohlicher Nähe in der rechten Flanke des Gegners und konnte, durch das Gelände begünstigt, seine Truppen gedeckt heranführen, seine Verbindungen hinter sich. Hillers Rückzug war auf eine hölzerne Brücke angewiesen, da zum Bau einer Schiffbrücke die Pontons fehlten. Befolgte er die ihm zuletzt zugegangenen Weisungen des Generalissimus und blieb zunächst bei Linz stehen, so konnte er sich vielleicht am 3. mit schweren Verlusten dort halten; in der Nacht zum 4. aber wäre aller Wahrscheinlichkeit nach sein Rückzug auf das linke Stromufer notwendig geworden. Nordmann, Radetzky und Schustekh wäre die Aufgabe zugefallen, den weiteren Vormarsch des Feindes auf Wien aufzuhalten, während Bianchi den Rückzug der Hauptkräfte nach Norden bei Linz deckte.

3. Mai. Treffen bei Ebelsberg.*)

In der Nacht zum 3. Mai trat Hiller den Rückzug hinter die Traun an. Trains und schwere Artillerie waren auf Enns vorausgeschickt worden, die Truppen folgten von 2 ⁰ früh ab in der Reihenfolge V., II. Reserve-, VI. Korps. Bianchi übernahm von Wilhering aus wiederum die Nachhut.

Skizze 20.

Die Donau-Brücke bei Linz war in Brand gesetzt worden. Ohne vom Feinde belästigt zu werden, gelangt das Gros über Klein-München—Ebelsberg nach den Höhen des Schilden-Berges östlich des Orts, wo V. Korps nördlich, VI. südlich der großen Straße abkocht. II. Reservekorps geht bis Asten zurück. Auch die Brigade Bianchi wurde über die Traun zurückgezogen, nachdem sie einem ernsten Kampf mit der Vorhut Massenas ausgewichen war. Westlich des Defilees blieben nur General Vincent mit acht Bataillonen, sechs Eskadrons und drei Geschützen sowie Radetzky, der bereits seit 3 ³⁰ früh bei Klein-München mit seiner schwachen Nachhut (2 — 8 — ½) von Wels aus eingetroffen war. Diese Truppen sollten zur Aufnahme Schustekhs dienen, der von Hiller am Morgen über Leonding zum Anschluß an die Armeeabteilung erwartet wurde. Die mehr als 500 m lange hölzerne Traun-Brücke zwischen Ebelsberg und Klein-München wird zwar zur Zerstörung vorbereitet, dagegen sind die Maßnahmen zur Verteidigung des durch überhöhende Lage und Reduits (Schloß und Kapelle) besonders günstig gelegenen Ortes Ebelsberg sehr ungenügend: einige Geschütze in der Nähe der Brücke und am Schloß, ein Bataillon zur Besetzung des Hauptplatzes und der Westfront an der Traun, drei Kompagnien im Schloß, wo außerdem Vorbereitungen für ein Diner der Stäbe getroffen wurden, ein Bataillon am rückwärtigen Ennser Tor als Reserve sind alles.

Hiller soll am 3. keinen Angriff erwartet haben. Nach der ihm bekannten Lage beim Feinde erscheint dies doch wenig glaubwürdig, umsomehr als Bianchi gemeldet haben wird, daß ihm der Gegner von Efferding mit starken Kräften auf den Fersen sei. Auch die Verwendung des II. Reservekorps bei Asten wirkt nicht überzeugend. Es soll durch Sperrung der Straße von St. Florian etwaige Störungen des Rück-

---

*) Mayerhoffer III und Saski III.

zuges der Armeeabteilung von Wels aus verhindern. Natürlicher wäre jedenfalls gewesen, Hiller hätte das ganze Korps überhaupt nach Süden vorgeschoben, etwa an den Krems-Bach, um vor jeder Überraschung aus dieser Richtung sicher zu sein, nicht nur beim Rückzuge, sondern vor allem gegen eine Umfassung.

Hillers Unglück war, daß er Schustekh aufnehmen, dadurch Truppen auf dem westlichen Ufer zurücklassen mußte und die Traun-Brücke nicht zerstören konnte. Sonst hätte er jedenfalls den Franzosen am 3. jeden Übergang bei Ebelsberg verwehren können, das mit verhältnismäßig wenig Truppen in der Front zu halten war, während die Masse der Streitkräfte Hillers in der bedrohten Flanke gegen Wels verwendet wurde. Denn wenn auch hier der Übergang zerstört war, so mußte mit seiner Wiederherstellung durch den Feind im Laufe des 3. gerechnet werden; auch konnten die Franzosen in der Nähe von Wels einen neuen Übergang schaffen. Mit der Umfassung von Wels her mußte Hiller also auf alle Fälle rechnen.

Napoleon trifft am Vormittag 9° von Lambach in Wels ein. Da Lannes ihm in der Frühe gemeldet hat, er glaube, daß Hiller bei Linz eine Schlacht annehmen werde, schickt der Kaiser Bessieres 5° früh mit Piré (Marulaz war seit dem 1. Mai bei Massena, Jacquinot vorläufig nicht verwendungsbereit) in jener Richtung vor. Lannes soll auf etwaigen Kanonendonner folgen. Die Kavallerie Nansouty und St. Sulpice, die Infanterie-Divisionen St. Hilaire und Molitor marschieren 5° früh nach Wels. Hier sollen sich also einschließlich Tharreau drei Infanterie- und zwei Kavallerie-Divisionen vereinigen, um in den bei Linz erwarteten Kampf einzugreifen. Demont besetzt Lambach. Die am Abend vorher bei Wels zerstört vorgefundene Traun-Brücke ist am Morgen des 3. wiederhergestellt.

Massena hatte bereits seit dem 1. Mai den Befehl,*) sich der Brücken bei Linz und Ebelsberg zu bemächtigen, war aber gleichzeitig darauf hingewiesen worden, daß der Traun-Übergang durch ein Vorgehen der Hauptkolonne bei Lambach ohne Kampf gewonnen werden könne. Auch er brach 5° früh auf, sieben Kavallerie-Regimenter unter Marulaz, die Brigade Coëhorn von der Division Claparede als Vorhut, der Rest dieser Division, die Kavallerie Espagne, Legrand, Carra St. Cyr, Boudet folgen von Alkoven über Wilhering, Linz auf Ebelsberg.

Die Franzosen faßten den Stier bei den Hörnern, indem ihre Vorhutinfanterie unter Coëhorn die Gegner bei Klein-München in der Front angriff. Vincent ging gegen 11° zurück, nachdem es Schustekh (5—8—1) gelungen war, von Leonding aus über Ober-Hart sich ihm anzuschließen. Radetzky, der links von Vincent bis zur Traun stand, wird nicht benachrichtigt. Zu spät bemerkt er den Rückzug der eigenen Truppen, er folgt und findet in Klein-München Freund und Feind nach der Brücke drängend, während die Kavallerie Marulaz in die Masse des Fußvolks attackiert. So wälzt

*) Saski III, Seite 105.



sich eine große Menge von Panik ergriffen über das Strombefilee nach Ebelsberg zu, Szenen ähnlich denen 14 Tage vorher auf der Brücke von Landshut wiederholen sich. Freund und Feind kommen dabei in den Fluten der Traun um. Auch das Feuer der österreichischen Sechspfünder vermag den Strom nicht aufzuhalten. Ein Bild entrollt sich den Blicken, das seitdem seinesgleichen nur 50 Jahre später bei Palestro an der Sesia-Brücke bei La Bridda findet. Schließlich aber um Mittag sind die Franzosen am anderen Ende der Brücke Herren der Situation und gehen nun zum sofortigen Angriff auf Ebelsberg vor. Auf der Hauptstraße dringt der kühne Brigadekommandeur bis zum Ennser Tor am anderen Ende des Ortes vor, überrennt das Reserve-Bataillon und sieht sich zuletzt den ahnungslos ruhenden Truppen der österreichischen Gros am Schilden-Berge gegenüber.

Claparede ist auf Massenas Befehl mit den beiden anderen Brigaden seiner Division über die Brücke gefolgt, die französische Artillerie eröffnet ein lebhaftes Feuer gegen die sechs österreichischen Geschütze am anderen Ufer, nur die Kavallerie Marulaz muß untätig dem ferneren Kampfe am westlichen Traun-Ufer zusehen, da ihr Versuch, über die Brücke vorzudringen, am feindlichen Artilleriefeuer scheitert. Ihr schließt sich bald Bessieres an, der von Wels aus den Schauplatz des Kampfes erreicht hat.

Claparedes Infanterie wendet sich gegen die Besatzung des Schlosses, das nördlich der Hauptstraße liegt, auf der Coëhorn vorgedrungen war. Vergebens versuchen die Franzosen den Widerstand zu brechen, vergebens wird eine Überrumpelung dieses starken Reduits versucht; ohne Erfolg zieht die Kolonne weiter und gelangt durch den Schloßgraben vor das Ennser Tor.

Hier waren inzwischen die Österreicher zum Gegenstoß von den Hängen des Schilden-Berges vorgegangen und hatten die Truppen Coëhorns an das Tor und in die Stadt zurückgedrängt. Das Eingreifen der aus dem Schloßgraben vordringenden französischen Verstärkungen vermag angesichts der Überlegenheit und des stürmischen Draufgehens ihrer Gegner keinen Erfolg zu bringen, und bald fluten die Brigaden der Division Claparede nach der Traun-Brücke zurück, soweit sie nicht abgeschnitten und gefangen worden sind. Es ist 2° Nachmittags.

Der österreichische Nachstoß war mit etwa zehn Bataillonen unternommen worden, deren Führer ohne Weisung von oben gehandelt hatten. Hiller behielt 17 Bataillone auf den Höhen östlich Ebelsberg zur Verfügung. Auch diese in den Kampf einzusetzen lag nicht in seiner Absicht. Er erwog vielmehr den endgültigen Rückzug. Hierzu mag auch die Nachricht beigetragen haben, daß Napoleon die gegenüberstehenden Truppen befehlige.

Vergebens bitten die Kommandeure der vorstürmenden Infanterie um Nachsenden von Reserven, vergebens die beim Schlosse aufgefahrene Artillerie um Munitionsersatz; selbst wenn Hiller die Artillerie-Reserve jetzt einsetzen wollte, so mußte sie von Asten aus erst wieder vorgeholt werden.

Der erfolgreiche Gegenstoß der Österreicher mußte zum Stocken kommen, wenn der Oberführer versagte, wenn die Verluste der Infanterie nicht durch Reserven ausgeglichen wurden, und das Artilleriefeuer allmählich verstummte. Der Nachstoß mußte unter diesen Umständen mit einem Rückschlag endigen, sobald auf gegnerischer Seite Verstärkungen eintrafen.

Massena wollte siegen. Er wartet nicht den Erfolg einer etwaigen Umgehung ab, auf die er am 1. durch Berthier hingewiesen war; und wenn er auch nach Napoleons Urteil mit diesem Vorstürmen auf die Front einer außerordentlich starken Stellung eine „Dummheit" (sottise) begeht, so hat er für sich den Erfolg.

Nun Claparedes Truppen zurückgeworfen, wird die vorderste Brigade von Legrands gerade eintreffender Division eingesetzt: Regiment 26 soll das Schloß, 18 den Hauptplatz und das Ennser Tor stürmen. Mit wechselndem Erfolge wogt der Kampf zwischen Brücke und Tor hin und her. Noch bevor die badische Brigade Legrands eingreifen kann, gibt Hiller 3⁰ Nachmittags den Rückzugsbefehl, um einer Umgehung auszuweichen, wie er, allerdings nachträglich, behauptet hat, es sei ihm eine starke Kolonne im Vormarsch von der Traun auf Steyer gemeldet worden. Um 4⁰ war der Kampf am Orte zu Ende, Ebelsberg selbst stand seit einer Stunde in Flammen, auch das Schloß, das bereits vor 3⁰ in Händen des Feindes ist. Augenzeugen auf beiden Seiten versichern, so General Ledru in seinem Bericht vom 14. Mai 1809 aus Wien,*) daß ein österreichischer Nachstoß in diesem Augenblick die französischen Kräfte in der Stadt vernichtet haben würde; denn der Brand der Stadt und der Zustand der Brücke über die Traun, die zum Teil vom Feuer ergriffen und nur auf Planken von einzelnen Infanteristen zu passieren war, erlaubte vorläufig keine nachhaltige Unterstützung durch die am Westufer sich stauenden Divisionen Carra St. Cyr, Boudet und Tharreau, der von Wels eingetroffen war. Da die Franzosen in Ebelsberg, insbesondere die Division Claparede, außerordentlich gelitten hatten und selbst der Ruhe und Wiederherstellung geordneter Verbände bedurften, auch eine Verfolgung nicht recht in Fluß kam, gelang es Hiller, seine Truppen ungestört über Bruck—Asten, wo das II. Reservekorps zur Aufnahme bereit stand, zur Enns in Bewegung zu setzen. Um Mitternacht war auch dieses Korps über den Fluß herübergezogen, die Brücke in Brand gesetzt worden. Hillers Ziel war jetzt Krems. Napoleons Anwesenheit bei dem gegenüberstehenden Feinde ließ ihn vergessen, daß er an der Enns tagelangen Widerstand beabsichtigt hatte. Seiner Absicht, die Schiffbrücke bei Mauthausen aus diesem Grunde abzubrechen, kam die Nachricht von deren teilweiser Zerstörung durch Anrennen bayerischer Frachtschiffe zuvor.

Von den Franzosen gehen spät Abends die Kavallerie Marulaz, in der Nacht Tharreau über die wiederhergestellte Traun-Brücke bei Ebelsberg, die übrigen Divi-

*) Saski III, Seite 141 und Mayerhoffer III, Seite 401.



sionen des Korps Massena (Carra St. Cyr, Boudet, die Kavallerie Espagne) sowie Bessieres mit der Brigade Piré bleiben auf dem westlichen Ufer.

Hillers Verhalten am 3. Mai ist nicht zu begreifen, erfreulich dagegen die Selbständigkeit eines Teiles seiner Unterführer, die ihre Truppen zum Gegenstoß von den Hängen des Schilden-Berges aus ohne Befehl vorführen, auf den sie allerdings vergebens gewartet haben würden. Ihr kommandierender General hatte kein Verständnis für die Lage oder wollte es nicht haben. Energische Maßregeln zu treffen entsprach nicht seiner Natur, sonst hätte er den Augenblick benutzt, mit Überlegenheit die über die Traun in kühnem Anlauf vorgegangenen Scharen des Gegners in und über den Fluß zurückzuwerfen. Nach solchem Erfolg konnte er immer noch den Rückzug hinter die Enns antreten.

Bewundernswert auf beiden Seiten ist die Tapferkeit der Truppen, die ihrem alten Rufe Ehre machen.

Schwere Verluste, bei den Österreichern von etwa 40 000 Kämpfenden nachweislich etwa 8000 Mann*), an Toten, Verwundeten, Vermißten und Gefangenen bezeichnen das Treffen von Ebelsberg.

Napoleon hatte erst nach 3⁰ Nachmittags in Wels vom Kampf bei Ebelsberg erfahren. Vorher ist er in gänzlicher Ungewißheit. Er hört zwar Kanonendonner und reitet in Richtung Linz vor, kehrt aber wieder nach Wels zurück, in der Annahme, es handle sich um ein Nachhutgefecht mit dem über die Donau abziehenden Hiller. Anderseits hält er es auch nicht für unmöglich,**) daß dieser bereits auf Krems abmarschiert ist und dort die Vereinigung mit dem Generalissimus sucht. Auf alle Fälle schickt der Kaiser daher 1³⁰ Nachmittags an Bessieres den Befehl, auf Enns vorzugehen; Lannes soll gleichzeitig mit zwei Regimentern der Kavallerie Colbert auf Steyer erkunden, gefolgt von Molitor und Nansouty.

Als endlich, gegen 4⁰, Nachrichten vom Gefechtsfelde eintreffen, läßt Napoleon die beiden Lannes folgenden Divisionen sofort nach Norden abbiegen, ihr voraus erreicht das dritte Regiment der Kavallerie Colbert über Kremsdorf die Schilden-Berge. Napoleon trifft 9⁰ Abends bei Ebelsberg ein.

Lannes und St. Hilaire sind in der Nacht zum 4. in Kremsmünster, Vandamme und St. Sulpice westlich Wels. Davout ist in und bei Passau.

4. bis 7. Mai.

Napoleon und sein Hauptquartier kommen am 4. nach Enns, ebenso die Truppen Massenas, soweit sie nicht am Kampfe beteiligt gewesen waren, sowie Tharreau und Molitor; Claparede und Legrand rasten in wohlverdienter Ruhe nach den Strapazen des 3. auf den Schilden-Bergen. Jede Verfolgung Hillers scheitert vorläufig an dem zerstörten Übergang. Auch Lannes mit seiner Kavallerie und der Division

*) Mayerhoffer III, Seite 718/9.
**) Saski III, Seite 148.



St. Hilaire findet in Steyer die Brücken von Vandamme durch Feuer vernichtet, hofft indes, bis zum anderen Morgen eine Schiffbrücke herzustellen.

Der Kaiser benutzt, wie bei dem unfreiwilligen Aufenthalt an der Salzach, so hier an der Enns die nächste Zeit zur Sicherstellung der immer länger werdenden Etappenlinie und zur Heranschaffung der notwendigen Verpflegung. Immer größer wuchs die Gefahr, daß der Generalissimus vom nördlichen Donau-Ufer aus einen Vorstoß gegen die rückwärtigen Verbindungen der französischen Hauptarmee wagen würde. In dieser Beziehung war viel zu überlegen und anzuordnen. Gleichzeitig aber sollte, sobald die nötigen Übergänge hergestellt, alles geschehen, um die Vereinigung Hillers mit dem Erzherzog Karl unmöglich zu machen oder doch zu verzögern. Nach allen Seiten muß das Auge des Imperators wachen, und so sehen wir ihn vom 4. an für die Tage bis zum 7. in fieberhafter Tätigkeit, um in keiner Richtung etwas zu versäumen: Bau einer Floß- und einer Schiffbrücke bei Enns, Brückenköpfe hier und bei Ebelsberg, eine Brücke mit Befestigung bei Burghausen, Wiederherstellung der Donau-Brücke und Brückenkopf bei Linz bilden die Hauptsorge des Kaisers. Zur sofortigen Besetzung von Linz wird Vandamme mit den Württembergern von Wels herangezogen, ihn kann der erste Stoß des Generalissimus treffen. Vom 5. ab übernimmt Davout den Oberbefehl dort, Vandamme die Sicherung der Brücke auf dem nördlichen Stromufer.

Über die Bewegungen des Generalissimus ist der Kaiser dauernd in Ungewißheit — die Nachrichten wechseln, bald soll er nördlich Passau stehen, bald bei Budweis — Napoleon wird dadurch nervös, nicht minder durch den langsamen Bau der Brücken bei Enns, die auch am 5. noch nicht fertig sind. Dagegen vermag Lannes um Mittag mit seiner Kavallerie den Vormarsch von Steyer auf St. Peter—Amstetten fortzusetzen. St. Hilaire und Demont, der erst am Morgen von Lambach aus über Kremsmünster eingetroffen ist, folgen. Wrede ist dafür von Vöcklabruck nach Lambach gekommen.

Endlich am 6. Mai 4° früh ist auch die Schiffbrücke bei Enns fertig. Bessieres und die Kavallerie Espagne, später Tharreau gehen auf Amstetten vor, im Laufe des Vormittags auch Molitor, Boudet und Claparede. Carra St. Cyr kommt nur bis Ennsdorf. Nansouty und St. Sulpice sind noch westlich der Enns. Der Kaiser bleibt in Enns.

Hiller hatte am 4. Mai über Strengberg Amstetten erreicht; Schustekh mit den Brigaden Radetzky und Mesko sichert den Rückmarsch. Bereits am späten Abend vorher erfuhr der Führer der Armeeabteilung in Ennsdorf, daß Kremsmünster vom Feinde erreicht, also Steyer bedroht sei. In der Frühe des 4. war dann die Antwort des Generalissimus aus Budweis auf die Meldung vom 2. Abends eingetroffen, daß die Armeegruppe nicht bei Linz über die Donau, sondern hinter die Traun und Enns gehe. Der Erzherzog tadelt Hiller sehr scharf und verlangt sofortiges Über-

schreiten der Donau bei Mauthausen zur endlichen Vereinigung mit der Hauptarmee. Das war nun nicht mehr möglich. Hiller schreibt zurück, er werde, wenn möglich, am 8. bei Krems über die Donau gehen, und will hierzu in einzelnen Staffeln am 5. den Abschnitt der Ybbs, am 6. Melk, am 7. Göttweig erreichen. 10 000 Mann unter Dedovich sollen in der alten Richtung Wien südlich der Donau bleiben und sich bei St. Pölten aufstellen. Die Trains gehen nach Ödenburg voraus.

Jellachich in Radstadt wird angewiesen, in die Radstädter Tauern auszuweichen und Verbindung mit Erzherzog Johann, der in Italien nördlich Venedig kämpfte, zu suchen, falls er von Enns aus in Flanke und Rücken gefaßt werde.

Nordmann war von Steyer, entgegen den Absichten Hillers, ins Gebirge über Losenstein auf Weiher zurückgegangen. Er erhält den Befehl, sich der Armeeabteilung wieder zu nähern und am 7. St. Pölten zu erreichen.

Mann und Pferd litten beim Rückmarsch Hillers außerordentlich unter schlechter Verpflegung, auch machten sich die Strapazen der vorangegangenen Tage fühlbar. Die Abgänge sind daher groß.

Am 5. Mai ist der Armeeführer in Kemmelbach, am 6. will er sein Korps in drei Treffen zwischen der Melk und Loosdorf aufstellen. Der Aufenthalt, den die Brückenzerstörungen den Franzosen an der Enns bereiten, läßt Hiller vorübergehend den Gedanken aufgeben, bei Krems über die Donau zu gehen; er will dafür sich gegen gleiche Kräfte bei Göttweig behaupten, bis die große Armee heran ist, „und durch diese Flankenaufstellung die Hauptstadt decken." Dedovich soll sich dann öftlich des Traisen-Flusses aufstellen, sein Hauptquartier in Kapelln nehmen und die Zugänge nach Wien beobachten.*) Doch bereits am 6. Nachmittags hat der General den Plan wieder verworfen, weil Schustekh meldet, daß er vom Feinde auf den Erlauf-Bach zurückgedrängt werde. Die Franzosen sind also über die Enns gefolgt. Nunmehr hat der Armeeführer nur eine Sorge, sobald wie möglich über die Donau zu kommen.

Um 3° früh setzen sich am 7. Mai das V. Korps auf Langegg, das II. Reservekorps über St. Pölten nach Viehofen, das VI. Korps nach Gerersdorf in Bewegung, bei ihm der guten Straße wegen die gesamte Artillerie der Armeegruppe. Am Abend sollen die Korps nach einer Rast Ober-Bergern, Göttweig und Meidling erreichen. Schustekh wird mit einer Brigade zum V. Korps zurücktreten, während die andere unter Radetzky die Nachhut allein bildet. Mesko formiert eine neue Brigade, nimmt Radetzky an der Pielach auf, deckt deren Marsch nach Mautern und wird dann Arrieregarde von Dedovich, der von St. Pölten in zwei Kolonnen, über Neulengbach und Sieghardskirchen, auf Wien zurückgeht.

Der Feind, vor dem Schustekh über die Erlauf ausweicht, ist die Kavallerie

*) Mayerhoffer III, Seite 464.



Colbert vom Korps Lannes, der es bei Blindenmarkt—Neumarkt gelungen war, die österreichische Kavalleriенachhut unter Mesko wiederholt zu werfen. Am Abend stehen sich die Gegner zu beiden Seiten der Erlauf gegenüber, auf französischer Seite sind weiter westlich Bessieres und Espagne bei Amstetten, Claparede, Boudet und Molitor bei Oed und Strengberg, Lannes mit Demont bei St. Peter—Seitenstetten. Die übrigen Truppen sind noch an der Enns und bei St. Florian, auch die Garden, die langsam dem Gros der Hauptarmee vom Inn aus gefolgt waren.

Der Kaiser erfährt durch Davout, daß der Generalissimus am 2. anscheinend noch nicht in Budweis ist. Montbrun wird in Linz erwartet und soll dann im Verein mit Infanterie auf das nördliche Donau-Ufer gehen, „das sei die einzige Art etwas Gewisses zu erfahren".

Von Rötz meldet Bernadotte am 6., allen Nachrichten zufolge marschiere Erzherzog Karl nach Krems.

Lefebvre erhält den Befehl, endlich Kufstein zu entsetzen und die Unruhen in Tirol niederzuschlagen. Salzburg soll an seiner Stelle Wrede besetzen, um Jellachich weiter in Schach zu halten. Wrede geht daher am 7. von Lambach zunächst nach Straßwalchen zurück.

Trotz der Ungewißheit über den Verbleib der österreichischen Hauptarmee geht Napoleon am 7. Mai Mittags von Enns nach Melk. Nach Enns kommt von Linz aus eine Division Davouts; der Rest des 3. Korps soll sich bereithalten, am 8. auf Melk zu folgen und in zwei Tagen dort zu sein (Linz—Melk = 103 km). Napoleon rechnet also eher mit dem Marsche des Erzherzogs auf Krems, wenn er auch einen Vorstoß von Budweis auf Linz nicht außer Augen läßt und als selbstverständlich annimmt, daß Davout in diesem Falle die dortige Brücke durch Feuer zerstört.*) Den Marsch des 3. Korps auf Melk sollen zahlreiche Schiffe auf der Donau begleiten, um einen Brückenbau bei Krems zu ermöglichen. Längs der Donau wird von Linz bis Melk ein Sicherheitsdienst organisiert.

Inzwischen ist die Nachhut Schustekhs unter Radetzky von der Erlauf und über die Melk auf St. Pölten zurückgegangen, nachdem sie die Brücken durch Feuer zerstört hat. Bessieres mit der jetzt ihm unterstellten Brigade Colbert vermag nur durch eine Furt der Erlauf zu folgen und erreicht am 7. Mittags Melk. Von hier schreibt er dem Kaiser, alle Nachrichten ließen darauf schließen, daß der Gegner eine Schlacht bei St. Pölten erwarte. Einwohner hätten allerdings behauptet, der Feind bereite den Donau-Übergang vor, um sich mit dem Erzherzog in Mähren zu vereinigen. Colbert und die übrigen Brigaden Bessieres erreichen am Abend die Pielach, Lannes ist mit dem 2. Korps Oudinot (Tharreau und Claparede), das wie zu Beginn des Feldzuges in Bayern wieder unter ihm vereint ist, sowie mit der Kavallerie Espagne,

*) Saski III, Seite 182/3.

den Divisionen Boudet und Molitor von Melk rückwärts bis Kemmelbach gestaffelt; das 4. Korps ist in Neumarkt, Blindenmarkt und Amstetten. Hier sind auch Nansouty und ein Teil der Garden, der andere in Strengberg, St. Sulpice zwischen beiden Orten.

Davout meldet, daß nördlich Linz, bei Gallneukirchen, feindliche Truppen unter Stutterheim gesehen worden sind, die zum Korps Klenau gehörten. Zweifellos sei Erzherzog Karl noch in Böhmen.

Die Nachrichten Bessieres und Davouts widersprachen sich demnach. Napoleon neigte augenscheinlich mehr zu der Auffassung, daß es in Höhe von St. Pölten zur Schlacht kommen werde. Wenigstens werden alle zunächst für den Vormarsch bestimmten Truppen, die Melk am 7. noch nicht erreicht hatten, am 8. dorthin in Bewegung gesetzt: Massena, Nansouty, St. Sulpice und auch das Korps Davouts, von dem am Abend Gudin und Montbrun in und westlich Amstetten, Friant in Strengberg stehen. Er selbst bleibt mit Morand in Linz. Die Garden kommen nach Neumarkt an der Ybbs.

8. Mai.

Am selben Tage geht Hiller 4° früh, ohne vom Feinde belästigt zu werden, bei Krems über die Donau. Zuerst das II. Reserve-, dann das V. und VI. Korps, im ganzen etwa 28 000 Mann. Die Brücke wurde auf Befehl des Generalissimus vom 5. Mai aus Budweis nur soweit abgetragen, daß sie wiederherzustellen war. Der Erzherzog rechnet mit einer Vereinigung bei Krems am 13. oder 14.

Eine weitere Weisung, die in der Nacht zum 8. eingetroffen war, empfahl Hiller, den Marsch nach Krems und den Übergang nicht mehr zu beschleunigen, als nötig sei, die Hauptarmee wolle nämlich ihren Abmarsch von Budweis um einen Tag verschieben, da der Feind bei Linz über die Donau gegangen und auch bei Mauthausen am 5. Mai französische Truppen auf dem linken Ufer gesehen worden seien. Eine Offensive gegen Budweis sei also nicht ganz ausgeschlossen.

Hiller blieb diesmal fest und beließ es bei dem befohlenen Übergang, trotzdem er den Eindruck gewonnen hatte, daß der Generalissimus ein Stehenbleiben südlich der Donau nicht verurteilt haben würde.*) Hierzu wären auch in der Stellung bei Göttweig, wie Hiller seinem Oberfeldherrn schrieb, 50 000 Mann nötig gewesen. Trotzdem hatte er, wie erwähnt wurde, die Besetzung dieser Flankenstellung am 6. erwogen.

Angenommen, Hiller blieb vom 8. ab hier bei Göttweig, auf beiden Seiten angelehnt an die Donau, so wäre Napoleon zweifellos mit überlegenen Kräften zum Angriff vorgegangen und hätte, wenn nicht am 9., so doch am 10. seinen Gegner gezwungen, über den Strom zurückzugehen, also drei Tage, bevor der Erzherzog von Budweis bei Krems sein wollte. Der Kaiser mußte erst reinen Tisch machen, bevor

*) Mayerhoffer III, Seite 502.

er den Vormarsch auf Wien fortsetzte. Er mußte im Besitz des Überganges bei Krems, oder dieser mußte zerstört sein, ebenso wie der Besitz von Linz für ihn nötig war, das allerdings außerdem noch für seine Etappenlinie in Frage kam. Durfte Napoleon an sich schon ein fast 30 000 Mann starkes Korps nicht auf die Entfernung von 20 km in seiner linken Flanke stehen lassen, so war dessen baldige Vernichtung oder Vertreibung umsomehr geboten, als die feindliche Hauptarmee jeden Augenblick Verstärkungen schicken oder gar in voller Stärke bei oder nahe Krems auf das südliche Ufer treten konnte. Auf dem engen Raume zwischen Donau und Gebirge, zum Teil, von Amstetten bis Melk, auf eine Straße angewiesen, konnte der Kaiser bei gemeinsamem Vorgehen des Generalissimus und Hillers in die übelste Lage kommen. In der Tat vermochte der Erzherzog, wenn er statt nach drei Rasttagen am 7. Mai, bereits nach einem Ruhetage am 5. von Budweis auf Krems weitermarschierte, bei täglich 15 bis 20 km Marsch, am 10. die Donau bei Krems zu erreichen und schon an diesem Tage Verstärkungen auf das andere Ufer zu senden. Hiller hielt in dem Falle gewiß noch am 11. stand, während das Gros der Hauptarmee an verschiedenen Punkten bei Krems auf Schiffbrücken überging und je nach Eintreffen in dem Kampfe mitwirkte. Am 12. Mai kam es dann zur entscheidenden Schlacht, bei der der Franzosenkaiser Gefahr lief, in das Gebirge oder auf Enns oder gar auf Wien zurückgeworfen zu werden.

Ein Napoleon in der Lage des Erzherzogs Karl hätte zweifellos ähnlich verfahren, ja, er hätte womöglich gewagt, nach Abzweigung von Teilen der Hauptarmee auf Krems zur direkten Unterstützung Hillers, mit der Masse bei Melk überzugehen und dem Gegner in den Rücken zu fallen. Sagt der Kaiser doch selbst am 9. früh in seinem Schreiben an Davout:*) „Krems et Mölk, qui peuvent être considérés comme un seul". Die Gefahren eines derartigen Unternehmens lagen allerdings auf der Hand: einerseits die Schwierigkeit des Donau-Übergangs angesichts der Besetzung der Straße Amstetten—Melk—St. Pölten, die die Franzosen gewiß nie ganz von Truppen entblößt hätten, zumal nicht die Übergangsstelle bei Melk; ferner die Schwierigkeit des Vordringens von Melk auf St. Pölten auf einer Straße, denn nur in dieser Richtung konnte ein entscheidender Stoß geführt werden, nicht etwa durch die unwegsamen Dunkelsteiner Berge oder über Aggsbach; endlich aber die Gefahr, zu spät zu kommen, da Hiller inzwischen auf das Norduser zurückgeworfen sein konnte.

Günstiger als bei Melk wäre für die Hauptarmee ein Übergang bei Tulln auf das Tullner Feld gewesen; indes lag dieser Ort zwei Tagemärsche weiter als Krems und war somit die Möglichkeit größer, daß Hiller geschlagen wurde, ehe die Hauptarmee an die Donau kam, und daß sie bei Tulln bereits starke feindliche Kräfte gegenüber fand.

*) Saski III, Seite 210.



Napoleon an Stelle des Erzherzogs würde demnach aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn er nicht den sicheren Übergang bei Krems allein wählte, sich für Melk mit der Hauptmasse entschieden haben.

Der französische Imperator begab sich am 8. Mai von Melk nach St. Pölten, ebenso Lannes mit seinem Korps und die Kavallerie Marulaz. Bessieres klärte gegen Traisen und gegen Krems auf; zur Sicherung der rechten Flanke in Richtung Mariazell—Bruck veranlaßte Napoleon am Mittag nach seiner Ankunft im neuen Hauptquartier die Entsendung einer Reiterbrigade. Der Kaiser nahm jetzt die Aufklärung selbst in die Hand und schickte seinen Flügeladjutanten Savary mit der Brigade Piré auf Mautern.

Von Zagging nördlich St. Pölten meldet letzterer um 2° Nachmittags, daß feindliche Kavallerie in der Nacht dort durchgekommen und daß einem Gerücht zufolge die Brücke bei Krems 9° Morgens in Brand gesteckt worden sei. Am Tage nachher sei eine Kolonne von etwa 15 000 Mann 5° Nachmittags, im Rückzug von St. Pölten, bei Purkersdorf gesehen worden; zehn bis zwölf Landwehr-Bataillone seien in Wien, das in Verteidigungszustand gesetzt werde. Ein Parlamentär behaupte, die feindliche Avantgarde sei in Stein, den französischen Vortruppen gegenüber.

Letzteres traf nicht zu, da Radetzky bis zum Abend Mautern besetzt hielt.

Dies stellte Savary 7³⁰ Abends in seinem zweiten Bericht an den Kaiser richtig; auch schildert er die Stärke der Stellung auf dem nördlichen Donau-Ufer von Stein bis Krems, die stärker sei als die von Ebelsberg. Aber auch die Stellung gegenüber, auf dem diesseitigen Ufer bei Göttweig, mit Front nach Norden, sei gut und beherrsche jedes Debouchieren aus Mautern. Im übrigen neigt Savary jetzt zu der Ansicht, daß die Besetzung dieses Ortes die Franzosen nur von der Hauptstadt abziehen solle, während Hiller im Marsche dorthin sei. Daran ändere auch nichts, daß die Mönche des Stifts Göttweig erzählten, nur ein Teil der übergegangenen Truppen sei auf Wien, der andere auf Budweis marschiert. Jedenfalls sei der Erzherzog vor vier Tagen in Budweis gewesen und werde am 10. in Wien sein.*)

Colbert hatte von Saladorf aus etwa 8000 bis 10000 Mann westlich Sieghardskirchen festgestellt.

9. Mai.

Nach Eintreffen dieser Nachrichten in der Nacht zum 9. Mai ist der Kaiser imstande, sich ein zutreffendes Bild von der Lage Hillers zu machen. Dieser hat zweifellos die Donau mit dem Gros bei Krems überschritten, um sich mit der Hauptarmee zu vereinigen. Wenn er auch Mautern noch besetzt hält, so hat er doch vorläufig keine Offensivabsichten mehr, sonst hätte er die Höhen von Göttweig gehalten. Dagegen weiß der Kaiser noch immer nicht bestimmt, wo sich der Erzherzog Generalissimus befindet. Nach Davouts Berichten muß er noch in Böhmen sein.

*) Saski III, Seite 189 ff.

Napoleons nächste Sorge ist, Mautern zu nehmen und den Übergang bei Krems gänzlich zu zerstören. Hierzu geht 4° früh die Division St. Hilaire von St. Pölten auf Mautern. Zur selben Zeit marschiert das Korps Oudinot nach Sieghardskirchen zur Unterstützung Colberts. Massena zieht die Kavallerie Marulaz, Legrand, Carra St. Cyr und Boudet von Melk auf St. Pölten und Gegend vor; dorthin kommen auch die Kürassiere Nansouty und St. Sulpice. Molitor übernimmt die Donau-Sicherung von Wallsee bis Melk. Davout wird überlassen, sich dem Gros der Hauptarmee zu nähern.

Noch am Morgen erfährt der Kaiser, daß Mautern am Abend vorher vom Feinde geräumt worden ist. Die dortige Brücke wird im Laufe des Tages gänzlich zerstört. St. Hilaire ist vor Mautern nicht mehr nötig und daher unterwegs angehalten worden; er geht auf St. Pölten zurück. Auch Bessieres kann nunmehr mit allen Kräften in Richtung Wien verwendet werden und kommt, ebenso wie Espagne, an die große Straße St. Pölten—Sieghardskirchen. Nur eine Eskadron der Brigade Piré bleibt bei Mautern. Diese schwache Besetzung gegenüber Krems ist indes nur vorübergehend.

Am Abend wird die Division Montbrun von Melk auf dem nächsten Wege über Aggsbach dorthin gewiesen, zu ihrer Unterstützung soll Gudin nach St. Pölten. Beide, Montbrun und Gudin, haben direkten Befehl von Berthier erhalten. Es ist das Verdienst Davouts, diese Vereinfachung des Befehlsganges herbeigeführt zu haben; er hatte nämlich am 7. Mai von Linz aus den Generalstabschef auf den Zeitverlust aufmerksam gemacht, der entstehe, wenn die Befehle der Heeresleitung den Divisionen, soweit diese näher dem Hauptquartier, auf dem Umwege über Linz zugingen.

Der Kaiser ist jetzt entschlossen,*) am 10. Mittags vor Wien zu sein, dessen Einwohner bewaffnet sind und sich anscheinend verteidigen wollen. Lannes und Massenas Truppen werden gegen die Hauptstadt vereinigt. Davout soll auch Friant und, wenn möglich, Morand nach St. Pölten heranziehen, Bernadotte, der Straubing erreicht hat, dafür Linz besetzen.

10.—12. Mai. Auf der großen Straße nach Wien setzt sich bereits 2° früh das Korps Lannes, an seiner Spitze die Kavallerie Colbert, von Gablitz, Sieghardskirchen und Perschling in Bewegung. Während die Reiterbrigade zu beiden Seiten der Anmarschstraße aufklärt und die Absperrung der Hauptstadt bis zur Donau übernimmt, im Süden bei Schwechat und Simmering sowie an der Straße nach Wiener Neustadt, im Norden bei Klosterneuburg, langt die Vorhut der Division Tharreau um 9° Vormittags an der Mariahilfer-Linie an und dringt, ohne Widerstand zu finden, in die Vorstadt ein; an der inneren Enceinte aber wird sie mit Artilleriefeuer empfangen.

Skizze 21.

Die Hauptstadt Österreichs, das Herz der Monarchie, „war nicht mehr das

*) Saski III, Seite 211.

Wien des Jahres 1683, wo ein Starhemberg und Rimpler mit so großem Erfolg zu wirken verstanden."*) Immerhin durfte man 1809 annehmen, daß die Stadt sich auch unter Erzherzog Maximilian einige Zeit halten werde. Ihre Besatzung bestand aus 46 Bataillonen und 9 Eskadrons, die sich aus der Division Dedovich (Linie und Landwehr), der Brigade Nordmann sowie aus sonstiger Landwehr und Wiener Freiwilligen zusammensetzte, im ganzen etwa 20000 Mann. Hierzu kamen am 11. die Grenadier-Bataillone des II. Reservekorps, von Hiller geschickt. Die Außenumfassung war zwar halb verfallen und wurde daher gar nicht verteidigt, aber auf dem Hauptwall befanden sich 83 Geschütze, 44 außerdem in der Leopoldstadt und auf den Donau-Inseln. Napoleon dagegen hatte nur Feldkaliber und keinen Belagerungstrain.

Er traf am 10. Mai Morgens zwischen 9° und 10° in Schönbrunn ein und ließ Tharreau vor der Mariahilfer- und Maidlinger-Linie, Claparede auf der Schmelz aufmarschieren, während von der Kavallerie sich Espagne bei Schönbrunn, Nansouty auf dem Wiener Berg, St. Sulpice bei Döbling und Heiligenstadt auf den Abhängen des Kahlen-Berges aufstellten. St. Hilaire besetzt den Galizin-Berg und die Höhen bei Dornbach, Demont Klosterneuburg. Massena blieb vorläufig bei Purkersdorf, nur seine Kavallerie (Marulaz) wurde nach Hetzendorf vorgezogen.

Die Aufstellung ist 8° Abends von allen Truppen eingenommen.

Am Nachmittage von 3° bis 7° haben die Geschütze vom österreichischen Hauptwalle gefeuert, ohne bei den Franzosen wesentlichen Schaden anzurichten.**)

Der Kaiser sorgte am Morgen des 11. in erster Linie für eine stärkere Aufklärung gegen Preßburg—Wiener Neustadt und entlang der Donau von Nußdorf auf Mautern zu. Immer noch muß er gewärtig sein, daß der Generalissimus und Hiller ihm in den Rücken fallen; deshalb soll auch Massena am 11. nur mit zwei Divisionen auf Schönbrunn vorrücken, die anderen beiden aber vorläufig bei Purkersdorf belassen.

Persönliche Erkundung im Laufe des Vormittags überzeugt Napoleon, daß die Besetzung der Prater-Insel und der Leopoldstadt den Verteidigern Wiens den Rückzug abschneiden und den Fall der Hauptstadt beschleunigen wird. Der Gewinn der Tabor-Brücke bahnte ihm außerdem den Weg zu weiteren Operationen.

Massena mit seinen beiden Divisionen soll von Simmering aus, wohin er über Schönbrunn gelangt ist, eine Brücke über den Donau-Arm schlagen, das Lusthaus besetzen und durch den Prater vorrücken. In der Nacht zum 12. gelingt ersteres auch, trotz wiederholter Gegenstöße einzelner Besatzungsbataillone, während 20 Haubitzen des 2. Korps Oudinot von den Hofstallungen in der Mariahilfer Vorstadt

*) Streffleur 1863. IV, Seite 305.

**) Mayerhoffer III, Seite 569 ff. und Saski III, Seite 221 ff.

und von der Karlskirche aus das Innere der Hauptstadt von 9° Abends bis 3° früh bombardieren und viele Häuser in Brand setzen. Es war dies der erste Versuch Napoleons, Feldhaubitzen im Belagerungskrieg zu verwenden. Nur der materielle Schaden war groß, die Verluste an Menschenleben gering. Des Kaisers Zweck, Schrecken unter der Einwohnerschaft zu erregen, wurde jedoch erreicht.

Nach 3° früh entschloß sich Erzherzog Maximilian, angesichts der Aussichtslosigkeit längeren Widerstandes und der Gefahr, abgeschnitten zu werden, wohl auch, um die Stadt Wien vor weiterer materieller Einbuße zu retten, zum Abmarsch auf das linke Donau-Ufer. Entscheidend soll hierbei auch die Weigerung Hillers, weitere Unterstützung zu senden, mitgewirkt haben. Diese Weigerung stellte sich später als ein Mißverständnis heraus. Vom Generalissimus wußte Erzherzog Maximilian außerdem direkt, daß die Hauptarmee vor dem 18. nicht bei Wien eintreffen könne.

Hiller hatte am 9. Mai seinen Truppen bei Krems Ruhe gegönnt. Hier erhielt er von dem inzwischen aus Budweis weitermarschierten Erzherzog Karl die Weisung, ab Gratzen 8. 5., keinesfalls auf Wien zu marschieren, sondern sich, die Donau vor der Front, zu halten. Im Notfalle solle er sich nur auf die Hauptarmee, über Gföhl oder Göpfritz, drängen lassen. Hiller sah sich daher gezwungen, den Hilferuf des Erzherzogs Maximilian um Unterstützung am 9. Abends ablehnend zu beantworten; er schickte aber das II. Reservekorps nach Kirchberg am Wagram, zur Sicherung der Donau zwischen Krems und Wien, da ein Übergang Napoleons hier nicht unmöglich war. Diese Befürchtung bemächtigte sich auch des Generalissimus und veranlaßte ihn, aus Weitra am 9. zu befehlen, daß die Armeeabteilung bei Krems nur 8000 Mann lasse, mit dem Gros aber sich zwischen Tulln und Wien aufstelle und im Falle einer Niederlage von dort, je nach Umständen, auf Gaunersdorf oder Maissau ausweiche.*) Am 10. ist Hiller bei Kirchberg, setzt aber am Abend noch den Weitermarsch auf Stockerau fort, da er sich mit eigenen Augen überzeugt hat, daß die südlich der Donau der Hauptstadt zueilenden Kolonnen nur noch in deren unmittelbaren Nähe einen Übergang versuchen können. Er ist jetzt bereit, den Erzherzog Maximilian zu unterstützen, zunächst durch das II. Reservekorps. Radetzky übernimmt die Donau-Sicherung bei Tulln.

Am 11. Morgens steht Hiller bei Lang-Enzersdorf, Korneuburg und Stockerau. Mittags rücken die fünf Grenadier-Bataillone über die Tabor-Brücke in Wien ein, ebenso geht Hiller selbst für kurze Zeit in das Innere der Hauptstadt zur Rücksprache mit Erzherzog Maximilian. Eine Weisung des Generalissimus vom 10. aus Zwettel empfiehlt dem Führer der Armeeabteilung besondere Sicherung der Übergangsstelle bei Nußdorf. Eine Division wird daher bis zur Tabor-Brücke vorgeschoben. Radetzky erreicht Stockerau.

---

*) Mayerhoffer III, Seite 571.

In der Nacht zum 12. zieht Hiller alle Truppen, die ihm geblieben sind, knapp 15 000 Mann, am Jedlersdorfer Spitz zusammen, um dem Erzherzog Maximilian zu Hilfe zu kommen.

Zu seiner Überraschung kommt ihm dieser bereits in der Nähe der großen Brücke am Spitz (Tabor-Brücke) mit der Besatzung entgegen und übergibt ihm das Kommando.

Wien war ohne Verteidigung, denn der Bruchteil der Besatzung, der zurückgeblieben, konnte nicht in Rechnung kommen.

Hiller führt seine Truppen auf die Höhen von Stammersdorf. Die Donau-Brücke wird in Flammen gesetzt.

Massena rückt Mittags vom Lusthaus mit seinen beiden Divisionen Boudet und Carra St. Cyr in den Prater vor. Von den von Purkersdorf herangeholten Divisionen Legrand und Molitor folgt nur erstere, während Molitor bei Simmering gegen Preßburg deckt. Boudet rückt auch in die Leopoldstadt ein, als Kapitulationsverhandlungen bekannt werden. Wien war gefallen.*)

Rückblick.

Am 12. April Abends ist Napoleon noch in Paris, am 13. früh 4° reist er von dort ab. Genau einen Monat später, am 12. Mai, ist er Herr der Hauptstadt Österreichs, am 13. kann er neue Operationen einleiten, mit der Absicht auch das Heer des feindlichen Staates dem Untergange zuzuführen. Der Kaiser hat nach den Tagen von Regensburg sein Ziel, in das Herz der Monarchie zu dringen, in wenig mehr als 14 Tagen erreicht, trotz all der Hemnisse in so kurzer Zeit. Wohl bereiten ihm die Brückenzerstörungen am Inn, an der Salzach, Traun und Enns unwillkommenen Aufenthalt, zwei Tage sogar muß er an Salzach und Enns unfreiwillig rasten, ehe der Vormarsch seiner Hauptkräfte fortgesetzt werden kann, doch der Kaiser verliert sein Ziel nicht aus den Augen: Wien zu gewinnen, ehe die feindliche Hauptarmee aus dem Böhmer-Wald herangekommen ist. Auf dem ganzen Vormarsch, von der Salzach bis Wien, schwebt seine Armee in der Gefahr, in der linken Flanke vom Erzherzog Generalissimus angehalten oder aber durch deren Vorstoß vom Rückzuge abgeschnitten zu werden, Napoleon will in dem Wettmarsch gewinnen, und er gewinnt. Es ist der Wille, Sieger zu bleiben, der ihn vorwärts treibt, trotz der Ungewißheit, in der er dauernd über den Verbleib der feindlichen Hauptkräfte schwebt.

Daß er über sie so wenig erfährt, ist allerdings seine eigene Schuld, daß die Schuld sich so wenig rächt, ist sein Glück.

Napoleon durfte niemals den Generalissimus derart außer Beobachtung durch seine Kavallerie lassen, wie es in der Tat der Fall war. Wohl folgt ihm Davout bis zum Böhmer-Wald, aber bereits von Kürn aus werden dessen Infanterie-Divisionen wieder nach dem südlichen Ufer gezogen, bald auch die Kavallerie Montbrun mit Ausnahme einer Brigade. Der Kaiser hatte einen derartigen Überfluß an Kavallerie, mit Montbrun

*) Mayerhoffer III, 607 ff.



116 Eskadrons im ganzen, daß er ruhig zwei Kavalleriekorps zu je 36 Eskadrons mit entsprechender Artillerie bilden konnte, die dauernd der österreichischen Hauptarmee an den Fersen blieben, das eine vom Böhmer-Wald aus ihr folgend, das andere zwischen Donau und südlicher Flanke sie begleitend. Dann zweifellos hatte der Kaiser nicht nur bessere Nachrichten über den Feind wie in Wirklichkeit, sondern war auch weniger beengt beim Vormarsch, zum Teil auf nur einer Straße, südlich des Stromes, wo er seine Reitermassen nicht genügend verwerten konnte und 44 Eskadrons vollauf genügt hätten.

Der Erzherzog war naturgemäß besser über die Bewegungen der Franzosen unterrichtet wie diese über ihn, wenngleich sich Hillers Nachrichten anfangs auch im Dunkeln über die Stärke seines unmittelbaren Gegners bewegten. Er muß erst durch Kaiser Franz darauf hingewiesen werden, daß er die Gesamtmacht des französischen Imperators aufhalten soll. Dem Generalissimus wird die bessere Kenntnis über Napoleon aber nicht von Nutzen; es fehlt ihm eben die Energie seines Gegners. Hielten das Ruhebedürfnis, mangelnde Verpflegung und sonstige Gründe ihn bis zum 6. Mai ab, größere Tatkraft zu entfalten und den Franzosen in Flanke oder Rücken zu fallen, so konnte der Generalissimus am 7. immer noch in beschleunigten Märschen auf Linz oder Krems vorstoßen, um sich entweder der Etappenorte des französischen Kaisers zu bemächtigen oder aber ihn zur Umkehr von Wien zu zwingen. Den Fall der Hauptstadt hätte der Erzherzog allerdings kaum gehindert, denn sie wäre bei seinem Eintreffen in Krems bereits unterlegen gewesen.

Statt dessen marschiert er in langsamen Märschen erst auf Krems zu, durchschnittlich 15 km, ist am 10. in Zwettel, erfährt hier die Vernichtung der Donau-Brücke und biegt daher auf Horn ab, um Wien zu erreichen. Am 12., dem Tage des Falles der Hauptstadt, ist er in Horn, die Vereinigung mit Hiller hat er nicht erreicht.

Wie auf Hillers Entschlüsse, so wirkt auch auf die des Generalissimus die wiederholte Einmischung des Monarchen verhängnisvoll; seine Anwesenheit im Hauptquartier zu Budweis dürfte an sich schon nicht günstig zu beurteilen sein, ist doch die Gegenwart eines Monarchen, der nicht selbst den Oberbefehl führt, stets ein Impediment für den Feldherrn. Auch Bazaine war Mitte August 1870 durch die Rücksicht auf den im Hauptquartier noch anwesenden Kaiser Napoleon gebunden, trotzdem dieser den Oberbefehl am 12. August niedergelegt hatte.

Im Jahre 1809 leidet nicht minder wie General Hiller der Verteidiger Wiens, Erzherzog Maximilian, darunter, daß sowohl der Generalissimus wie Kaiser Franz ihm Weisungen zukommen lassen.

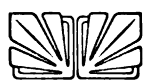
Anders handelt 55 Jahre später König Wilhelm, der, fern dem Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein, dem Prinzen Friedrich Karl gegenüber betont, keineswegs „Hofkriegsrat" spielen zu wollen, wenn er ihm seine Auffassung der Lage mitteile; anders Moltke, der in allen drei Feldzügen die Selbständigkeit der Führer und

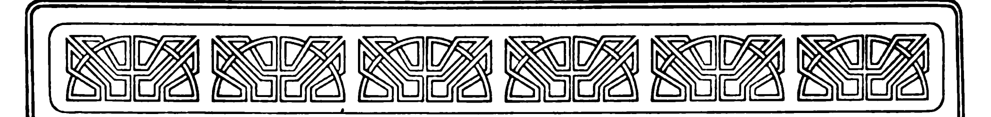
Unterführer immer wieder hervorzuheben weiß. Vom Feldzugsplane an, den er 1864 dem Feldmarschall Wrangel, aber nur zur Einsicht, vorlegen läßt, bis zu den Operationen Manteuffels im Südosten Frankreichs im Januar 1871 sendet er den selbständigen Führern wohl die Weisungen der Heeresleitung, in der Art der Ausführung läßt er ihnen aber freie Hand. Er hat gelernt aus dem Studium der Kriegsgeschichte, insbesondere der Feldzüge von 1809 und 1859: in beiden auf französischer Seite einheitliche Leitung der Operationen, auf österreichischer das Gegenteil. Wie Hiller 1809 so ist Gyulai 1859 gebunden durch doppelte Direktiven. Nicht genug, daß der Hofkriegsrat ihm mit dem Telegraphendraht Weisungen aus Wien sendet, auch ein „Delegat" der Heeresleitung wird ihm ins Hauptquartier geschickt und hemmt die Freiheit seiner Entschlüsse.

Napoleon I. und III. haben zwar wenig gemeinsame Züge, 1809 und 1859 stehen beide indes gleich groß da: sie lassen ihren Unterführern Selbständigkeit. Der Feldherr soll nur dann eingreifen, wenn er Gefahr für das Ganze sieht. So handelte Napoleon I. in allen seinen Feldzügen. Ein gewisses laisser aller bezeichnet den wahren Feldherrn und von diesem Gesichtspunkte aus akzeptiert er auch den Sieg, wo er nicht allzu störend wirkt. So akzeptiert der große Kaiser auch den Sieg von Ebelsberg, trotzdem er den Frontalangriff für eine Sottise hält, so Moltke den Sieg bei Spichern, denn „der Waffenerfolg wird immer dankbar akzeptiert werden, wie es überhaupt wenig Fälle geben wird, wo der taktische Sieg nicht in den strategischen Plan paßt".

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister; dies dürfte die Hauptlehre sein, die wir aus dem Vormarsche Napoleons auf Wien 1809 ziehen können. Wenn auch die Frage offen bleibt, ob Hiller ohne doppelte Beeinflussung erfolgreicher gehandelt hätte, ob er den Franzosen bei richtiger Ausnutzung der Abschnitte zwischen Inn und Wien oder durch längeres Standhalten in einer Flankenstellung mehr Schaden zugefügt und ihren Vormarsch länger aufgehalten hätte, eins ist gewiß, er hätte unabhängiger gehandelt. Hüten wir uns in einem Zukunftskriege, die Lehren unserer drei siegreichen Feldzüge zu vergessen, vor allem die Wahrung der Selbständigkeit von Führern und Unterführern. Die beste Truppe, die größte Tapferkeit, gleich der der Österreicher 1809, vermag nicht den Erfolg zu sichern, wenn die Heeresleitung nicht in einer Hand liegt.

v. Schmerfeld,
Major, zugeteilt dem Großen Generalstabe.





Die Macht der Gewohnheit ein Hemmnis kriegerischen Erfolges.

Für das Unglück, von dem vor mehr als hundert Jahren unsre Armee auf den thüringischen Schlachtfeldern betroffen wurde, kann sie allein nicht verantwortlich gemacht werden. Der 14. Oktober 1806 bildet nur den Anfang einer langen Kette nationaler Demütigungen. Der ganze Bau des preußischen Staats entsprach nicht mehr den Bedürfnissen der Zeit, gewährte keinen Raum für die Betätigung einer einheitlichen kräftigen Staatsgesinnung. Die Ursachen aber, die die Zertrümmerung der alten preußischen Armee herbeigeführt haben, lassen sich im wesentlichen in die Worte der obigen Überschrift*) zusammenfassen. In ihnen drückt sich die Lehre aus, die sich den Ereignissen entnehmen läßt, sie enthalten eine nachdrückliche Warnung für die Zukunft.

Unzweifelhaft waren die Einrichtungen unsres Heeres damals veraltet. Gleichwohl war es im Grunde nicht zu verwundern, daß es unter den beiden Nachfolgern Friedrichs des Großen nicht zu grundsätzlichen Umwälzungen in Heer und Staat kam. Hatte doch die Monarchie trotz ihrer künstlichen Gliederung und Zusammensetzung inmitten der schwersten Gefahren eine große Festigkeit gezeigt. Dazu kam, daß sich die preußischen Waffen unter König Friedrich einen Weltruf erworben hatten, und daß er selbst das Alte und Hergebrachte bestehen ließ. Man scheute sich, an dem Vermächtnis des großen Mannes zu rütteln, und es erscheint begreiflich, wenn dabei übersehen wurde, daß eben nur die Größe dieses einen Mannes der Handhabung der künstlichen Maschine des alten preußischen Staates gewachsen gewesen war.

So ist denn auch in den Jahren zwischen dem Tode Friedrichs des Großen und dem Kriege von 1806 immer nur stückweise an der Armee gebessert worden. Es geschah manches Gute, wie namentlich die Vermehrung der leichten Truppen, aber das

---

*) Den gleichen Titel trägt ein Kapitel der vom Verfasser im „Mil. Wochenblatt" 1906 veröffentlichten Aufsätze „Vor hundert Jahren". Dieses Kapitel ist für die nachfolgenden Ausführungen, soweit sie die Verhältnisse der preußischen Armee von 1806 betreffen, mitbenutzt worden.



eigentliche Gepräge der Armee und mit ihm die lineare Kampfform blieben bestehen, denn sie hingen eng mit dem aus Inländern und Ausländern gemischten Ersatz zusammen. Eine mittelbare Folge hiervon aber war dann wieder, daß auch das Verpflegungswesen des 18. Jahrhunderts beibehalten wurde. Bei der geringen Zuverlässigkeit eines Teils der Mannschaften und den überkommenen Auffassungen von der Notwendigkeit, das Land zu schonen, wagte man nicht, zum französischen Requisitionssystem überzugehen, das sich freilich — die Revolutionskriege hatten es zur Genüge dargetan — nur wenig vom organisierten Raube unterschied. Die preußische Armee befand sich dadurch von Anfang an im Nachteil. Während die Franzosen in ihren Bewegungen durch keinerlei Rücksichten eingeschränkt waren, blieben die Preußen an ihre Magazine und den mühsamen Nachschub aus diesen gebunden.

Die Lineartaktik mit ihrem gleichzeitigen Verausgaben aller Kräfte, mit der sich dadurch ergebenden Schwierigkeit, geordnet abzuziehen, mit dem Verwerfen von Kolonnenformationen auf dem Gefechtsfelde, obwohl solche bekannt waren, hat unfehlbar manches an dem unglücklichen Ausgange der Doppelschlacht verschuldet. Auch diese Fechtweise hätte indessen noch zum Siege führen können, wenn die preußischen Führer sich nur entschlossen hätten, ihre Truppen entsprechend zu brauchen. Der Echelonangriff ist auch nicht, wie wohl gesagt worden ist, eine bloße gedankenlose Nachahmung des Friederizianischen Angriffs von Leuthen gewesen, aber daß er überhaupt als eine Art von Normalverfahren bestand, war das Verderbliche. Darin liegt eine nachdrückliche Warnung, ein solches Verfahren im Frieden nicht aufkommen zu lassen.

Die französischen Tirailleure waren den geschlossenen preußischen Bataillonen unzweifelhaft sehr lästig, und da leichte Truppen, weil wenig zahlreich, nur selten zur Hand waren, wirkten die beweglichen französischen Plänkler nach Gneisenaus Urteil besonders durch ihr umfassendes Vorgehen verwirrend. Den Ausschlag gab jedoch die Schützentaktik nicht, sondern die bessere Anpassungsfähigkeit von Führern und Truppe auf französischer Seite an das Gelände und an die Bedingungen des Bewegungskrieges. Auch wird festzuhalten sein, daß damals zur Zeit der Vorderladegewehre mit Steinschloß das Tirailleurfeuer in keiner Weise mit heutigem Schützenmassenfeuer zu vergleichen ist. Von einem Streben nach Gewinnung der Feuerüberlegenheit konnte keine Rede sein. Das geht schon aus der Notwendigkeit und aus der Möglichkeit hervor, die Tirailleure von Zeit zu Zeit abzulösen. Bezeichnend ist nach dieser Richtung Napoleons Ausspruch: „Tirailleric c'est pour amuser (hinhalten) l'ennemi". Sein anderes Wort: „L'arme à feu est tout, le reste est peu de chose", bezieht sich auf die Artilleriewirkung, die bei ihm die Entscheidung vorbereitete.

Nicht diese Faktoren sind in den Schlachten und Gefechten des Jahres 1806 ausschlaggebend gewesen, wohl aber die Ungewandtheit, die sich überall im preußischen Heere mit seinen der Revuetaktik und dem Detachementskriege entstammenden Gewohnheiten dem vom Geiste des großen Krieges und von unbedingtem Siegesver-

trauen beseelten Feinde gegenüber kundgab. Die Folgen der Revuetaktik, die das Gefecht im voraus in bestimmte Momente zerlegte und die Gewohnheit großzog, die Armee als ein Ganzes kommandiert zu sehen, machten sich geltend. Sie ließ für eine Initiative der Unterführer keinen Raum, so daß diese auch mit gemischten Divisionen nicht zweckentsprechend zu handeln wußten.

Die Einführung solcher Divisionen bedeutete an sich unzweifelhaft einen Fortschritt, da sie aber erst unmittelbar vor Beginn der Feindseligkeiten erfolgte, waren die höheren Führer in der Handhabung dieser Truppenkörper nicht geübt. Die frühere starre Form der Lineartaktik war allerdings schon zu Beginn der Revolutionskriege durchbrochen, ihr Wesen aber nicht, wie bei den Franzosen, von Grund auf verändert worden. Der Führung erwuchsen vielmehr erhöhte Schwierigkeiten bei dem Versuch, der alten Form selbst in schwierigem Gelände Leistungen abzugewinnen, zu denen sie im Grunde nicht befähigt war. Auch wurde die Gepflogenheit des 18. Jahrhunderts, stets in Schlachtordnung zu lagern und zu marschieren, im ganzen beibehalten, so daß durch die neue Einrichtung die Beweglichkeit der Armee kaum wesentlich gefördert worden ist. Auch entstand der Nachteil, daß der gewohnten Revuetaktik der einzige Vorzug genommen wurde, den sie besaß, d. i. die Möglichkeit, große Massen einheitlich zum Einsatz zu bringen. Vor allem die zahlreiche und tüchtige preußische Kavallerie wurde durch ihre Verteilung auf die Divisionen zersplittert. Als sich bei Auerstedt das Bedürfnis einstellte, diese Waffe zur Geltung zu bringen, zeigte sich, daß eine einheitliche Führung größerer Reitermassen nicht erst auf dem Schlachtfelde improvisiert werden kann. König Friedrich Wilhelm klagt daher auch:*) „Der Mangel an Verbindung zwischen den verschiedenen Truppenarten und ihre Unwissenheit in der Art, sich einander zu unterstützen; hat sich öfter an diesem Tage bewiesen, da weder Kavallerie noch Artillerie gehörig verteilt war.“ Der König fügt dem hinzu: „Mithin ist es bloß der klugen Disposition des Feindes und seinem entschlossenen Benehmen und geschickter, erfahrener Manövrierfähigkeit zuzuschreiben, wenn es ihm geglückt hat, uns zu täuschen und sich stärker glauben zu machen, so daß dieser Eindruck den unsrigen, gänzlich unerfahrenen, ohne Disposition, Zusammenhang, Führung hin- und herschwankenden Truppen so sehr imponiert hat, daß kein einziger kräftiger Entschluß und wohlgeordneter, energischer Angriff erfolgt ist.“

Daß die preußischen Truppen hier von ihrem Kriegsherrn als „gänzlich unerfahren“ bezeichnet werden, trifft insofern zu, als sie die neuere Kriegsweise, wie sie durch Napoleon gehandhabt wurde, nicht verstanden. Sonst aber ermangelte die Armee — und eben das ist sehr lehrreich — weit weniger der Kriegserfahrung, als häufig behauptet worden ist. Seit dem Siebenjährigen Kriege

*) Relation über die Schlacht von Auerstedt. Zwischen dem 20. und 26. Oktober in Cüstrin verfaßt. Veröffentlicht von Paul Bailleu. „Deutsche Rundschau“ 1899. IV.



war sie noch unter Friedrich dem Großen mit ihrer Masse am Bayrischen Erbfolgekriege 1778/79 beteiligt gewesen. Unter Friedrich Wilhelm II. hatten der Zug nach Holland, die Revolutionskriege und die Kämpfe in Polen mehr oder weniger starken Teilen der Armee Gelegenheit gegeben, den Krieg kennen zu lernen. Diesen kriegerischen Verwicklungen aber fehlte die Natur des „wahrhaftigen Krieges“ nach Fichtes Wort. Aus derartigen Unternehmungen kehren die Truppen stets ärmer an innerem Gehalt zurück. Schon der schlachtenlose Bayrische Erbfolgekrieg, in dem alles auf kleine Manöverkünste hinauslief, weil König Friedrich, dem dieser Krieg mehr eine durch Waffengewalt unterstützte politische Demonstration war, einen hohen Einsatz scheute, hatte nicht günstig auf die Truppen gewirkt. Die eigentlichen Großtaten des Königs und seiner Armee im Siebenjährigen Kriege lagen weit zurück, und vielen erschien dieser letzte Feldzug Friedrichs wie eine Verleugnung seiner früheren Handlungsweise, wie eine grundsätzliche Abkehr von der blutigen Waffenentscheidung. Die Revolutionskriege aber waren weder dazu angetan, die moralische Kraft der Armee zu steigern, noch aber an ihrer Güte ernstlich zu zweifeln, denn daß die Franzosen damals ihre Erfolge im Grunde nur der Zwietracht der Verbündeten zu verdanken hatten, mußte umsomehr in die Augen fallen, als die preußischen Truppen, wo sie den Feind ernsthaft anpackten, ihn stets geschlagen hatten.

Der Siebenjährige Krieg war für Preußen ein Kampf um die Existenz gewesen. Er hatte dadurch namentlich zu Anfang einen Charakter getragen, der sich von dem gesunden Naturalismus und der Energie neuerer Kriege wenig unterschied. Den späteren Kriegen, an denen preußische Truppen bis zum Jahre 1806 beteiligt waren, fehlte jedoch dieser Charakter völlig. Man verfiel, wie in andern Armeen, so auch in der preußischen, einer sich mit dem Scheine mathematischer Gelehrsamkeit umgebenden Künstelei in der Kriegführung, einer abstrakt theoretisierenden Richtung. Nicht die Entscheidung suchende Kriegführung König Friedrichs aus den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges, sondern die hinhaltende des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand von Braunschweig mit ihrer Bevorzugung weit gedehnter Kordonstellungen und dem Bestreben, durch eine Häufung kleiner Erfolge zum Ziele zu gelangen, erschien als das wahrhaft nachahmenswerte Beispiel. Dieses Kordonsystem mußte zu einer übertriebenen Wertschätzung gewisser Punkte und Stellungen führen und gänzlich verkehrte Grundanschauungen vom Kriege großziehen. Die preußischen Führer von damals waren als tapfere Männer stets bereit, ihr Leben einzusetzen, aber der Ernst des Krieges wurde von ihnen nicht hinreichend gewürdigt, die Bedeutung des Gefechts nicht richtig eingeschätzt.

Als die französische Vorhut vom 9. Oktober 1806 gegen die Stellung der preußischen Division Tauentzien bei Schleiz vorzufühlen begann und zunächst ein hinhaltendes Gefecht führte, um die Entfaltung des Gros zu decken, wurden die französischen Tirailleure anfänglich zurückgetrieben. Tauentzien meldete hierauf dem

Fürsten Hohenlohe, es sei „alles glücklich und ehrenvoll beendet .... wo sich die Franzosen gezeigt haben, sind sie zurückgeschlagen worden .... sie hüten sich etwas Dreistes zu unternehmen".*) Dabei endete der Tag mit einer Niederlage der vereinzelten preußischen Division. Einer ähnlich verkehrten Auffassung begegnen wir bei dem General v. Grawert, der bei Jena dem Fürsten Hohenlohe zur „gewonnenen Bataille" gratulierte, bevor noch das Dorf Vierzehnheiligen, vor dem die Preußen im Gefecht standen, genommen war, nur weil die vordere feindliche Linie um ein geringes zurückgedrückt worden war. Und doch wußte man, daß hinter dem Gegner, mit dem man im Gefecht stand, weitere starke feindliche Kräfte heranrückten. Die klare Vorstellung von dem, was eigentlich „eine gewonnene Bataille" sei, war diesem Geschlecht völlig abhanden gekommen, und doch hatte sie einst König Friedrich, als er den Einmarsch in Böhmen 1757 erwog, unnachahmlich schön bestimmt, indem er schrieb:**) „Kommt der Feind, ich schlage ihm und kann nicht nachsetzen, so ist nur ein unnützes Blutbad, das nichts decidiret, und das muß nicht seind, sondern jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden."

War den Führern der preußischen Armee von 1806 das Streben nach Vernichtung des Feindes fremd geworden, so fehlte ihnen vollends die geistige Beweglichkeit, sich unvorhergesehenen Verhältnissen anzupassen. Sie waren Männer der Routine, wobei die starke Überalterung der höheren Offiziere wesentlich mitgesprochen hat. Dies kommt weniger in den vorgeschrittenen Lebensjahren der höchststehenden Generale zum Ausdruck, als darin, daß fast zwei Drittel sämtlicher Generale über 65 Jahre alt waren, daß bei der Infanterie mehr als die Hälfte der Bataillonskommandeure über 55 Jahre, viele 60 Jahre und mehr zählten, daß bei der Kavallerie Obersten, Oberstleutnants und Majore von 50 und 60 Jahren noch Eskadronschefs waren. Unter diesen Verhältnissen konnte eine große Entschlußkraft nicht vorhanden sein. Ganz abgesehen von der fehlenden körperlichen, mußte solchem Offizierkorps die geistige Elastizität in hohem Maße fehlen. In der Regel bewahren sie nur ausgezeichnete Männer bis in das höchste Lebensalter, die Masse der Menschheit büßt sie mit beginnender Abnahme körperlicher Rüstigkeit und Beweglichkeit mehr und mehr ein. Sie stumpfen vollends ab, wenn statt der Betätigung in einem höheren Wirkungskreise fortgesetzt die gleichmäßige Berufsarbeit mittlerer oder gar unterer Dienststellen tritt. Dem ohnehin in jeder Armee vorhandenen Beharrungsvermögen wird durch ungünstige Beförderungsverhältnisse in unerwünschter Weise Vorschub geleistet. Das ist kaum jemals so schroff hervorgetreten wie bei der 1807 beginnenden Reorganisation, bei der eine Menge von Dingen einfach über den

*) v. Lettow, der Krieg von 1806 und 1807 I, Seite 205 Anm.
**) Pol. Korresp. XIV. 8498.

Haufen geworfen wurde, die bis zum Ausbruch des Krieges 1806 in der Armee als ein unantastbares, altpreußisches Heiligtum betrachtet wurden. Ein Beweis, daß diese Anschauung ihre Wurzel nur in der Macht der Gewohnheit hatte.

Von Clausewitz berichtet sein Biograph*) aus der Zeit vor Beginn des Feldzuges 1815 in den Niederlanden: „Mit Freude erfüllte es ihn, in der jetzigen preußischen Armee alles das verwirklicht zu sehen, was einst Gegenstand seiner Pläne und Wünsche gewesen, und ihre Tüchtigkeit, Jugendlichkeit, Freudigkeit mit dem Zustande der Armee von 1794 zu vergleichen, die ihm so kümmerlich, verdrießlich und abgelebt vorgekommen. «Ich weiß nicht», schreibt er, «wie weit wir in allen diesen Dingen ohne Scharnhorst gekommen wären, aber man kann das alles nicht sehen, ohne unaufhörlich an ihn zu denken.»“ Nur Armeen, die von einer so schweren Niederlage betroffen wurden, wie die preußische von 1806, werden solche radikalen Umgestaltungen vornehmen. Ähnlich hat man seiner Zeit in Österreich nach Königgrätz mit dem bisherigen System völlig gebrochen. Für derartige große geschichtliche Katastrophen gelten die Worte Droysens**): „Gewiß, nicht das Glücksspiel des Krieges entscheidet zwischen den Staaten, was Recht und Unrecht ist; aber in dem Kampf um Sein oder Nichtsein unterliegen, zeugt von Schäden oder Schwächen, die die Geschichte nicht verzeiht“.

So hat denn die Geschichte auch dem Zweiten französischen Kaiserreich die ihm anhaftenden Schäden und Schwächen nicht verziehen. Und doch war es eine an sich hochachtbare, berühmte und in Europa gefürchtete Armee, die 1870 unterlag, eine Armee, die sich der Traditionen des großen Napoleon rühmte, die sich unüberwindlich wähnte. In der Tat hatte sie damals vor nicht langer Zeit in der Krim und 1859 in Italien noch glänzende Leistungen aufzuweisen gehabt. Prinz Friedrich Karl, dessen Verdienste um die Ausbildung unserer Armee unbestritten sind, schlug den kriegerischen Wert der französischen Armee vor 1870 sehr hoch an und hielt vieles bei ihr für nachahmenswert. Moltke hat in seiner Darstellung des Feldzuges 1859 in Italien***) für die militärische Einsicht Kaiser Napoleons III. und seiner Generale, für die Tapferkeit der französischen Truppen nur Worte hoher Anerkennung. Auch seine Äußerung, die er unter dem frischen Eindruck des furchtbaren Kampfes vom Vortage während der Rückfahrt nach Pont a Mousson am 19. August 1870 tat: „Mit welchen Gefühlen würden wir jetzt hier entlang fahren, wenn wir die Besiegten wären“,†) bilden ein mittelbares Zeugnis der Achtung für den überwundenen Feind.

---

*) Schwartz, Leben des Generals Carl v. Clausewitz und der Frau Maria v. Clausewitz. Berlin 1878. II, Seite 123.

**) Geschichte der preußischen Politik. Friedrich der Große. II.

***) Kriegsgeschichtliche Arbeiten. III. Berlin 1904. Erste Auflage 1862 von der „Historischen Abteilung des Generalstabes der Preußischen Armee“ herausgegeben.

†) Verdy, Im Großen Hauptquartier 1870/71. Seite 112.

Die Tapferkeit der Kaiserlich französischen Armee von 1870 ist ebensowenig anzuzweifeln wie diejenige der preußischen Truppen von 1806, dort wie hier aber versagten die Führer vollständig, wiewohl sie in beiden Fällen durchaus nicht ohne Kriegserfahrung waren. Die Analogien im Verhalten der Franzosen von 1870 und der Preußen von 1806 sind zahlreich. Zur Entlastung der Preußen dient immerhin, daß sie damals einem genialen Neurer in der Kriegführung, gegenüberstanden, während die Franzosen 1870 sich wohl auf diesen selben Schöpfer des modernen großen Krieges beriefen, seine Grundsätze aber nicht befolgten. Bazaine und Mac Mahon besaßen ebensowenig wie der damalige französische Generalstab die Fähigkeit, große Armeen in moderner Art zu führen. Das geistige Erbe des großen Napoleon war ihren Gegnern zugefallen.

Die Fähigkeit, eine Kriegs- und Gefechtslage scharf zu durchdenken, hat wie 1806 den preußischen Generalen, so im Kriege 1870/71 den französischen gefehlt. Hier wie dort bleiben sie an der Oberfläche haften. General v. Goeben schreibt am 13. Januar 1871*): er habe schon längst die Möglichkeit eines Flankenmarsches des Generals Faidherbe über St. Quentin ins Auge gefaßt. „Aber das Ganze zeugt von einer kindlichen Naivität in allen Anschauungen, und auch seine Auffassung unsrer Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit ist ebenso naiv ... Aber ich glaube, daß er auch nach seinen afrikanischen Auffassungen wirklich überzeugt ist, am 3. (bei Bapaume) gesiegt zu haben, weil er eben gar keine Idee davon hat, daß es sich nicht darum handelte, einige Dörfer zu nehmen, welche vorher der Feind innehatte, sondern daß es sich darum handelt, wer den entscheidenden Punkt genommen oder behauptet hat.“

Goeben berührt hier einen Punkt, der bei Beurteilung der französischen Führer von 1870/71 nicht übersehen werden darf. Sie besaßen zum großen Teil außer der Kriegserfahrung aus der Krim und vom oberitalienischen Kriegsschauplatz solche, die sie sich in Algier erworben hatten. Die dortigen Kämpfe aber waren, wie diejenigen aller Kolonialkriege, wohl geeignet, die Entwicklung kriegerischer Persönlichkeiten zu fördern, bildeten aber keine geeignete Schule für den großen europäischen Krieg. Die anfänglichen Mißgriffe der englischen Führer und das Ungeschick ihrer Truppen im Buren-Kriege liegen auf einem andern Gebiet; dennoch hat auch hierbei die Gewohnheit voraufgegangener Kolonialkriege gegen unzivilisierte Gegner wesentlich mitgesprochen. Die einzelne Handlung ist im Kolonialkriege häufig durch eine viel größere Gewaltsamkeit gekennzeichnet als im großen europäischen Kriege, im ganzen betrachtet ist sie hier jedoch schon infolge der in Betracht kommenden stärkeren Kräfte des modernen Volksheeres unstreitig größer. Das Verständnis für diese auf Nieder-

*) Zernin, August v. Goeben. Berlin 1897. E. S. Mittler & Sohn. Königliche Hofbuchhandlung.

werfung des Feindes gerichtete Gewaltsamkeit, wie sie zuerst die Kriegführung Napoleons zeigt, war den Franzosen von 1870 abhanden gekommen über den Kleinkrieg in Algier und die kriegerischen Unternehmungen mit beschränktem Ziel, als welche sich der Krim-Krieg und der Feldzug von 1859 bezeichnen lassen. So erklärt es sich, daß wir bei ihnen noch andere Züge antreffen, die sie mit den Preußen von 1806 gemein haben, vornehmlich eine gewisse Sorglosigkeit angesichts des Feindes. Am 13. Oktober 1806 bezog General v. Holtzendorff mit einem stärkeren Detachement der Armeeabteilung des Fürsten Hohenlohe bei Dornburg und Camburg in unmittelbarer Nähe des Feindes eine weitläufige Unterkunft. Gleichzeitig verweilte der Fürst in seinem Hauptquartier Capellendorf lange Zeit bei der Tafel, während sein Gegner drüben die Nacht hindurch tätig war, sich den Sieg am andern Tage zu sichern. Noch am Morgen des verhängnisvollen 14. Oktober fand Fürst Hohenlohe Zeit, einen längeren Bericht an den König zu schreiben, als seine vorderste Division unter Tauentzien bereits im Gefecht stand. Nicht anders verfuhr General Frossard bei Spichern. Erst in der fünften Nachmittagsstunde verließ er sein Quartier in Forbach, zu einer Zeit, als sein Korps bereits seit mehr als vier Stunden im Gefecht stand. Bei Gravelotte erschien er erst um 11° Vormittags bei den Truppen, die seit dem vorhergehenden Tage auf Gewehrschußweite den deutschen Vortruppen gegenüberstanden. Hier wie dort läßt sich solch unkriegsgemäßes Verhalten nur durch die Gewohnheiten aus Friedenszeiten und aus den letzten Feldzügen erklären, in denen die Gewaltsamkeit des Krieges nicht völlig entfesselt war.

Mit Recht sagt Friedjung*), daß die innere Notwendigkeit des Geschehens und alles das, was wir die Gesetzmäßigkeit geschichtlichen Werdens nennen, nur dann hervortrete, wenn die Weltgeschichte in großen Epochen betrachtet würde, die Geschichte jedoch im übrigen ein kunstvolles Gewebe von Notwendigkeit und Zufall sei, hierdurch aber die kommenden Ereignisse auch für den scharfblickendsten zeitgenössischen Beobachter schwer berechenbar würden. Vielfach sind denn auch Diplomaten wegen mangelhafter Berichterstattung über ein fremdes Land, dessen genaue Kenntnis von ihnen vorausgesetzt wurde, zu Unrecht beschuldigt worden. Auch die vollkommenste Kenntnis eines Landes verleiht noch nicht die Fähigkeit, kommende Ereignisse vorauszusehen, wenn auch natürlich die Gabe zutreffender Beobachtung dem einen mehr, dem andern weniger gegeben ist. Man sollte meinen, daß in unsrer Zeit breitester Öffentlichkeit es leichter sein müsse, ein sicheres Urteil über die Leistungsfähigkeit eines fremden Landes und seiner Armee zu gewinnen. Indessen, die Presse und die Parlamentsverhandlungen bringen wohl eine Menge Einzelheiten, aus denen sich ein Gesamtbild zusammentragen läßt, ob dieses jedoch im Ernstfall sich als zutreffend

*) Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. II. Einleitung.

erweist, ist mit Sicherheit nicht zu sagen, denn eben hier sprechen viele Zufälligkeiten, die namentlich auf persönlichem Gebiet liegen, mit. Sodann wirkt gerade die Fülle der Nachrichten, die in unsrer Zeit zur Verfügung stehen, leicht verdunkelnd und zerstreuend.

Auch der nüchternste Beurteiler und beste Kenner der russischen Armee hätte ein derartiges Versagen, wie es bei ihr im Mandschurischen Krieg zutage trat, nicht voraussehen können. Schon die ruhmvollen Traditionen dieses Heeres machten derartiges unwahrscheinlich. Freilich darf hierbei nicht übersehen werden, daß die Japaner eine bis dahin ungeahnte kriegerische Leistungsfähigkeit offenbarten, und sich den Anforderungen des neuzeitlichen Kampfes durchaus gewachsen zeigten. Auf russischer Seite haben Fehler und Mängel im gesamten Heeresmechanismus und in der Ausbildung, Mangel an Initiative der Armeeführung und der Unterführer wesentlich zum unglücklichen Ausgange des Krieges beigetragen, nicht wenig aber hat mitgesprochen, daß man sich in Rußland gewöhnt hatte, die Phrasen von den unvergleichlichen Eigenschaften des russischen Soldaten und von der alles niederwerfenden Wucht seines Bajonetts wie ein Evangelium zu betrachten. Die Macht der Gewohnheit aber äußert sich nirgends so schlimm wie in der Herrschaft der Phrase.

Wir Deutschen neigen im Gegensatz zum Slawen eher zu einer übertriebenen Bewunderung alles Fremden. Darin liegt unzweifelhaft die Gefahr, daß wir die andern Armeen leicht überschätzen und auch japanische Kriegserfahrungen, oder was dafür ausgegeben wird, weil uns neuerdings eigene fehlen, zu hoch bewerten. Wir werden die Mitte zu halten haben zwischen vorurteilsloser, aber nicht übertriebener Wertschätzung der Einrichtungen und Eigenschaften fremder Armeen und ruhigem Selbstbewußtsein, das zu den Lebensbedingungen einer großen Armee gehört, weil es ein Element des Sieges ist. Wenn der französische Generalstab vor 1870 die Berichte des einsichtigen Militärattachés in Berlin, Obersten Stoffel, der längst seine warnende Stimme erhoben hatte, unbeachtet liegen ließ, so ist das allerdings höchste Selbstverblendung; aber Berichte über fremde Armeen dürfen nur im Sinne von Nachrichten und Anregungen aufgefaßt werden, uns nicht irre machen am eigenen Tun und an bewährten Traditionen.

Freilich, gegen ein all zu starres Festhalten an Traditionen, und seien es auch die ruhmvollsten und besten, enthält die Niederlage von Jena—Auerstedt eine Warnung, die nicht genug beherzigt werden kann. Es wird stets gelten, sorgsam die Forderungen eines gesunden Fortschritts gegen die Grundsätze einer durch langjährige Gewohnheit geheiligten Überlieferung abzuwägen, sich dauernd die Anpassungsfähigkeit zu erhalten. Was diese bedeutet, das haben zum Staunen der Welt die Japaner bewiesen. Der diesem Volke eigentümliche und achtungswerte Lerntrieb soll uns aber nicht verführen, unsre Tradition zu mißachten, umsoweniger als solche auch im japanischen Heere in der Form des ritterlichen Sinnes der alten Samurai-Geschlechter lebt. Eine große

stolze Tradition in einem Heeresorganismus ist etwas wunderbar Kräftigendes, durch nichts zu Ersetzendes, aber sie muß nicht um ihrer selbst willen gepflegt werden, sondern um des festen Halts wegen, den sie dem Heerwesen verleiht. Soll sie ihre Aufgabe wahrhaft erfüllen, so bedarf sie der Anpassung an die Forderungen der Zeit, andernfalls wird auch sie zu den Hemmnissen kriegerischen Erfolges gehören.

Solche Hemmnisse treten nicht nur zutage in großen Niederlagen, sie offenbaren sich dem rückschauenden Blicke auch inmitten der Erfolge, wenn sie auch naturgemäß dort anfänglich weniger Beachtung finden. Unleugbar hat die Gewohnheit unsrer die geschlossene Form überwiegend bevorzugenden Friedensausbildung zu Anfang des Krieges 1870/71 nachteilig eingewirkt. Die Truppen fanden erst im feindlichen Feuer die Formen, die ihnen die Durchführung des Angriffs überhaupt ermöglichten. An den Angriff des Gardekorps bei St. Privat knüpft die Studie des Generalstabes „Der 18. August 1870"*) folgende Betrachtung: „Man hat selbstverständlich das Recht, für die unzweckmäßigen Formen, in denen die Gardetruppen vorgingen, das damalige Reglement und die auf ihm beruhende Schulung der Infanterie verantwortlich zu machen, die das formale Exerzieren gegenüber der Gefechtsausbildung bevorzugte. Um der Billigkeit wegen muß man aber auch zugestehen, daß es gerade die straffe formale Exerzierausbildung war, aus der die feste Haltung der Truppen hervorging. Jeder Mann war gewöhnt, allezeit im Dienst sein Bestes herzugeben, und diese Gewöhnung war so stark, daß sie inmitten der schwersten Krisis nicht versagte. Es soll nicht die hohe Bedeutung verkannt werden, die Unterricht, Erziehung und Tradition für den Geist der Truppe besitzen; sie sind unentbehrlich, machen aber nicht den Drill überflüssig, der den Rekruten erst zum Soldaten umschafft und seine körperlichen Leistungen unbedingt dem Willen der Vorgesetzten unterordnet. Gewiß nahm das formale Exerzieren vor dem Kriege 1870/71 einen viel zu breiten Raum ein, und es hat auch nach dem Feldzuge noch langer Jahre bedurft, bis die mannigfachen künstlichen Evolutionen des alten Reglements zugunsten der Gefechtsausbildung auf das geringe Maß der einfachen Formen herabgedrückt worden sind, die der Krieg fordert. Die Straffheit und Peinlichkeit der formalen Ausbildung sind aber der deutschen Infanterie zu ihrem Heile erhalten geblieben, und kriegsgeschichtliche Beispiele wie St. Privat la Montagne sind geeignet, ihren unbestreitbaren Wert in ein helles Licht zu rücken."

Diese im engen Anschuß an ein besonders beweiskräftiges Beispiel der Kriegsgeschichte angestellten Erörterungen seien denjenigen entgegengehalten, die am liebsten aus unsrem jetzigen Exerzier-Reglement für die Infanterie die „Straffheit und Peinlichkeit der formalen Ausbildung" ganz verschwinden sehen möchten, denn die vielfach geforderte Abschaffung des Exerziermarsches läuft mehr oder weniger darauf hinaus.

*) Band V der „Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik". Seite 463.

Über Streichungen und Vereinfachungen in der Vorschrift kann man verschiedener Ansicht sein, diejenigen aber irren, die da glauben, daß es lediglich die Macht der Gewohnheit sei, die bei uns den Beibehalt des überkommenen Exerzierdrills begünstige. Er schädigt nur dort die Gefechtsausbildung und bildet somit ein Hemmnis der Vorbildung für den Krieg, wo er übertrieben wird, d. i. wo über den Rahmen der Vorschrift hinsichtlich der Ausführung des Marsches oder überhaupt in der Bewertung formalen Exerzierens hinausgegangen wird. Wo das nicht geschieht, kommt der Exerzierdrill lediglich der Gefechtsausbildung zugute. In dieser läßt sich in kurzer Zeit und mit den gleichen einfachen Mitteln nicht derselbe Grad von Unterordnung in allen Lagen erzwingen, denn, so gewiß vieles, was der Infanterist im Schützengefecht zu lernen hat, sich eindrillen läßt, so bestimmt bezeichnet das Reglement (Ziffer 158) als Ziel der Einzelvorbildung des Schützen, „daß der Soldat zum selbständig denkenden und gewissenhaft handelnden Schützen erzogen werde". Die praktische Erfahrung bei der Truppe lehrt jedenfalls, daß sich eine vorzügliche Gefechtsdurchbildung mit dem Grade formaler Ausbildung, wie sie unser jetziges Reglement fordert, sehr wohl vereinigen läßt, wenn nur die Gefechtsausbildung stets in erster Linie steht.

Auch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß wir das wirkliche Gefecht mit allen auf Führer und Mannschaften wirkenden Eindrücken im Frieden überhaupt nicht darstellen können. Selbst unsre Manöver vermögen immer nur eine annähernde Vorstellung vom Kriege zu geben. Auch eine noch so kriegsmäßige Ausbildung wird daher immer nur bis zu einem gewissen Grade den Forderungen der Wirklichkeit gerecht werden.

Man kann entgegnen, daß auch auf dem Gebiet straffer Exerzierausbildung das meiste Gewohnheit sei. Gewiß würde man sich so gut wie an braune Handschuhe, gelbe Gamaschen und graue Uniformen schließlich auch an den Fortfall des Exerziermarsches gewöhnen. Ob aber die Horde, die sich alsdann zum Kasernentor hinaus- und hereinbewegen und an den Vorgesetzten vorüberwälzen würde, einen soldatischen Anblick gewähren, ob eine Truppe, die nicht gewöhnt ist, wenn es gefordert wird, ihr Bestes herzugeben, solches in den Augenblicken der Gefahr tun würde, kann billig bezweifelt werden. „Trotzig und vornehm", wie Prinz Friedrich Karl es verlangt, würde diese Truppe schwerlich aussehen. Auch dürfte die einst vom Prinzen von Preußen hinsichtlich der Griffe gestellte Forderung*) dann nicht bestehen bleiben, daß man auf Gleichmäßigkeit halten müsse, weil es doch nicht dem einen erlaubt sein dürfe, die Sache gut, einem andern sie schlecht zu machen. Wenn es sonach unzweifelhaft Gewohnheit ist, die unsre Exerzierausbildung durchzieht, so ist es jedenfalls keine schlechte.

Andre Armeen kommen freilich ohne solche Exerzierhilfsmittel aus, und so

*) Militärische Schriften Kaiser Wilhelms des Großen I. Bemerkungen zu einer Denkschrift Boyens aus dem Jahre 1840.

könnte es scheinen, daß sie überflüssig, also schädlich seien. Dagegen läßt sich Friedrich Karls Meinung anführen, daß eine gewisse Strammheit unsren Traditionen und unsrer Nationalität entsprächen, auch ein gutes Mittel sei, auf die Disziplin einzuwirken.*) Der Prinz aber war nichts weniger als ein Befürworter einseitiger Paradedressur, er hat vielmehr einst vor unsren großen Kriegen mit vielem Erfolge dahin gewirkt, daß der Ausbildung und Erziehung der Truppen unmittelbar die Richtung auf den Krieg gegeben wurde. In der Tat schickt sich nicht eines für alle. Wenn öfter das Beispiel der Japaner angeführt wird, die sich nach dem Mandschurischen Kriege von dem uns abgelernten Exerzierdrill teilweise befreit haben, so ist zu bedenken, daß der Kollektivismus der Volksseele im Reiche der aufgehenden Sonne Vorbedingungen schafft, die bei uns fehlen.

Die Erfahrungen aber, die Japans Gegner mit dem Fortlassen des Exerzierdrills gemacht haben, ermutigen nicht gerade zur Nachahmung. Es war eine gesunde Reaktion, die in Rußland unter Kaiser Alexander II. mit den Soldatenspielereien aus der Zeit der Kaiser Paul, Alexander I. und Nikolaus, wo sogar die Schützenlinien Tritt halten mußten, aufräumte, denn diese Richtung bildete für jede freie geistige Betätigung, wie sie der Krieg fordert, ein Hemmnis. Sie wird treffend gekennzeichnet durch das Wort des Großfürsten Konstantin: „Ich hasse den Krieg, denn er verdirbt die Armeen". Mit solcher verwerflichen Auffassung ließ man nunmehr aber auch jene heilsame Kriegszucht mehr und mehr schwinden, die einst die russischen Truppen in hohem Maße ausgezeichnet hatte. Man verzichtete um so lieber auf sie, als sie als eine ursprünglich von Preußen her eingeführte und daher dem nationalen Instinkt nicht entsprechende Sache galt. Daß dieser nationale Instinkt trotz des im allgemeinen vortrefflichen Soldatenmaterials die Disziplin der alten Schule mit Vorteil ersetzt habe, wird im Hinblick auf Plewna, Liao yan und Mukden schwerlich behauptet werden können.

Die Exerzierschule der russischen Infanterie bewegte sich, soweit die formale Ausbildung des einzelnen Mannes in Betracht kam, vor dem Türken-Kriege 1877/78 und auch nachher in ähnlichen Bahnen, wie sie die Neurer anscheinend jetzt auch bei uns eingeschlagen sehen möchten. Es gab einen Gleichschritt, keinen Exerziermarsch, bei den Griffen hielt man nicht auf volle Gleichmäßigkeit. Absolutes Stillstehen wurde nicht erzielt, weil der Körper des Mannes nicht fest durchexerziert wurde. Man täusche sich darüber nicht, die gleichen Erscheinungen würden alsbald auch bei uns zutage treten, denn in dem System exerziermäßiger Einzelausbildung bröckelt leicht ein Stein nach dem andern ab. Diese russische Methode bedeutete in Wahrheit eine große Zeitverschwendung, denn da der einzelne Mann nicht hinreichend

*) v. Leszczynski. „Prinz Friedrich Karl und die Entwicklung seiner Anschauungen über Ausbildung und Erziehung der Truppe". Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 24. Oktober 1894.



durchgebildet war, glückte zunächst keine Bewegung in der Kompagnie und erst recht nicht im Bataillon. Das galt vollends vom Parademarsch, der sich bei uns bei guter Einzelausbildung und entsprechendem Geist der Truppe sozusagen nach und nach von selbst, als eine moralische Sache, die er ist, ergibt. Was wir nach dieser Richtung tun, geschieht in Wirklichkeit nicht etwa gewohnheitsmäßig und daher für den Krieg vergeblich. Es ist vielmehr eine stets wiederkehrende Tatsache, daß schlecht oder gar nicht durchexerzierte Truppen im Felde nicht aus Mangel an Tapferkeit und gutem Willen versagt haben, auch nicht — wie das Beispiel der Buren zeigt — aus Mangel an Schießfertigkeit und Fähigkeit, sich den Anforderungen des Schützengefechts anzupassen, sondern weil der feste Kitt fehlte, der sie zu einem unbedingt sichern Werkzeug in der Hand der höheren Führer auch außerhalb des Schlachtfeldes machte, und der allein durch die der Truppe auf dem Exerzierplatz anerzogene Genauigkeit der Bewegungen zu erzielen ist.

Sehr bezeichnend sagt Erzherzog Albrecht von Österreich*): „Man muß sich sehr hüten, die notwendigen Formen des Dienstes wie der taktischen Bewegungen zu mißachten oder über Bord werfen zu wollen, denn ohne diese Formen kann man keine großen Massen bewegen, beherrschen und in Ordnung erhalten". Fürwahr, Stimmen erfahrener, kriegserprobter Führer sollten uns mehr gelten als die einem bald vierzigjährigen Frieden entsprossenen Meinungen über das angeblich veraltete System unsrer Exerzierausbildung. Wie überall, so ist auch hier das Maß entscheidend, in dem diese Dinge getrieben werden, und es kommt allerdings darauf an, daß wir die formale Exerzierausbildung niemals als Selbstzweck, sondern nur als ein Mittel zum Zweck betrachten. Als solches ist sie notwendig, gerade in unsrer Zeit zunehmender Zersetzung und Demokratisierung. Sie ist in diesem Sinne als solches mit nichten lediglich eine überkommene Gewohnheit. Weit entfernt ein Hemmnis des Erfolges im Kriege zu sein, ist sie vielmehr eine vermehrte Gewähr für den Erfolg. Wie alle Einrichtungen in einer Armee, so können auch ihre Dienstvorschriften nur für die Masse zugeschnitten sein. Der individuellen Auffassung wird stets ein gewisser Spielraum bleiben. Man wird es daher niemals ganz vermeiden können, daß gelegentlich einzelne Pedanten, die ohnehin den Krieg nicht dauernd im Auge haben, auf Abwege geraten. Daß diese nicht zu weit vom eigentlichen Ziele fortführen, wird Sache der überwachenden Vorgesetzten sein.

Die Gefahren, die durch eine uns Deutschen vielfach eigene Pedanterie hervorgerufen werden können, sind auf andern Gebieten weit größer. Die hohe Ordnung, die bei uns auf dem Gebiete der Verwaltung herrscht, die Sicherheit, mit der die Verwaltungsmaschine dauernd im Frieden arbeitet, kann leicht infolge der jahrzehntelangen Gewohnheit die Vorstellung hervorrufen, daß es im Kriege ähnlich zugehen

*) Über Verantwortlichkeit im Kriege. Wien 1869.

müsse. Es ist ein gewaltiger Sprung aus unserm in allen Zweigen des staatlichen Lebens zutage tretenden Bureaukratismus in die Ungebundenheit, die der Krieg mit sich bringt, nicht nur für den Beamten, sondern auch für den Offizier, der ebenfalls dauernd durch das bureaukratisch geregelte, komplizierte moderne Leben eingeengt wird. Diese überall herrschende peinliche Ordnung hat uns groß gemacht und sie muß uns unbedingt erhalten bleiben, aber auch unsre Verwaltung und alles, was damit zusammenhängt, hat sich, den erweiterten Verhältnissen entsprechend, zeitgemäß lebendig fortzubilden. Mit dem Schlagwort „altpreußische Sparsamkeit" ist es jetzt nicht mehr getan, der heutige große Krieg und alles, was mittelbar zu seiner Vorbereitung gehört, fordert höhere Gesichtspunkte. Hier gelten die Worte, die einst Clausewitz an Gneisenau richtete*): „Das Verfahren, welches der Befehlshaber in Schlesien zu beobachten hat, ist wahrhaft nicht aus alten Ordnungen und modrigten Papieren zu entlehnen, es muß original sein, es muß unerhört sein in Rücksicht der Energie". Solche Originalität, die imstande ist, im gegebenen Augenblick mit dem in der Masse der Menschen vorhandenen Beharrungsvermögen aufzuräumen, kann nur bei höchster geistiger Frische zutage treten. Seien wir daher auf der Hut, daß der lange Friede mit seinen Gewohnheiten hier nicht einschläfernd wirke.

Auch die stete Kriegsbereitschaft, in der wir jetzt leben, schützt nicht ausreichend vor solchen Gefahren. Unsre Zeit bedarf kaum noch des Mittels einer Demonstration mit Waffengewalt, wie sie Friedrich der Große im Bayrischen Erbfolgekriege zur Anwendung brachte. Die schnelle Kriegsbereitschaft aller großen Mächte kommt einer solchen an sich schon fast gleich. Sie sind in der Lage, ihrem politischen Willen unter Hinweis auf die Zahl ihrer Gewehre und Kanonen stets entschiedenen Nachdruck zu verleihen. Darüber darf jedoch nicht der Gedanke aufkommen, daß dort, wo Lebensinteressen der Völker in Frage stehen, es ohne Blut abgehen könne. Wo diese Überzeugung fehlt, verkümmert der kriegerische Geist. Die nachfriederizianische Politik Preußens, die ihr sühnendes Ende bei Jena fand, beweist es zur Genüge. Damals traten überall humanitäre Bestrebungen hervor, die manches mit der jetzigen Zeit gemein haben und der Entwicklung kriegerischen Geistes nicht günstig waren. In löblicher Absicht werden bei solchen Bestrebungen gar zu leicht die mit ihnen verbundenen Gefahren für das gesamte Volkstum verkannt. Die an sich berechtigte soziale Richtung unsrer Zeit führt, wenn sie zu weit geht, unbedingt zu einer Verminderung der Kriegstüchtigkeit. Der Masse des Volkes droht über der Gewohnheit weitgehender staatlicher Fürsorge die Einsicht verloren zu gehen, daß es Pflicht des einzelnen ist, sich für die Gesamtheit zu opfern. Es ist daher Aufgabe der Armee, solcher Weichlichkeit der Gesinnung durch die soldatische Erziehung entgegenzuwirken.

Die formale Schulung, als deren Ziel wir die Heranbildung straffer soldatischer Persönlichkeiten betrachten, hat ehedem die preußische Armee in den Ruf gebracht, daß

*) 1811. Bei Pertz, Gneisenau II, Seite 159 ff.



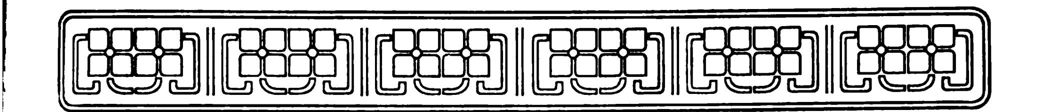
in ihr der Paradesoldat auch unter den Offizieren vorwiegend geschätzt würde. Der Vorwurf ist in der Tat zeitweise begründet gewesen. Mußte doch Scharnhorst im Jahre 1809 davor warnen, nicht aufs neue „die mechanischen Köpfe über alles, was Geist und Gemüt hat, triumphieren zu lassen."*) Und die Charakteristik, die Clausewitz von Scharnhorst entwirft,**) scheint dafür zu sprechen, daß dieser Vorwurf mit Recht erhoben wurde. Hier heißt es: „Das unbefangene Wesen seiner äußeren Sitten, die weiche Nachgiebigkeit seiner Formen, wurden von den meisten Menschen für Unentschlossenheit und Mangel an Nerv gehalten, und so war es denn natürlich, ihm die Kardinaltugenden des Soldaten abzusprechen, ihn für einen gelehrten Militär zu halten, der auf dem Schlachtfelde notwendig eine schlechte Rolle spielen mußte. Selbst die, welche seinen Vortrag gehört und die über die Klarheit seines Geistes, die Größe seiner Ansichten und die Stärke seines Charakters keinen Zweifel mehr hatten, vermißten doch zu sehr den soldatischen Habitus, an welchem man in der preußischen Armee und im Frieden mehr hängt als billig ist." Dem ist jedoch entgegenzuhalten, daß die erziehlichen Gewohnheiten im Offizierkorps einer Armee nicht auf geniale Ausnahmsmenschen, sondern auf die Masse berechnet sein müssen, für die der „soldatische Habitus" unentbehrlich ist. Daß im allgemeinen die preußische Armee der Macht der Gewohnheit dieses „Habitus" unterlegen sei, kann nicht behauptet werden. Schon der Umstand, daß ein Mann von Scharnhorsts Wesen vor 1806 im Preußischen Generalstabe Aufnahme fand und es bereits vor dem Kriege in ihm zu hohem Ansehen brachte, spricht dagegen. Auch Blücher paßt nicht in den Rahmen des „Habitus", so wenig wie in neuerer Zeit Moltke oder gar Goeben.

Diese großen Namen unsrer Kriegsgeschichte sollen uns freilich eine Mahnung sein, die Entwicklung soldatischer Persönlichkeiten mit allen Mitteln zu fördern. Gerade ein Beruf, der wie der unsrige unbedingte Unterordnung fordert, birgt die Gefahr in sich, daß die Macht der Gewohnheit die geistige Freiheit einschränkt. Mehr als gut ist, halten wir uns häufig an den Wortlaut unsrer Vorschriften und bedenken nicht, daß auch hier der Buchstabe tötet, daß der Geist die Form zu beherrschen hat, nicht umgekehrt. Vollends vieles Schreibwesen und ein Übermaß von Kritik sind nicht geeignet, „die vornehmste Führereigenschaft, die Verantwortungsfreudigkeit" (Ex. R. f. d. J. 304) zu fördern. Unser Zeitalter hochentwickelter Technik begünstigt ohnehin das mechanische Denken. Hüten wir uns davor, es zu große Macht über uns gewinnen zu lassen, und seien wir stets dessen eingedenk, daß der Erfolg im Kriege nur dem wird, der sich rechtzeitig von den Fesseln der Gewohnheit frei zu machen weiß.

*) Klippel, Scharnhorst III, Seite 437.

**) Bei Ranke. Historisch-politische Zeitschrift 1832.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven,
Oberst und Kommandeur des Grenadier-Regiments
Prinz Carl von Preußen (2. Brandenb.) Nr. 12.



Wechselwirkung zwischen Heereszucht und Verpflegung im Kriege.

Napoleon I. hat nie ein wohlgeordnetes Heerwesen in unserem Sinne gekannt. Er begnügte sich damit, daß seine Truppen tapfer kämpften, unterließ es aber sein Heer auszubilden. Die meisten seiner Unterführer dachten ebenso. Deshalb war die Mannszucht die schwächste Seite der Napoleonischen Heere. Die dadurch herbeigeführten Ausschreitungen nahm Napoleon als unvermeidlich hin und griff nur ein, wenn sie seine Pläne zu hemmen drohten. Seine Kriegführung wird gekennzeichnet durch die raschen Bewegungen verhältnismäßig eng versammelter Massen. Die mangelhaften Verkehrsmittel damaliger Zeit ließen einen Nachschub in nennenswerter Menge nur dann zu, wenn die Armee sich langsam bewegte. Dies war aber nicht Napoleons Art. So mußte sein Heer mit einziger Ausnahme des Winterfeldzugs 1806/07 nur vom Kriegsschauplatz leben; dies war auch sogar im dünnbevölkerten Rußland möglich. Wenn es nicht immer gelang, so liegt die Ursache in der mangelhaften Disziplin und der unwirtschaftlichen Verwendung der Landesmittel.

Ein durch Vorschriften festgelegtes und zum Gemeingut der Armee gewordenes Verpflegungssystem gab es unter Napoleon nicht. Im Laufe der zahlreichen Kriege hatte sich allmählich ein Verpflegungsbrauch gebildet und das System ersetzt. Heeresleitung und höhere Führer erließen wohl ab und zu Verpflegungsbefehle, in der Hauptsache aber blieb es den unteren Verbänden überlassen, sich selbst zu helfen. Unverkennbar ist eine gewisse Leichtfertigkeit in Verpflegungsfragen. Bei seinen Operationen rechnete Napoleon gewöhnlich eingehend mit Raum und Zeit, bei seinen Verpflegungsanordnungen setzte er sich vielfach über diese wichtigen Faktoren hinweg. Wohl absichtlich, zum Zweck der Geheimhaltung seiner operativen Absichten, traf er seine Verpflegungsanordnungen spät, so daß sie großenteils nicht rechtzeitig oder gar nicht ausgeführt werden konnten. Dazu kam die wohl versuchte, aber nicht geglückte Lösung der Trainfrage. Er rechnete aber damit, daß seine Anordnungen ausgeführt waren, oder tat wenigstens so. Das untergrub das Vertrauen der Unterführer zu seinen Verpflegungsanordnungen. Außerdem zeigte es sich, daß auch der genialste

Feldherr nicht alles allein leiten kann, sondern selbsttätiger Gehilfen und der Unterstützung aller im Heere bedarf. Diese fand er aber nur teilweise.

Den Feldzug 1805, den ersten, den er mit einer an moderne Zahlen heranreichenden Heeresstärke führte, begann Napoleon ohne Verpflegungstrains und ohne Truppenverpflegungsfahrzeuge. Bei dem raschen Vormarsch zur Donau waren die Truppen daher auf die Lebensmittel angewiesen, die sie auf oder nahe an der Marschstraße fanden. Mit Rücksicht auf die Geheimhaltung der Operationen hat Napoleon darauf verzichtet, durch die befreundeten Regierungen des durchzogenen Landes Vorräte an den Marschstraßen bereitstellen zu lassen und sich damit begnügt, seinen Korps Beitreibungsräume zuzuweisen. Nun aber zeigt sich der Mangel an Heereszucht. Die Korpsführer überließen die Sorge für den Unterhalt einfach ihren Truppen und sorgten weder für die weitere Verteilung der Beitreibungsräume noch für Ausgleich innerhalb der Korps. So entstand ein Verpflegungskrieg im Heere. Jeder dachte nur an sich. Die an sich lockere Mannszucht wurde erschüttert. Massen von Mannschaften entfernten sich unerlaubt von den Fahnen und verpflegten sich auf eigene Faust, plündernd und die Vorräte des Landes vergeudend. Der Troß der Truppe, die auf keinerlei Fürsorge von oben hoffen konnte, schwoll riesig an. Sämtliche brauchbaren Landesfuhrwerke wurden mitgenommen, so daß nach dem Durchmarsch der Armee in Baden und Württemberg wochenlang die Post nicht verkehren konnte, weil keine Pferde mehr vorhanden waren, und die Bevölkerung vor der befreundeten Armee in die Berge floh.

Die Gefechtsstärken schwanden schnell infolge des Marodierens; noch schneller erschöpften sich die Hilfsquellen des an sich reichen Landes infolge der unwirtschaftlichen Ausnützung seiner Mittel und der Vergeudung und Vernichtung vieler Vorräte durch Truppe und Marodeure. Napoleon äußert sich selbst am Schluß des Feldzuges, daß wegen der Erschöpfung des durchzogenen Landes und der mangelnden Ordnung im Verpflegungswesen ein Mißerfolg zur Katastrophe hätte werden können.

Trotzdem geschah nichts zur Hebung der Heereszucht, und so wiederholt sich in allen späteren Feldzügen Napoleons dasselbe. Des Heerführers Maßnahmen sind unzureichend, die Unterführer kümmern sich mit verschwindenden Ausnahmen nur dann um die Verpflegung, wenn sich der Hunger meldet, und begnügen sich damit, ihre Truppe tapfer im Gefecht zu führen, vernachlässigen aber ihre Schulung und Erziehung. Darum wird das Land ausgeplündert und aller Transportmittel beraubt, so daß ein Nachschub fast unmöglich ist. Schließlich behalten die Truppen sogar die Fahrzeuge der militärischen Verpflegungstrains bei sich, wenn diese ihnen einmal ausnahmsweise Verpflegung zuführen, und nehmen so der Heeresleitung die Möglichkeit, im Fall der Not ihnen zu helfen. Das größte Übel aber ist das Marodeurunwesen, denn es verringert die Zahl der Streitbaren, erbittert die Bevölkerung und

entzieht dem Heere durch die Vernichtung ganzer Dörfer mit ihren Vorräten zahlreiche, unersetzliche Hilfsmittel.

Am schlimmsten äußern sich all diese Übel mangelnder Zucht im russischen Feldzuge 1812. Schon beim Marsch nach der russischen Grenze, als die Verpflegung friedensmäßig durch Quartierwirte und Landesbehörden verabreicht wurde, werden grobe Ausschreitungen begangen, ohne daß jemand im Heere eingeschritten wäre. Nach dem Überschreiten der Grenze, als die Armee rasch und eng versammelt vorging, steigerte sich die Zuchtlosigkeit. Die Trains konnten mit der Armee nicht Schritt halten. Trotzdem geschah aber oben nichts und unten wenig für ein geordnetes Leben vom Lande. Das Marodeurunwesen nahm einen bisher nicht dagewesenen Umfang an. Viele Leute blieben ohne Erlaubnis als sauvegarde auf einzelnen Gütern, um sie gegen andere Marodeure zu schützen. Die litauische Bevölkerung, der man die Befreiung vom russischen Joch angekündet hatte, bekam einen merkwürdigen Begriff von ihren Befreiern, die ihr alles nahmen, was sie hatte, und obendrein noch ihre Dörfer sinnlos zerstörten, natürlich ohne jede Entschädigung.

Die bei den Adlern verbliebenen Mannschaften litten je nach der Findigkeit ihrer Beitreibungskommandos oft Not, selten hatten sie Überfluß. Die vom Mann zu tragenden Portionen, die das einzige Mittel zum Ausgleich für karge Zeiten bildeten, und deren Zahl — besondere Fälle ausgenommen — herkömmlicherweise vier betrug, waren vielfach bei dem heißen Wetter als lästige Bürde weggeworfen worden. Nur ein riesiger Troß aus Landesfuhrwerk gab dem Truppenführer Gewähr für die Erhaltung seiner Truppe. Diesen Troß behielt jeder Truppenteil, wenn irgend möglich, bei sich, weil man fürchten mußte, daß er bei ungenügender Bedeckung von anderen Truppenteilen geplündert wurde. So wurde der Marsch erheblich behindert und die Gefechtsstärke schwand reißend schnell: nur mit etwa 50 vH. der Leute, die den Njemen überschritten hatten, zogen die beteiligten Korps nach einem knappen Vierteljahr in die Schlacht von Borodino.

Neben dem Unwesen des Marodierens wurden die großen Marschverluste durch die Gleichgültigkeit in der Zubereitung der Nahrung verursacht; mangelhafte Ausrüstung (keine Einzelkochgeschirre) und fehlende Fürsorge der Truppenoffiziere sind schuld daran. Eine rühmliche Ausnahme bildete nur das Korps Davout, dessen Führer für eine nach damaligem Begriffe strenge Zucht und Ordnung sorgte. Obwohl gerade dieses Korps die größten Märsche zurückzulegen hatte und ohne Ruhepause vom Njemen bis Smolensk marschiert war, hatte es die geringsten Abgänge und den besten Gesundheitsstand.

Als nun im eigentlichen Rußland die Bevölkerung feindselig wurde und den Franzosen das Beitreiben von Lebensmitteln erschwerte, schwand jede Ordnung im französischen Verpflegungswesen. Ein breiter Streifen meist von den Franzosen ver-

brannter Dörfer bezeichnete die Vormarschstraße der **grande armée**. Auf dem Rückzug mußte sie selbst die bitteren Folgen ihrer Ausschreitungen fühlen.

Ähnlich wie im Jahre 1809 während des Aufenthalts um Wien, nach dem mißlungenen ersten Donau-Übergang, schritt auch jetzt Napoleon sehr spät ein. Er schreibt aus Gschatsk, östlich Smolensk, an die Korpsführer: „Wegen der Unordnung beim Beitreiben der Lebensmittel verlieren wir täglich viele Leute. Es ist Zeit, diesem Übel zu steuern, das die Armee mit Auflösung bedroht. Die Zahl der täglich vom Feind gemachten Gefangenen beläuft sich auf viele Hundert. Bei schwerer Strafe ist den Leuten zu verbieten, sich zu entfernen. Man muß vorschriftsmäßig beitreiben: korpsweise, wenn die Armee vereinigt ist, sonst divisionsweise. Ein General oder Stabsoffizier hat die Beitreibungskommandos zu führen. Diese müssen stark genug sein, um sich gegen Bauern und Kasaken wehren zu können. Man darf nur so viel verlangen, als die Bewohner liefern können, und das Land nicht mehr plagen, als unbedingt nötig". Außerdem befahl er, jeden außerhalb der vorgeschriebenen Einteilung des Fuhrwerks angetroffenen Wagen zu verbrennen.

Dieser Befehl kam zu spät. Die Armee hatte verlernt zu gehorchen. Die mangelnde Fürsorge von oben gab ihr hierzu eine gewisse Berechtigung.

Den Rückzug aus Moskau trat die große Armee ohne ausreichende Verpflegung an. Schuld daran war das ganze Heer, Feldherr und Truppe, alle vor, in und hinter der Front. Nach alter Gewohnheit waren schon beim Vormarsch die Verpflegungstrains, soweit sie mitgekommen waren, im Truppentroß aufgegangen. Während des Stillstandes geschah nichts für ihre Wiederherstellung. Trotz des Brandes und der nachfolgenden Plünderung bot Moskau mit seiner Umgebung noch reiche Hilfsquellen. Aber niemand, der Feldherr nicht ausgenommen, traf durchgreifende Maßnahmen für die Zukunft. Ein dumpfer Fatalismus des Sichgehenlassens herrschte. Der Mangel an Heereszucht rächte sich. Napoleon gab seine Anordnungen für den Rückzug zu spät und ging durch Absendung der „offiziellen Beute" mit schlechtem Beispiel voran. Die Korpsführer, gewohnt, die Verpflegungsbefehle des Feldherrn doch nicht ausführen zu können, taten von sich aus nichts. So kam es, daß trotz des Befehles Napoleons, Lebensmittel für 30 Tage mitzunehmen, und trotz eines riesigen Trosses die Armee mit ganz ungenügenden Vorräten abrückte, weil niemand seine Beute im Stich lassen wollte, und weil man hoffte, in Gegenden zu kommen, die noch nicht von Truppen berührt waren. Dies duldeten aber die Russen nicht: sie drückten die Armee auf die zum Vormarsch benutzte Straße. Dort gab es nichts mehr beizutreiben. Nach wenigen Tagen meldete sich der Hunger. Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit hatte es Napoleon unterlassen, sich im Etappengebiet Stützpunkte der Verpflegung in breiter Front für alle Fälle zu schaffen. Die Etappenbehörden, welche erst spät vom Rückzug erfuhren, hatten ebenfalls nicht vorgesorgt, sondern nur von der Hand in den Mund gelebt und nicht daran gedacht, die Vorräte des

seitwärts der Straße Smolensk—Moskau gelegenen, verhältnismäßig noch unberührten Gebietes an festen Punkten zu sammeln. Auch später, als russische Truppen von beiden Seiten gegen die rückwärtigen Verbindungen vorgingen, ließen sie die in der Umgebung von Smolensk befindlichen Fuhrparks und Vorräte in die Hände der Kasaken fallen. Schließlich unterließen sie auch jeden Versuch, von den in ihrem Besitz befindlichen Vorräten auch nur Teile der Armee entgegenzusenden oder wenigstens die Ausgabe aus den Magazinen durch Bereitlegen der Vorräte an mehreren leicht erreichbaren Stellen zu erleichtern.

Die Vorschrift für die Magazinbeamten gestattete die Ausgabe nur gegen einen bon en règle. Daran hielten die Beamten fest, obwohl es bei dem Zustand der Armee unmöglich war. Die Truppen waren den Offizieren, nicht ohne deren eigene Schuld, aus der Hand gekommen. Die ungeordneten Haufen, die sich zwischen den wenigen geschlossenen Verbänden nach Westen wälzten, hatten keine verantwortlichen Führer mehr, also auch keine bons en règle, aber Hunger. Sie erschlugen die Beamten, erbrachen und plünderten die Magazine, Vorräte zerstörend, die vielen anderen hätten dienen können. Die geschlossenen Verbände mußten sich vielfach ihre Verpflegung erkämpfen. Aber auch sie dachten nicht daran, vorsorglich Vorräte auf den vielen mit Beute beladenen Wagen mitzunehmen, ja man ließ lieber Geschütze und Brückentrains stehen, um nur die Beute mitnehmen zu können. Auch in Wilna, wo später die Russen über 4 Millionen Portionen erbeuteten, konnte sich die Armee nicht erholen, denn der Feind folgte, und es waren keinerlei Vorkehrungen zur raschen Ausgabe der Vorräte getroffen, da niemand die Etappenbehörden benachrichtigt hatte. So verfiel die glänzende Armee der Auflösung; in der Hauptsache durch eigenes Verschulden. Hätte sie bessere Zucht besessen, auf dem Vormarsch nicht sinnlos gehaust, und wäre jeder auf dem Rückzug darauf bedacht gewesen, auf seinem Posten seine Pflicht zum allgemeinen Besten zu erfüllen, so wäre es sicher nicht zum Untergang gekommen.

Im preußischen Heere hat stets strenge Zucht und Ordnung geherrscht; an der Schulung der Truppe ist von allen Stellen mit Eifer und Verständnis gearbeitet worden. Und doch traten im böhmischen Feldzuge 1866 Mißstände ein, die einigermaßen an die Verhältnisse bei den Heeren Napoleons erinnern; ihre Ursachen liegen ausschließlich im Verpflegungswesen. Gewohnt, die Truppe bei den größeren Truppenübungen ohne Mitwirkung der militärischen Vorgesetzten ausreichend und rechtzeitig verpflegt zu sehen, kümmerte sich das Offizierkorps kaum um Verpflegungsfragen und beschäftigte sich fast ausschließlich mit der Exerzier- und Gefechtsausbildung. Die Intendantur, verwöhnt durch die Lieferung aller Bedürfnisse durch Unternehmer, war den erhöhten Ansprüchen des Krieges an Geist und Körper nicht voll gewachsen. Verpflegungsfahrzeuge besaß die Truppe nicht, die Verpflegungstrains waren unzureichend und mangelhaft organisiert. Das ganze Ver-

pflegungssystem war zu friedensmäßig und rechnete nicht mit den Reibungen und Wechselfällen des Krieges. Man wollte zwar grundsätzlich jenseits der Grenze vom Lande leben, hatte aber unterlassen, auf diesem Gebiet die Lehren der Kriegsgeschichte zu verwerten.

Vor dem Einmarsch in Böhmen hatte die Intendantur bekanntgemacht, daß in Feindesland die Verpflegungsportion wesentlich höher sein werde als im eigenen Lande, und hinzugefügt, daß außerdem der Nachschub so ausgezeichnet organisiert sei, daß es an reichlicher Verpflegung gar nicht fehlen könne.

Das traf nun alles nicht ein. Die böhmischen Behörden und die Bevölkerung waren geflohen, Quartierverpflegung somit unmöglich. Die im Interesse der Manns- zucht den Intendanturbeamten vorbehaltenen Beitreibungen brauchten lange Zeit und ergaben wenig. Dazu kam, daß die Truppen gewohnheitsmäßig ihr Gepäck und die eisernen Portionen, die nur im äußersten Notfalle verzehrt werden durften und nach Verbrauch stets zu ergänzen waren, auf Vorspannwagen fahren ließen. Dies entzog dem Lande fast alles Fuhrwerk und der Intendantur die Transportmittel für den Nachschub auf dem Landweg. Außerdem hatte die zu weit gehende Dezentralisation des Nachschubs schon vor Beginn des Vormarsches zu einer solchen Verstopfung aller Eisenbahnen geführt, daß sie zunächst fast ganz ausfielen. Bei dem teilweise sehr eng versammelten Vormarsch mußte das Fuhrwerk zurückbleiben. Seine geringe militärische Ordnung, mangelhafte Anordnungen höherer und ungenügende Selbst- tätigkeit niederer Stellen verursachten Stockungen auf allen Straßen hinter der Front. So erwies sich gleich zu Anfang des Feldzuges das ganze Verpflegungssystem als undurchführbar. Im wesentlichen war die Truppe auf Selbsthilfe angewiesen. Die strenge Mannszucht ließ das Übel des Marodierens nicht aufkommen, aber sie hatte die Truppen einseitig und schwerfällig gemacht, so daß die Anpassung an die neuen Verhältnisse nicht ohne Reibungen vor sich ging. So sehen wir Rücksichtslosigkeit bei den Beitreibungen durch die Truppe, Vergeudung von Vorräten, Unterlassung des Ausgleichs zwischen den Verbänden, mangelndes Verständnis für die Verwertung von Vorräten, die den augenblicklichen Bedarf der Truppe übersteigen, und ein über- mäßiges Anschwellen des Truppentrosses auch hier eintreten. So hatte z. B. ein In- fanterie-Regiment des I. Armeekorps Mitte Juli über 100 Landesfuhrwerke, zum Teil noch schlesischer Herkunft, bei sich. Bei raschen Bewegungen und enger Versammlung trat Mangel ein, zumal auch zahlreiche höhere Führer kein Verständnis für die Bedeu- tung der vom Mann zu tragenden Portionen hatten. So kam es, daß eine ganze Anzahl Truppenteile ohne jede Verpflegung in die Schlacht von Königgrätz zogen, weil sie ihre Tornister und eisernen Portionen auf Wagen nachführten, die naturgemäß weit ab vom Schlachtfeld bleiben mußten. Daß in solchem Fall der Hunger und die durch die Schlacht erregten Nerven zu Übergriffen auch gegen andere Truppen führten, kann nicht wundernehmen.

Zunächst waren die Versuche, Ordnung zu schaffen, erfolglos. Indes kurze Zeit nach dem Sieg von Königgrätz kommt, besonders durch das Eingreifen der obersten Heeresleitung, Ordnung in das Verpflegungswesen, und die Mannszucht trägt Früchte. Truppe und Verwaltung lernen zweckmäßig beitreiben. Beitreibungsräume werden abgegrenzt, Beitreibungskommandos unter höheren Offizieren abgesandt, hinter der Front macht die Intendantur die Mittel des Landes nutzbar, Ankäufe werden gestattet, Ausgleich erfolgt innerhalb der Verbände und zwischen diesen. Den Truppen wird der Troß abgenommen und zu Trainkolonnen formiert.

Die im Heere auftretende Cholera, deren Verbreitung durch die vielfach mangelhafte Zubereitung der Nahrung begünstigt wurde, veranlaßt die Offiziere, dieser wichtigen Seite des Dienstes im Felde mehr Aufmerksamkeit zu widmen.

So bildet sich allmählich ein neues, geordnetes und den Verhältnissen des Krieges angepaßtes Verpflegungssystem aus, das den Nachschub aus der Heimat fast ganz überflüssig machte.

Für die modernen Massenheere ist das Leben vom Lande in Verbindung mit Nachschub die einzig mögliche Verpflegungsart. Dringend nötig ist dabei das Haushalten mit den Mitteln des Kriegsschauplatzes. Jede Vergeudung und ungerechtfertigte Beanspruchung dieser Mittel schädigt die eigenen Interessen. Vorsorge für kommende Zeiten ist ebenso nötig, wie Rücksicht auf den Kameraden. Die im Kriege so erklärliche Selbstsucht, die dazu führt, daß jeder ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit sich sättigen will, ist verwerflich, denn sie gibt den ersten Anlaß zu Ausschreitungen. Der Schritt von da zur Vergeudung und Verwüstung ist klein, ist er aber getan, so ist damit ein gewaltiger Trumpf aus der Hand gegeben.

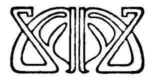
Beitreibungen im Truppenbereich sind deshalb solange als möglich zu vermeiden. Nur wenn die Quartierverpflegung ganz oder teilweise unmöglich ist, sind Beitreibungen zulässig, werden dann aber zweckmäßig durch besondere Kommandos vorgenommen. Ihr Ergebnis ist nicht voll für die beitreibende Truppe, sondern nur zum Ausgleich, insbesondere aber zur Ergänzung der von der Truppe mitzuführenden Lebensmittel zu verwenden. Soll die Truppe nicht auf das Ergebnis der Beitreibungen unmittelbar angewiesen sein, so muß sie außer den eisernen Portionen, die für die Zeiten engster Versammlung erhalten werden müssen, Verpflegungsvorräte bei sich haben. Dazu bedarf sie der Lebensmittel- und Futterwagen. Da aber diese aus taktischen Gründen vielfach nur mit erheblichem Abstand folgen dürfen, ist es zweckmäßig, daß der Mann außer den eisernen Portionen noch einige Lebensmittel, insbesondere zubereitetes Fleisch trägt, um damit den ersten Hunger zu stillen. Insbesondere werden sich die Feldküchen, deren Einführung in allen größeren Heeren eingeleitet ist, und die fast stets die Truppe begleiten können, sehr nützlich erweisen, denn sie machen es möglich, nach Beendigung der Tagesleistung oder auch während längerer Rasten wohl zubereitetes und bekömmliches Essen auszugeben. Immerhin wird man gut tun, nicht

damit zu rechnen, daß durch die Feldküchen der Truppe die Sorge um die Zubereitung ihrer Nahrung ganz abgenommen wird, vielmehr wird durch sie oder die vom Manne getragene zubereitete Portion die Zeit, die für das Herankommen der Verpflegungsfahrzeuge und die so wichtige gute Zubereitung der Lebensmittel erforderlich ist, gewonnen und Ausschreitungen vorgebeugt. Für den um seine Leute besorgten Truppenoffizier gibt es hier ein reiches Feld nützlicher Tätigkeit. Die Ergebnisse der von den höheren Führern und Ortskommandanten angeordneten Beitreibungen werden nach Sammlung verteilt und zur Ergänzung der verbrauchten tragbaren und der Wagenbestände verwertet. Außerdem darf die Truppe nie versäumen, Lebensmittelbestände, die ihren Bedarf übersteigen, bewachen zu lassen und sie, ebenso wie drohenden Mangel, zu melden, damit die höheren Stellen in der Lage sind, Ausgleiche vorzunehmen. Dazu dienen die Verpflegungstrains. Es liegt im eigensten Interesse der Truppe, diese Trains leistungsfähig zu erhalten; es ist daher falsch, sie durch übertriebene Ansprüche und Rücksichtslosigkeit vorzeitig abzunutzen.

Am ergiebigsten ist die Ausnutzung der Landesbestände hinter der Truppe, sobald dort geordnete Zustände geschaffen sind. Dies ist Aufgabe der Etappenbehörden, von deren Tatkraft, Umsicht und Selbständigkeit die Erhaltung der Armee erheblich beeinflußt wird. Sie müssen nicht nur allen Anforderungen an Verpflegungslieferung, wie sie die Wechselfälle des Krieges mit sich bringen, entsprechen können, sondern ihnen zuvorkommen. Mangelt es hinter der Front an Pflichterfüllung, so trägt die Armee den Schaden.

Bei der Armee von 1812 hat es an der Heereszucht gefehlt, darum ging sie zugrunde; in manch anderem Feldzuge hat der Hunger den Arm des Feldherrn gehemmt. Hunger und Mangel an Heereszucht entstehen eins aus dem anderen, darum ist es dringend nötig, daß sich jedermann im Heere vom Feldherrn bis zum Tagelöhner eines Proviantamts dies stets vor Augen hält, und daß sich Führer, Beamte und Truppe schon im Frieden mit dem für die Erhaltung der Mannszucht und Leistungsfähigkeit des Heeres so unendlich wichtigen Verpflegungsdienst gründlich vertraut machen.

Renner,
Württembergischer Major im Großen Generalstabe.



Die Seemacht in den Kriegen des letzten Jahrhunderts.

Seit 1815 war das Weltmeer englisch geworden; die einzige Flotte, die sich mit Ehren gegen die britische behauptet hatte, die der nordamerikanischen Union, blieb für europäische Verhältnisse außer Betracht. Die Flotten der Kontinentalmächte waren zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückt worden, und mit asiatischen Seemächten war noch nicht zu rechnen. So kam es, daß England in den Kriegen europäischer Mächte die Kontrolle über die Ereignisse zur See mit Erfolg beanspruchen konnte, und daß fast alle Unternehmungen anderer Flotten zu untergeordneter Bedeutung herabsanken. Die europäischen Festlandsnationen, besonders die deutsche, gewöhnten sich um so leichter daran, diesen erzwungenen Zustand als den natürlichen zu betrachten, als die den langen Kriegsnöten folgende Erschöpfung sie nötigte, alle Kräfte der inneren Erstarkung und Gesundung zuzuwenden. Kein Wunder, daß sich das militärische Interesse in Deutschland ganz ausschließlich der erprobten Landarmee zuwandte; man vergaß schließlich, daß Weltherrschaft, Kolonialbesitz und Welthandel ohne Seemacht undenkbar sind, und daß wie von alters her so auch heute noch die Seegewalt auf die Kriegshandlung unmittelbar und mittelbar einen entscheidenden Einfluß ausübt.

Deutsche Kriege.

Gerade Deutschland hat mit seiner Ohnmacht zur See im 19. Jahrhundert recht trübe Erfahrungen gemacht. Der dänische Krieg 1848/49 ist in seinem für den Bund keineswegs rühmlichen Verlaufe erst verständlich durch die Tatsache, daß das kleine Dänemark durch seine unbestrittene Beherrschung der See gegenüber dem flottenlosen Bunde eine ganz überlegene Bewegungsfreiheit besaß, die durch die Natur des Kriegsschauplatzes — einer buchtenreichen Halbinsel mit vorgelagerten Inseln — glänzend ausgenutzt werden konnte. Es ist hier nicht der Platz, ein Gesamturteil über die beiderseitigen Leistungen abzugeben und Kritik zu üben. Sicher ist aber, daß die Dänen, nur auf die Flotte gestützt, wiederholt in den Flanken und im Rücken der in den Herzogtümern vorgehenden Verbündeten erscheinen und die Operationen empfindlich stören konnten, und daß auch die Aufhebung der Belagerung von

Fridericia nur durch die Landung eines Truppenkorps im Rücken der Belagerer erzwungen wurde. Dieser durch die Flotte und Seeherrschaft errungene Erfolg trieb die schleswig-holsteinschen Truppen bis über die Eider zurück und entschied damit den Feldzug für die Dänen, so daß die bald darauf eingeleiteten diplomatischen Verhandlungen zu dem für den Inselstaat so günstigen und für den Bund so beschämenden Abschluß führten.

In der Enge deutscher Kleinstaaterei und kirchturmpolitischen Philistertums fand freilich trotz dieser Vorgänge der Gedanke an die Notwendigkeit einer weit ausschauenden Politik noch keinen Boden. Die 1849 mit so vielen Hoffnungen ins Leben gerufene kleine deutsche Flotte, um deren Entstehen sich der Reichskommissar Brommy in erster Linie verdient gemacht hatte, fand 1852 im Auftrage des Bundestages durch Hannibal Fischer ein Ende unter dem Hammer. Der Bundesgedanke hatte keinen Funken nationaler Zugkraft mehr.

Die weitergreifende preußische Politik schritt notgedrungen dennoch zum Flottenbau auf eigene Rechnung, und schon 1864 warf die junge preußische Flotte, ohne daß es ihr allerdings vergönnt gewesen wäre, glänzende Lorbeeren zu erwerben, ein erhebliches Gewicht zugunsten der Verbündeten in die Wagschale. Dänemark sah sich genötigt, wenigstens einen beträchtlichen Teil seiner Seestreitkräfte zu ihrer Beobachtung in den Gewässern Rügens zu verwenden. Als dann später schließlich, nach Überwindung des englischen Einspruchs, das Geschwader Tegetthoffs von London aus die Erlaubnis erhielt, in die Nordsee einzulaufen, war Dänemarks Rolle zur See, trotz der zweifelhaften Entscheidung vor Helgoland, ausgespielt. Jetzt erst wurde man in Kopenhagen gefügig, wo die Erinnerung an die Schreckenstage von 1801 und 1807 noch lebendig war; denn daß man auf die stark erschütterte Landmacht seine Ansprüche nicht stützen könnte, war längst erwiesen.

Bis dahin hatten die Dänen aber allen Anlaß gehabt, mit den Wirkungen ihrer Seeherrschaft zufrieden zu sein. Als im Februar 1864 die Kopenhagener Regierung wie 1848/49 zur Beschlagnahme preußischer Schiffe in dänischen Häfen und auf hoher See schritt, war Preußen dem gegenüber völlig wehrlos und nicht imstande, die am 9. März 1864 verhängte schwache Blockade seiner Häfen zu sprengen, die nicht einmal überall wirksam wurde. Es mußte schließlich dulden, daß sich seine Handelsschiffe vor dem kleinen Inselstaat durch fremde Flagge deckten.

Die Unmöglichkeit, die feindliche Flotte unschädlich zu machen, zwang Preußen und seine Verbündeten zu einem umfangreichen Küstenschutz. Schon Ende 1863 wurde die Armierung der Seefronten von Pillau, Danzig, Stralsund, Swinemünde, Kolberg angeordnet, später wurden die Besatzungen verstärkt, die Infanterie-Bataillone der Küstenplätze auf 812 Mann gebracht und die offenen Städte in den Schutz einbezogen. Anfang Mai 1864 hatten folgende Plätze mobile Küstenbesatzungen: in Preußen Memel, Danzig, Pillau, Stolpmünde, Rügenwalde, Coeslin, Kolberg, Peene-

münde, Swinemünde, Greifswald, Stralsund und die Jade-Mündung, in Mecklenburg Rostock und Wismar, in Hannover Elb-, Weser- und Ems-Mündung. Außerdem stand das Bundesexekutionskorps von Hacke mit siebeneinhalb Bataillonen, neun Eskadrons und vier Batterien in Wagrien als eine Art von Hauptreserve gegen Landungsunternehmungen, und schließlich waren von der Operationsarmee Tondern, Husum und Tönning mit österreichischen, Kiel, Eckernförde, Flensburg und Apenrade mit preußischen Bataillonen besetzt. In runder Summe ergibt sich die Verwendung von etwa 40 Bataillonen Infanterie nebst starker Kavallerie, Feld- und Fußartillerie im Küstenschutz, d. h. ein Machtaufgebot, das zu der mobilen Operationsarmee in keinem Verhältnis mehr stand.

Auch der Feldzugsplan wurde naturgemäß durch den Flottenmangel beeinflußt. Der schon im Februar 1864 gefaßte Entschluß des Generalstabes der verbündeten Armeen, den Feldzug nach Jütland auszudehnen, entsprang lediglich der Absicht, sich ein Tauschobjekt zu verschaffen, gegen das man beim Friedensschluß die zu den Herzogtümern gehörigen, aber ohne Flotte nicht erreichbaren Inseln wie Arrö, Sylt, Amrum, Föhr u. a. m. einlösen könnte. Die Düppel-Stellung der Dänen schließlich, ihre Behauptung Alsens und ihr endliches Entkommen von dort waren nur möglich bei unbestrittener Seebeherrschung. Nichts drückt deutlicher die Hilflosigkeit der Verbündeten zur See aus als der Schrecken, den der fast sagenhaft gewordene Rolf Krake verbreiten konnte, wo er erschien.

Im Kriege 1866 hatte Preußen zu seinem Glück keinen Gegner zur See, die österreichische Flotte war durch die italienische in der Adria festgehalten. Hier erfocht sie unter Tegetthoff über die weit überlegene italienische den glänzenden Sieg bei Lissa. Daß diese Niederlage zur See auf die Geschicke des jungen Königreichs ohne schwerwiegende Folgen blieb, ist das Verdienst der preußischen Waffenerfolge auf den böhmischen Schlachtfeldern.

Auch die französische Flottenüberlegenheit fiel 1870/71 zum Glücke der Deutschen nicht entscheidend ins Gewicht, da die raschen deutschen Siege zu Lande schnell zu ihrer Abberufung aus den deutschen Gewässern führten. Nicht einmal zu der beabsichtigten Landung bei Kolberg kam es, da der Admiral Bouët-Villaumez sie auf die Nachricht vom Herannahen des preußischen Jade-Geschwaders aufgab. Das war wenigstens ein moralischer Erfolg der kleinen preußischen Flotte, die übrigens noch nicht imstande war, der französischen eine Schlacht anzubieten. Trotz dieser Untätigkeit der feindlichen Seestreitkräfte hatten aber zunächst Kräfte der Landarmee für den Küstenschutz in Anspruch genommen werden müssen; es blieben zu dem Zwecke zurück: die 17. Division, die Garde-Landwehr-, die 1., 2. und 3. Landwehr-Division. Erst der Rückzug der französischen Flotte machte diese fünf Divisionen für den Feldkrieg frei. In Deutschland aber atmete damals alle Welt erleichtert auf, so geringfügig im Vergleich zu heute unsere Seeinteressen waren, obgleich es zu einer Hafenblockade

gar nicht gekommen war, und trotzdem die inneren Verhältnisse damals mehr geeignet waren, die Last eines solchen Druckes zu tragen als heute. Auch im weiteren Verlaufe des Krieges war die schwache preußische Flotte nicht in der Lage, das französische Übergewicht zur See zu gefährden oder gar feindliche Häfen ernstlich zu blockieren, selbst dann nicht, als die Regierung von Tours Marineoffiziere, Mannschaften und Geschütze im großen Maßstabe als Kern ihrer Neuformationen verwandt und ihnen damit eine sehr bedeutende moralische Stärkung verschafft hatte. Bis zum Ende des Krieges erhielten die französischen Armeen an der Loire ungeheure Lieferungen an Waffen und Munition aus England. Wäre es Deutschland möglich gewesen, die französischen Häfen wirksam zu blockieren, so wäre den Volksheeren Gambettas schon beträchtlich früher der Lebensnerv zerschnitten worden, der Krieg an der Loire hätte früher, soweit sich das übersehen läßt, sein Ende gefunden, und der deutschen Heeresleitung wären manche Schwierigkeiten erspart geblieben.

Orient-Kriege.

Eine weit bedeutendere Rolle spielen Flotten und Seeherrschaft in den Orient-Kriegen des 19. Jahrhunderts. Sowenig die Operationen dieser Kriege im einzelnen für die Verhältnisse moderner großstaatlicher Kriegführung vorbildlich sein können, die Bedeutung der Seeherrschaft tritt hier doch in helles Licht. Die Lage des türkischen Staatenkomplexes und weiter Teile Rußlands um das östliche Mittelmeer und das Schwarze Meer erhob, im Verein mit dem minderwertigen Zustand der Landverkehrsmittel, diese Meere zur Bedeutung strategischer Hauptverbindungslinien. Daraus entwickelte sich von alters her jenes Zusammenwirken von Landheer und Flotte, für das der Engländer den sehr bezeichnenden Namen „amphibions war“ geprägt hat.

Es ist bekannt, daß an allen diesen Kämpfen das die Meere beherrschende England beteiligt ist, nicht immer aktiv, aber mindestens als interessierter Zuschauer und bereit, das Schwergewicht seiner Schlachtschiffe in die Wagschale zu werfen, wenn in der ägyptischen, der Dardanellen-Frage oder einem der anderen heiklen Orientprobleme das beruhigende Gleichgewicht durch Obsiegen irgend eines Interessenten über den anderen gefährdet erschien.

In den griechischen Befreiungskämpfen 1821 bis 1828 beruhen die Aussichten der Hellenen lediglich auf den Erfolgen ihrer Flotte, die an Zahl und Tatkraft der türkischen dauernd überlegen war. Das türkische Landheer wirft die Aufständischen schnell in den Peloponnes zurück und scheint damit Herr der Lage. Seine Achillesferse bleiben aber dauernd die rückwärtigen Verbindungen, die mangels brauchbarer Landverbindungen auf das Ägäische Meer verlegt werden müssen. Hier nun erringen die Hydrioten unter Miaulis und Kanaris Jahr für Jahr Erfolge über die großherrliche Flotte, darunter die entscheidenden Siege von Chios und Lemnos 1822 und 1823; im Besitze der Seeherrschaft durchschneiden sie alsdann die Verbindungen der osmanischen, siegreichen Landtruppen. Diese sehen sich dadurch mehr und mehr isoliert,

und das Ende ist, daß die Türken, aller Mittel entblößt, 1821 im Peloponnes kapitulieren, 1822 ihre Landarmee bei Korinth verlieren und schließlich auch noch 1823 die Zitadelle dieser Stadt den Aufständischen übergeben müssen. Nach weiteren demütigenden Mißerfolgen veranlaßt die Hohe Pforte schließlich Mehemed Ali, den Vizekönig von Ägypten, durch Entsendung einer starken Flotte und Landarmee unter seinem Sohne Ibrahim seine Vasallenpflichten zu betätigen. Sein Eingreifen zur See ändert mit einem Schlage die Kriegslage zugunsten der Osmanen. Der Halbmond beherrscht vermöge seiner ausgesprochenen Überlegenheit unbestritten die See, wenig belästigt durch den mit großer Energie geführten Kreuzerkrieg der Hydrioten; wie denn noch nie Kreuzerkriege den Gang der großen Entscheidungen nennenswert beeinflußt haben. So konnte der geniale Ibrahim auch zu Lande im Peloponnes die erschütterte Türken-Herrschaft wieder aufrichten, und in kurzer Zeit war der Aufstand im eigentlichen Griechenland zu Boden geworfen, die türkische Herrschaft zu Lande und zu Wasser schien an den Küsten des Mittelmeeres fester als zuvor begründet.

Diese Vermehrung des türkischen Übergewichtes entsprach allerdings durchaus nicht Englands Seeherrschafts-Interessen, und man zeigte sich in St. James nicht verlegen um Mittel zur Schwächung der Osmanen. Während die Diplomaten Rußlands, Frankreichs und Englands in Stambul geschäftig über die Rettung Griechenlands unterhandelten, erschienen die Geschwader der drei mit der Türkei in Frieden lebenden Mächte unter Führung des Admirals Codrington vor Navarin, wo die ägyptisch-türkische Flotte im Hafen lag. Am 20. Oktober 1827 griff Codrington sie „auf Grund weitgehender Vollmachten“ ohne weiteres an und vernichtete sie vollständig. Der um die Seeherrschaft im Osten geführte Krieg war somit entschieden, und zwar zugunsten eines Dritten, Englands, das seinen Rivalen hier dauernd geschwächt sah. Denn Ibrahims Schicksal war durch den Schlag besiegelt, seine Landtruppen im Peloponnes konnten sich, der rückwärtigen Verbindungen beraubt, nur noch absehbare Zeit halten. Der Schluß dieser von England geführten großmächtlichen Unternehmung war die dauernde Schwächung der Türkei durch Gründung des selbständigen Königreichs der Hellenen und damit indirekt die Befestigung der Stellung Großbritanniens im östlichen Mittelmeer.

Die Türkei litt noch an diesen frischen Wunden und obendrein an den Folgen des Janitscharen-Aufstandes, als ihr 1828 Rußland den Krieg erklärte. Wiederum ist die Seeherrschaft von ausschlaggebendem Einfluß, und zwar ist es dieses Mal Rußland, das hier den Kriegsschauplatz, den Pontus Euxinus, beherrscht. Der erste russische Feldzug von 1828 zu Lande verunglückt zwar hauptsächlich durch die nach altehrwürdiger Gewohnheit unternommenen unglückseligen und zwecklosen Belagerungen der Donau-Festungen, aber der Erfolg fällt den Truppen des Zaren schließlich doch zu, weil sie bei ihren Unternehmungen an der Donau und beim Flußübergang durch die Flotte unterstützt werden und sich, längs der Küste vorgehend, auf sie basieren

können. Die Schiffsgeschütze sprechen ihr Wort mit bei Fortnahme der festen Seeplätze, und der Fall Varnas wird nur ermöglicht durch die Mitwirkung der von Zirkassien soeben zu Wasser eingetroffenen Verstärkungen. Nur an das Meer und die Flotte angelehnt, kann schließlich Diebitsch den Übergang über den östlichen Balkan wagen und steht im Spätsommer 1829 bei Adrianopel, durch wenig mehr als 100 km von der bei Enos liegenden zweiten russischen (Ostsee-) Flotte getrennt.

Der von der Hohen Pforte völlig übereilt abgeschlossene Friede von Adrianopel wäre durch die Einwirkung dieses „Schattens eines Heeres" von höchstens 20 000 Mann, das sich mitten in Feindesland, von Krankheiten verheert, in keineswegs beneidenswerter Lage befand, gar nicht verständlich. Nur die Bedrohung Konstantinopels zur See von Norden und Süden durch zwei feindliche Flotten, denen man eigene Kriegsschiffe nicht entgegensenden konnte, erklärt die kopflose Nachgiebigkeit der Türken. Das Ergebnis ist die Stärkung des einen Mitspielers um die Seegewalt im Osten, d. h. dieses Mal Rußlands, dessen Stellung durch verschiedene Konzessionen bedeutend gestärkt wird, deren wichtigste die Freigabe der Dardanellen für seine Kriegsschiffe ist.

Diese Störung des Gleichgewichts löst ganz folgerichtig wieder die englische Gegenbewegung aus, deren Ergebnis, die erhebliche Beschneidung des russischen Siegespreises auf der Konferenz zu London, die Übermacht der britischen Seemacht-Stellung wieder in glänzendes Licht rückt.

Die russische Stellung zur See verschlechterte sich später noch mehr durch den unglücklichen Ausgang des Krim-Krieges, dessen Kampfpreis die Seeherrschaft im Osten bildete. Eingeleitet durch die Zerstörung der türkischen Flotte im Hafen von Sinope durch Nachimow brachte der Krim-Krieg, dessen verwickelte politische Vorgänge ich hier übergehen muß, als ersten großen Erfolg der Verbündeten die Zerstörung der russischen Kriegsflotte im Hafen von Sewastopol im September 1854. Dieser Selbstmord des russischen Geschwaders auch ohne den geringsten Versuch, die feindliche Ausschiffung bei Eupatoria zu verhindern, war freilich mindestens verfrüht. Die Russen verfügten neben dem übrigen wenig modernen Schiffsmaterial immerhin über einige Kriegsdampfer, deren Beweglichkeit einen Ausfall für die Landenden — auch nach englischer Ansicht — sehr verhängnisvoll hätte gestalten können. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verbündeten durch den freiwilligen Verzicht der Russen auf die See aus einer argen Verlegenheit befreit wurden. Ohne souveräne Beherrschung der Meere hätten sie ihren mangelhaft vorbereiteten Feldzug mit der riesenlangen rückwärtigen Verbindungslinie über See wahrscheinlich schon bei den ersten schwankenden Unternehmungen gegen Varna und Küstendsche kläglich scheitern gesehen, oder sie wären später mit ihren ohnehin schlecht versorgten Landungstruppen in der Krim ziemlich sicher einer Katastrophe verfallen. Ist es doch allgemein be-

kannt, wie ungenügend ihr Nachschubwesen selbst auf dem vom Feinde freien Meere seine Aufgabe löste.

An den Russen hat sich die kampflose Aufgabe der Seeherrschaft bitter gerächt, indem sie den völligen Verlust nach sich zog und dazu führte, daß dieser Zustand später durch Verträge in Permanenz erklärt wurde und heute noch die Orientpolitik Rußlands lähmt.

Die Seebeherrschung spielt wieder eine Rolle bei dem nächsten russisch-türkischen Kriege 1877/78. Für Rußland lagen jedoch die Dinge dieses Mal insofern ungünstiger als 1828/29, als seit dem Krimkriege seine Kriegsflagge vom Schwarzen Meere verschwunden war, und damit die Möglichkeit fortfiel, die rückwärtigen Verbindungen ausschließlich über das Meer zu führen. Dagegen hatte die Türkei nunmehr zur See freie Hand und nutzte diese Bewegungsfreiheit aus, um den Aufmarsch ihrer asiatischen Streitkräfte großenteils zu Schiff zu bewerkstelligen und Truppenverschiebungen mit Hilfe der Flotte auszuführen. So wurde Suleiman Pascha mit 30000 Mann von Dalmatien zu Wasser auf den rechten Flügel nach Bulgarien geschafft. Rußland sah sich trotz des traditionellen untätigen Verhaltens der türkischen Kriegsflotte, nur durch deren bedrohliche Existenz, gezwungen, auf die See als Nachschubweg zu verzichten, wiewohl der Kriegführung damit ernste Schwierigkeiten erwuchsen. So kommt die See als Kriegsschauplatz gar nicht in Betracht. Erst im letzten Teile des Krieges werden wieder Seeherrschaftsfragen in den Vordergrund gerückt und zwar durch das die Meere beherrschende England. In London fürchtete man bei einem vollen Siege Rußlands für die seit Eröffnung des Suez-Kanals außerordentlich bedeutsam gewordene britische Stellung im östlichen Mittelmeer. Als daher das Protokoll von Adrianopel 1878 die Dardanellen- und Bosporus-Frage aufrollte, sah die öffentliche Meinung in England eigenste Seemachtsinteressen gefährdet. Lord Beaconsfield forderte und erhielt vom Parlament einen Kriegskredit von sechs Millionen Pfund Sterling. Die Kanal-Flotte ging nach dem Mittelmeer ab, mobile Teile der Armee wurden nach Malta entsandt, und der größte Teil des Mittelmeer-Geschwaders legte sich vor Konstantinopel. Dieser den diplomatischen Verhandlungen verliehene Nachdruck schüchterte die beiden zur See wehrlosen, vertragschließenden Mächte ein: das Protokoll wurde aufgehoben, und England setzte auf dem nun folgenden internationalen Kongreß zu Berlin durch, daß zu seinen Gunsten die russische Bewegungsfreiheit zu Wasser wieder gründlich beschnitten wurde, in erster Linie die Dardanellen seinen Kriegsschiffen gesperrt blieben. Zunächst aber ließ sich England seine Hilfe von der eingeschüchterten Türkei unter der Hand mit der Insel Cypern bezahlen und benutzte die sich bietende Gelegenheit, um durch Erwerbung der Mehrzahl der Suez-Kanal-Aktien aus der Konkursmasse Ismaïl Paschas diese Wasserstraße finanziell in seine Hand zu bekommen und auf diese Art seine Stellung im östlichen Mittelmeer

und an der Pforte Asiens zu stärken. Rußland dagegen hatte wieder die Erfahrung machen müssen, daß es durch seine Siege zu Lande allein nicht imstande war, seine ungünstige maritime Lage zu bessern, daß dazu vielmehr eine starke Flotte die Vorbedingung ist.

Den letzten Ausdruck fand diese für Rußland drückende Lage in der Unmöglichkeit, die Schwarze Meer-Flotte zur Verwendung gegen Japan durch die Dardanellen zu ziehen.

Kolonialkriege.

Unbedingt ausschlaggebend ist die Rolle der Seeherrschaft in allen über See geführten Kriegen, zu denen heutigen Tages in erster Linie die Kolonialkriege gehören. Da in diesem Falle das Meer nicht nur Operationsfeld, sondern auch, und zwar in erster Linie, Nachschubstraße ist, bedeutet der Verlust der Seeherrschaft gleichzeitig auch das Aufgeben dieser Zufahrtstraßen mit ihren Kohlenstationen, Kabeln und am letzten Ende auch den Verlust der auf diese Weise vom Mutterlande abgeschnittenen Kolonien. Das beweist die neueste Geschichte Portugals, die Frankreichs im 18. und die Spaniens im 19. Jahrhundert.

In den langen südamerikanischen Unabhängigkeitskriegen von 1810 bis 1820 blieben die Spanier, trotz mancher Mißerfolge zu Lande, so lange siegreich und Herren ihres Kolonialbesitzes, als sie Herren des Meeres und, auf die Flotte basiert, auch der Küsten blieben, und ihre Landstreitkräfte nach Bedarf zu Wasser nach den bedrohten Punkten schaffen und mit allem Nachschub versehen konnten. Erst ihr Unterliegen zu See gegen die von dem bekannten Lord Cochrane geschaffene junge chilenische Flotte hob dieses Kräfteverhältnis auf, schnitt die spanischen Kolonialtruppen von ihren heimischen Hilfsquellen ab und beendete mit einem Schlage die spanische Herrschaft in Chile und in der Folge im übrigen Südamerika.

Noch verfügte Spanien trotzdem über einen wertvollen Kolonialbesitz. Indes mit der sich in zahllosen inneren Kämpfen schnell erschöpfenden Lebenskraft des Mutterlandes ging auch seine Ausdehnungsfähigkeit und ihr vornehmster Ausdruck, die Seemacht, mit Riesenschritten zurück. Der völlige Zusammenbruch der spanischen Kolonialmacht mußte logischer Weise erfolgen und trat ein, sobald sich jemand fand, der an dem morschen Bau rüttelte. Im Jahre 1897 hielten die Spanier Kuba und Portoriko, solange als ihre Flotte die See beherrschte. Erst als sie bei St. Jago de Cuba in einem „entsetzlichen Kesseltreiben" der amerikanischen Übermacht erlegen war, wurde die Invasion der Yankees auf den Inseln möglich, und damit waren die spanischen Landtruppen, von den Hilfsquellen des Mutterlandes abgeschnitten, dem Untergange geweiht. Ebenso entschied die Vernichtung des spanischen Geschwaders vor Manila durch Dewey über das Schicksal der Philippinen, obwohl die tatsächliche Unterwerfung der Inseln durch die amerikanischen Landtruppen auch heute noch keineswegs zu Ende geführt ist.

Diese Ereignisse bestätigen in beredter Sprache die alte Wahrheit, daß

Kolonialmacht und Weltmacht nur durch die Seemacht verteidigt werden können, und daß keine ererbten Besitztitel im Völkerleben Bestand haben, wenn nicht ein starker Arm sie schützt.

Auch England geriet Ende des 19. Jahrhunderts in einen ernsthaften Kolonialkrieg gegen die Buren-Republiken, von dessen Ausgang seine Herrschaft in Südafrika abhängig war. Wie anders ist hier das Bild! Zwar tritt der Anteil der Kriegsflotte nur mittelbar in Erscheinung, durch die Tatsache der unbestrittenen Seebeherrschung durch England, aber damit hatte sie auch in dem Falle ihren Zweck völlig erfüllt; denn von gegnerischer Seite wurde nicht einmal der Versuch gemacht, etwa durch einen Kaperkrieg den Transportdienst zu stören oder auch nur zu bedrohen. Und empfindlich genug waren diese riesigen rückwärtigen Verbindungslinien, die den größten Kolonialkrieg nährten, der je in solcher Entfernung vom Mutterlande durchgeführt worden ist. Viele Monate lang hat das war office eine Transportflotte von 800 000 Tons im Dienst gehabt und damit rund 420 000 Soldaten und 150 000 Zug- und Reittiere nebst dem großen Materialbedarf nach Südafrika geschafft und dort unterhalten. Da der Kriegsschauplatz so gut wie nichts für den Unterhalt bot, blieb die gesamte Armee auf den heimischen Nachschub dauernd angewiesen, von dessen ununterbrochenem Arbeiten daher noch mehr als sonst das Schicksal des Feldzuges und der Armee abhing. Aus politischen Gründen wäre die Entsendung der ganzen heimischen und eines Teiles der indischen Landarmee ein durch nichts zu rechtfertigendes Wagnis gewesen, wenn sich die britische Seemacht nicht stark genug erwiesen hätte, diesen Expeditionstruppen gegen jeden nur möglichen Gegner den Rücken zu decken und alle Gelüste, aus dieser Verlegenheit Englands Vorteil zu ziehen, im Keime zu unterdrücken. Die englische Landarmee konnte Südafrika nur erobern, weil ihr die englische Kriegsflotte sekundierte. Allein die — trotz aller Fehler — großartige Beherrschung der nationalen Machtmittel zu Lande und zu Wasser und der stolze, feste Wille der Nation, unter allen Umständen in Ehren aus dem unerwünschten Handel hervorzugehen, ermöglichten der englischen Diplomatie ihr gleichzeitiges unbeirrtes Festhalten an den großen Zielen der europäischen und asiatischen Politik. Hier äußerten sich in wohltätigster Weise das in drei Jahrhunderten gereifte politische Empfinden des Volkes und sein durch die eigene Geschichte erworbenes Verständnis für die Voraussetzungen von Kolonialbesitz, Weltmacht und Seeherrschaft.

Die schnelle Niederwerfung des ägyptischen Aufstandes unter Arabi Pascha verdankte England ebenfalls in erster Linie der geschickten Ausnutzung der Flotte für einen Wechsel der Operationsrichtung. Indem man den Angriff von Norden her aufgab und, unter Benutzung der Flottenbasis, von Osten her gegen Kairo vorging, zwang man Arabi zur Schlacht. Der volle Erfolg bei Tel el-Kebir gab Ägypten auf immer in die Hand der Briten, seit jenen Tagen weht auf der Zitadelle von Kairo der Union Jack. Man vergleiche damit die ohnmächtigen Mühen des zu Lande

viel stärkeren, aber zur See wehrlosen Napoleons, dessen Siege in Ägypten, ohne Beherrschung der See durch die französische Flotte, nichts als belanglose Augenblickserfolge bleiben mußten, so wirkungslos auf den Gang der Geschichte, daß heute die nach dem Erfolge urteilende Nachwelt in dem ganzen Unternehmen nichts als ein groteskes Abenteuer sehen möchte.

Japanische Kriege.

Wie England ist auch Japan durch seine geographische Lage zur Seemacht bestimmt und hat sich daher bei seinen kriegerischen Unternehmungen energisch auf die Flotte gestützt. Als 1894 das junge Kaiserreich seinen Konflikt mit China mit der Waffe austrug, war Vorbedingung für die Landung stärkerer japanischer Truppen in Korea die Beseitigung der chinesischen Flotte, die am 17. September 1894 an der Ya lu-Mündung erfolgte. Das Lehrreiche dieses taktisch wenig bedeutenden Kampfes war die Erfahrung, daß die gut gepanzerten chinesischen Schlachtschiffe für die mittelschwere japanische Artillerie unverwundbar waren, und die systematische Ausnutzung der großen Schußweiten der schweren japanischen Geschütze, zwei Tatsachen, die für die Entwicklung von Schiffbau und Seekriegswesen von einschneidender Bedeutung werden sollten.

Die sich in der Zeit vom 22. Oktober bis 7. November 1894 bei Pi tsze wo auf der Liao tung-Halbinsel vollziehende Ausschiffung der japanischen Operationsarmee von 21 000 Streitern und 11 000 Nichtkombattanten ging ohne jede Störung von der Landseite her wie durch die chinesische Flotte vonstatten. Außerstande einen Angriff gegen die japanische Flotte zu wagen, nahm sie ihre Zuflucht in den Hafen von Wei hai wei. Die weiteren Ereignisse zu Lande und die erste Einnahme von Port Arthur liefern den Beweis, daß mit der geglückten Landung bei Pi tsze wo die Entscheidung bereits gefallen war, denn die chinesischen Truppen und Werke waren zu schlecht organisiert und ausgerüstet, um den einmal gelandeten Japanern ernstlich Widerstand zu leisten.

Der Frieden von Schimonoseki schließt den Feldzug, freilich ungünstig für Japan, und legte den Grund für den Krieg des Inselreichs gegen das im asiatischen Osten nach Süden vorgedrungene Rußland, das sich in der Mandschurei und in Port Arthur häuslich einrichtete.

Dieser russisch-japanische Krieg ähnelt in seinen äußeren Verhältnissen einem Kolonialkriege insofern, als für beide Mächte der Kriegsschauplatz fern von dem Mittelpunkt ihrer Macht lag. Der Umstand, daß Japan überhaupt ausschließlich auf dem Wasserwege nach der Mandschurei gelangen konnte, während Rußland mindestens zur Versorgung von Häfen und Flotten seiner dringend bedurfte, verlegte die ersten Entscheidungen auf das Meer. Es ist keine unsichere Annahme, wenn man behauptet, daß Japan, ohne im Besitze der völligen Seeherrschaft zu sein, niemals einen Entscheidungskampf auf dem asiatischen Festlande hätte durchführen können. Sein zögerndes Verhalten nach den ersten Erfolgen der Flotte am 9. Februar 1904

liefert dafür noch den Beweis. Zunächst wurde der Aufmarsch der japanischen Landarmee verhängnisvoll verlangsamt durch die Rücksicht auf die schon seit dem 9. Februar 1904 geschwächte russische Port Arthur-Flotte. Dadurch, daß die Erste Armee außerhalb des Wirkungsbereichs dieser Flotte auf Korea gelandet und zu langen Märschen durch das unwegsame Land gezwungen wurde, gewannen die Russen die kostbare Zeit, die sie so nötig gebrauchten. Schon am 18. März 1904 waren die Zweite japanische Armee sowie mehrere Divisionen transportbereit, wurden jedoch angehalten. Ihre Verladung und die Ausschiffung bei Pi tsze wo auf der Liao tung-Halbinsel und bei Da gu schan an der mandschurischen Küste wurden erst durchgeführt, als die russische Port Arthur-Flotte am 13. April 1904 nach dem unglücklichen Ausfall lahmgelegt war, und der Hafen von Port Arthur nach dem letzten Sperrversuch am 3. Mai als geschlossen gelten konnte. Dabei spielt die Frage eine geringe Rolle, ob nicht der japanische Erfolg vom 9. Februar 1904 schon ein Vorschieben der Ausschiffungspunkte an die mandschurische Küste gestattet hätte, und ob nicht dieser Schlag Togos noch viel nachhaltiger gestaltet werden konnte, wenn der Admiral sein Gros den Torpedobooten unmittelbar folgen ließ. Die ungewöhnlich hohen Opfer, die Japan später für die Bezwingung Port Arthurs brachte, beweisen, welchen Wert man in Tokyo auf die Vernichtung der dort eingeschlossenen Seestreitkräfte legte.

Beiläufig sei hier erwähnt, daß die erste Schlacht auf der Liao tung-Halbinsel, bei Kin tschou, durch das Eingreifen von vier japanischen Kanonenbooten mit 15 schweren und 14 leichten Geschützen gegen den russischen linken Flügel in letzter Stunde zugunsten der Japaner entschieden wurde.

Die Seeschlacht von Tsushima bestätigte, daß die Seeherrschaft im fernen Osten in die Hände Japans gelangt war, und beraubte die Russen der Möglichkeit, diesen Zustand gewaltsam zu ändern. Die Japaner aber fühlten erst jetzt die rückwärtigen Verbindungen ihrer Landheere völlig gesichert und schritten im Verfolg dieses Ereignisses dazu, Süd-Sachalin zu besetzen. Ein Angriff auf Wladiwostok, der aus politischen Gründen geboten gewesen wäre, mußte freilich auch jetzt infolge Mangels an materiellen Mitteln zu Lande unterbleiben.

Die Behauptung der im russischen Kriege geschaffenen maritimen Stellung ist für Japan, auch für die Zukunft, ein Gebot der Notwendigkeit, da für das Inselreich die Flotte den Wall darstellt, ohne dessen Überwindung kein Feind in das Innere gelangen kann.

Sezessionskrieg.

Ich möchte diese Betrachtungen nicht schließen, ohne einen Blick auf den einzigen großen Krieg des 19. Jahrhunderts zu werfen, an dem europäische Mächte unbeteiligt sind, den nordamerikanischen Sezessionskrieg. Nach jahrelangem, blutigem Ringen zu Lande, auf das einzugehen der Raum mangelt, gibt auch hier die Flotte den Ausschlag.



Angreifer zur See waren die unierten Nordstaaten, während der Süden dauernd in der Defensive blieb. Als Zweck hatte die nordstaatliche Seekriegführung im Auge die territoriale Einengung der Konföderation und ihre völlige Abschneidung vom Weltmarkt, auf dessen Warenaustausch die wirtschaftliche Existenz des exportierenden, freihändlerischen Südens begründet war. Die Gegensätze, Freihandel und Schutzzoll, hatten auch zum Ausbruch des Krieges geführt. Die Wege zu jenem Ziel waren die Eroberung und Beherrschung des Mississippi und seiner Nebenströme, die Trennung des Westens der Konföderation vom Osten und die Küstenblockade; hierzu trat als dritte Aufgabe der Truppentransport. Die Anforderungen an die unierte Flotte wurden um so dringender, je mehr die Überlegenheit des südstaatlichen Heeres und seiner genialen Führer zutage trat.

Die 42 kleinen und in der Welt verstreuten Holzfahrzeuge, über die 1861 der Norden verfügte, kamen kaum in Betracht gegenüber der Aufgabe, eine Küstenlinie von rund 5500 km zu blockieren und das ungeheure Stromgebiet des Mississippi zu beherrschen. Wenn aus diesen bescheidenen Anfängen bis 1865, trotz mancher Verluste, eine Flotte von 671 Schiffen, einschließlich 67 Panzer und zahlreicher Transporter, mit über 50 000 Mann Besatzung entstand, so spricht das nicht nur für die rücksichtslose Tatkraft und Unternehmungslust der Yankees, sondern vor allen Dingen für die entscheidende Wichtigkeit, die sie der Flotte beimaßen. Einen Maßstab für die Anspannung der nationalen Arbeitskraft zu diesem Ziele liefert die Tatsache, daß die Ablieferung 175 Fuß langer, gepanzerter Kasematt-Schiffe mit 13 schweren Geschützen durch die Werften binnen 65 Tagen nach Unterschreibung des Kontrakts gefordert und annähernd auch geleistet wurde. Allerdings war Vorbedingung für diese Fortschritte der Flotte die außerordentlich leistungs- und anpassungsfähige Industrie des Nordens, dessen materielles Übergewicht sich mit der steigenden Abschließung des industrielosen, rein agrarischen Südens immer erdrückender gestaltete. Die Lage der Südstaaten ähnelte in vielen Punkten der Frankreichs unter der englischen Blockade um 1800, wurde aber infolge geringerer einheimischer Hilfsquellen noch weit kritischer.

Nachdem im April 1862 Farragut durch einen kühnen Vorstoß der Flotte den Mississippi bei New Orleans forciert hatte, und im Juni 1862 Memphis, sowie 1863, nach manchen Rückschlägen, Vicksburg gefallen waren, befanden sich der Mississippi und sein ganzes Gebiet in den Händen der Nordstaatler; die Verbindung der Konföderation mit ihrem Westen war endgültig zerschnitten.

In zahlreichen Gefechten auf den Flüssen und an den Küsten blieben die gepanzerten Kanonenboote und Monitors von Farragut und Davis schließlich Sieger gegen die Widderschiffe des Südens, indes im Kampfe mit den noch so schwachen Küstenforts bestätigte sich immer wieder die alte Wahrheit, daß es kaum möglich ist, Landbefestigungen von der See aus zu nehmen, wenn nicht ein starkes Landungskorps mitwirkt. Dabei bedeuteten die damaligen neuen Panzerturmschiffe vom Typ des

„Monitor" einen ganz überraschenden Fortschritt im Kriegsschiffbau, der sich darin aussprach, daß dieser Schiffsname die Bezeichnung einer neuen Kriegsschiffsgattung wurde, und daß noch heute im Monitor das Urbild aller modernen Panzerturmschiffe zu sehen ist. Infolge des Mangels an Landungstruppen verliefen alle Flottenangriffe gegen die Einfuhrhäfen des Südens, wie Norfolk, Wilmington, Charleston, Savannah, Mobile, zunächst ergebnislos und brachten, wie 1864 die gegen Charleston, Wilmington und Mobile den unierten Geschwadern empfindliche Einbußen.

So erwuchs der Flotte die neue Aufgabe, Landungstruppen herbeizuschaffen. Sie hat auch diese gelöst, im kleinen Maßstabe im Kampfe um die Hafenforts, im großen bei der Unterstützung der Operationen in Virginien, gegen Richmond. Das größte Landungsunternehmen dieses Krieges, vielleicht überhaupt das größte der neueren Geschichte, ist im Frühjahr 1862 die Landung Mac Clellans mit einer Armee von 100 000 Mann auf der virginischen Halbinsel; die Möglichkeit dafür wurde aber zuvor durch die Schiffskanonen erzwungen in jenem berühmten Duell des „Monitor" mit dem gleichfalls gepanzerten südstaatlichen „Merrimac", durch das die Seeherrschaft im James-Flusse den Konföderierten entrissen wurde. Auch dieser groß angelegte Landungsversuch traf nicht den Lebensnerv der Südstaatler; solange auf ihrer Seite die überlegene Initiative herrschte, und sie Munition und Nahrungsmittel besaßen, fanden die unierten Heere an ihnen unüberwindliche Gegner. Erst die Küstenblockade untergrub die Existenz der Konföderation, ihre erfolgreiche Durchführung zwischen den schwierigen Lagunen und Barren der etwa 5500 km langen Küste ist eine großartige Leistung der jungen Flotte. Auch im Westen nahte vom Wasser her das Verhängnis, nachdem das Stromgebiet des Mississippi in die Hände der unierten Flotte gekommen, die Verbindung mit den westlichen Staaten des Südens durchschnitten war, und sich die Heere des Südens vergeblich mühten, vom Lande aus die verlorenen Stromgebiete zurückzuerobern. Es war eine Umklammerung größten Stils, für die der Norden den bezeichnenden Ausdruck „Anakonda-Plan" geprägt hat. Mehr und mehr schwanden die Kräfte der Heere der Konföderation trotz aller glänzenden Waffentaten auf den Feldern Virginiens durch die Absperrung vom Wasser, die jede Zufuhr an Menschenmaterial und Waffen, an Kriegsgerät, Eisenbahnmaterial, Kleidung, medizinischen Medikamenten, an Salz, Kaffee, Brotgetreide, sonstigen Lebensmitteln und Bedarfsartikeln schließlich völlig versiegen ließ. Anderseits übte die Blockade, zu deren Durchbrechung sich immer seltener ein Schiffsführer verstand, eine verhängnisvolle Wirkung auf die Volkswirtschaft des Südens aus; allein von seinem Hauptausfuhrprodukt, der Baumwolle, lagen bei Beendigung des Krieges nicht weniger als für 300 Millionen Dollar unverkäuflich auf den Stapelplätzen.

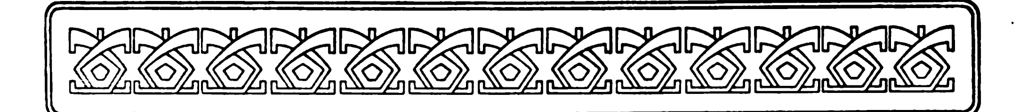
Unter diesem Drucke mußte die südstaatliche Volkswirtschaft, die nur auf der Herstellung und Ausfuhr von Rohprodukten und der Einfuhr von Fertigfabrikaten

und Lebensmitteln beruhte, trotz allen Heroismus der Bevölkerung zusammenbrechen. Die Durchschneidung der nach dem Auslande führenden Lebensadern stellte die Bevölkerung schließlich vor die Entscheidung, buchstäblich zu verhungern oder sich bedingungslos zu ergeben. Die Geschichte muß Robert Edmund Lee das ehrende Zeugnis ausstellen, daß er alle Mittel des Widerstandes erschöpft hatte, als er sich entschloß, am 9. April 1865 mit den halbverhungerten, trübseligen Resten der ruhmreichen Armee von Virginien zu kapitulieren. Ohne die Verdienste Grants, Shermans und anderer schmälern zu wollen, muß doch betont werden, daß nur die tatkräftige Mithilfe der Flotte bei der Blockade diesen Sieg der Unierten herbeiführte. Der Süden hatte es längst aufgegeben, gegen die Flotten des Nordens die See zu halten, und sich auf den Kaperkrieg beschränkt. Manche dieser in England gebauten schnellsegelnden Kaperkreuzer haben durch ihre kühnen Unternehmungen und die empfindlichen Schläge, die sie gelegentlich der gegnerischen Schiffahrt brachten, zwar Weltruf erworben, aber ihr Einfluß auf den Gang der Ereignisse war gleich Null wie der aller Kaperkriege. Der ganze Verlauf dieses Krieges ist ein schlagender Beweis dafür, wie verderblich einem Staate die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Auslande werden kann, wenn er nicht in seiner Flotte eine starke Waffe besitzt, um seine überseeischen Beziehungen wirksam zu schützen.

Aus den Ergebnissen der Kämpfe des letzten Jahrhunderts lassen sich die Aufgaben moderner großstaatlicher Flotten ableiten. Die Herrschaft über das Weltmeer war im 19. Jahrhundert, im Gegensatz zum 17. und 18., nicht mehr umstritten, sondern fester Besitz Englands geworden. Wo daher eine andere Seemacht noch in den Krieg eingriff, mußte sie sich bescheiden mit der Rolle einer Unterstützung der Landarmee, sei es, daß sie dieser unmittelbar beistand, sei es, daß ihre Operationen darauf abzielten, die Widerstandsfähigkeit des feindlichen Landheeres indirekt zu erschüttern. Es hat nicht den Anschein, daß sich im 20. Jahrhundert diese Verhältnisse wesentlich verschieben werden. England verfügt auch jetzt noch über die See- und Weltherrschaft und besitzt allein die Operationsbasis eines den Ozean umspannenden Netzes von Kohlenstationen. Die Flotte Rojestwenskis war auf dem Wege nach Ostasien lange Zeit fast wehrlos und verdankte ihr Vordringen bis Tsushima nur dem Umstande, daß sich Togo mit vollem Recht scheute, sich ähnlich weit von seiner Basis zu entfernen. Kreuzerkriege aber gegen den feindlichen Handel führen keine Entscheidung herbei. Die Flotten der Kontinentalmächte werden das Feld ihrer Tätigkeit im Falle eines europäischen Krieges im Schutze der Küsten, in der Vereitelung einer Blockade und unter gewissen Voraussetzungen in der unmittelbaren Unterstützung der Operationen des Landheeres zu suchen haben.

v. Jordan,
Hauptmann und Kompagniechef im 3. Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 58.





Der Abschluß des Buren-Krieges.*)

I. Die erneute Erhebung der Buren und die Kämpfe bis zum Beginn des Winterfeldzuges im Mai 1901.

Skizze 22.

Nachdem die Hauptmacht der Buren-Republiken in den Kämpfen bis zur Einnahme von Pretoria im offenen Felde von den Engländern geschlagen war, und Lord Roberts in siegreichem Vordringen die portugiesische Grenze im Norden erreicht hatte, konnte die in der Heimat herrschende Ansicht wohl berechtigt erscheinen, daß nunmehr jeder ernstliche Widerstand des Gegners gebrochen sei.

Man rechnete damit, daß zur endgültigen Beruhigung des Landes eine starke Polizeitruppe genügen werde, und niemand hielt es für möglich, daß die vorläufige Ruhe nur dem Feuer glich, das unter der Asche glimmend, des bloßen Anfachens bedurfte, um erneut in heller Flamme emporzuschlagen.

Auf der Seite der Buren fehlte es indessen nicht an Männern, die geeignet waren, dieses Feuer zu schüren. Weit davon entfernt, an der Sache seines Landes zu verzagen, hatte der unermüdliche De Wet bereits im August 1900 eine Zusammenkunft mit Steyn, dem Präsidenten des Oranje-Freistaates, bei der der äußerste Widerstand beschlossen wurde.

In der Absicht, neue Kommandos zu sammeln und auszurüsten, wandte sich De Wet zunächst dem Oranje-Freistaat zu.

Durch Auflösung der ihm verbleibenden Streitkräfte in kleine Trupps gelang es ihm leicht, seine Gegner zu täuschen und über den Vaal-Fluß in seine Heimat zu entkommen. Hier begann er sofort die Erhebung des Freistaats vorzubereiten. In kurzer Zeit hatte er mit Hilfe gleichgesinnter Führer wie Prinsloo, Fourie, Hertzog, zahlreiche Buren erneut zu den Waffen gerufen und bald etwa 3000 vortrefflich ausgerüstete, gut berittene Leute zusammengebracht. In kleinen Abteilungen über das Land zerstreut, standen sie ihm jederzeit zur Verfügung, sobald irgend eine größere Unternehmung Aussicht auf Erfolg versprach. Zunächst äußerte sich ihre Tätigkeit in zahlreichen Überfällen und Zerstörungen an der Bahnstrecke Bloemfontein—

*) Über die kriegerischen Ereignisse des Buren-Krieges bis zu Beginn der in diesem Aufsatz behandelten Operationen vergleiche die Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften Heft 32, 33 und 34/35.



Johannesburg, die die Engländer zwangen, einen regen Bahnschutz einzurichten und zu diesem Zwecke viele Truppen ihrer eigentlichen Aufgabe im Felde zu entziehen.

Lord Roberts hatte zur Säuberung des Oranje-Freistaates eine Anzahl fliegender Kolonnen gebildet, mit dem Auftrage, den Feind, wo er sich zeigte, anzugreifen und alle Pferde sowie Hab und Gut der im Felde stehenden Buren beizutreiben.

Diesen Kolonnen fehlte indessen jede Beweglichkeit. Aus Infanterie, zahlreicher Artillerie und ungezählten Fahrzeugen zusammengesetzt, waren sie nicht in der Lage, mit den gut berittenen Gegnern Schritt zu halten, die außerdem über jede Bewegung der Engländer stets auf das genaueste unterrichtet waren und sich rechtzeitig in Sicherheit brachten, sobald sich jene näherten.

Hier machte sich erneut der Mangel geltend, der bis zum Abschluß des Krieges einen der größten Schäden auf englischer Seite bildete: das Fehlen der nötigen Anzahl Pferde sowie einer dem Gegner ebenbürtigen Reitertruppe. Tatsächlich betrug im September 1900 die Zahl der im Oranje-Freistaat verfügbaren englischen Reiter kaum ein Drittel derjenigen der Buren.

Beginn der Erhebung im Oranje-Freistaat im September 1900.

Sorgsam bemüht sich seinen Verfolgern zu entziehen, vermied De Wet zunächst jede stärkere Ansammlung seiner Kräfte und gab Befehl, einstweilen einem Angriff der Engländer überall auszuweichen. Doch schon Anfang September zeigten sich bei den Buren die ersten Anzeichen einer neuen, offensiven Kriegführung.

Nachdem etwa 800 Reiter Piet Fouries den kleinen Posten bei Ladybrand 110 km östlich von Bloemfontein eingeschlossen und drei Tage lang bis zu seinem Entsatz durch General Bruce-Hamilton heftig angegriffen hatten, führte De Wet selbst den Angriff gegen General Barton, der mit einer der oben genannten Verfolgungs-Kolonnen bei Frederikstad, 100 km südwestlich Johannesburg, stand.

Am frühen Morgen des 20. Oktober griff er mit etwa 1500 Mann das Lager der Engländer an, warf die ihm entgegentretenden Schwadronen der Imperial Light Horse zurück und ging mit Schützen gegen die englische Infanterie vor. Als der Angriff im offenen Gelände nicht vorwärts kam, begannen die Buren, das Lager ringsum mit Schanzen und Schützengräben einzuschließen und sich so unter heftigem Feuer an den Feind heranzuarbeiten.

Nachdem General Barton in der Annahme, einen viel stärkeren Gegner vor sich zu haben, seine erste Stellung mit einer günstigeren auf den Höhen südlich Frederikstad vertauscht hatte, setzte De Wet seinen Angriff noch drei weitere Tage mit großem Nachdruck fort. Erst als am 25. Oktober Entsatz von Welverdiend herankam, zog er mit seinen Leuten in südlicher Richtung ab, ohne daß zunächst irgend eine Verfolgung durch die Engländer stattfand.

Der Angriff auf Frederikstad ist bezeichnend für die neu erwachende Angriffslust der Buren. Wie wenig sie durch die vorhergegangenen Niederlagen im offenen Felde geschwächt war, geht daraus hervor, daß De Wet es wagen konnte, hier eine

mehr als doppelt so starke englische Abteilung, die im Besitz von zehn Geschützen war, anzugreifen und vier Tage lang zu fesseln. Gleichzeitig bietet der Kampf ein lehrreiches Beispiel für die Tätigkeit abgesessener Schützen im Angriffsgefecht. Ähnliche Angriffe auf britische Besatzungen fanden im Laufe des Monats Oktober im Südwesten des Oranje-Freistaates bei Jagersfontein, Philippolis, Fauresmith, Jacobsdal und Koffyfontein statt.

Mit der nunmehrigen Verfolgung De Wets wurde General Knox beauftragt, der nach Vereinigung mehrerer Kolonnen am 26. Oktober die Spur der Freistaater von Potchefstroom aus, 140 km südwestlich Johannesburg, aufnahm.

General Knox beginnt die Verfolgung De Wets.

Abgesehen von der rastlosen Ausdauer ihres Führers schien die Abteilung Knox dadurch zur Verfolgung des flüchtigen Gegners besonders geeignet, daß sie über 600 im Kolonialkrieg erprobte australische Reiter und über zahlreiche berittene Infanterie verfügte. Es gelang zunächst, die Nachhut der Buren beim Überschreiten des Vaal-Flusses in der Gegend von Buffelshoek unter Feuer zu nehmen. Die Verluste waren aber nur gering, und De Wet konnte mit den Hauptkräften ungehindert Winkeldrift erreichen.

Während er selbst nach Ventersdorp, nordwestlich von Frederikstad, zu einer neuen Besprechung mit dem Präsidenten Steyn eilte, erreichten seine Leute unter Froneman die Gegend von Bothaville nordwestlich Kroonstad. Bei der Unterredung zwischen De Wet und Steyn, der soeben aus Transvaal zurückgekehrt war, wurde beschlossen, die erwachende Kampfeslust der Freistaater zu einem kühnen Offensivstoß gegen die Kapkolonie auszunutzen und dadurch den gesunkenen Mut der Transvaal-Buren zu neuem Widerstand zu beleben.

Indessen hatte General Knox die Spur der Buren unter Froneman wieder aufgenommen, und es gelang ihm, kurz nach De Wets Rückkehr, sein Lager in der Frühe des 6. November bei Bothaville zu überfallen. Nach heftigem Widerstand wurde das Lager erstürmt. Außer zahlreichen Gefangenen und dem gesamten Gepäck fielen dem Sieger sieben Geschütze und ein Maschinengewehr in die Hände. De Wet und Steyn gelang es indessen, mit den Hauptkräften zu entkommen. Hier wie bei Frederikstad erfolgte keine energische Verfolgung des flüchtigen Gegners. Auch auf afrikanischem Boden sollten dieses Gefecht und viele nachfolgende Kämpfe beweisen, daß es für den Erfolg nicht genügt, Geschütze zu erobern und einige Gefangene zu machen, solange es der Hauptmacht des Feindes möglich ist, sich der Vernichtung zu entziehen.

De Wet gewinnt neuen Anhang.

Der oben geschilderte Mißerfolg hielt den Führer der Freistaater so wenig auf, daß er bereits bis Mitte November wieder etwa 1500 Reiter vereinigt hatte. Die Erhebung im Oranje-Freistaat konnte sich in dieser Zeit um so leichter vollziehen, als der größte Teil der englischen Truppen noch durch die Besetzung und Niederwerfung Transvaals in Anspruch genommen war.

Den Erfolg bei Bothaville abgerechnet, hatten sich die Verfolgungskolonnen ihren Aufgaben wenig gewachsen gezeigt, vielfach dienten sie sogar nur zur Bedeckung der zahlreichen Verpflegungstransporte der im Lande befindlichen Besatzungen. Dabei gewann De Wet einen immer größeren Anhang, seitdem die Verwüstung der Höfe einen großen Teil der Bewohner obdachlos gemacht hatte. In dem Gedanken, daß sie nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten, sahen sie in dem Krieg das beste Mittel, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. So gern sie indessen bereit waren, die eigene Scholle zu verteidigen, so schwierig gestaltete es sich für De Wet anfangs, Anhänger zu finden, die bereit waren, ihm über die Grenzen in die Kapkolonie zu folgen.

De Wets Vormarsch zum Einfall in die Kapkolonie.

Als er Mitte November mit der Ausführung seines kühnen Planes begann, lagen die Verhältnisse für ihn keineswegs ungünstig. Lord Roberts stand im Begriff, nach Europa abzureisen, mehrere wichtige Kommandostellen im englischen Heere waren soeben erst neu besetzt worden, vor allem aber hatte in dieser Zeit die englandfeindliche Stimmung unter den Bewohnern der Kapkolonie wesentlich an Umfang gewonnen. So durfte De Wet mit Recht erwarten, daß ein erfolgreicher Einfall von größter Tragweite für seine Sache sein werde.

Skizze 23.

Bereits eine Woche nach seiner Niederlage bei Bothaville brach er an der Spitze von 1500 Reitern und mit einem Krupp-Geschütz aus der Gegend von Doornberg, südlich Kroonstad, in südlicher Richtung auf und überschritt am Abend des 16. November die durch englische Sperrposten befestigte Linie Bloemfontein—Ladybrand zwischen Thaba'Nchu und Ladybrand. Es zeigte sich hierbei, wie wenig die passive Absperrung derartiger Verteidigungslinien geeignet war, einen beweglichen, berittenen Gegner aufzuhalten. Ohne daß seine Verfolgung aufgenommen wurde, erreichte De Wet die nach seinem Vater benannte Stadt Dewetsdorp, schloß die dort befindliche englische Besatzung von etwa 480 Mann ein und zwang sie nach heftigem Widerstande zur Übergabe. Auch bei diesem Gefecht ist es bezeichnend, daß sich die abgesessenen Buren durch die rings um die Stadt angelegten Schützengräben nicht aufhalten ließen, sondern den Angriff erfolgreich durchführten. Obwohl in einem Umkreise von etwa 30 bis 60 km britische Besatzungen in Wepener, Thaba'Nchu, Bloemfontein, Reddersburg und Edenburg lagen, erhielt keine rechtzeitig die Nachricht von der Bedrohung Dewetsdorps, und als am 24. November Oberst Barker mit 870 Reitern von Edenburg herankam, war die Stadt in Feindeshand, und er selbst nicht stark genug, um den weit überlegenen Gegner anzugreifen.

Inzwischen hatte Lord Roberts auf die Nachricht von De Wets Vormarsch den in Pretoria weilenden General Knox mit dem Befehl über die Kolonnen Pilcher, Herbert und Barker zur weiteren Verfolgung der Buren beauftragt. Diese waren auf die Meldung vom Herankommen der englischen Verstärkungen unter Mitnahme der Gefangenen in südlicher Richtung auf Helvetia abgezogen. Wohl gelang es am 27. No-

vember dem Oberst Pilcher mit 300 Reitern und einigen Geschützen den Feind dort kurze Zeit unter Feuer zu nehmen, er konnte aber nicht verhindern, daß De Wet seinen Zug in südlicher Richtung in die Gegend von Bethulie fortsetzte.

Hier zogen die Buren zahlreiche Verstärkungen an sich und griffen nunmehr mit etwa 2500 Mann die Kolonne Herbert in der Gegend von Goed Hoop, etwa 25 km nordöstlich von Bethulie, an. Nachdem der Angriff durch rechtzeitige Gegenmaßregeln des Generals Knox abgewiesen war, entschloß sich De Wet gleichzeitig mit dem Kommandanten Hertzog, nunmehr an zwei Stellen wirklich in die Kapkolonie einzurücken. Während Hertzog zwischen Norvals Pont und Hopetown im westlichen Teil der Kapkolonie vordringen sollte, beabsichtigte De Wet, die Grenze zwischen Bethulie und Aliwal North zu überschreiten und sich dem südlichen und östlichen Teil zuzuwenden.

De Wet überschreitet den Caledon.

Am 3. Dezember begann er einen seiner bekannten Gewaltmärsche, durch die er sich seinen Gegnern auch in den späteren Kämpfen stets überlegen zeigte. Er brach bei strömendem Regen unter dem Schutze der Dunkelheit auf und wußte die Engländer dadurch über seinen Abmarsch völlig zu täuschen. Nach 27stündigem Marsch erreichte er unbemerkt Karree Poort am Caledon. Hier gelang es ihm den stark angeschwollenen Fluß, allerdings unter Verlust von einem Geschütz, zu überschreiten und bis zum Abend des 5. den die Grenze bildenden Oranje bei Odendaal Stroom zu erreichen. Hatte der kühne Führer mit seiner kleinen Schar bisher alle ihm durch seine Feinde bereiteten Hindernisse zu überwinden gewußt, so setzte hier die Natur seinem Vordringen unüberwindliche Schranken. War schon der Übergang über den Caledon mit den größten Schwierigkeiten verbunden, so zeigte sich die hier vorhandene Furt infolge der reißenden Strömung als gänzlich ungangbar. De Wet wußte auch, daß alle in der Nähe befindlichen Brücken durch die vor wenigen Tagen eingetroffenen Bataillone der Garde-Brigade stark besetzt waren. Ein Abwarten, bis die Furt wieder gangbar war, schien unmöglich, denn hinter ihm kam Knox heran, den der Verlust seiner gesamten Bagage beim Überschreiten des Caledon nicht hatte aufhalten können. De Wets Lage schien verzweifelt, er zeigte indessen auch hier durch rasches, tatkräftiges Handeln seine Überlegenheit.

De Wet entschließt sich zur Umkehr. 6. Dezember.

Da Knox in der Annahme, daß sein Gegner bereits über den Oranje in die Kapkolonie eingedrungen sei, den größeren Teil seiner Kräfte über Bethulie auf das südliche Ufer gesandt hatte, brauchte De Wet nur noch mit der kleineren Zahl seiner Verfolger zu rechnen. Er verschob kurzer Hand seinen ursprünglichen Plan, in die Kapkolonie einzudringen, auf günstigere Zeiten, marschierte am 6. Dezember nach Norden ab und überschritt am 7. den Caledon bei Commissie Drift, nachdem er den Übergang über die südlich gelegene Brücke vergeblich zu erkämpfen gesucht hatte. Nunmehr konnte er endlich seinen erschöpften Pferden die nötige Rast geben, und es glückte ihm sogar, zwei frische Buren-Kommandos heranzuziehen. Doch noch erwartete ihn die schwierigste Aufgabe. Hinter ihm hatte Knox nach mehrfachem Hin-

und Herziehen die richtige Spur wieder aufgenommen. Um die Heimat mit den ihm wohlbekannten Schlupfwinkeln zu erreichen, galt es nun für De Wet, zum zweiten Male die mit verstärkten Posten besetzte Linie Ladybrand—Bloemfontein zu überschreiten.

Ein Ausweichen nach Osten war infolge der feindlich gesinnten Basuto-Stämme unmöglich, ein Durchbruch nach Westen schien aussichtslos, da inzwischen starke englische Kräfte östlich der Bahn Springfontein—Bloemfontein versammelt waren. Größte Eile war geboten, denn Knox war bereits so nahe herangekommen, daß er am 11. Dezember in der Nähe von Helvetia die Nachhut der Buren bedrohte. Nach einem vergeblichen Versuch, in westlicher Richtung über Reddersburg auszubiegen, lagerten die Buren am 13. Abends bei Daspoort in Fühlung mit der von Knox geführten Vorhut, die den Hauptkräften vorausgeeilt war. Auf die Nachricht, daß neue Truppen zur Verstärkung der Linie Bloemfontein—Ladybrand unterwegs seien, gab De Wet den anfangs erwogenen Plan auf, Knox anzugreifen, und erreichte durch einen Nachtmarsch von etwa 50 km in der Frühe des 14. Dezember Springhaans Nek.

Die Buren durchbrechen die englische Absperrungslinie bei Springhaans Nek.

Die englischen Kräfte, die diesen Posten besetzt gehalten hatten, waren zufällig kurz vorher zur Verstärkung der Besatzung von Thaba'Nchu abgerückt. So war eine Lücke in der Absperrungslinie entstanden, die De Wet dank seiner guten Aufklärung nicht verborgen geblieben war. Mit Tagesanbruch sandte er 300 Reiter unter dem Kommandanten Prinsloo voraus und ließ die englischen Postierungen bei Thaba'Nchu mit Schützen angreifen. Inzwischen suchten die Hauptkräfte der Buren nach Überschreiten des Passes von Springhaans Nek in östlicher Richtung durchzubrechen. Hierbei stießen sie auf starke Besetzungen berittener Infanterie mit zwei Geschützen unter Oberst Thorneycroft, die sie mit vernichtendem Feuer überschütteten. In diesem kritischen Augenblick setzte sich der Kommandant Piet Fourie an die Spitze der zögernden Buren und stürmte mit den 3000 Reitern und zahlreichen Handpferden in unaufhaltsamem Galopp über den mit heftigem Feuer bestrichenen Hang in nördlicher Richtung durch die englischen Posten hindurch. De Wet selbst folgte mit der Nachhut. Als General Knox mit seiner Abteilung den Kampfplatz erreichte, waren die Buren längst mit allen Teilen durchgebrochen, und die sogleich aufgenommene Verfolgung blieb wirkungslos.

So gelang es De Wet, mit dem geringen Verlust von zwanzig Gefangenen und zwei Geschützen abermals seinen Gegnern zu entkommen. Ihm selbst war allerdings die Ausführung seines ursprünglichen Planes, in die Kapkolonie einzudringen, vorläufig nicht geglückt. Er hatte aber zwei vortrefflichen Unterführern den Weg dorthin geöffnet.

Hertzog und Kritzinger dringen in die Kapkolonie ein.

Außer dem Kommandanten Hertzog, der über Sand Drift im Westen vorgegangen war, hatte Kritzinger am 16. Dezember im Süden die Grenze bei Odendaal Stroom überschritten, und beide Führer nahmen in der folgenden Zeit die volle Aufmerksamkeit der englischen Heeresleitung in Anspruch.

Der ergebnislose Verfolgungszug hatte die Engländer erkennen lassen, daß vorläufig an einen endgültigen Abschluß des Krieges nicht zu denken war. Eine neue, weit beweglichere Art der Kriegführung hatte begonnen, und es zeigte sich, daß mit passiver Besetzung und Absperrung sowie mit langsam marschierenden Kolonnen eine Truppe wie die Reiter De Wets nicht zu bekämpfen war.

Lord Kitchener übernimmt den Oberbefehl.

In dieser Lage hatten die Engländer das Glück, daß derselbe Mann, dessen zäher Ausdauer es bereits gelungen war, den Sudan-Feldzug erfolgreich zu Ende zu führen, nunmehr die Leitung des Krieges übernahm. Kitchener hatte bei der Abreise Lord Roberts aus Südafrika am 29. November den Oberbefehl über die dortigen Truppen erhalten, und es stellte sich bald heraus, daß er nicht minder als sein Vorgänger die Fähigkeiten besaß, die der verantwortungsreiche Posten verlangte.

Das Erwachen des Widerstandes in der Transvaal-Republik.

Durch die geschilderten Vorgänge im Oranje-Freistaat hatte die Transvaal-Republik Zeit gefunden, sich allmählich von den schweren Niederlagen und den auf ihrem Boden ausgefochtenen Kämpfen zu erholen. Als Lord Roberts seinen siegreichen Zug bis an die portugiesische Grenze fortgesetzt hatte, war es unterlassen worden, den Buren den Rückzug in die für sie wichtigsten Gebiete im Norden zu verlegen. So gelang es Mitte September Louis Botha, Ben Viljoen und dem stellvertretenden Präsidenten Schalk Burger sich mit etwa 2000 Buren nach Pietersburg durchzuschlagen. Hier traten sie mit den übrigen, ebenfalls zum äußersten Widerstand entschlossenen Führern wie Beyers, Kemp und vor allem mit dem unermüdlichen De la Rey in Verbindung. Gleichzeitig erfolgten Beratungen mit dem Präsidenten Steyn, neue Kommandos wurden ausgerüstet und, obgleich die Buren auf ihren Höfen zerstreut, anscheinend wieder friedlicher Beschäftigung nachgingen, warteten sie in Wirklichkeit nur auf den Ruf ihrer Führer, um sich von neuem zu erheben. Während De Wet und Steyn in ihrer Heimat bereits im Oktober wieder zu den Waffen griffen, fühlten sich die Transvaaler unter dem Eindruck der voraufgegangenen Kämpfe gegen Lord Roberts erst Ende November stark genug, um sich an dem allgemeinen Aufstande zu beteiligen. Auch ihnen gegenüber beschränkten sich die Engländer zunächst darauf, die wichtigsten Punkte, vor allem die Eisenbahnen zu besetzen, und ebenso wie im Oranje-Staat wurden je nach Bedarf einzelne Verfolgungskolonnen gebildet.

Der Streifzug der Kavallerie-Division French über das Hohe Veld. 12. bis 26. Oktober.

In Anbetracht des weit ausgedehnteren Gebietes blieben indessen in Transvaal große Landstrecken, vor allem im Norden, gänzlich unbeaufsichtigt und gestatteten den Buren volle Freiheit in ihren Bewegungen und Maßnahmen. Gelegentlich fanden Streifzüge zum Absuchen bestimmter Gegenden statt; wie wenig sich aber die Engländer damals noch der Beweglichkeit ihrer Gegner angepaßt hatten, erweist der Streifzug der Kavallerie-Division French vom 12. bis 26. Oktober über das „Hohe Veld“ zwischen Machadodorp und Heidelberg.

Die Division zählte damals 3000 Reiter, hatte also etwa dieselbe Zahl Berittener wie De Wet auf seinem vorher geschilderten Zuge. Dazu kamen noch Teile der in

der Nähe verfügbaren Infanterie und 20 Geschütze. Im ganzen betrug die Zahl 4800 Mann, 3950 Pferde und 3100 Maultiere. Da der Marsch durch unwirtliches Land führte, wurde außer mehreren hundert Fahrzeugen der großen Bagage noch eine Proviantkolonne von 155 Wagen mitgenommen. Sie wurde von 2480 Ochsen gezogen und hatte eine Gesamtlänge von etwa 6 km. Daß eine derart schwerfällig zusammengesetzte Truppe ein willkommenes Angriffsobjekt für die auf eine solche Gelegenheit wartenden Buren sein mußte, war allzu klar. Der Marsch vollzog sich daher unter fortgesetzten Kämpfen und, als General French nach 14 Tagen sein Ziel Heidelberg erreichte, hatte er etwa 100 Mann, 320 Pferde, 1230 Ochsen und 55 Wagen verloren. Zu dieser ungewöhnlich hohen Verlustziffer stand die Zahl von neun Buren, die im Kampfe gefangen waren, und 49, die sich freiwillig ergeben hatten, nicht im Verhältnis. Die bald darauf erfolgte Auflösung der Kavallerie-Division in ihrer bisherigen Zusammensetzung war eine berechtigte Maßregel.

Unter den kleinen Gefechten und Überfällen in Transvaal verdient das Gefecht am Komati-Fluß besondere Erwähnung, da die Buren hier eine ganz neue und in der Folge sehr wirksame Kampfesweise anwendeten.

Als sich die Kolonne des Generals Smith-Dorrien nach einem Zuge in die Gegend südlich von Belfast auf dem Rückmarsch nach Norden befand, legten sich ihr am 7. November starke Buren-Abteilungen am Komati-Fluß vor. Sie wurden vertrieben, jedoch griffen mehrere hundert Burgher am 8. November die Nachhut mit großer Heftigkeit an. In der Absicht, die Geschütze zu erobern, saßen sie, als der Schützenangriff nicht vorwärts kam, wieder auf, feuerten zunächst vom Sattel und gingen dann im langen Galopp zur Attacke vor. Nur mit Mühe, unter starken Verlusten und Einsatz neuer Kräfte aus dem Gros, gelang es, den Ansturm der Buren abzuwehren und die Geschütze zu retten.

Gefecht bei Rhenoster Kop. 29. November.

Am 29. November kam es zu einem größeren Kampfe zwischen General Paget und Ben Viljoen bei Rhenoster Kop, nordöstlich Pretoria, wo der englische Führer mit zwei Bataillonen und 1200 Mann berittener Infanterie sowie neun Geschützen die nur etwa 1200 Mann starken Buren angriff. Der Kampf gegen die sehr günstige Stellung Viljoens ging trotz der Übermacht der Engländer bis zum Abend nicht vorwärts, und die Buren konnten unter dem Schutze der Dunkelheit ungehindert abziehen. Der Verlust von 85 Mann hatte dem englischen Führer keinerlei Erfolg gebracht, das Gefecht aufs neue bewiesen, daß der Angriff auf einen so gewandten Gegner nur dann gerechtfertigt ist, wenn gleichzeitig Maßregeln getroffen werden, um ihn am Abmarsch zu hindern oder ihm den Rückzug zu verlegen. Das Eindringen in eine vom Feinde besetzte Stellung allein bedeutete besonders den Buren gegenüber keinen Sieg. In dieser Beziehung trat unter Kitcheners Oberbefehl auf englischer Seite eine völlige Änderung in der Kriegführung ein.

Schwierige Aufgabe Kitcheners. Stärke der beiderseitigen Streitkräfte.

Freilich war die Aufgabe, die ihn erwartete, nicht leicht. Wenn auch in dem bisherigen Feldzuge etwa 6000 Buren gefallen oder ausgewandert und etwa 15 000 gefangen waren, blieben doch noch im ganzen etwa 60 000 Mann im Felde, deren Widerstand gebrochen werden mußte. Auch lag die Schwierigkeit darin, daß diese Streitmacht nicht wie bisher in größeren Verbänden auftrat und durch energische Schläge vernichtet werden konnte. Sie war vielmehr über den weit ausgedehnten Kriegsschauplatz zum Teil in unwegsamen Gegenden zerstreut. Nur etwa ein Viertel befand sich jedesmal unter den Waffen, der weitaus größere Teil hielt sich in Bereitschaft auf dem Lande, war aber jederzeit des Rufes der Führer gewärtig.

Demgegenüber verfügte Kitchener beim Antritt seiner neuen Stellung über die stattliche Gesamtzahl von 210 000 Mann. Diese waren indessen nur zum geringsten Teil in der Front verfügbar. Fast 100 000 Mann waren über das ganze Land zur Sicherung der Eisenbahnen und der stets bedrohten rückwärtigen Verbindungen zerstreut, mehrere Tausend zur Besetzung wichtiger Städte, Posten und Absperrungslinien oder zum Schutze von Etappenorten sowie zur Bedeckung von Transporten bestimmt. Außerdem mußte die ständig hohe Zahl der Kranken und Verwundeten abgerechnet werden. Es kam hinzu, daß nur zu leicht die Fühlung zwischen den einmal hinter der Front zurückgebliebenen Leuten und der Truppe verloren ging. Während viele nach ihrer Wiedergenesung auf Befehle warteten, sich wieder an ihren Truppenteil heranzufinden, die in den meisten Fällen nicht eintrafen, fanden andere das Leben auf der Etappe in irgend einer friedlichen Betätigung als Burschen, Köche, Ordonnanzen, Krankenwärter oder Gärtner weit angenehmer als den gefahrvollen Dienst am Feinde.

Bei der Anpassung der Armee an die neue Art der Kriegführung und bei der Aufstellung neuer Verbände galt es aber noch größere Schwierigkeiten zu überwinden.

Mangel an berittenen Kräften auf englischer Seite.

Nachteilig vor allem war der Mangel einer den Buren gleichwertigen und gleichstarken Kavallerie. Der englische Heerführer übersah, daß, so lange seine Gegner insgesamt, die Engländer nur zum Teil beritten waren, der Krieg noch Jahre lang andauern konnte. Dabei war es nicht leicht, die englische Reiterei, abweichend von der ihr bisher anerzogenen Stoßtaktik mit der blanken Waffe, zu einer im Schützengefecht brauchbaren Truppe heranzubilden. Viele hatten bereits in der von Lord Roberts befohlenen Abschaffung der Lanze eine schwere Versündigung gegen den Reitergeist gesehen und wollten nur unwillig den hohen Wert anerkennen, den Kitchener mit Recht der Schußwaffe beimaß. Besonders galt es die Zahl der berittenen Infanterie zu erhöhen. So sehr auch diese neue Waffengattung anfangs durch ihre geringe Reitfertigkeit zurückstand, die Dauer des Feldzuges hatte doch ihre Brauchbarkeit sehr gefördert. Sie war aber erklärlicherweise mehr als alle anderen Waffen in Anspruch genommen, und so hatten sich ihre Reihen bedeutend gelichtet.



Eine weitere Schwierigkeit ergab sich daraus, daß sich zu diesem Zeitpunkt die Dienstpflicht der Kolonialtruppen und der englischen Freiwilligen ihrem Ablauf näherte. Wenn auch die meisten bereit waren, bis zum Abschluß des Krieges bei der Fahne zu bleiben, wollten sie doch auf kurze Zeit ihre Angehörigen in der Heimat aufsuchen, und es schien nicht angebracht, die Männer, die in der Stunde der Gefahr ihr Leben bereitwillig dem Vaterlande dargeboten hatten, durch den Buchstaben des Gesetzes auf dem Kriegsschauplatz festzuhalten.

Aus der Beschaffung der nötigen Anzahl Pferde erwuchs der englischen Heeresleitung eine der größten Schwierigkeiten. Es ist bezeichnend für den außergewöhnlich großen Bedarf, daß im Dezember 1901 7600 Pferde und 2000 Maultiere als Monatsrate für Südafrika angefordert wurden. Die großen Verlustzahlen werden von englischer Seite dadurch erklärt, daß den Pferden nach der Landung nur selten die nötige Zeit gegeben wurde, um sich an das Klima und die gänzlich veränderten Lebensbedingungen zu gewöhnen und von den Anstrengungen der Seereise zu erholen. Meistens wurden die Tiere sogleich nach ihrer Ausschiffung in Züge verladen, auf den Kriegsschauplatz gebracht und mußten ohne jede Vorbereitung dort die größten Märsche zurücklegen. Ein weiteres Übel bestand darin, daß vielfach die Pferdepflege sehr im argen lag. Die hohe Verlustzahl steigerte sich im weiteren Verlauf des Krieges aber noch wesentlich.

Burenfreundliche Gesinnung in der Kapkolonie.

Besonders ungelegen kam Lord Kitchener gerade zu der Zeit, da er den Oberbefehl übernahm, und so viele Fragen in der Neuorganisation der Armee ihrer Lösung harrten, die Bedrohung der Kapkolonie durch De Wets Einfall. Wenn auch dort eine allgemeine Erhebung zunächst nicht drohte, bildete doch die Möglichkeit eine ständige Gefahr, daß die Buren einen großen Teil der gegen England gesinnten Bewohner zum Anschluß an ihre Sache brächten. Auch fanden sie aus der Kapkolonie immer wieder frischen Zulauf an Mannschaften und Mittel zur Ergänzung ihrer Ausrüstung. Um das zu verhindern und vor allem die rückwärtigen Verbindungen der eigenen Armee zu sichern, war es erforderlich, starke Truppen abzuzweigen, die eigentlich in der Front nötig gebraucht wurden.

Schon Lord Roberts hatte damit begonnen, den im Felde stehenden Buren durch Zerstörung ihrer Höfe eine der wichtigsten Lebensadern abzuschneiden. An dieser Maßregel wurde auch in der Folge festgehalten. Die Verwüstung des Landes bedeutete zwar eine große Härte für die Bevölkerung, war aber durch den Charakter des Krieges geboten.

Kitcheners Maßnahmen zur Verstärkung des Heeres.

Mit der Energie und Ausdauer, die seine Maßnahmen stets gekennzeichnet hatten, begann Kitchener die Lösung seiner schwierigen Aufgabe. Nachdem er alle irgend entbehrlichen Leute an die Front geschickt hatte, nahm er die Vermehrung seiner berittenen Streitkräfte in Angriff. Hierzu erfolgten dringende Aufforderungen an das Mutterland sowie an sämtliche Kolonien. In Pretoria wurde eine

Stammtruppe zur Ausbildung berittener Infanterie geschaffen und den Infanterie-Regimentern befohlen, alle verfügbaren Mannschaften dorthin zu senden. Trotz aller eifrigen Bemühungen ließen sich indessen Kitcheners Wünsche nicht sobald in die Tat umsetzen, und erst im April des folgenden Jahres konnte er über eine so starke berittene Truppe verfügen, als er zur Beendigung des Krieges für unerläßlich hielt.

In England selbst rief die Nachricht von der Fortdauer des Krieges, dessen Ende noch nicht abzusehen war, eine schwere Enttäuschung hervor. Wohl setzte der Staatssekretär für den Krieg, Brodrick, im Parlament auseinander, daß die Geschichte ähnliche Vorgänge zur Genüge aufweise, daß Napoleon I. genötigt gewesen sei, fünf Jahre lang etwa 400 000 Mann in Spanien gegen minderwertig bewaffnete, schlecht ausgebildete Truppen im Felde zu halten, 30 000 bis 50 000 Kubaner auf ihrer kleinen Insel etwa 227 000 Spanier zwei Jahre lang hingehalten, und daß auch die Amerikaner sich gezwungen gesehen hätten, etwa 100 000 Mann nach den Philippinen zu senden. Wie dringend indessen die Hinaussendung von Verstärkungen sei, wurde erst im Januar 1901 nach der Rückkehr Lord Roberts nach England erkannt.

Lord Kitchener ließ sich indes durch die Aussicht, daß seine Streitkräfte nicht vor dem April des folgenden Jahres die von ihm gewünschte Stärke erreichen konnten, in keiner Weise stören. Während neue Verbände in der Heimat und in den Kolonien aufgestellt, und die Ausreise von Ersatz- und Verstärkungstransporten beschleunigt wurde, ordnete er mit rücksichtsloser Strenge die Verhältnisse im Innern der englischen Armee. Gleichzeitig erfolgten zahlreiche Neubesetzungen wichtiger Kommandostellen am Feinde, das Nachrichtenwesen wurde gründlich geregelt und damit begonnen, eine große Anzahl kleiner Posten einzuziehen, die, ohne den nötigen Rückhalt, dem Gegner nur eine willkommene Gelegenheit zu Überfällen boten. Soweit sie aber unentbehrlich waren, wurden sie nach Möglichkeit befestigt, um im Interesse der Verstärkung der beweglichen Kolonnen, ihre Besatzung verringern zu können. Auch die Anlage der Konzentrationslager zur Aufnahme der Frauen und Kinder der im Felde kämpfenden Buren nahm ihren Fortgang. Die Hoffnung allerdings, den Feind durch diese Maßregel zur Nachgiebigkeit zu zwingen, erfüllte sich nicht; im Gegenteil, es zeigte sich bald, daß seine Beweglichkeit dadurch vielfach erhöht wurde, da ein großer Teil der Angehörigen sowie des Trosses nun nicht mehr mitgeführt zu werden brauchte.

Lord Kitchener war noch mit den ersten Anordnungen in seiner neuen Stellung beschäftigt, als die schon begonnene Erhebung der Transvaal-Buren eine sehr bedenkliche Ausdehnung nahm.

Gefecht bei Nooitgedacht. 13. Dezember.

Am 3. Dezember gelang es einer Abteilung von 600 Buren unter De la Rey und Smuts bei Buffelspoort, 70 km westlich Pretoria, einen englischen Transport von 75 Mann, 138 Wagen und 1832 Ochsen zu erbeuten. Bald darauf griff De la Rey, der sich mit dem Kommandanten Beyers vereinigt hatte, mit etwa

3000 Mann und fünf Geschützen den bei Nooitgedacht mit etwa 1500 Mann und neun Geschützen lagernden General Clements an. Es gelang ihm, am 13. Dezember im Morgengrauen die englischen Vorposten völlig zu überraschen. Während Beyers von Norden her den steilen Hang des Magalies-Berges angriff, auf dem sich die Hauptstellung der Engländer befand, ging De la Rey von Westen her gegen das englische Lager vor. Der Angriff wurde von beiden Abteilungen mit hervorragender Gewandtheit ausgeführt. Unter dem Schutz des bergigen, mit Buschwerk bedeckten Geländes, galoppierten die Reiter bis auf wirksame Schußweite heran, saßen dann ab und trugen unter lautem Rufen den Schützenangriff unaufhaltsam vorwärts.

Trotz dieser Zähigkeit im Angriff, die bei ihren Gegnern eine bisher völlig ungewohnte Erscheinung war, leisteten die englischen Truppen zunächst tapferen Widerstand. Auf die Dauer war es indessen nicht möglich, der doppelten Umfassung des überlegenen Feindes standzuhalten. So mußte sich General Clements entschließen, nach Räumung des Lagers und hartnäckiger Verteidigung einer weiter rückwärts gelegenen Stellung mit einem Verlust von 637 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen in östlicher Richtung zurückzugehen. Das Gefecht bei Nooitgedacht bedeutete einen großen Erfolg für die Buren. Es war ihnen gelungen mit einem Verlust von nur 100 Mann eine starke Abteilung des Gegners zurückzuwerfen. Außer dem für ihre Sache so wichtigen moralischen Erfolge, kamen ihnen durch Erbeutung des feindlichen Lagers Vorräte jeder Art zugute.

Sie begingen aber, trotz De la Reys Bemühungen, wieder den alten Fehler, daß sie nach siegreichem Kampfe auf jegliche Verfolgung verzichteten. Die Niederlage Clements war durch das Verhalten einer nur etwa 22 km nordwestlich Nooitgedacht lagernden englischen Abteilung von etwa 1300 Mann mit sechs Geschützen unter dem Obersten Broadwood mitverschuldet. Obwohl der Führer die Meldung von dem Kampfe der Abteilung Clements erhielt, tat er nichts, um sie zu entlasten, sondern marschierte auf ein falsches Gerücht in östlicher Richtung auf Elands Drift, wo angeblich Kolonnen der Buren stehen sollten.

De la Rey entzieht sich der Verfolgung.

General French wurde nunmehr beauftragt, sich mit der Kolonne des Generals Clements zu vereinigen und mit ihm gegen De la Rey vorzugehen. Die Buren entzogen sich dem Angriff durch eiligen Abmarsch. Auch ein weiterer Versuch Frenchs scheiterte, am 26. Dezember durch Vormarsch in breiter Front auf Ventersdorp mit 5600 Mann und 40 Geschützen De la Rey und Beyers zum Kampfe zu stellen. De la Rey gelang es vielmehr, am 5. Januar 1901 bei Cyferfontein einen Teil des 14. Husaren-Regiments in einen Hinterhalt zu locken und ihm einen Verlust von zwei Offizieren, 46 Mann an Toten und Verwundeten und 70 Pferden beizubringen. In der folgenden Zeit trennten sich De la Rey und Beyers. Während ersterer im westlichen Transvaal blieb, marschierte Beyers, die Bahn Johannesburg—Pretoria überschreitend, nach Osten. De la Reys Erfolge hatten

inzwischen einen immer größeren Zulauf der Transvaaler zu den Waffen veranlaßt, und bereits Mitte Januar konnte er eine neue selbständige Streifabteilung von 700 Mann unter Smuts ins Feld stellen.

Dieser vereinigte sich am 17. Januar mit dem Potchefstroom-Kommando, griff am 29. in der Stärke von etwa 1300 Mann einen schwachen Posten bei Modderssfontein an und zwang die nur 200 Mann starke Besatzung am 31. zur Übergabe. Es gelang ihm sogar, daselbst nach Heranziehung weiterer Verstärkungen mit 1500 Mann und zwei Geschützen einen Angriff des Generalmajors Cunningham mit 2600 Mann und zehn Geschützen am 2. Februar abzuweisen.

Die Lage im östlichen Transvaal.

Somit war die Lage im westlichen Transvaal für die Engländer nichts weniger als erfreulich, aber auch die Erhebung im Osten der Republik machte weitere Fortschritte. Hier hatten Louis Botha und Ben Viljoen, ersterer nördlich, letzterer südlich der Delagoa-Bahn, ihre Kommandos versammelt. Im Südosten blieb es mit Ausnahme von einem Angriff auf die Besatzung von Vryheid in der Zeit vom 11. bis 12. Dezember 1900 sowie auf Utrecht, die beide abgewiesen wurden, ruhig. Dagegen unternahm in der Nacht vom 28. zum 29. Dezember Viljoen einen kühnen Angriff auf den mit etwa 250 Mann und einem Geschütz besetzten Posten bei Helvetia nördlich von Machadodorp und zwang ihn zur Übergabe. Nach diesem Erfolge entschlossen sich Louis Botha und Viljoen zu einem allgemeinen Vorgehen gegen die englischen Besatzungen in der Linie Pan—Machadodorp während der Nacht vom 7. zum 8. Januar 1901; der überall mit großer Tapferkeit durchgeführte Angriff gelang indessen nicht. Er führte bei Belfast zu heftigen Kämpfen, doch konnten die Engländer ihre Stellungen mit einem Verlust von 24 Toten, 78 Verwundeten und 70 Gefangenen behaupten und den Feind zurückweisen. Hätten die Burenführer es verstanden, ihre starken Kräfte zusammenzuhalten und sie einheitlich gegen einen Punkt der feindlichen Aufstellung anzusetzen, so hätte der mit großem Geschick vorbereitete Angriff wohl unzweifelhaft zu einem ähnlichen Erfolge wie bei Helvetia geführt.

Es ist bezeichnend für die Art der Kriegführung, daß in der Zeit vom Dezember 1900 bis Januar 1901 die Transvaal-Buren in allen größeren Gefechten die Angreifer waren, während sich die Engländer meistens unter namhaften Verlusten auf die Verteidigung beschränken mußten.

Der Angriffsplan der Buren im Januar 1901.

Durch die Erfolge De Wets im Westen, De la Reys und Louis Bothas im Osten befand sich Lord Kitchener in einer um so bedrohlicheren Lage, als die Führer der Buren, durch Zuzug von allen Seiten verstärkt und durch ihre Erfolge ermutigt, nunmehr einen allgemeinen Angriff planten. Nachdem Hertzog und Kritzinger durch ihren Einfall im Dezember 1901 die Erhebung der Kapkolonie vorbereitet hatten, sollte De Wet mit starken Kräften die Grenze überschreiten, sich mit Hertzog vereinigen und den Vormarsch auf Kapstadt antreten. Gleichzeitig wollte Louis Botha mit

5000 Mann aus dem östlichen Transvaal vorgehen und durch Natal auf Durban marschieren.

Wie bereits geschildert wurde, waren die Buren-Generale Hertzog und Kritzinger am 16. Dezember 1900, ersterer mit etwa 1000 Reitern bei Sand Drift, letzterer mit etwa 700 Reitern bei Odendaal Stroom, in die Kapkolonie eingefallen. Ihr Vormarsch war nicht ohne Wirkung auf die englandfeindlichen Elemente im nördlichen Kapland geblieben, und Kitchener hatte sich daher genötigt gesehen, in 14 Distrikten das Standrecht erklären zu lassen. Gegen Hertzog wurde sogleich eine Verfolgungskolonne unter Generalmajor Settle angesetzt mit dem Auftrag, die Buren vor allem an einem Überschreiten der Bahnstrecke Naauwpoort—De Aar zu hindern. Auf die Nachricht vom Anmarsch des Gegners gab Hertzog den Vormarsch in südlicher Richtung auf, wandte sich nach Westen und erreichte bis zum 22. Dezember 1900 Britstown.

Vormarsch Hertzogs in der Kapkolonie.

Kritzinger war inzwischen in der Richtung auf Burghersdorp vorgegangen, wich geschickt den gegen ihn aus der Linie Sherborne—Steynsburg vorgehenden Verfolgern aus und gelangte unter zahlreichen kleinen Gefechten bis Anfang Februar über Aberdeen in die Gegend von Willowmore. Nachdem der tapfere Führer etwa 300 km südlich der Grenze in das Herz der Kapkolonie vorgedrungen und allen gegen ihn ausgesandten Abteilungen entgangen war, blieb er auch während der folgenden Monate als eine ständige Bedrohung der rückwärtigen Verbindungen auf englischem Gebiet.

Unterdessen hatte der Kommandant Hertzog seinen Vormarsch über Frasersburg in der Richtung auf die Lamberts-Bay fortgesetzt. Dort hoffte er ein Transportschiff mit Munition und Vorräten zu finden und beabsichtigte, neu ausgerüstet, seinen Streifzug bis in die Gegend von Kapstadt auszudehnen. Der kühne Plan kam aber nicht zur Vollendung, denn an Stelle des angekündigten Schiffes fanden die enttäuschten Buren bei ihrem Eintreffen an der Lamberts-Bay einen englischen Kreuzer vor, der sie mit heftigem Feuer empfing. Hertzog sah sich nunmehr angesichts der von Süden her gegen ihn vorgehenden Truppen der Kolonne Settle genötigt, nach Nordosten auszuweichen, und erreichte bis Mitte Februar wieder die Gegend von Frasersburg.

Hertzog entschließt sich zur Umkehr.

Während dieser Vorgänge hatte sich De Wet bereitgehalten, um durch einen erneuten Einfall mit starken Kräften Hertzog zu unterstützen. Nach der Rückkehr von seinem Streifzuge im November und Dezember 1900 waren seine Kommandos zunächst aufgelöst und größtenteils in die Heimat entlassen worden. Als er erfuhr, daß der Vorstoß Hertzogs und Kritzingers von Erfolg begleitet sei, rief er alle verfügbaren Kräfte zu den Waffen und versammelte etwa 2200 Mann mit zwei Geschützen unter den tüchtigsten Führern am 25. Januar 1901 bei Doornberg.

De Wet rüstet sich zum erneuten Einfall in die Kapkolonie. 25. Januar 1901.

Skizze 24.

Kitchener war durch Späher über die Absichten seiner Gegner rechtzeitig unterrichtet worden und entsandte den bereits im Kampfe gegen De Wet bewährten

General Knox sowie den General Bruce-Hamilton zu seiner Verfolgung. Die Gesamtstärke beider Kolonnen betrug etwa 4300 Mann mit 29 Geschützen.

De Wet überschreitet den Oranje bei Sand Drift.

Infolge von Unbilden der Witterung konnten beide Abteilungen den Abmarsch De Wets nach Süden nicht mehr aufhalten. Es gelang ihm mit geringer Mühe, Knox, der sich bei Tabaksberg vorgelegt hatte, abzuweisen, und es galt nun wieder, wie bei seinem vorhergehenden Zuge, die mit Sperrposten besetzte Linie Bloemfontein—Ladybrand zu durchschreiten. Diesmal fand er dort keinen wirksamen Widerstand. Er überschritt in der Nacht vom 30. zum 31. Januar die genannte Linie westlich Thaba'Nchu und erreichte Dewetsdorp. Hier wußte er seine Verfolger durch falsche Gerüchte von einem beabsichtigten gewaltsamen Übergange bei Odendaal Stroom zu täuschen, wandte sich plötzlich nach Westen und ging in zwei Kolonnen über die Bahn südlich Edenburg. Während Knox und Bruce-Hamilton durch den Abmarsch in westlicher Richtung jede Spur verloren hatten, überschritt De Wet ungehindert den Oranje bei Sand Drift.

Sein nächstes Ziel, die Kapkolonie, hatte er zwar erreicht, seine Lage war aber doch keineswegs unbedenklich. Die Pferde waren durch die starken Gewaltmärsche bei schlechtem Wetter hart mitgenommen, etwa 800 seiner Leute hatten sich geweigert, ihm über die Grenze zu folgen, mit der Erklärung nur in der Heimat fechten zu wollen, vor allem war aber General Knox bereits auf seinen Fersen, und neue feindliche Abteilungen wurden von Süden im Anrücken gemeldet. De Wet entschloß sich daher, die Vormarschrichtung nach Süden aufzugeben und sich, ebenso wie Hertzog, den westlichen Distrikten der Kapkolonie zuzuwenden.

Kitchener nutzt die Bahnlinien zum Transport seiner Verfolgungskolonnen aus.

Nachdem Kitchener eingesehen hatte, daß es den schnellen Reitern De Wets immer wieder gelang, sich durch ihre Beweglichkeit den Verfolgern zu entziehen, griff er nun zu einem neuen wirksameren Mittel. Mit Hilfe der Bahnlinie Bloemfontein—Naauwpoort—De Aar gelang es ihm, bis Mitte Februar 15 Verfolgungskolonnen, jede etwa 1000 Mann stark, gegen De Wet zu versammeln. Starke Teile der Transvaal-Besatzungen wurden hierzu herangezogen. Kitchener leitete selbst von De Aar aus die Bewegungen seiner Unterführer. Seine Absicht war es vor allem, ein weiteres Vordringen De Wets nach Südwesten zu verhindern, da eine Kriegführung in jenen weitab von der Bahn entfernten Gegenden große Schwierigkeiten erwarten ließ.

De Wet will sich mit Hertzog vereinigen.

Durch den vorzüglichen Nachrichtendienst über alle Bewegungen der Engländer wohl unterrichtet, faßte De Wet den Entschluß, in starken Gewaltmärschen seinen Verfolgern vorauszueilen, um sich, über Prieska weit ausholend, mit Hertzog zu vereinigen.

Sehr zustatten kam es ihm, daß er in dem Distrikt Hopetown zahlreiche Pferde erbeuten konnte, um die große Anzahl der Burgher wieder beritten zu machen, die unterwegs ihre Pferde eingebüßt hatten.

Eile war indessen geboten, denn schon waren zwei englische Kolonnen der Generale Knox und Plumer hart auf seiner Spur. Plumer gelang es mit seinen vortrefflich berittenen australischen Reitern*) am 17. Februar die Nachhut der Buren bei Gous Pan zu überraschen. Wegen völliger Erschöpfung seiner Pferde mußte er jedoch die weitere Verfolgung zunächst aufgeben. Nur 150 Reiter hielten Fühlung mit De Wet, der seinen Marsch eilig in nordwestlicher Richtung fortgesetzt hatte. Wollte er sich mit Hertzog vereinigen, so mußte er den Oranje zum zweiten Male überschreiten. Seine Lage wurde dadurch besonders erschwert, daß er nunmehr den großen Bogen des Oranje vor sich und in seiner linken Flanke einen Nebenfluß dieses Stromes, den Brak-Fluß, hatte. Während sonst zahlreiche Furten den Übergang ermöglichten, waren beide Flüsse durch anhaltenden Regen in diesen Tagen stark angeschwollen. Gelang es nicht, einen Ausweg zu finden, so mußten die Verfolger das Netz hinter ihm zuziehen. Auf der Suche nach einer gangbaren Furt wandte De Wet sich zunächst dem Laufe des Oranje folgend stromaufwärts. Als aber gemeldet wurde, daß starke feindliche Kräfte dicht hinter ihm seien, und von der oben erwähnten, 150 Mann starken Reiterschar Plumers ein kühner Angriff bei Sarens Drift erfolgte, als vor allem auch von Hertzog keine Nachricht eintraf, und die Haltung seiner eigenen Leute immer schwieriger wurde, mußte De Wet den weiteren Vormarsch aufgeben und sich schweren Herzens zur Rückkehr entschließen.

De Wet muß sich zum Rückzug entschließen.

Dieser Rückzug wurde meisterhaft ausgeführt. Immer bestrebt, eine gangbare Furt zu finden, setzte De Wet den Marsch stromaufwärts fort, während General Plumer mit äußerster Anstrengung folgte. Es gelang dem General, am 23. Februar mit Teilen die Nachhut der Buren nordwestlich von Hopetown zum Kampfe zu stellen und beide Geschütze zu erbeuten. Unaufhaltsam weitereilend, erhielt De Wet die Meldung, daß sich eine neue Kolonne unter Major Paris im Anmarsch von Kimberley westlich von Hopetown vorgelegt habe, aber hier glückte es ihm, den Feind durch einen geschickten Nachtmarsch zu umgehen. Als General Plumer herankam, der sich unterdessen wieder mit Knox vereinigt hatte, entwickelte sich ein heftiges Feuergefecht zwischen seiner Abteilung und der des Majors Paris, bis man erkannte, daß De Wet längst entkommen sei.

Hertzogs Marsch zur Vereinigung mit De Wet.

Inzwischen hatte der Buren-General Hertzog seinen Marsch von Carnarvon zur Vereinigung mit De Wet in der Richtung auf Prieska angetreten. Auf die Nachricht, daß De Wet seine Absichten geändert habe, überschritt Hertzog den Brak-Fluß und beschloß den Rückmarsch ebenfalls in östlicher Richtung fortzusetzen. Gefolgt von der englischen Abteilung des Generals Bruce-Hamilton, der mit der Bahn De Aar und von dort Britstown erreicht hatte, wandte sich Hertzog über Strydenburg auf Petrusville, fand hier die Spur De Wets und vereinigte sich mit ihm am 27. Februar bei Sand Drift.

---

* Im ganzen etwa 1100 Reiter und 10 Geschütze.



De Wet und Hertzog kämpfen sich bis Bothas Drift durch und erreichen den heimatlichen Boden. 28. Februar.

Skizze 25.

Da der angeschwollene Oranje einen Übergang immer noch unmöglich machte, sah sich De Wet, der nun schon acht Tage vergeblich nach einer Furt gesucht hatte, auch jetzt noch genötigt, weiter stromaufwärts zu marschieren. Wenn er auch seit der Vereinigung mit Hertzog wieder über etwa 1500 Reiter verfügte und dank der Schnelligkeit seiner Pferde bisher geschickt entkommen war, wurde doch die Gefahr, von der Übermacht erdrückt zu werden, immer größer, je mehr er sich der Bahn Colesberg—Bloemfontein näherte. Denn hier hatte Lord Kitchener bereits wieder starke Truppentransporte über De Aar—Naauwpoort—Colesberg herangeführt, die sich den Buren vorlegen sollten. Doch auch diesmal begünstigte das Glück die kleine tapfere Schar. Zunächst hatten sich die englischen Bahntransporte durch Mangel an rollendem Material wesentlich verzögert. So kam es, daß bis zum 27. Februar einstweilen nur etwa 200 Mann in der Linie Colesberg—Bothas Drift standen, gegen die nunmehr De Wet mit weit überlegenen Kräften in der Nacht vom 27. zum 28. Februar anrückte. Es gelang ihm mit Leichtigkeit durchzubrechen und, bevor noch stärkere Abteilungen heran gekommen waren, Bothas Drift zu erreichen. Endlich war auch das Wasser gesunken, und nach neuntägigem vergeblichem Suchen zeigte sich von fünfzehn Furten diese Drift als erste gangbar.

In kurzer Zeit wurde der Übergang vollendet, und unter lautem Jubel betraten die Buren den heimatlichen Boden. Als die englischen Kolonnen nach einigen Stunden den Fluß erreichten, war De Wet längst in Sicherheit.

In den nächsten Tagen entließ er den größten Teil seiner Leute, die sich überall im Lande zerstreuten, und gelangte mit dem Präsidenten Steyn bis zum 11. März nach Senekal. Wohl setzten die englischen Abteilungen die Verfolgung noch nördlich des Oranje fort, es kam indessen nur noch zu kleinen Nachhut-Gefechten südlich Fauresmith. Sobald die Auflösung der Kommandos und die Entlassung in ihre Heimat erfolgt war, bedeutete jedes weitere Vordringen der Engländer einen Luftstoß.

Bedeutung des Streifzuges.

De Wets Streifzug, auf dem er in 43 Tagen etwa 1200 km zurücklegte, ist, besonders in Anbetracht der äußerst ungünstigen Witterung und der sehr schlechten Wege, reiterlich eine vortreffliche Leistung. Keine der zahlreichen englischen Abteilungen konnte auf die Dauer mit seinen Reitern Fühlung halten; es gelang ihm stets, der weit überlegenen Zahl seiner Verfolger zu entkommen. Sein Zug erscheint um so bedeutungsvoller, als den Engländern alle Hilfsquellen des eigenen Landes, zwei durchgehende, miteinander verbundene Bahnlinien und alle technischen Nachrichtenmittel zur Verfügung standen.

Der ursprünglichen Absicht, durch den Einfall der drei Abteilungen Hertzogs, Kritzingers und De Wets ihre Anhänger in der Kapkolonie zum Aufstand und Anschluß zu veranlassen, hat der Erfolg, dank den schnellen und energischen Maßnahmen Lord Kitcheners, allerdings nicht entsprochen.



Immerhin lehren die geschilderten Züge in hervorragendem Maße, wie sich kleine Streifkorps unter tatkräftigen Führern im Rücken einer feindlichen Armee der Verfolgung überlegener Kräfte entziehen können. Dabei konnten die Engländer den drei Streifabteilungen ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden. Hätten die Buren irgendwelchen Rückhalt an stärkeren eigenen Kräften gehabt, wie sie im Anfange des Krieges Lord Roberts gegenüberstanden, die gleichzeitig beträchtliche Teile des englischen Heeres nördlich des Oranje fesselten, so wären diese Unternehmungen zweifellos weit wirksamer gewesen.

Auch ist in Rechnung zu setzen, daß die Führer nicht über Truppen verfügten, die im Frieden bereits zu Gehorsam und Disziplin erzogen, und für die gegebene Befehle bindend waren. Um so höher müssen die Eigenschaften der Führer bewertet werden, denen es trotz anfänglichen Widerstandes gelang, ihren Willen durchzusetzen und so hohe Leistungen zu erzielen.

Auf englischer Seite steht das Verdienst Kitcheners im Vordergrunde. An Stelle der wenigen schwerfälligen, durch starke Infanterie, Artillerie und zahlreiche Fahrzeuge in ihrem Marsch behinderten Kolonnen der früheren Zeit sind jetzt eine große Anzahl leichter, äußerst beweglicher Abteilungen geschaffen worden, die sich aus Kavallerie, berittener Infanterie und leichten Geschützen zusammensetzen. Obgleich aber auch Eisenbahnen zur schnellen Beförderung von Truppenteilen bei der Einkreisung des Gegners sowie technische Hilfsmittel aller Art ausgenutzt werden, gelingt es nicht, ihn an irgend einer Stelle erfolgreich zum Kampfe zu zwingen und entscheidend zu schlagen. Das Nachrichtenwesen und der Aufklärungsdienst versagen gänzlich, so daß die Fühlung mit dem Feinde nach jeder Berührung fast immer wieder verloren geht, während die Buren stets durch Späher, Depeschenreiter und vorzüglich angelegte Heliographenstationen alle Bewegungen der Engländer auf das genaueste erfahren.

Die geschilderten Streifzüge bieten somit ein klares Beispiel für den unbestreitbaren Wert eines guten Nachrichtendienstes und beweisen die Überlegenheit, die durch ihn auch numerisch schwächere Kräfte in ihrer Beweglichkeit und Entschlußfreiheit erlangen.

Lord Kitchener hatte gewünscht, daß es seinen Abteilungen gelingen möchte, einen der Burenführer, vor allem De Wet, gefangenzunehmen. Ein solcher Erfolg blieb zwar aus, von großer Wichtigkeit war es aber doch, daß ein Aufstand der Kapkolonie verhütet wurde, und es den Transvaalern unter Louis Botha nicht gelang, De Wet durch einen Vorstoß nach Süden zu unterstützen.

Frenchs Vormarsch in Transvaal. Januar 1901.

Fast gleichzeitig mit dem Beginn des geschilderten Streifzuges De Wets hatte General French in dem Gebiet zwischen der Natal- und der Delagoa-Bahn sowie der Zulu- und Swasi-Land-Grenze seinen Vormarsch zur Einkreisung der Transvaaler unter Louis Botha begonnen. Der englische Führer stellte bis Mitte Januar

sieben Kolonnen zum Angriff bereit, deren Streitkräfte etwa zu drei Fünftel aus berittenen Truppen bestanden.

Die Gefechtsstärke belief sich auf etwa 14 000 Mann mit 58 Geschützen, während die Verpflegungsstärke 21 000 Mann, 11 500 Pferde und 9000 Maultiere betrug. Für die Ernährung dieser bedeutenden Kräfte kam besonders erschwerend in Betracht, daß der Vormarsch im weiteren Verlauf in östlicher und vor allem südöstlicher Richtung führte, so daß nur eine Bahnlinie, die Natal-Eisenbahn, als Verpflegungsbasis benutzt werden konnte. Hierdurch entstanden erhebliche Verzögerungen, die die Bewegungen der Engländer nachteilig beeinflußten und dem Gegner zugute kamen, der seine Verpflegung im eigenen Lande vorfand.

Beginn der Bewegungen 27. Januar.

Der Vormarsch des Generals French wurde auch dadurch gehemmt, daß Kitchener ihn beauftragt hatte, den von ihm durchzogenen Landstrich regelrecht zu verwüsten, Hab und Gut der Buren, soweit es der Armee nicht von Nutzen sein konnte, zu zerstören und alle Bewohner in die Konzentrationslager zu schaffen. Als am 27. Januar der Befehl zum Beginn der Bewegungen gegeben, und der Marsch am folgenden Tage bei sehr heißer Witterung angetreten wurde, war es besonders schwierig, die Fühlung zwischen den einzelnen Kolonnen vor allem während der Nacht zu erhalten.

So konnte bereits zu Anfang des Vormarsches ein Teil der Buren das Netz der Engländer durchbrechen und in ihrem Rücken am 29. Januar die Zweigbahn Johannesburg—Springs zerstören. Inzwischen zogen sich die Hauptkräfte Bothas unter kleineren Nachhutgefechten langsam in der Richtung auf Ermelo zurück, während ganze Scharen von Fliehenden ihnen mit aller Habe vorauseilten, um sich vor den Engländern in Sicherheit zu bringen.

French beabsichtigte den konzentrischen Vormarsch auf Ermelo derart fortzusetzen, daß die in der Mitte marschierenden Kolonnen verhalten sollten, während die Flügelkolonnen in stärkeren Märschen vorgingen. Hierbei vergrößerten sich aber die Zwischenräume auf dem linken Flügel der Engländer wesentlich. Während sie auf dem rechten Flügel und in der Mitte nur etwa 12 km betrugen, waren die Kolonnen auf dem äußersten linken Flügel bis zu 36 km voneinander entfernt. Dies hatte zur Folge, daß dort eine gegenseitige Unterstützung nicht möglich war, und es gelang daher einer zweiten Abteilung von etwa 300 Buren unter Christian Botha nach Westen durchzubrechen und ebenfalls die rückwärtigen Verbindungen ernstlich zu bedrohen.

Angesichts des umfassenden Vormarsches der stark überlegenen englischen Kräfte befand sich Louis Botha in einer äußerst schwierigen Lage. Wohl war zunächst noch ein Ausweichen in östlicher Richtung möglich, je länger es aber verzögert wurde, desto mehr vergrößerte sich die Gefahr, über die Swasi- oder Zulu-Land-Grenze gedrängt und, bei der feindlichen Haltung der von altem Haß erfüllten Stämme, alsdann auch im Rücken bedroht zu werden. Hatte indessen der Führer der Transvaaler auch auf den

geplanten Einfall in die Kapkolonie verzichten müssen, so war er doch nicht geneigt, dem Gegner durch weiteres Zurückgehen Freiheit zu lassen. Während er etwa 1500 Mann mit dem Schutz der flüchtenden Frauen und Kinder beauftragte, faßte er den kühnen Entschluß, mit den am besten ausgerüsteten Kommandos, etwa 2000 Reitern, einzelne englische Kolonnen anzugreifen und zu schlagen.

Bothas Angriff bei Lake Chrissie. 5. Februar.

Hierzu bot die auf dem äußersten linken Flügel vorgehende etwa 3000 Mann und 12 Geschütze starke Abteilung des Generalmajors Smith-Dorrien eine willkommene Gelegenheit. Dieser war am Abend des 5. Februar in die Gegend von Lake Chrissie gelangt und lagerte daselbst, ohne daß ihn bisher irgendwelche beunruhigende Meldungen erreicht hatten, als seine Vorposten in der Nacht vom 5. zum 6. Februar plötzlich von allen Seiten angegriffen und mit vernichtendem Feuer überschüttet wurden. Die Verwirrung wurde dadurch erhöht, daß sich die Pferde des 5. Ulanen-Regiments fast sämtlich losrissen und in wilder Flucht durch das Lager stürmten.

Der nun folgende Angriff der Buren stieß indessen hinter den Vorposten auf die Hauptkräfte der Engländer und fand hier so heftigen Widerstand, daß es den Angreifern bis Tagesanbruch nicht gelang, weiter vorzudringen. Angesichts der bedeutenden Übermacht mußte Botha sich daher mit dem gelungenen Überfall begnügen, der es ihm ermöglichte, mit starken Kräften nach Norden durchzubrechen und in den Rücken der englischen Kolonnen zu gelangen, wo er von nun an eine ständige Gefahr für ihren Vormarsch bildete. Ein weiterer Erfolg bestand darin, daß er den Engländern einen Verlust von 75 Mann und 300 Pferden beibrachte und ihr Vorgehen auf diesem Flügel um einen ganzen Tag verzögerte.

Die übrigen Abteilungen hatten unterdessen ihren Marsch in südöstlicher Richtung fortgesetzt; die Gegend von Ermelo, in der sich der Gegner bisher aufgehalten hatte, wurde nunmehr frei gefunden. Die Hoffnung Frenchs, daß der nach Südosten zurückgewichene Teil der Transvaaler am Vaal-Flusse Widerstand leisten werde, erfüllte sich nicht. So sah sich der englische Führer genötigt, dem flüchtigen Feinde weiter zu folgen, der es seinerseits geschickt verstand, durch zahlreiche kleinere Nachhutgefechte an günstigen Abschnitten den Verfolgern Aufenthalt zu bereiten und dem mit Hab und Gut fliehenden Trosse den nötigen Vorsprung zu verschaffen.

Im Verein mit der mehr und mehr wachsenden Entfernung von der Natal-Eisenbahn bereitete in der Folge die Verpflegung der gegen die Linie Luneberg—Amsterdam vorgehenden Marschkolonnen der Mitte und des linken Flügels große Schwierigkeiten, zumal die vorhandenen Wege in sehr schlechtem Zustande waren. Der Vormarsch Frenchs wurde auch durch eintretendes Regenwetter und das rasche Anschwellen der kleinen Gebirgsflüsse wesentlich aufgehalten. Erst am 7. März gelang es, hinreichende Verpflegung zur Fortsetzung der weiteren Bewegungen sicherzustellen.

Diesen Stillstand vom 19. Februar bis 7. März benutzten die Buren, die im

eigenen Lande ausreichende Verpflegung fanden, um teils nach Norden, teils in das unwegsame Gelände östlich von Vryheid zu entkommen. In der folgenden Zeit kam es noch zu kleineren Gefechten, indes zu keinem größeren Zusammenstoß, da sich die Buren überall geschickt zu entziehen wußten. Durch fortgesetzte Verpflegungsschwierigkeiten aufgehalten und in ihren rückwärtigen Verbindungen durch die herumschwärmenden Streifabteilungen dauernd bedroht, konnten die englischen Kolonnen auch jetzt nur langsam vorwärtskommen. Sie erreichten bis zum 26. März die Linie Vryheid—Pietretief und unternahmen von hier aus Streifzüge nach Südosten sowie über die Swasi-Land-Grenze, wohin Teile der Buren geflüchtet waren. Der Streifzug Frenchs, den die Engländer mit dem Namen „Drive" (Treiben) bezeichneten, fand Mitte April seinen Abschluß, nachdem der Versuch mißlungen war, die östlich Vryheid lagernde, 600 Mann starke Buren-Abteilung unter dem Kommandanten Grobelaar einzuschließen, da es ihm glückte nach Norden durchzubrechen.

Der Erfolg des Streifzuges entspricht nicht den Erwartungen der Engländer.

Der Zug Frenchs hatte den Erfolg, daß er den ursprünglichen Plan Bothas vereitelte, den Einfall De Wets in die Kapkolonie, durch gleichzeitiges Vorgehen gegen Natal zu unterstützen. Ferner brachte das planmäßige Absuchen der besetzten Landstriche reiche Beute; 11 Geschütze, 2300 Fahrzeuge, etwa 272 000 Patronen, 8000 Pferde und Maultiere sowie zahlreiches Vieh fielen den englischen Truppen in die Hände. 1332 Burgher waren gefallen, verwundet oder gefangen.

So hoch diese Zahlen erscheinen, muß der Erfolg doch als gering gelten, wenn man berücksichtigt, daß 14 000 Mann hierzu zehn Wochen im Felde standen. Die Tatsache, daß es dieser großen Truppenzahl in der ganzen Zeit nicht gelungen war, dem weit unterlegenen Feinde eine entscheidende Niederlage beizubringen, beweist erneut die großen Schwierigkeiten kolonialer Kriegführung gegenüber einem beweglichen, gut ausgerüsteten und ortskundigen Gegner.

Vorteile der Buren.

Es machten sich in diesem Kriege Verhältnisse geltend, die oft an die späteren Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika erinnern. Je größer die Zahl der versammelten englischen Streitkräfte war, desto mehr gewann der schwächere Gegner an Freiheit des Handelns durch seine geringere Abhängigkeit von den Rücksichten der Verpflegung und des Nachschubes. Auch zeigte sich an dem Beispiele der Abteilung French die Schwierigkeit des rechtzeitigen Zusammenwirkens getrennt marschierender Kolonnen, wenn der Feind, wie bei Lake Chrissie, entweder durch überraschenden Angriff einer einzelnen Abteilung oder durch geschicktes Ausweichen das ihm gestellte Netz durchbrechen kann. Der Versuch auf englischer Seite, gleichzeitig mit der Verfolgung der zurückweichenden Transvaaler auch ihr Land abzusuchen und zu verwüsten, gewährte den Buren, durch den hierbei entstehenden Aufenthalt, volle Zeit, sich in Sicherheit zu bringen.

In der oben angegebenen Verlustzahl sind die Buren enthalten, die sich frei-

willig den Engländern gestellt hatten. Ihr Abgang bildete für die zum äußersten Kampfe entschlossenen fechtenden Teile im Felde keine nennenswerte Einbuße. Durch den Streifzug Frenchs war es nicht gelungen, die Zahl der Transvaaler wesentlich zu verringern, und so konnte, ebenso wie im Oranje-Freistaat, auch auf diesem Schauplatze an einen Abschluß des Krieges vorläufig noch nicht gedacht werden.

Kitchener sucht zu verhandeln. Die Konferenz von Middelburg.

In der Annahme, daß die Verwüstung weiter Landstriche ihren moralischen Eindruck auf einen Teil der Transvaaler nicht verfehlt haben könnte, hielt Lord Kitchener den Augenblick zu Unterhandlungen bereits für gekommen. Mitte Februar ließ er dem General Botha mitteilen, daß er bereit sei, mit ihm über den Frieden zu verhandeln, vorausgesetzt, daß die Frage der Unabhängigkeit beider Republiken nicht erörtert werde. Botha, der noch unter dem Eindruck des Kampfes bei Lake Chrissie stand, kam Kitcheners Anerbieten nicht unerwünscht, und so wurde Middelburg von beiden Führern als Ort der Besprechung gewählt, die am 28. Februar 1901 stattfinden sollte. Der Zeitpunkt war insofern für die Engländer günstig, als gerade damals De Wet und Steyn durch ihren Streifzug in die Kapkolonie vollauf beschäftigt und zu einer nachteiligen Beeinflussung Bothas nicht in der Lage waren.

Dem englischen Oberbefehlshaber mußte vor allem daran gelegen sein, den Feldzug vor dem Beginn des nahen Winters zum Abschluß zu bringen, da die Fortsetzung des Krieges auf noch nicht absehbare Zeit in der Heimat große Enttäuschung hervorgerufen hatte. Auch verlangte die Unterhaltung der beträchtlichen Streitkräfte und die Führung des so kostspieligen überseeischen Kolonialkrieges den Aufwand bedeutender Geldopfer, bei denen jeder ersparte Tag in Rechnung kam. Daß gerade in diesen Tagen die Dienstzeit ablief, zu der sich die meisten Leute, vor allem in den vortrefflich berittenen Kolonial-Regimentern verpflichtet hatten, war nicht minder bedeutungsvoll; denn es unterlag keinem Zweifel, daß die frisch eingetroffenen, zum Teil noch kaum ausgebildeten Mannschaften, ihrer schwierigen Aufgabe zunächst noch nicht genügen würden.

Alle diese Gründe ließen Kitchener die baldige Beendigung des Krieges mit Recht wünschenswert erscheinen. Der Zufall wollte es indessen, daß an dem Tage der Zusammenkunft in Middelburg De Wet und Steyn nach dem mühevollen Streifzuge in die Kapkolonie mit ihren Begleitern wieder den heimatlichen Boden betraten.

Die Verhandlungen scheitern.

Als beide von den schwebenden Verhandlungen hörten, erklärten sie, der Auffassung Bothas unter keiner Bedingung beitreten, vielmehr bis zum äußersten kämpfen zu wollen. Ähnlich lautete die Antwort De la Reys, so daß Kitcheners erste Bedingung, durch die jede Verhandlung über die Beibehaltung der Selbständigkeit der Republiken abgelehnt wurde, nun alle Burgher mit erneutem Kampfesmut zu erfüllen und ihre Widerstandskraft zu stählen schien.

So nahm der Krieg mit unverminderter Heftigkeit seinen Fortgang.

Kitcheners Maßnahmen gegen die Transvaal-Regierung.

Lord Kitchener entschloß sich zunächst, einen entscheidenden Schlag gegen die Transvaal-Regierung selbst zu führen. Sie hatte sich nach den unglücklichen Kämpfen gegen Lord Roberts in den äußersten Norden Transvaals geflüchtet und die Gegend von Pietersburg zu ihrem Aufenthalt gewählt. Während der Kämpfe gegen De Wet, De la Rey und Botha hatten die Engländer diesem weitausgedehnten Gebiet im Norden Transvaals keine Aufmerksamkeit zugewendet, und so kam es, daß von dieser Zentralstelle eine regelrechte Verwaltung des noch unbesetzten Landes erfolgen konnte. Von der stellvertretenden Regierung wurden wie in Friedenszeiten Landdroste als Verwalter der einzelnen Distrikte ernannt, Banknoten hergestellt und ein regelrechter Postdienst unter einem General-Postmeister unterhalten.

Pietersburg war ferner nicht nur als wichtiger Ausgangspunkt der Bahn von Pretoria sondern auch wegen der zahlreichen Vorräte an Getreide und Lebensmitteln sowie wegen seiner reichen Vieh- und Pferdebestände von Bedeutung.

Kitcheners erste Maßnahmen bezweckten daher die Einnahme dieses für die Buren so wichtigen Platzes, dann aber galt es die starken Kommandos anzugreifen, die sich unter Viljoen in den schwer zugänglichen Bergen im Lydenburg-Distrikt, westlich von diesem Ort, gesammelt hatten.

Plumers Marsch nach Pietersburg. 26. März.

Mit der Ausführung des Streifzuges gegen Pietersburg wurde Generalmajor Plumer beauftragt, der sich bei De Wets Verfolgung besonders ausgezeichnet hatte. Er brach mit etwa 1300 Reitern und neun Geschützen am 26. März von Pretoria auf und erreichte, ohne auf Widerstand zu stoßen, der Eisenbahn folgend, am 8. April Pietersburg, das Beyers mit etwa 500 Mann und einem Geschütz am Abend vorher verlassen hatte. Nachdem sich Plumer fünf Tage in Pietersburg aufgehalten und die nötigen Maßnahmen zur Sicherung der Stadt und der Bahn nach Pretoria getroffen hatte, trat er den Vormarsch in südlicher Richtung zur Besetzung der durch den Olifants-Fluß führenden Furten an. Gleichzeitig sollten starke Kräfte, etwa 11 000 Mann mit 31 Geschützen, unter Generalleutnant Blood in sechs Kolonnen aus der Linie Lydenburg—Machadodorp—Middelburg gegen Viljoen von Süden her vorgehen.

Konzentrischer Vormarsch der Engländer gegen Viljoen.

Noch bevor diese Bewegung begann, gelang es den Mitgliedern der Transvaal-Regierung, aus den Tautes-Bergen, ihrem damaligen Aufenthaltsort, nach Süden zu entkommen und sich mit Louis Botha bei Ermelo zu vereinigen. Am 14. April wurde der konzentrische Vormarsch der englischen Kolonnen in der Richtung auf Dullstroom, dem gemeldeten Aufenthaltsort Viljoens angetreten. Dieser hatte etwa 1100 Mann nordwestlich dieses Ortes gesammelt und erwartete dort die Engländer. Es war ihm nicht entgangen, daß sich die Bewegungen infolge von Störungen bei der Ausladung an der Bahn nach Machadodorp verzögert hatten, und nicht alle Abteilungen gleichzeitig angetreten waren. Als nun die Kolonne des Oberst-

leutnants Douglas*) von Machadodorp über Witklip herumgreifend gegen Dullstroom vorging, griff Viljoen sie am 16. April hart nördlich dieses Orts an, in der Absicht, sie vereinzelt zu schlagen. Douglas gelang es indessen nach heftigem Kampfe, den Angriff abzuweisen und Viljoen in westlicher Richtung zurückzuwerfen.

Viljoen räumt den Lydenburg-Distrikt.

Nach anfänglichem Zögern mußte sich der Burenführer angesichts des Vormarsches der Engländer am 19. April entschließen, den Schauplatz seiner bisherigen Tätigkeit im Lydenburg-Distrikt zu räumen. Nachdem sich etwa hundert seiner Leute geweigert hatten, ihre Heimat zu verlassen, blieben ihm nur noch 800 Mann. Wohl hätte sich noch eine günstige Gelegenheit geboten, in diesen Tagen, ähnlich Botha bei Lake Chrissie, eine der englischen Kolonnen vereinzelt zu überfallen. Es scheint aber, daß Viljoen der Zuverlässigkeit und Widerstandskraft seiner Leute nicht genügend traute, nachdem sich bei ihnen mehrfach Zeichen von Unzufriedenheit geltend gemacht hatten. So setzte er den Abmarsch in westlicher Richtung fort, überschritt am 22. April den Olifants-Fluß, indem er durch einen Gewaltmarsch von 19 Stunden sowohl den vorgehenden Abteilungen Bloods als auch den an dem Flusse aufgestellten Postierungen auswich. Dann wendete er sich nach Süden und erreichte nach mehrfachen kleineren Vorstößen gegen schwächere englische Kräfte bis Anfang Mai den Anschluß an Louis Botha südlich der Delagoa-Bahn.

Mit dem Entweichen Viljoens war der weitere Vormarsch der Kolonnen des Generals Blood zwecklos geworden. Trotzdem wurde ebenso, wie bei dem Vorgehen Frenchs im südlichen Transvaal gegen Botha, das Land abgesucht und verwüstet. Hierbei wurden etwa 1100 Buren gefangen, 8 Geschütze, 540 Gewehre, 204 450 Patronen, 247 Pferde, 611 Wagen und vor allem eine große Anzahl Vieh erbeutet. Mehrere hundert Familien wurden den Konzentrationslagern zugeführt.

Der Streifzug bedeutete auf englischer Seite zweifellos einen moralischen Erfolg, aber auch hier machte sich wieder derselbe Fehler wie bei dem Zuge Frenchs geltend. Anstatt, daß die vorhandenen, zahlreichen Berittenen die fechtenden Truppen des Gegners sobald als möglich aufsuchten, zum Kampfe stellten oder verfolgten, blieben sie an die langsam marschierende Infanterie gebunden und wurden mit ihr zum Absuchen des Landes und zum Verwüsten der Farmen gebraucht. Darüber gelang es, ebenso wie Botha im Süden, hier Viljoen, ungehindert zu entweichen. Solange aber die Unterwerfung der Führer nicht erreicht wurde, war an einen Abschluß des Krieges nicht zu denken.

Während dieser Vorgänge im östlichen Transvaal hatte sich Kitchener im westlichen Teil der Republik darauf beschränken müssen, Pretoria und Johannesburg zu sichern und den Feind von den wertvollen Minen in der Nähe dieser Orte fernzuhalten. Es galt hier, die Bewegungen De la Reys, Smuts und Kemps im Auge

*) 5 Kompagnien, $3^1/_2$ Schwadronen, 3 Geschütze.

zu behalten. Diese hatten zwar die meisten ihrer Leute entlassen und nur schwächere Kräfte unter Waffen, sie bildeten aber eine ständige Bedrohung, da die Mehrzahl der englischen Truppen durch De Wet und Louis Botha vollauf in Anspruch genommen waren.

Vereinigung De la Reys mit Smuts und Kemp.

Nach einer Anzahl kleiner Gefechte war es De la Rey gelungen, sich bis Anfang März mit Smuts und Kemp zu vereinigen und dadurch 1200 Mann mit einem Geschütz zusammenzubringen. Mit dieser Abteilung unternahm er in der Morgendämmerung des 3. März einen kühnen Angriff auf die kleine englische Besatzung von Lichtenburg, die 620 Mann mit zwei Geschützen stark war, in der Absicht, die dortigen reichen Vorräte in seinen Besitz zu bringen. Er wurde aber nach heftigem Kampfe zurückgeschlagen und entzog sich der Verfolgung in südöstlicher Richtung. Hierbei kam es bei dem Orte Geduld zu einem durch die neuartige Fechtweise der Buren interessanten Kampfe mit einer Schwadron der Imperial Light Horse. Diese war zur Aufklärung vorgesandt worden, als sie sich plötzlich von starken Kräften des Feindes angegriffen sah, gegen die sie in dem bedeckten Gelände Schützen entwickelte.

Neuartige Fechtweise der Buren.

Der Angriff der Buren erfolgte, wie ein Augenzeuge berichtet, derart, daß etwa 400 Reiter in geschlossener Formation, ähnlich einem attackierenden Kavallerie-Regiment gegen die englischen Schützen anritten. Diesen gelang es zum Teil noch die Pferde zu erreichen und hinter einen Abschnitt zu entkommen, während die vorderste Reihe der verfolgenden Buren sie mit Feuer vom Sattel aus überschüttete. Diese Kampfesart wurde in den späteren Gefechten von den Burghern noch häufig mit großem Erfolg angewandt. Nur mit Mühe konnten sich die englischen Reiter, von zwei Schwadronen unterstützt, unter fortgesetzten Attacken und Feuerangriffen der Buren, auf ihre Infanterie zurückziehen.

Bei der weiteren Verfolgung De la Reys glückte es aber der berittenen Infanterie der englischen Abteilung Babington die Buren bei Wildfontein am frühen Morgen zu überfallen und außer zwei bei Colenso einst eroberten Geschützen ein Schnellfeuergeschütz, sechs Maschinengewehre, große Vorräte an Munition und 77 Wagen zu erbeuten. 140 Mann wurden gefangen genommen.

Das Gefecht bewies, daß nur durch den Einsatz berittener Truppen in rücksichtsloser Offensive gegen einen so beweglichen Feind etwas zu erreichen war.

Trotz dieser zeitweisen Mißerfolge vermochte De la Rey dennoch seine Verluste stets auszugleichen, neue Kräfte an sich heranzuziehen und durch die guten Meldungen seiner Späher, immer wieder seine Gegner an ihren schwächsten Punkten zu bedrohen. So kam es bis Anfang Mai zu zahlreichen kleinen Gefechten von geringer Bedeutung, die indessen genügten, um die englischen Truppen fortgesetzt in Wachsamkeit zu erhalten.

Ein gemeinsamer Vormarsch mit fünf Kolonnen aus der Linie Lichtenburg—Ventersdorp — Klerksdorp in der Zeit vom 4. bis 8. Mai hatte keinen weiteren Erfolg, als daß nur etwa 100 Buren gefangen wurden. De la Rey hatte inzwischen recht-

zeitig seine Maßnahmen getroffen und gewandt das Netz seiner Verfolger durchbrochen.

So führten auch im westlichen Transvaal die Bewegungen der Engländer zu keinem entscheidenden Erfolge. Trotz aller großen Anstrengungen erreichte der wichtigste Gegner, De la Rey, es jedesmal, sich in Sicherheit zu bringen, und die ihm zugefügten Verluste waren im Vergleich zu den aufgewandten Mitteln nur gering. Am meisten kam aber in Betracht, daß an einen Abschluß des Krieges vor Beginn des Winters auch auf diesem Kriegsschauplatze nicht zu denken war. Der Winter war, wie Lord Kitchener wußte, der beste Verbündete der Buren.

Lage im Oranje-Freistaat.

Auch die Lage im Oranje-Freistaat konnte keineswegs als befriedigend angesehen werden.

Wohl war De Wets Einfall in die Kapkolonie gescheitert, und er sowie Hertzog zur Umkehr genötigt worden, ohne daß eine Erhebung der dortigen Anhänger der Buren stattgefunden hatte. Anderseits war es den Engländern trotz ihrer bedeutenden Überlegenheit nicht gelungen, auch nur einer der Burenkolonnen wesentlichen Schaden zuzufügen, und diese Erfahrung hatte bewirkt, daß die anfängliche Entmutigung bald wieder in erneute Kampfeslust umgeschlagen war. De Wet fand bei seiner Rückkehr an den zahlreichen Burghern, die ihm zwar nicht in die Kapkolonie folgen wollten, wohl aber fest entschlossen waren, ihren heimatlichen Boden zu verteidigen, einen starken Rückhalt. Der Versuch der englischen Verfolgungskolonnen, nach dem Beispiel von French und General Blood in Transvaal, ihrer beweglichen Gegner auch im Oranje-Freistaat mit Hilfe von „Drives" habhaft zu werden, hatte hier ebenso geringen Erfolg. Die Verwüstung des Landes und der Verlust von Hab und Gut hatten für die zum äußersten Kampfe entschlossenen Buren nichts zu bedeuten.

Maßnahmen De Wets.

In der richtigen Erkenntnis, daß der bevorstehende Winter die Ansammlung stärkerer Kräfte und ihre Bewegungen wesentlich erschweren mußte, bereitete De Wet nun einen desto wirksameren Kampf kleinerer Abteilungen vor, die er sorgsam organisierte. Hierzu teilte er den Oranje-Freistaat in sieben Distrikte ein, an deren Spitze je ein Kommandant-General trat, dem wieder je drei bis sechs Kommandanten unterstellt waren. Die Distrikte selbst zerfielen im ganzen in 20 Unterdistrikte, deren Mannschaft jederzeit von ihrem Kommandanten aufgeboten werden konnte. Der Oberbefehl über die gesamten Kräfte lag in den Händen von De Wet, Steyn, Hertzog und Fourie, die ihrerseits jede Bewegung der Engländer durch ein wohlgeordnetes Nachrichtenwesen genau überwachten und bereit waren, jeden sich bietenden Augenblick der Schwäche bei ihren Gegnern auszunutzen.

Maßnahmen Kitcheners.

Nachdem das erste „Treiben" im Oranje-Freistaat ziemlich erfolglos verlaufen war, schritt Kitchener auch seinerseits dazu, das von den englischen Truppen besetzte Land in vier Bezirke einzuteilen, von denen jeder einem General unterstellt wurde. Die Aufgabe dieser Offiziere sollte es sein, feindliche Unternehmungen innerhalb ihres

Bezirks zu verhindern, die daselbst vorhandenen zerstreuten Teile des Gegners mit Hilfe beweglicher Kolonnen zu verfolgen und gleichzeitig das Land nach Pferden, Waffen und Vorräten abzusuchen. Schon in den früheren Fällen hatte sich die letztere Maßregel als nicht ausreichend erwiesen, um einen so zähen Gegner zu bekämpfen. Die weitausgedehnten Gebietsteile, in die die englischen Truppen nicht gelangten, boten dem Verteidiger immer noch genügende Möglichkeit, Vorräte aller Art in Sicherheit zu bringen und nach Bedarf heranzuziehen.

Das starre Distriktssystem der Engländer zeigte sich als ungeeignete Maßregel. Während De Wet mit seiner Einteilung nur ein Mittel suchte, seine Kräfte leichter der Verfolgung zu entziehen, sie leichter ernähren und dennoch schnell an jeder gewünschten Stelle versammeln zu können, erschwerte auf englischer Seite die Abgrenzung in Distrikte in hohem Maße das Zusammenwirken, indem jeder einzelne Befehlshaber zunächst auf die Sicherung des eigenen, ihm anvertrauten Bezirks bedacht sein mußte. Wurden nun, was in der Folge häufig nötig war, Truppen aus einem Bezirk zur Verstärkung in den anderen gesandt, so trat in jenem wieder eine Schwächung ein, die der Gegner stets auszunutzen wußte. Allerdings sah auch Kitchener diese Maßregeln zunächst nur als Notbehelf an, bedingt durch den Mangel an hinreichend ausgebildeten, berittenen Kräften, die ihm eine beweglichere Art der Kriegführung gestattet hätten.

Vorläufig hielten sich die Freistaater aber noch ruhig, und so hatten die Befehlshaber der vier Bezirke, die Generale Elliot, Knox, Lyttleton und Bruce-Hamilton, Zeit, durch eine Anzahl von Streifzügen vor allem ihre neueingetroffenen Mannschaften der berittenen Infanterie mit den noch ungewohnten Aufgaben vertraut zu machen.

Erfolg der Buren in beiden Republiken.

Die Streitkräfte beider Republiken hatten es somit erreicht, trotz ihrer Minderzahl bis zu diesem Zeitpunkt die gesamten britischen Truppen sowohl in Transvaal wie im Oranje-Freistaat vollauf zu fesseln, gleichzeitig bildeten aber noch eine Anzahl kleinerer Streifabteilungen eine ständige Bedrohung der rückwärtigen Verbindungen in der **Kapkolonie**.

Die Engländer hatten vergebens gehofft, daß auch Kritzinger nach seinem erfolgreichen Vordringen auf englischem Gebiet im Februar dem Beispiele De Wets und Hertzogs folgen und ebenfalls in seine Heimat zurückkehren würde. Wohl überschritt eine kleine Abteilung von 300 Mann unter Van Reenen Anfang April den Oranje, Kritzinger selbst blieb aber mit drei im Kleinkrieg bewährten Unterführern Scheepers, Fouché und Malan auf englischem Gebiet. Vortrefflich beritten und gut bewaffnet, wußten seine Leute allen gegen sie ausgesandten Verfolgern mit Leichtigkeit zu entgehen, zumal angesichts der Lage auf dem eigentlichen Kriegsschauplatz nur geringe Kräfte gegen sie verfügbar gemacht werden konnten.

Sie fanden überall Rückhalt an den burenfreundlichen Elementen der Kapkolonie, die, wenn auch nicht willens, sie durch offene Erhebung zu unterstützen, ihnen

doch jede andere Hilfe gern gewährten. Zudem erhielten sie reichlichen Zulauf an jungen, kampfeslustigen Mannschaften, die die Aussicht auf Beute und Abenteuer anlockte.

Teils in kleinere Trupps zerstreut, teils, wenn der Augenblick günstig erschien, zu größeren Abteilungen bis zu 800 Mann versammelt, bedeuteten diese Streifkorps eine Gefährdung der von East London, Port Elizabeth und Kapstadt ins Innere führenden Bahnlinien. Die zahlreichen, zum Teil äußerst schwer zugänglichen Gebirgszüge in der Linie Queenstown—Cradock—Graaf Reinert—Beaufort West boten den Buren willkommene Schlupfwinkel, aus denen sie auch trotz mehrfacher Streifzüge der Engländer nicht vertrieben werden konnten.

Lord Kitchener hatte in dem richtigen Gedanken, keinen Mann in der Front ohne zwingenden Grund entbehren zu wollen, zunächst gehofft, mit den im Augenblick in der Kapkolonie vorhandenen Kräften auskommen und die Bewegung niederhalten zu können. Je länger der Krieg indessen andauerte, desto mehr sah er sich gezwungen, zur Sicherung seiner rückwärtigen Verbindungen, Truppenteile an der Front, wo er sie dringend gebrauchte, abzulösen und unter ihren tüchtigsten Offizieren nach der Kapkolonie zu entsenden.

Die Lage beim Abschluß des Sommerfeldzuges.

Die Lage, wie sie sich beim Abschluß des Sommerfeldzuges 1901 dem englischen Führer darbot, war somit weit davon entfernt, einen Fortschritt zu bedeuten. Die kleinen Erfolge, wie die Abwehr feindlicher Angriffe, die Verwüstung einzelner Landstriche und die Gefangennahme einiger tausend, zum größten Teil wehrloser Burgher, standen nicht im Verhältnis zu den gewaltigen Anstrengungen und Opfern, die der Krieg dem britischen Volke auferlegte.

Abgesehen von den großen Schwierigkeiten eines Winterfeldzuges, bedingt durch den Mangel an jeglicher Weide für die berittenen Truppen, fiel für Lord Kitchener besonders ins Gewicht, daß inzwischen ein großer Teil seiner Streitkräfte zwar durch neu eintreffende Transporte ersetzt war, diesen aber in der Mehrzahl jede Kriegserfahrung fehlte. Allerdings hatte die Armee bis zum Mai 1901 durch die eifrigen Rüstungen sowohl im Mutterlande wie auch in den Kolonien wesentliche Verstärkungen erhalten. Es gelang dem englischen Führer bis zum Mai die Stärke der Kavallerie auf 14 000, die der berittenen Infanterie auf 12 000 Mann zu erhöhen, während noch im September 1900 die Zahl der verfügbaren englischen Reiter kaum ein Drittel der Zahl der Buren betragen hatte. Indessen gestaltete sich in der folgenden Zeit die Beschaffung der nötigen Pferde für diese starke berittene Macht recht schwierig.

Der Bedarf an Pferden erreichte zeitweise sogar eine Höhe von 10 000 in einem Monat. Viele Tausende wurden in Südafrika selbst teils angekauft teils von den Buren erbeutet. Dennoch reichte diese hohe Zahl im weiteren Verlauf des Krieges nicht aus, und es wurde Kitchener trotz aller Bemühungen nicht möglich,

die großen, meist durch ungenügende Pflege und nicht hinreichende Gewöhnung hervorgerufenen Verluste an Pferden einzuschränken.

Die beiderseitigen Streitkräfte im Mai 1901.

Einschließlich der berittenen Kräfte erreichte die englische Armee in Südafrika im Mai 1901 eine Gesamtstärke von etwa 240 000 Mann mit 100 schweren Geschützen, 420 Feld- und 60 Schnellfeuergeschützen. Rechnet man die Zahl der Kranken und Verwundeten sowie die Zahl der nicht in der Front befindlichen Teile hiervon ab, so belief sich die Stärke der fechtenden Truppen auf rund 164 000 Mann.

Am deutlichsten wird durch einen Vergleich der englischen Streitkräfte mit denen ihrer Gegner erläutert, welche umfangreichen Rüstungen überseeische Expeditionen und Kolonialkriege beanspruchen. Eine genaue Stärkeberechnung für die Buren ist allerdings nicht möglich, da feste Truppenverbände nicht vorhanden waren, es standen indessen den Engländern in der damaligen Zeit jedenfalls nicht mehr als 44 000 Mann gegenüber. Diese waren aber keineswegs gleichzeitig unter den Waffen, vielmehr betrug die Zahl der im Felde fechtenden Buren niemals mehr als höchstens 13 000 Mann. Infolge ihrer Beweglichkeit, ihrer Unabhängigkeit von allen rückwärtigen Verbindungen und dank der kühnen, rücksichtslosen Führung durch Männer wie De Wet und De la Rey, war diese kleine Schar wohl imstande, ein starkes Heer wie das der Engländer vollauf zu beschäftigen und den Krieg noch ein ganzes Jahr fortzusetzen. Wohl füllten sich die zahlreichen Konzentrationslager zusehends und erreichten im Verlauf des Krieges eine Höchstzahl von etwa 118 000 Köpfen. Diese große Zahl Gefangener bedeutete aber eine nicht geringe Sorge für die englische Heeresverwaltung, während sie die Buren in ihren Bewegungen unabhängiger machte und sie der mühsamen Verpflegung ihrer Angehörigen enthob. Auch trug der Zustand, in dem sich diese Lager infolge Mangels an genügender ärztlicher Pflege zeitweise befanden, wesentlich dazu bei, die Erbitterung der Buren zu steigern.

Verpflegung auf seiten der Buren.

Die Verwüstung des Landes entblößte den Gegner durchaus nicht aller Hilfsmittel. Wenn auch die Viehbestände und Getreidevorräte von den Engländern größtenteils erbeutet, und die Feldfrüchte abgeerntet oder zerstört waren, fanden sich doch für die meist in kleinen Trupps herumstreifenden Burgher immer noch im Lande selbst genügende Quellen für den Unterhalt. Dazu kamen vielfach gelungene Überfälle auf nicht hinreichend gesicherte Verpflegungskolonnen. Zum Teil fanden die Buren auch einen wirksamen Rückhalt an den Niederlassungen der Eingeborenen, die von der Zerstörung ausgenommen wurden. Schwieriger gestaltete sich die Bekleidungsfrage, da eine Ergänzung der Ausrüstung von außerhalb durch die wirksame Absperrung der Grenzen und Bewachung der Küsten und Häfen unmöglich geworden war. Abgesehen von Mänteln und Röcken aus Leder und Schaffellen wurden in dieser Zeit vielfach englische Uniformen der Gefallenen oder Gefangenen mit geringen Abänderungen getragen, was den Engländern das rechtzeitige Erkennen ihrer Gegner erschwerte.

Die Bekleidungsfrage.



Der Waffen- und Munitionsersatz.

Leichter wurde den Buren trotz der langen Dauer des Feldzuges die Beschaffung der nötigen Gewehrmunition. Dadurch, daß in der ersten Zeit noch zahlreiche Fabriken im Lande selbst bestanden, und nach ihrer Zerstörung ein reger Schmuggel namentlich über die portugiesische Grenze stattfand, hatten die Burgher bis zum Abschluß des Krieges stets bedeutende Vorräte, die sie an schwer zugänglichen Stellen geschickt zu verbergen wußten. Vor allem aber boten ihnen Gewehre und Patronen der gefangenen Gegner reichliche Ergänzung, so daß am Ende des Krieges ganze Kommandos mit Lee-Metford-Gewehren an Stelle der Mauserbüchsen ausgerüstet waren. Den Buren kam es auch zustatten, daß die englischen Patronengürtel für berittene Truppen nicht geeignet waren, da beim Galoppieren vielfach Patronen verloren gingen. Häufig fand sich beim Absuchen der verlassenen Biwaksplätze liegen gebliebene Munition in großer Menge.

Es ist bezeichnend, daß die Widerstandskraft der Buren im Felde durch den Verlust fast ihrer gesamten Artillerie keineswegs verringert wurde. Sie war ohnehin von dem Augenblick an wertlos, wo es, wie in ihrer Lage, an der nötigen Munition fehlte; außerdem aber bedeutete das Mitführen der Geschütze stets eine Verringerung ihrer Beweglichkeit. Diese blieb aber in Verbindung mit der Feuerkraft der Gewehre ihre beste, den Engländern bis zum Abschluß des Krieges stets überlegene Waffe.

Das Absperrungssystem Kitcheners.

In richtiger Erkenntnis, daß es nicht möglich war, mit den neu ausgerüsteten Kräften zunächst die Schnelligkeit seiner im Reiten erprobten Gegner zu erreichen, beschloß Kitchener, einstweilen wieder zu den schon früher angewendeten Absperrungsmaßregeln zu greifen, die den Buren bei ihrem Ausweichen vor den Verfolgungskolonnen Aufenthalt bereiten sollten.

Schon bei der Übernahme des Oberbefehls hatte er die Sicherung der Bahnlinien durch Ausheben einfacher Schützengräben an wichtigen Punkten befohlen, zwischen denen ein reger Patrouillengang stattfand. Derartige Anlagen konnten freilich die kühnen Unternehmungen eines De Wet nicht aufhalten. Nachdem zahlreiche Überfälle und Bahnzerstörungen ungehindert stattgefunden hatten, wurde Anfang Januar 1901 damit begonnen, den Sicherungslinien größere Widerstandskraft zu verleihen und an Stelle der offenen Schützengräben Blockhäuser aus widerstandsfähigem Material zu errichten. Diese fanden an geeigneten Punkten mit weitem Schußfeld Aufstellung und wurden durch Hindernisse aller Art gegen Angriffe gesichert. Allmählich ging man dazu über, diese Sicherungen zu fortlaufenden Absperrungslinien auszubauen, geeignet, den Rückzug des verfolgten Gegners zu verzögern und sein Entkommen zu verhindern. So wurde an einzelnen Stellen der Zwischenraum der Blockhäuser voneinander mit der Zeit bis auf 400 und 200 m verringert; die Zwischenräume selbst wurden mit Stacheldrahthindernissen ausgefüllt, und die Blockhäuser sämtlich telephonisch verbunden.

Durch dieses System von Absperrungslinien, das sich mit der Zeit über den ganzen Kriegsschauplatz ausbreitete, konnte Kitchener zwar nicht verhindern, daß der Feind immer noch gelegentlich auf kühnen Streifzügen die Postenkette durchbrach und seinen Verfolgern entging. Die Verbindung der einzelnen Kommandos untereinander sowie die Ansammlung stärkerer Abteilungen wurde aber immer mehr erschwert, und das Bewußtsein, daß die Maschen dieses Netzes sich immer fester zusammenzogen, übte allmählich einen lähmenden Einfluß auf die Stimmung der im Felde stehenden Buren aus.

Beim Abschluß des Sommerfeldzuges 1901 war ihre Widerstandskraft indessen noch ungeschwächt, und die heftigen Kämpfe, die den englischen Truppen noch bevorstanden, sollten beweisen, daß eine Absperrung allein zwecklos war. Nur eine fortgesetzte Verfolgung und das Bestreben, den Gegner immer von neuem zum Kampfe zu stellen, machte das Blockhaussystem Kitcheners in dem weiteren Verlauf des Feldzuges zu einem wirksamen Hilfsmittel bei der Unterwerfung der Buren.

Betrachtungen.

Die offensive Kriegführung der Buren im Sommer 1900/1901 beruht auf der Überwindung des früher aus dem Bewußtsein mangelnder Durchbildung, Organisation und Leitung entstandenen Gefühls der Schwäche und ist dem Einfluß der energischen Führer zu danken, die nunmehr an die Spitze getreten waren.

Allerdings gehören alle Kämpfe dieses Zeitabschnitts in das Gebiet des kleinen Krieges, sie beweisen aber, wie energisch geführte, bewegliche Streifkorps imstande sind, starke Streitkräfte des Gegners zu fesseln und den Krieg in die Länge zu ziehen. Die Tatsache, daß die Engländer gegenüber den verhältnismäßig schwachen Kräften der Buren zur Sicherung ihrer rückwärtigen Verbindungen zeitweise etwa ein Viertel ihrer gesamten Streitkräfte verwenden mußten, zeigt die Bedeutung derartiger Unternehmungen im Rücken des feindlichen Heeres.

Die den englischen berittenen Truppen stets überlegene Fechtweise der Buren und ihre Gewandtheit im überraschenden Eingreifen mit der Feuerwaffe bestätigen den hohen Wert und die Bedeutung des Schützengefechts als eine in den heutigen Kämpfen unerläßliche Anforderung an eine kriegsbrauchbare Reiterei. Der Einwurf, daß die Betonung dieser Gesichtspunkte für die Kavallerie eine Einschränkung ihrer Tätigkeit zu Pferde und die Annäherung an die Rolle berittener Infanterie bedeuten, kann durch das Beispiel dieses Feldzuges am besten widerlegt werden. Gerade die mangelhafte Reitfertigkeit der englischen berittenen Infanterie sicherte den Buren ihre Überlegenheit und beweist, daß die Möglichkeit der Überraschung nicht nur von der geschickten Handhabung des Gewehrs, sondern auch in gleicher Weise von der Schnelligkeit und Gewandtheit zu Pferde abhängig ist. Nur die sowohl im Schießen wie auch im Reiten vortrefflich ausgebildete Truppe wird in der Lage sein, in künftigen Kriegen Feuerüberfälle und unerwartete Angriffe, ähnlich denen der Buren, auszuführen.

Die Kavallerie wird sich daran gewöhnen müssen, die Feuerwaffe nicht nur zu Defensivzwecken zu gebrauchen, sondern auch ein mit allem Nachdruck geführtes Angriffsgefecht nicht zu scheuen. Aufgaben wie das Gefecht bei Nooitgedacht am 12. Dezember 1900, in dem De la Rey mit 3000 Reitern und fünf Geschützen die 1500 Mann und zehn Geschütze des Generals Clement — darunter etwa 850 Mann Infanterie — in starker Stellung überraschend angriff und nach heftigem Widerstand zurückwarf, können in künftigen Kriegen jederzeit an unsere Reiterei herantreten. Sie wird sie desto besser erfüllen, je mehr ihr durch die Friedensausbildung bereits die Befähigung zu Schützenangriffen anerzogen worden ist.

Der Vorteil des stehenden Heeres gegenüber Miliztruppen und Freiwilligen-Aufgeboten.

Der Verlauf der Kämpfe dieses Zeitabschnittes ergibt eine weitere Lehre. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Buren seit dem ersten Jahre des Krieges an Widerstandskraft bedeutend gewonnen und aus ihren Niederlagen gelernt hatten. Trotz aller Energie ihrer Führer zeigen sich größere Unternehmungen indessen als undurchführbar, da sich die Mehrzahl der Burgher weigert, außerhalb des eigenen Landes zu kämpfen. Ebenso gelingt es auch jetzt noch nicht, sie nach einem erkämpften Siege zu einer nachdrücklichen Verfolgung des abziehenden Gegners zu bestimmen. So wird die mangelnde Disziplin ein Hemmschuh bei allen Bewegungen, und es zeigt sich, daß Tapferkeit und Vaterlandsliebe wohl wichtige Voraussetzungen, niemals aber ein Ersatz jenes opferfreudigen Gehorsams sein können, der als das Ergebnis mühsamer Friedenserziehung stehender Heere eine Grundbedingung des Erfolges im Kriege bildet. Auch bei den Engländern machte sich der große Nachteil der Miliz- und Freiwilligenaufgebote dadurch geltend, daß sich Lord Kitchener gezwungen sah, gerade in dem Augenblick, da er ihrer zur energischen Offensive am dringendsten bedurfte, einen großen Teil seiner berittenen Truppen in die Heimat zu entlassen, weil ihre Dienstzeit abgelaufen war. Dies erklärt den Stillstand, der zeitweise in den Operationen eintrat und dem Gegner gestattete, immer wieder neue Kräfte zu sammeln und weitere Unternehmungen vorzubereiten, die den Krieg in die Länge zogen.

Kitchener sah allein in der Vernichtung des Gegners das Ziel seiner Aufgabe.

Die vorläufig noch nicht abzusehende Fortdauer des Feldzuges hatte, wie bereits hervorgehoben wurde, Lord Kitchener auch vom politischen Standpunkte vor eine äußerst schwierige Aufgabe gestellt. Gegenüber dem Bericht, den Lord Roberts im Sommer 1900 an seine Regierung sandte, daß der Krieg seinen Abschluß erreicht habe und nur noch unorganisierte Banden das Land durchzögen, galt es, dem englischen Volke zu beweisen, daß die großen Opfer, die nun von neuem verlangt wurden, geboten seien. Die Art, wie sich die Nation mit dieser Tatsache abfand, sowie die einmütige Bewilligung aller im Parlament geforderten Mittel zur energischen Fortsetzung des Krieges verdient Beachtung und Anerkennung.

Lord Kitchener ist von englischer Seite vielfach der Vorwurf gemacht worden, er habe sich nicht genügend Zeit zur Vorbereitung des Feldzuges gelassen; dazu gehöre, daß er vielfach Leute, die kaum ausgebildet, und Pferde, die eben erst aus England ange-

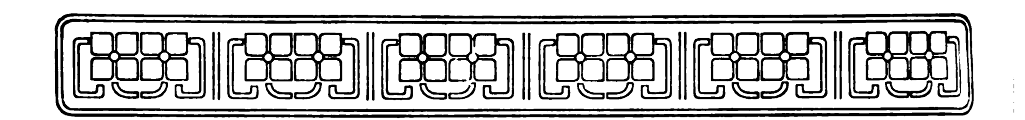
kommen waren, an die Front gesandt hätte. Infolgedessen sei ein unnötig hoher Verbrauch an Kräften eingetreten. Mag der englische Führer vielfach Anlaß zu diesem Vorwurf gegeben haben, so überwiegt jedenfalls doch sein Verdienst, daß er bestrebt war, den beweglichen Gegner überall mit möglichst starken Kräften anzugreifen und zu vernichten. Nach dieser Richtung bedeutet die Übernahme des Oberbefehls durch Lord Kitchener einen wichtigen Fortschritt.

Im Gegensatz zu der bisherigen Auffassung, die sich mit Orts- und Landbesitz begnügte, sah er nur in der Zertrümmerung des Feindes das Ziel alles kriegerischen Strebens. Der rücksichtslosen Durchführung dieses allein dem Wesen des Krieges entsprechenden Grundsatzes verdankten die Engländer im weiteren Verlauf den endgültigen Abschluß des langwierigen Feldzuges und die feste Begründung ihrer Herrschaft in Südafrika.

(Fortsetzung folgt.)

Frhr. v. Maltzahn,
Hauptmann im Generalstabe des V. Armeekorps.





Neue Dienstvorschriften und Heeresausbildung der Japaner nach dem Kriege.

(Fortsetzung.)*)

Sommerausbildung. **Feldartillerie.**


Die Sommerausbildung der Feldartillerie teilt sich in zwei Abschnitte. Der erste beginnt Ende März im Anschluß an die Besichtigungen des Winterdienstes und schließt Ende Juli mit der Ausbildung in der Batterie und Abteilung. Der zweite Abschnitt, der von Anfang August bis Ende Oktober dauert, gipfelt in der Schießübung. Der Monat August fällt infolge der großen Sommerhitze für den praktischen Dienst so gut wie ganz aus. Im September leisten Reservisten in großer Zahl, bis 65 bei einer Batterie, eine dreiwöchige Übung.

Die gleichmäßige Ausbildung aller Leute als Fahrer und Kanoniere erfordert naturgemäß einen bedeutend größeren Zeitaufwand als eine getrennte Unterweisung. Daher bleibt die Absonderung der jungen Soldaten von den beiden älteren Jahrgängen auch nach der Rekrutenbesichtigung zunächst noch bestehen. Ein Nachteil entsteht hieraus nicht, da die hohe Kopfstärke der Batterien an sich schon eine Teilung der Leute bedingt.

Im August beginnt die Ausbildung der Richtkanoniere. An ihr nehmen von jeder Batterie 30 Mann teil, von denen die Hälfte endgültig zu Richtkanonieren ernannt wird.

Fußdienst wird während des Sommers nur selten abgehalten. Die Unterweisung in der Handhabung des Revolvers beschränkt sich auf wenige Stunden und das Schießen zweier Übungen. Die Leute des ältesten Jahrganges werden außerdem, soweit sie im Mobilmachungsfalle zu Kolonnen treten, mit dem Karabiner ausgebildet.

Das Ausheben von Geschützdeckungen bei Tage und bei Dunkelheit sowie die schnelle und geschickte Anlage von Wegen durch waldiges Gelände werden eifrig geübt.

Im Gebrauch der Winkerflaggen werden 40 Mann, je 10 für den Abteilungsstab und jede Batterie, unterwiesen.

Unterricht findet fast täglich statt.

---

*) Jahrgang 1909. 2. Heft, Seite 314 bis 322.

Der Reitdienst wird in gleicher Weise wie im Winter betrieben. Von Ende Mai ab reiten auch die Rekruten auf Kandare. Anfang Juli beginnen Fahrübungen, in denen sie derart gefördert werden, daß sie bei Beginn der Manöver als Mittel- und Vorderreiter, bis zum Abschluß der Winterperiode des zweiten Jahres auch als Stangenreiter fertig ausgebildet sind.

Die Unterweisung aller Leute im Reiten und Fahren macht es erforderlich, die Pferde gewöhnlich zweimal am Tage gehen zu lassen. Da außerdem bei Übungen im Gelände meistens erst am späten Nachmittag in die Kaserne zurückgekehrt wird, sind die Pferde daran gewöhnt, ihr Hauptfutter erst gegen 9° Abends zu erhalten.

Die Pflege der Pferde ist sorgsam, vermeidet aber jede Verwöhnung. Außerhalb der Garnison wird ohne Rücksicht auf Jahreszeit und Witterung grundsätzlich biwakiert, so daß die Pferde während der Schieß- und Herbstübungen oft wochenlang nicht unter Dach kommen. Auch in kühlen Nächten — die Temperatur sinkt im November zur Zeit der Manöver oft schon unter den Gefrierpunkt — müssen sich die Tiere, die nicht einmal eingedeckt werden, mit karg bemessener Streu begnügen. Bei anhaltend schlechter Witterung werden aus Zeltbahnen oder Stroh Dächer hergestellt, die oberflächlichen Schutz gegen Regen gewähren. Waldstücke werden als Biwaksplätze bevorzugt. Die große Bedeutung der Abhärtung der Pferde für den Krieg läßt sich nicht verkennen.

Infolge des vorwiegend gebirgigen Charakters des Landes wird Wert darauf gelegt, die Pferde im Klettern zu üben. Schon von den Remontedepots aus werden sie jedes Jahr fünf Monate lang in das Gebirge auf Weide geschickt. Die kleinen, aber zähen und kräftigen Tiere leisten im Überwinden langer und erheblicher Steigungen in der Tat sehr gutes. Sie gehen gleichmäßig im Zuge und sind im Gelände sicher. Der Marsch einer Batterie über den schwer zu ersteigenden, 740 m hohen Ashigara-Paß, westlich Tokyo, im Sommer 1908 war ein Beweis für die große Leistungsfähigkeit des Pferde- und Geschützmaterials.

Auffallend ist es, daß man von einer zielbewußten Gewöhnung der Pferde an das Zurücklegen längerer Strecken im Trabe allgemein absieht. Bei Märschen wird gewöhnlich nur Schritt angewendet, die Kanoniere müssen dabei grundsätzlich absitzen. Der Grund liegt wohl in dem für die kleinen Pferde verhältnismäßig hohen Gewicht des Geschützes.*)

Batterie- und Abteilungs-Exerzieren.

Erst Anfang Juli beginnt das eigentliche Batterieexerzieren. Bei Zusammenstellung der Leute werden die der älteren Jahrgänge im allgemeinen als Fahrer und Richtkanoniere, die des jüngsten Jahrganges als Kanoniere eingeteilt.

Beim Geschützexerzieren in der Batterie werden die Übungen zunächst in Gruppen zerlegt. Erst allmählich wird zur durchlaufenden Bedienung übergegangen.

*) Das Geschütz wiegt 940, die Protze 801 kg.

Die Exerzierausbildung der bespannten Batterie erstreckt sich auf die wenigen reglementarischen Formen. Einfachheit ist auch hier erster Grundsatz. Das Abprotzen erfolgt meist nach der Flanke, selten durch Aufmarsch. Auf peinlich genaue Abstände und gleichzeitige, schnelle Feuerbereitschaft wird scheinbar weniger Wert gelegt als bei uns.

Dem Abteilungsexerzieren sind nur wenige Tage gewidmet. Es besteht in kurzen Bewegungen in Tief- und Batteriekolonnen und einfachen Gefechtsentwicklungen.

Schießen.

Der Schießübung geht ein Belehrungsschießen voraus. Jede Batterie hält dann etwa zwei Schul- und acht bis zehn Gefechtsschießen ab. Außerdem finden einige Schießen im Abteilungsverbande und bei Nacht statt. Die gegen früher erheblich eingeschränkten Schulschießen sollen von diesem Jahre ab ganz fortfallen.

Den Gefechtsschießen liegen einfache, kriegsmäßige Aufgaben zugrunde. Stellungswechsel zur Unterstützung des Infanterieangriffs, zum Zerstören von Eindeckungen und Maschinengewehren, sowie Niederhalten und In-Rauch-Hüllen der feindlichen Infanterie sind die geläufigsten Aufträge. Die Bekämpfung von Schildbatterien und verdeckt stehender Artillerie wird nur selten geübt. Beim Abteilungsschießen wird besonderer Wert darauf gelegt, die Batterieführer zur selbständigen Feueraufnahme gegen gefährliche oder nur kurze Zeit sichtbare Ziele zu erziehen. Die natürliche Folge derartiger Schießaufträge ist, daß in der Regel aus offener oder fast verdeckter, selten aus ganz verdeckter Stellung geschossen wird.

Um auch bei der Infanterie das Verständnis für Taktik und Feuerwirkung der Feldartillerie zu heben, werden Infanterieoffiziere in großer Zahl zu den Schießübungen zugezogen.

Das neue Geschütz ist mit vortrefflichem Richtgerät ausgestattet. Als besonders vorteilhaft wird die feste Verbindung von Aufsatz und Richtfläche angesehen. Bei Benutzung der hohen Richtfläche braucht das Visierfernrohr nur vom Aufsatz abgezogen und auf das Verlängerungsstück aufgeschoben zu werden. Seitlich des Fadenkreuzes und unterhalb der Libelle sind in der Metallhülse Einschnitte angebracht, die eine Beleuchtung bei Dunkelheit gestatten.

Die neuen Schießregeln sind noch nicht endgültig festgelegt. Das bisherige Schießverfahren lehnt sich eng an das unsrige an. Einschießen mit Az. und einem Geschütz oder Zuge bildet die Regel. Einschießen mit Bz. bei tiefen Sprengpunkten wird angewendet, wenn hohes Gras und Getreide, beziehungsweise sumpfiges oder welliges Gelände, das Beobachten von Az.-Schüssen nicht zulassen. Hierbei gibt man neuerdings schnellem Flügelfeuer den Vorzug vor der Salve, übt aber auch das Einschießen mit Bz.-Feuer durch einen Zug. Beobachtungssalven werden oft angewendet. Zum Schießen aus verdeckter Stellung wird im allgemeinen nach einem Hilfsziel mit der hierfür besonders geeigneten hohen Richtfläche gerichtet. Zuweilen wird auch das Einrichten nach hohen Sprengpunkten gewählt, das im Kriege oft Verwendung

gefunden haben soll. Hierzu wird empfohlen, mit einer erheblich größeren als der geschätzten Entfernung zu beginnen. Bei dem nur selten angewandten Parallelstellen wird, wenn irgend angängig, ein Geschütz des mittleren Zuges als Grundgeschütz bestimmt, weil hierbei etwaige Fehler sich weniger bemerkbar machen, und das Einrichten der Batterie schneller erfolgt.

Zum Beobachten der Schüsse beim Einschießen befindet sich nach einem im Kriege erprobten Verfahren der Batterieführer auf dem einen Batterieflügel, ein Zugführer als Hilfsbeobachter auf dem anderen. Die scheinbar seitliche Abweichung der Schüsse ergibt dann ihre Lage vor oder hinter dem Ziel.

Beim genauen Einschießen beginnt man sofort mit der Mitte der 50 m Gabel, wodurch oft schnellere Wirkung erzielt werden soll als bei unserm Verfahren.

Nach dem Einschießen bildet lagenweises Feuer die Regel; Gruppenfeuer dient zur Ausnutzung kurzer Gefechtsmomente. Im Bz.-Feuer wird nur auf den beiden Gabelentfernungen der 100 m Gabel, nicht auf der Mittelentfernung geschossen, beim Streuen immer um 100 m vorgegangen.

Die Regelung der Brennlängen erfolgt im allgemeinen durch direkte Korrekturen mit Hülfe des Zünderstellers, der bis 7900 m reicht und Änderungen von 25 zu 25 m innerhalb der Grenzen von + und — 600 m gestattet. Nur bei einer schon geladenen Lage wird die Zünderkorrektur durch Verlegung der Flugbahn erreicht.

Als Hilfsziel beim Nachtschießen verwendet man Richtlatten, die vor den Geschützen ausgesteckt und durch glimmende Räucherstäbchen oder Blendlaternen kenntlich gemacht werden.

Organisation.

Die japanische Feldbatterie besteht aus sechs Geschützen. Von den sechs ungepanzerten Munitionswagen gehören drei zur Gefechtsbatterie und drei zur Staffel. Die leichte Munitionskolonne des Regiments hat 27 Munitionswagen.

Jede Protze enthält 36, jeder Hinterwagen 64 Patronen; die Batterie verfügt über 816 Schrapnels der Gefechtsbatterie und Staffel, sowie 450 Patronen (300 Schrapnels und 150 Granaten) der leichten Munitionskolonne, mithin über 156 Schuß weniger als die deutsche Batterie.

Die Überzeugung, daß die sechs Batterien einer Division zur Erfüllung aller Aufgaben nicht ausreichen, hat zu Erwägungen über Änderungen der Organisation geführt. Man neigt der Formierung der Batterien zu vier Geschützen nach französischem Muster zu, da sie ohne erhebliche Mehrkosten die Aufstellung von dritten Abteilungen und damit eine zweckmäßigere Ausnutzung der Wirkung gestatten würde. Tatsächlich haben sämtliche Batterien mit nur vier Geschützen und zwei Munitionswagen an den letzten Manövern teilgenommen.

Gefecht.

Wirksamste Unterstützung der Infanterie ist nach wie vor oberster Grundsatz für die Gefechtstätigkeit der Feldartillerie und ausschlaggebend für Ort und Zeit ihres Einsatzes, wie für Wahl der Ziele. Als größter Vorzug der Schilde und der erhöhten

Feuergeschwindigkeit beim neuen Geschütze wird die Möglichkeit hervorgehoben, näher an den Feind herangehen zu können.

Sichtlich werden offene und fast verdeckte Stellungen bevorzugt. Nur aus ihnen glaubt man den schnell wechselnden Erscheinungen des Gefechtes wirksam folgen zu können. Verdeckt wird nur aufgefahren, wenn die Notwendigkeit der Infanterieunterstützung nicht in Aussicht steht. Und auch dann werden nebenher noch Stellungen für direktes Richten vorbereitet, da man glaubt, höchste Wirkung in kurzen Zeiträumen auch gegen Artillerie nur aus ihnen erreichen zu können. Schließlich meint man auch, daß verdeckte Stellungen das Selbstbewußtsein des Mannes schädigen.

Mit allen Mitteln sucht man aber die Sichtbarkeit offener Stellungen zu verringern. Ausgiebige Benutzung des Schanzzeuges und großes Geschick im Maskieren entziehen die Geschütze bei den japanischen Manövern selbst auf nahen Entfernungen vollkommen dem Auge des Beobachters. Sorglich wird der Gebrauch blinkender Gegenstände in der Feuerstellung vermieden. Alle Metallteile, auch das Schanzzeug, sind brüniert. Die Kartuschhülsen werden mit Laub oder Erde bedeckt, da man im Kriege die russischen Artilleriestellungen oft an den blinkenden Messinghülsen erkannt hat. Jede unnötige Bewegung der Bedienungsmannschaften außerhalb der Schilde wird vermieden.

Scheinanlagen werden auch bei Friedensübungen gern angewendet.

Dem Streben nach möglichster Verringerung der Sichtbarkeit ist es auch zuzuschreiben, daß die Munitionswagen bei offenen oder fast verdeckten Stellungen nicht in die Linie der Geschütze einfahren dürfen. Sie werden zusammen mit den Protzen 15 Schritt oder noch weiter hinter der Feuerlinie aufgestellt. Eine einfache Vorrichtung gestattet das schnelle Abspannen der drei Pferdepaare.*)

Um sich den Vorteil überraschender Feuereröffnung zu sichern, wird großer Wert auf verdecktes Einfahren der Geschütze gelegt. Man führt es meistens mit abgesessenen Fahrern aus, wobei der Vorderreiter zwischen seine Pferde tritt, während Mittel- und Stangenhandpferd von Kanonieren geführt werden.

Auch das Aufprotzen soll möglichst ungesehen erfolgen. Geschützweises Zurückgehen in Deckung und staffelweiser Stellungswechsel, auch innerhalb der Batterie, haben sich im Kriege als besonders zweckmäßig erwiesen. Den in Stellung befindlichen Geschützen fällt dabei die Aufgabe zu, den Feind in Rauch zu hüllen.

Die Pferde der berittenen Unteroffiziere und Mannschaften sind mit Sielengeschirren versehen, um sofort eingespannt werden zu können. So bleibt auch bei Verlusten die Beweglichkeit der Batterie gesichert.

Während der Erkundung von Feuerstellungen und Zielen wird jede unkriegsgemäße Übereilung vermieden. Bei Friedensübungen tritt niemals das übereilte Streben nach

*) Die japanische Anspannung hat keine Vorderbracken.

dem ersten Schuß hervor. Man ist sich bewußt, daß es nicht auf die Länge der Zeit bis zur Feuereröffnung, sondern bis zum Eintritt der Wirkung ankommt. Ein Versammeln von Zug- und Geschützführern in der Stellung wird vermieden, da hierdurch die Batterie leicht aller Führer auf einmal beraubt werden könnte.

Der Batterieführer wählt seinen Platz grundsätzlich außerhalb auf einem Flügel oder bis **100 m** seitwärts der Batterie. Möglichst unauffällige, die Beobachtung gerade noch gestattende Geländestellen mit gedeckten Verbindungen für Melder gelten für besonders günstig. Sie werden sorgsam maskiert, Scherenfernrohre möglichst eingegraben. Die Befehlsübermittlung erfolgt durch Winkerzeichen, Schallrohre oder Melder. Der Fernsprecher hat sich im Kriege innerhalb der Feuerstellung als recht empfindlich erwiesen und wird nur zur Verbindung mit den höheren Führern benutzt.

Einzelne Beobachter auf erhöhten und vorgeschobenen Plätzen werden für unentbehrlich gehalten. Offiziere und Leute zeigen dabei viel Geschick in der Wahl zweckmäßiger Punkte auf Bäumen oder Häusern. Vielfach werden bei den Batterien auch leichte Beobachtungsleitern aus Bambus mitgeführt. Die Erstattung von Meldungen mittels Winkerflaggen erfolgt außerordentlich schnell, da häufig wiederkehrende Nachrichten durch verabredete einfache Zeichen weitergegeben werden.

Das Feuer wird gewöhnlich gleichmäßig auf die ganze Breite des Ziels verteilt. Feuervereinigung wendet man nur gegen einzelne gut sichtbare Stellen und gegen Maschinengewehre an. Überlegene Artillerie belegt man abschnittsweise mit Gruppenfeuer. Im Schnellfeuer gegen nahe Ziele wird bei jedem Schuß die Richtung mit der Seitenrichtmaschine etwas geändert, um gegen die ganze Front des Zieles zu wirken.

Besonderer Wert wird flankierendem Feuer beigemessen, das auch von den in der Front eingesetzten Batterien erstrebt wird. Ein hierbei unvermeidliches Kreuzen des Feuers wird nicht gescheut.

Im Kampf gegen verdeckt stehende Artillerie sucht man die feindlichen Beobachtungsstellen aufzufinden, um sie ungesäumt unter kräftiges Feuer zu nehmen.

Sorgsames Haushalten mit der Munition wird allen Führern zur Pflicht gemacht. Nur genau erkannte Ziele und Geländestreifen, die mit Sicherheit als feindliche Stellungen anzusehen sind, dürfen beschossen werden. Das Feuer ist einzustellen, sobald der Gefechtszweck erreicht scheint. Doch wird ausdrücklich davor gewarnt, schweigende Artillerie als endgültig niedergekämpft anzusehen; sie ist dauernd weiter zu beobachten, von Zeit zu Zeit kräftig zu beschießen oder ständig unter schwachem Feuer zu halten.

Angriff.

Beim Angriff bildet die feindliche Artillerie im allgemeinen das erste Ziel. Durch Einsetzen einiger Batterien in der Front sucht man sie zum Feuern zu verleiten. Die Masse der Artillerie steht gruppenweise in Lauerstellung bereit, um sofort mit konzentrischem Feuerüberfall zu antworten. Erscheint es nicht angebracht, einem in



Stellung befindlichen Feinde gegenüber Artillerie bei Tage einzusetzen, so wird sie verdeckt zur Abwehr eines feindlichen Gegenstoßes feuerbereit gehalten.

Sobald sich lohnende Infanterieziele zeigen, spätestens aber mit Beginn des eigentlichen Infanteriekampfes, werden ohne Rücksicht auf den Stand des Artillerieduells möglichst viele Batterien zur Bekämpfung der feindlichen Infanterie eingesetzt. Ständige Zielaufklärung und ununterbrochene Verbindung mit der vordersten Gefechtslinie hält man dabei für Vorbedingungen einer guten Feuerleitung. Den Infanterieführern wird zur Pflicht gemacht, der Artillerie dauernd über Lage der Geschosse, sowie über die eigene und feindliche Stellung zu melden. Anderseits soll ein Anschwellen des Geschützfeuers jedesmal das Zeichen zum Vorstürzen der Schützenlinie geben. Unter günstigen Bedingungen seien bereits sechs bis acht Schuß Gruppenfeuer ausreichend, um der Infanterie einen Sprung zu ermöglichen.

Der hohe moralische Wert des Begleitens der Angriffsinfanterie durch einzelne Batterien oder Geschütze wird stets betont. Als hierzu besonders geeignet werden die leichten Gebirgskanonen bezeichnet. Im Kriege war es zuweilen möglich, sie unter Ausnutzung vorhandener Deckungen bis in die Schützenlinie vorzubringen. Dort fiel ihnen vor allem die Aufgabe zu, feindliche Maschinengewehre und Deckungen zu zerstören.

Die überwältigende Wirkung und der dichte Rauchschleier des bis zum letzten Augenblick gegen die Einbruchsstelle vereinigten Schrapnel- und Granatfeuers hat der Infanterie oft den Sturm überhaupt erst ermöglicht.

Verteidigung. In der Verteidigung werden Deckungen für Bedienung, Material und, wenn Zeit vorhanden ist, auch für die Gespanne angelegt, Entfernungen im Vorgelände durch Messen und Einschießen bestimmt und Richtungslinien nach allen wichtigen Punkten festgelegt. Die Ergebnisse findet man oft in Form einfacher Ansichtsskizzen zusammengestellt.

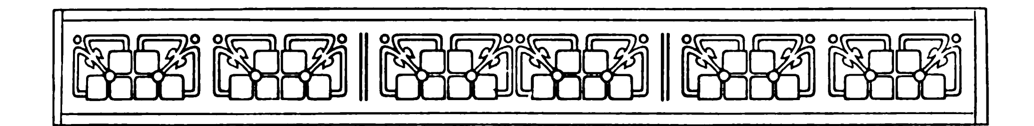
Kommen verschiedene Angriffsrichtungen für den Gegner in Frage, so werden mehrere Stellungen vorbereitet, die zugleich dazu dienen sollen, etwaigem Flankenfeuer durch zurückgehaltene Batterien entgegenwirken zu können.

Bei mehrtägigen Kämpfen wird ein wiederholter Stellungswechsel der Artillerie des Verteidigers unter dem Schutze der Dunkelheit für unbedingt erforderlich gehalten. Anmarschwege und Stellungen müssen noch bei Tageslicht genau erkundet werden.

Das Streben nach Flankierung des Angriffs führt oft dazu, die Verteidigungsartillerie von Anfang an, ihren verschiedenen Aufgaben entsprechend, zu teilen. Gewöhnlich werden einige Batterien zurückgehalten, um später zusammen mit der Reserve beim Gegenstoße eingesetzt zu werden. Man tut dies, weil sich im Kriege das Loslösen von Batterien aus dem Artilleriekampf sehr schwierig gestaltete.

Es wird als zweckmäßig empfohlen, nach abgeschlagenem Angriffe mit der Masse der eigenen Batterien die feindliche Artillerie unter Feuer zu nehmen, da sie der zurückflutenden Infanterie den Halt gibt, und ihr Feuer von der verfolgenden Infanterie abgelenkt werden muß.

(Fortsetzung folgt.)



Ein französisches Reglement für die Kriegführung in Afrika.

Auf Anregung des Generals D'Amade, des Führers der französischen Operationen in Schauja 1908, hat dessen Generalstabschef Oberst Frisch, einer der besten Kenner Nordafrikas, ein kleines Taschenbuch herausgegeben mit dem Titel:

„Guerre d'Afrique, guide-annexe des règlements sur le service en campagne et de manoeuvres."

Das in äußerst knapper, klarer Form abgefaßte Buch stellt ein Reglement für die besonderen Verhältnisse der Kriegführung in Nordafrika dar und kann als der Niederschlag der reichen Kriegserfahrung angesehen werden, die sich französische Führer in mehr als einem halben Jahrhundert bei den Kämpfen in Algier-Tunis und zuletzt in Marokko erworben haben.

Die in dem Reglement niedergelegten Grundsätze erscheinen nicht nur für die besonderen Verhältnisse in Nordafrika, sondern auch für die gesamte koloniale Kriegführung von Interesse und ergeben auch wertvolle Anhaltspunkte für die Kriegführung in anderen Kolonien mit ähnlichen geographischen und ethnographischen Verhältnissen.

Die folgenden Ausführungen sollen einen Überblick über die wichtigsten Kapitel des Buches geben.

Kriegsschauplatz und Bewohner.

Oberst Frisch schickt den eigentlichen reglementarischen Bestimmungen zunächst eine Beschreibung des Kriegsschauplatzes und seiner Bewohner voraus, soweit deren Eigenart für die Kriegführung von Einfluß ist. Ihre genaue Kenntnis bezeichnet er als eine der wichtigsten Voraussetzungen für jeden Führer in Nordafrika.

Den Araber schildert er als intelligent, verschlagen, plünderungssüchtig und fanatisch. Als Muselmann kenne er keine Todesfurcht. Ein vorzüglicher Reiter, bevorzuge er den Einzelkampf und rasche Überfälle.

Vom Araber, dem Nomaden der Ebene, wird der Berber, der seßhafte Bewohner

der Gebirgsgegenden, scharf unterschieden. Frisch bezeichnet ihn als groß und kräftig, lebhaft und mutig. Geborener Infanterist, sei er besonders beanlagt für den Gebirgskrieg, gewandt in der Ausführung von Verschanzungen und in der Verteidigung von Stellungen und Örtlichkeiten.

Araber wie Berber sind nach der Ansicht des Verfassers erbitterte Franzosenfeinde, da sie schon durch ihre Religion zum Kampfe gegen alle Christen bestimmt seien.

Zur Unterwerfung dieser Gegner wird nicht nur Besiegung im Kampfe, sondern sofortige Besetzung des betreffenden Gebietes für nötig erachtet.

Handelt es sich um die Niederwerfung aufrührerischer Völkerschaften, so empfiehlt das Reglement die strengsten Maßnahmen: Entwaffnung, Auslieferung aller Übeltäter und Anführer, Auferlegung von Geldstrafen. Für die Hauptschuldigen fordert es strenge Bestrafung. Der Verfasser ist der Ansicht, daß jedem selbständigen Expeditionsführer das Recht gewahrt sein sollte, in besonderen Fällen die Aburteilung von schuldigen Eingeborenen durch ein Kriegsgericht (von drei Offizieren) und die sofortige Hinrichtung verfügen zu dürfen, wenn er natürlich auch Massenhinrichtungen vermieden wissen will. Immer müsse man sich vor Augen halten, daß jede Milde und Nachsicht von den Eingeborenen als Furcht oder Schwäche ausgelegt würde.

Kundschafter-Dienst.

Einen besonderen Abschnitt widmet Oberst Frisch dem Eingeborenen-Kundschafter-Dienst. Diesem wird in Nordafrika eine sehr hohe Bedeutung zugesprochen, da die vorhandenen Karten meist nicht genügen. Erkundungen durch die Truppen selbst werden nur auf nächste Entfernungen für möglich gehalten, da weithin entsandte Patrouillen zu sehr gefährdet seien.

Das Reglement empfiehlt für den Kundschafterdienst die Verwendung von Spionen, Gefangenen und Eingeborenen-Wegführern.

Bei der Benutzung von Spionen wird besondere Vorsicht angeraten. Doppel-Spione sollen mit Vorteil dazu verwendet werden, um den Feind irrezuführen, indem man die Spione selbst täuscht. Spahis seien als Spione gut brauchbar und hierzu verkleidet oder als Deserteure ins feindliche Lager zu senden.

Gefangene sollen sofort nach der Gefangennahme ausgefragt werden, da in der ersten Aufregung am leichtesten etwas aus ihnen herauszubringen sei. Getrenntes Fragen und Vergleich der Aussagen ergäben am besten verlässige Anhaltspunkte.

Eingeborene Wegeführer werden in Nordafrika für unentbehrlich gehalten. Schwierig sei nur das Anwerben, da sich die meisten Leute als nicht wegekundig stellen. Es wird empfohlen, Eingeborene-Führer als Spahis zu verkleiden, damit sie sich ihrem Stamme gegenüber nicht als Landesverräter bloßstellen müssen.

Um sich gegen Verrat zu sichern, rät das Reglement, mehrere Führer gleichzeitig zu verwenden, die von einander nichts wissen, und sie abwechselnd führen zu lassen.

Die Führung der Operationen (stratégie).

Der Hauptunterschied zwischen der Kriegführung in Nordafrika und der auf europäischen Kriegsschauplätzen besteht nach der Ansicht des Verfassers darin, daß man es in Afrika nicht mit einer feindlichen Armee, sondern mit feindlichen Völkerschaften zu tun habe. Da diesen gegenseitiges Vertrauen und fester Zusammenhalt fehle, führe sie der erste Mißerfolg meist zur Auflösung.

Der moralischen Wirkung wird im afrikanischen Kriege eine überragende Bedeutung zugesprochen. Sie kann nach der Ansicht des Reglements nur durch offensive Führung der Operationen erreicht werden. „Den Sieg verleiht nicht die Zahl der getöteten, sondern die der moralisch niedergerungenen Feinde". (Arabisches Sprichwort.)

Besonders hervorgehoben wird, daß die Operationen eingehendster Vorbereitungen bedürfen, um sie kräftig und rasch führen zu können. Ein vorzeitiger Operationsbeginn wird als ein schwerer Fehler bezeichnet. Es ist dies übrigens eine Forderung, die durch die Erfahrungen aller Kolonialkriege durchaus bestätigt wird.

Das Reglement verlangt ferner, daß eine möglichst kurze Dauer der Operationen durch erhöhte Energie der Kriegführung angestrebt wird.

Über die Truppenverwendung im großen wird gesagt, daß im Gegensatz zur europäischen Kriegführung, wo eine nicht unbedingt notwendige Teilung der Kräfte meist ein strategischer Fehler sei, in Afrika die Teilung der Kräfte in mehrere Kolonnen mit Vorteil und ohne große Gefahr angewendet werden könne. Die Eingeborenen hätten nicht den kriegerischen Blick und seien auch organisatorisch nicht befähigt, diese Teilung zu ihren Gunsten auszunutzen. Der Marsch in mehreren Kolonnen mache ihnen vielmehr schon an sich einen gewaltigen Eindruck und erschwere ihnen am meisten die Gegenführung. Für jede einzelne Kolonne wird gefordert, daß sie genügend stark sein soll, um selbständig ein ernstes Gefecht bestehen zu können. Jede Kolonne müsse daher aus allen drei Waffen bestehen. Besonders betont wird, daß das Zusammenwirken der einzelnen Kolonnen auf Grund genauester Raum- und Zeitberechnung sichergestellt werden muß.

Operationen in der Ebene.

Die Operationen in ebenem Gelände werden nach der Ansicht des Verfassers durch die Notwendigkeit sicherer Nachschublinien und die Abhängigkeit von ihnen entscheidend beeinflußt. Zu ihrer Sicherung wird die Anlegung befestigter Posten und die Niederlegung von Vorräten — womöglich an Wasserstellen oder an Kreuzungspunkten von Verbindungen — gefordert.

Für Operationen in der Wüste empfiehlt das Reglement, sich von der Sorge für den hier besonders schwierigen Nachschub für eine bemessene Zeit dadurch frei zu machen, daß man alle nötigen Vorräte mitnimmt und im allgemeinen den Wasserstellen folgt.

Als das Hauptziel der Operationen wird bezeichnet, den Feind zum Entscheidungs-

kampf zu zwingen, in dem man die überlegenen Waffen und die bessere militärische Schulung der Truppen ausnutzen kann.

Jede Operation soll am Ende durch die völlige Niederwerfung des Gegners gekrönt werden. Hierzu genügt aber, wie das Reglement sagt, eine Besiegung allein nicht; vielmehr sei eine Schädigung an Hab und Gut unerläßlich — „ein grausames und barbarisches, aber unbedingt nötiges Verfahren". Eine Operation, die nicht zur völligen Niederwerfung und Ausplünderung („la razzia") des Gegners führe, könne nur einen vorübergehenden Erfolg haben.

Operationen im Gebirge.

Für Operationen im Gebirge wird empfohlen, von Anfang an gegen alle strategisch wichtigen Punkte Kolonnen anzusetzen, derart, daß die feindlichen Stämme entweder in ein Tal oder auf ein Gebirgsmassiv gedrängt und völlig umzingelt werden; es bleibe ihnen dann nur der Tod oder die Unterwerfung.

Jeder Expedition — in der Ebene wie im Gebirge — muß nach der Ansicht des Obersten die Einrichtung befestigter Posten (Infanterie mit etwas Kavallerie und zwei Kanonen) folgen, wenn sie dauernden Erfolg haben soll. Die Masse des Expeditionskorps empfiehlt er dabei in einer oder mehreren beweglichen Kolonnen zu formieren. In jedem befestigten Posten soll Vorrat für mindestens einen Monat niedergelegt, und dadurch für die Kolonnen eine erhöhte Bewegungsfreiheit geschaffen werden.

Taktik. Als wichtigster taktischer Grundsatz wird aufgestellt, daß sich die eigene Taktik den taktischen Fähigkeiten und Gepflogenheiten des Feindes anpassen müsse. Wenn auch der einzelne Gegner an kriegerischer Naturanlage in der Regel überlegen sei, so bedinge doch die ungenügende Ausbildung und schlechte Bewaffnung die Unterlegenheit des Feindes im allgemeinen.

Eine besondere Schwierigkeit erblickt der Verfasser darin, den Feind zum entscheidenden Kampf zu stellen. Am meisten Aussicht auf einen durchschlagenden Erfolg verspricht er sich von Angriffen in der Morgendämmerung, da er bei den Eingeborenen vielfach die Gepflogenheit beobachtete, einen großen Teil ihrer Kräfte bei Nacht zurückzunehmen und sie erst am Morgen ihre Plätze wieder einnehmen zu lassen.

Das Reglement fordert, den Kampf womöglich immer angriffsweise zu führen. Frontalangriffe, vereint mit Flankenangriffen, werden als am raschesten zum Ziele führend empfohlen. Für die Frontalangriffe wird keine große Tiefenstaffelung gefordert; es sollen vielmehr möglichst viele Gewehre in der Front eingesetzt und nur geringe Reserven zurückgehalten werden. Diese werden für notwendig erachtet, da der Feind häufig Gegenangriffe mache.

Besonders betont wird, daß man sich immer die Initiative wahren solle. Wenn man den oft plötzlich erfolgenden Angriffen der Araber gegenüber zu anfänglicher

Verteidigung gezwungen sei, so müsse man doch trachten, möglichst bald zum Angriff überzugehen.

Beim Kampf in der Ebene — gegen die Araber — muß man nach den Erfahrungen des Verfassers auf häufige, meist von allen Seiten erfolgende Reiterangriffe gefaßt sein, bei denen die Reiter sehr oft auch Schützen auf ihren Pferden heranführen. Die Kavallerie gegen sie einzusetzen, wird für bedenklich gehalten, da sie bald ihren Rückzug zur Kolonne abgeschnitten sähe, wenn sie sich weit von ihr entfernen würde. Die Abwehr wird vielmehr ausschließlich der Infanterie zugewiesen. Die Hauptsache ist dabei nach der Ansicht des Obersten, daß die Infanterie ihre Ruhe bewahrt. Da die Angriffe sich meist gegen den Troß richten, wird für diesen ein ausgiebiger Schutz für nötig erachtet. Das Reglement glaubt diesen am besten dadurch zu erreichen, daß sich die ganze Kolonne im Viereck um den Troß formiert. Um das Eindringen der feindlichen Reiter in das Innere des Vierecks unbedingt zu verwehren, sollen besondere Reserven im Innern des Vierecks marschieren.

Für den Kampf gegen die Berber im Gebirge empfiehlt Oberst Frisch, sie zunächst aus ihrem heimatlichen Gebiet zu verdrängen. Bei dem sicher zu erwartenden Versuche, ihre Heimat wieder zu gewinnen, könne man sie dann am leichtesten zum Entscheidungskampfe stellen.

Zur taktischen Ausbildung der Truppen für das Gefecht wie für Marsch- und Sicherungsdienst bedarf es nach der Ansicht des Verfassers eingehendster theoretischer und praktischer Unterweisung, sowohl vor Beginn der Operation, wie während dieser auf dem Marsch und im Biwak. Jeder Mann müsse wissen, welche Rolle ihm zufällt. In jedem einzelnen Soldaten müsse die Überzeugung leben, daß er bei peinlicher Befolgung aller Vorschriften und mit der nötigen Kaltblütigkeit unbesiegbar sei.

Die Zusammensetzung der Expeditionskorps.

Der afrikanische Bewegungskrieg fordert, wie das Reglement sagt, operative Einheiten, die aus allen drei Waffen zusammengesetzt und mit den nötigen Transportmitteln für Nachschub ausgestattet sind. Bei der Formierung sollen möglichst die Friedensverbände gewahrt bleiben, damit die Truppen ihre bisherigen Führer beibehalten.

Wenn der Gegner einigermaßen beachtenswert ist, wird die Mindeststärke eines Expeditionskorps auf zwei Bataillone, eine Eskadron, eine Batterie angeschlagen. Das Verhältnis der einzelnen Waffen zueinander soll je nach den Umständen festgesetzt werden. Infanterie soll die Hauptwaffe bilden. An Kavallerie soll etwa $^1/_4$ bis $^1/_6$ der Gesamtstärke bei Operationen in der Ebene, etwa $^1/_{20}$ bei Operationen im Gebirge zugeteilt werden, an Artillerie: acht Schnellfeuergeschütze für 1000 Mann bei Operationen in der Ebene, vier Geschütze auf 1000 Mann bei Expeditionen im Gebirge. Von zu starker Zuteilung von Kavallerie wird wegen der Schwierigkeit der Wasserversorgung abgeraten.

Betont wird, daß Expeditionskorps nie ausschließlich aus Eingeborenen-Truppen gebildet werden dürfen; je nach deren Verlässigkeit soll immer ein entsprechender Stamm weißer Truppen vorhanden sein.

Eine hohe Bedeutung wird der Persönlichkeit des Führers beigemessen. Er soll nicht nach dem Dienstalter, sondern nur nach der Befähigung bestimmt werden.

Als eine seiner Hauptobliegenheiten wird die peinliche Vorbereitung der Expedition bezeichnet. Das Reglement fordert, daß er vor Beginn der Operationen durch besondere Anweisungen das Verhalten auf dem Marsch, im Biwak und im Gefecht von vornherein genau bestimmt. Mit peinlicher Strenge soll er darauf sehen, daß stets Ordnung und Disziplin herrscht. „Die Ordnung macht unsere Stärke aus, nur durch Ordnung und Disziplin können wir siegen."

Die Operationen soll der Führer in möglichst sicheren Bahnen führen, womöglich nichts dem Zufall überlassen. Die peinliche Organisation des Nachrichtendienstes und die strenge Geheimhaltung der Operationspläne wird ihm zur Pflicht gemacht.

Vor Aufbruch des Expeditionskorps empfiehlt das Reglement, alle Teilnehmer aufzufordern, sich in ihrer Privatkorrespondenz jeden kritischen Urteils über die Operationen zu enthalten, da ihnen hierfür meist der nötige Einblick fehle.

Der Sicherungsdienst.

Bemerkenswert ist folgender Satz, mit dem Oberst Frisch den Abschnitt „Sicherungsdienst" einleitet:

„Der Franzose ist darin erblich belastet, daß er sich stets Überfällen aussetzt, besonders in Afrika. (Du Barail.) Die ihm angeborene Sorglosigkeit und die Verachtung des Feindes wie der Gefahr verleiten ihn dazu". Die Grundsätze der Sicherung müßten daher in Afrika, wo man stets mit feindlichen Überfällen zu rechnen habe, erhöhte Beachtung finden.

Die Sicherung der Marschkolonnen.

Die Vorhut hat nach der Ansicht des Verfassers in Afrika nur die Aufgabe, gegen Überraschungen zu sichern. Die Aufgabe, dem Gros Zeit zu verschaffen, fällt fort, da die ganze Kolonne stets in Gefechtsbereitschaft marschieren müsse. Da der Feind keine Artillerie habe, könne man in enger Versammlung marschieren, soweit dies mit Rücksicht auf Schonung der Truppen möglich sei.

Die Vorhut soll nicht zu weit vorgenommen werden, damit sie nicht vereinzelt in einen Hinterhalt gerate.

Seitendeckungen werden in ebenem Gelände nicht für nötig gehalten. Eingeborene-Reiter und Kavallerie sollen hier diese Aufgabe übernehmen. Im Gebirge wird dagegen empfohlen, besondere Flankendeckungen seitwärts der Marschlinie hinauszuschieben, jedoch nicht weiter als etwa 1000 bis 1200 m entfernt, damit sie die Kolonne rasch wieder erreichen können.

Eine Nachhut wird immer für nötig erachtet; ihr wird eine sehr wichtige Rolle beigemessen, da Araber wie Berber mit Vorliebe das Ende der Kolonne angreifen, um Teile zu veranlassen, sich von der Hauptkolonne zu trennen. Die Nachhut soll daher immer genügend stark gemacht werden; auch wird die Zuteilung eines Zuges Artillerie empfohlen.

Bei Nacht sollen die Abstände zwischen Vorhut, Nachhut und Gros erheblich verringert werden, wenn nötig bis auf 50 m, damit die Verbindung sicher gewährleistet bleibe.

Die Sicherung während der Ruhe.

Während der Ruhe schreibt das Reglement ausgiebigste Sicherungsmaßnahmen vor, „da Araber wie Berber Meister im Anschleichen sind und häufig ganz nackt und mit Staub bedeckt an die Posten heranкriechen, um sie zu erdolchen".

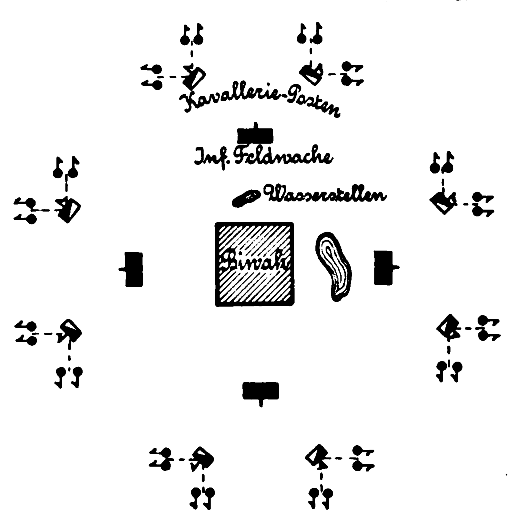
Im Gebirge soll die Sicherung des Lagers grundsätzlich der Infanterie zufallen: auf jeder Seite ist nach dem Reglement eine Feldwache (grande-garde) von Zug- bis Kompagniestärke auszustellen, die sich durch Vorschieben von Posten zu vier Mann sichert. Sie haben die umliegenden Höhen besetzt zu halten und sind so weit hinauszuschieben, daß der Feind nicht auf das Lager schießen kann, nicht unter 600 bis 700 m, auch bei Nacht. Die Posten sollen bei Tage auf 200 bis 300 m, bei Nacht nur auf 50 bis 60 m vor den Feldwachen aufgestellt werden. Feldwachen und Posten wird das Aufschlagen von Zelten verboten. Bei Nacht wird die Verwendung von Kriegshunden für zweckmäßig gehalten.

Biwak im Bergland. Sicherung.

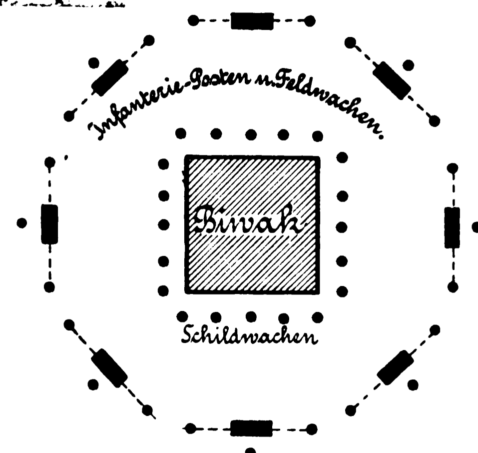
Zur unmittelbaren Sicherung des Biwaks sollen außerdem Schildwachen stehen. Hat man junge, noch nicht kriegserprobte Truppen, so wird empfohlen, das Biwak zu befestigen und es mit Hindernissen zu umgeben.

Im Falle eines feindlichen Angriffs haben die Posten auf die Feldwachen zurückzuweichen. Diese sollen den Feind in ihrer Stellung erwarten und ihn mit dem Bajonett zurückwerfen. Von jedem Bataillon soll stets eine Kompagnie, von jeder Kompagnie eine Sektion wachbleiben. Der Kommandant der Kolonne hat eine Kompagnie zu seiner Verfügung bereitzuhalten.

Sicherung des Biwaks in der Ebene (bei Tag).



Sicherung des Biwaks in der Ebene (bei Nacht).



In der Ebene hat die Sicherung des Biwaks bei Tage durch Infanterie-Feldwachen — etwa 1 km vom Lager entfernt — zu geschehen. Vor diese — auf etwa 2 bis 3 km vom Lager — sollen Posten regulärer Kavallerie vorgeschoben und Eingeborene-Reiter zur Aufklärung entsendet werden.

Bei Nacht hat die Kavallerie in das Lager einzurücken. Die Infanterie-Feldwachen sollen nach dem Reglement auf etwa 600 bis 700 m an das Lager heranrücken und enge Fühlung nehmen durch Posten von je vier Mann, die sie auf 50 bis 60 m verschieben.

Die Geschütze sollen am Tage so aufgestellt und eingerichtet werden, daß sie bei Nacht wichtige Gelände-Punkte unter Feuer nehmen können.

Sorgfältigste Regelung des Ronden- und Patrouillendienstes während der Nacht wird gefordert, damit keine Mißverständnisse vorkommen. Die Posten sollen von der Rückkehr oder der Entsendung der Eingeborenen-Reiter-Patrouillen stets verständigt werden.

Der Marschdienst.

Als Hauptanforderung an die Marschformation bezeichnet das Reglement, daß sie unbedingte Sicherheit für den Troß und Entwicklungsmöglichkeit nach allen Seiten gewährleisten müsse. Hierzu sei die einfache Marschkolonne nicht brauchbar. Es müßten vielmehr vor, neben und hinter dem Trosse Truppen marschieren, so daß sie immer eine Art Viereck um den Troß bilden.

Folgende verschiedene Formationen werden empfohlen:

1. Das regelmäßige Viereck (carré régulier). Dieses soll angewendet werden bei sehr starker Überlegenheit des Feindes. Die Kolonne hat dabei möglichst dicht zusammenzuschließen, der Troß in der Mitte zu marschieren.

Als Nachteil dieser Formation wird erwähnt, daß sie sehr ermüdend und die Entwicklung zum Angriff nicht einfach sei. Sie verbiete sich von selbst in bergigem oder Waldgelände.

Sobald es daher die Lage gestatte, sei das reguläre Viereck aufzugeben und — je nach dem Gelände und den sonstigen Umständen — eine der nachstehenden Formationen anzunehmen:

2. Die afrikanische Marschkolonne (colonne de route d'Afrique). Ihre Gliederung wird wie folgt vorgeschrieben:

Voraus und auf beiden Flanken: $^2/_3$ der Eingeborenen-Reiter.

Vorhut: Auf Sehweite voraus: Reguläre Kavallerie mit etwas Infanterie, eine Abteilung Pioniere, Haupttrupp der Vorhut (etwa $^1/_5$ der Infanterie) auf Sehweite vor der Hauptkolonne.

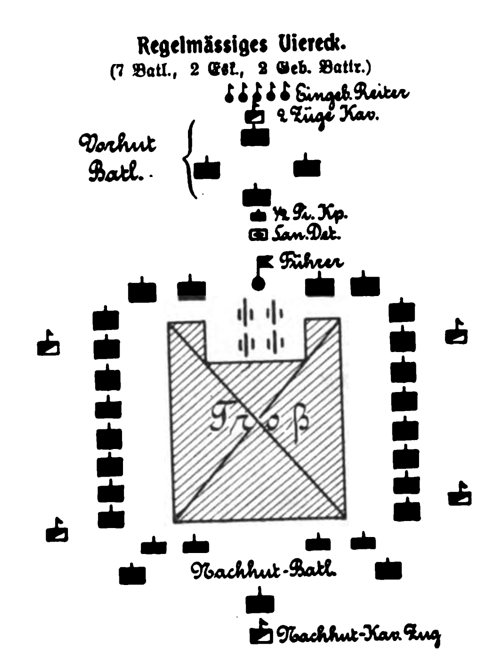
Hauptkolonne: Generalstab, $^1/_5$ der Infanterie, Artillerie, $^1/_5$ der Infanterie, Troß, in diesen eingeteilt $^1/_5$ der Infanterie; Eingeborene-Reiter und Kavallerie in kleinen Abteilungen in der Flanke.

Nachhut: $^3/_{20}$ der Infanterie; Krankentragen und Ärzte. Nachspitze: $^1/_{20}$ der Infanterie, etwas Kavallerie und Eingeborenen-Reiter.

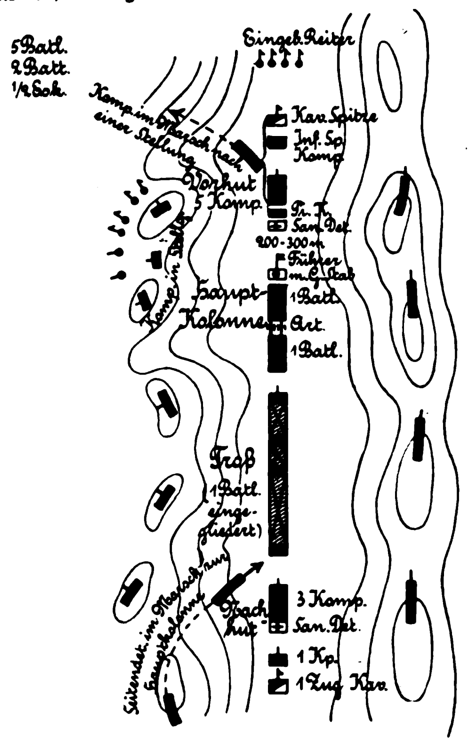
Seitendeckungen sollen nur wenn nötig abgezweigt werden, z. B. im Gebirge, wo die Marschsicherung ausschließlich der Infanterie übertragen werden soll. Infanterie-Abteilungen sollen hier als „bewegliche Seitendeckungen" die nebenliegenden Höhen besetzen.

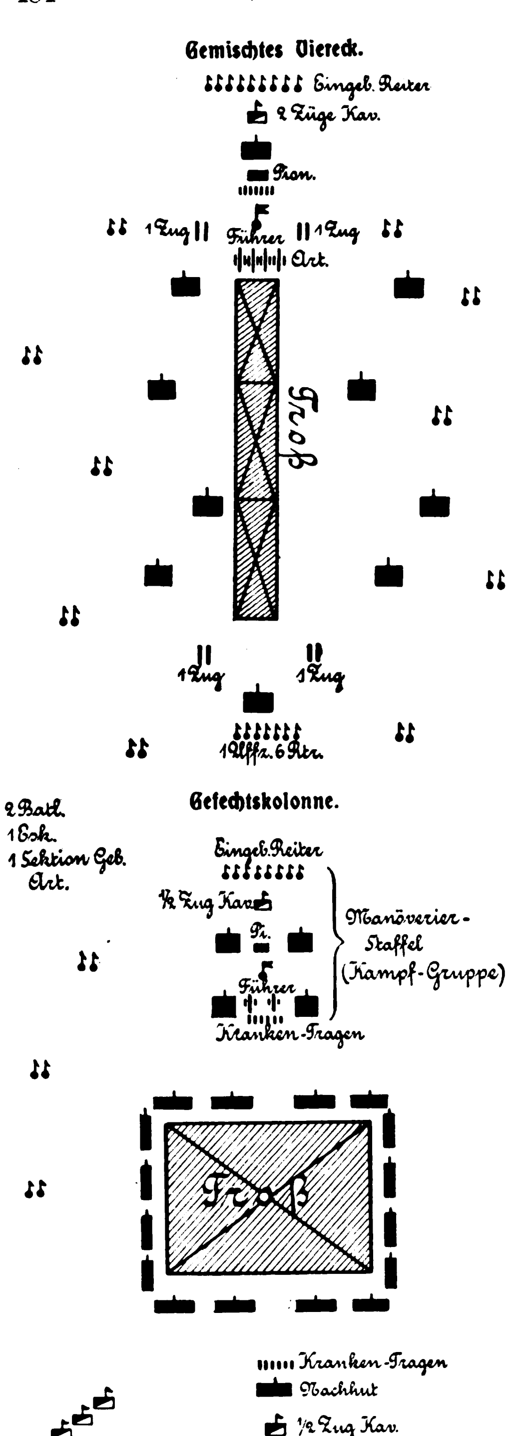
3. Das gemischte Viereck (carré

Regelmässiges Viereck.
(7 Batl., 2 Esk., 2 Geb. Battr.)



Marsch im Bergland mit bewegl. Seitendeckungen.





mixte). Diese Formation wird für die Ebene sowie einem stark und gut bewaffneten Gegner gegenüber empfohlen. Sie wird aus mehreren kleinen, voneinander unabhängigen Kolonnen gebildet, die sich gegenseitig gut unterstützen können. Als ihr Hauptvorteil wird rasche Entwicklungsmöglichkeit nach allen Seiten gerühmt.

Die Kolonne im ganzen stellt bei dieser Formation zwei Parallelkolonnen mit dem Trosse in der Mitte dar.

Die Infanterie soll dabei — je nach Lage und Gelände — in Linie oder in Kompagnie- oder Halbzugskolonne zu Vieren oder zu Zweien oder in geöffneten Kolonnen mit Aufmarschzwischenraum marschieren.

Die Plätze, an denen die Artillerie im Innern der Kolonne in Feuerstellung zu gehen hat, sollen von vorneherein bestimmt werden und die einzelnen Geschütze an diesen Plätzen marschieren.

4. Die Gefechts-Kolonne (colonne de combat). Diese Formation wird vorgeschrieben, wenn ein Gefecht in Aussicht steht. Die Kolonne ist dabei in zwei Hauptgruppen geteilt: in die unabhängige Kampfgruppe (Manövrierstaffel) und in den Troß mit besonderer Bedeckung.

Die Kampfgruppe marschiert auf der bedrohten Seite. Der Troß, im Viereck formiert, wird auf allen vier Seiten von Infanterie eingeschlossen. Die Kavallerie hält sich auf der am wenigsten bedrohten Seite bereit zum Eingreifen.

Allgemeine Regeln für den Marschdienst.

Von den allgemeinen Regeln, die für den Marschdienst gegeben werden, erscheinen folgende beachtenswert:

Stets soll mit großen Zwischenräumen und Gliederabständen marschiert werden, damit die Luft durch die Kolonne ziehen kann, und nicht zu viel Staub aufgewirbelt wird.

Streng wird gefordert, den Truppen ausgiebige Nachtruhe zu gewähren. Hierzu wird empfohlen, die Verpflegung für den nächsten Tag schon am Abend kochen zu lassen, damit man nicht deswegen früher aufstehen muß. Alle Feldkessel sollen mit Wasser und Kaffeezusatz gefüllt werden.

Während des Marsches wird das Einschieben zahlreicher Rasten gefordert. Die erste Rast soll schon 1/4 Stunde nach Abmarsch gehalten werden. Bei der Hauptrast wird vorgeschrieben, daß der Troß in die Mitte genommen und für ausgiebige Sicherung — im Gebirge durch Besetzung der umliegenden Höhen — gesorgt wird. Das Zurückbleiben von Nachzüglern wird streng verboten, da sie sicher vom Feinde abgefangen würden. Wenn nötig, soll die Kolonne auf sie warten.

In der heißen Zeit — vom Juli bis zum Oktober — wird empfohlen, nach 9° Morgens nicht mehr zu marschieren.

Der Verbindungsdienst zwischen einzeln marschierenden Kolonnen bedarf nach dem Reglement genauester Regelung durch optische und akustische Signale; solche Signale sollen jedoch unterlassen werden, wenn es gelte, den Feind zu überraschen.

Der Dienst im Lager.

Für Biwakplätze fordert das Reglement die Nähe einer Wasserstelle, eines Gehölzes und eines Weideplatzes. Niederungen und feuchte Stellen sowie Plätze, auf denen erst vor kurzem gelagert wurde, sollen vermieden werden. Großer Wert wird auf die sorgfältige Ausnutzung der Wasserstellen gelegt. Besondere Stellen für Entnahme des Trink-, Tränk- und Waschwassers sollen bezeichnet, das Wasser vorher untersucht werden.

Es wird verlangt, daß die Form des Biwaks — Viereck von verschiedener Länge je nach dem Gelände — von vornherein eingeübt wird: die Infanterie hat auf den vier Seiten, Kavallerie, Artillerie und Troß in der Mitte zu lagern. Die Biwaks sollen durch den mit der Kavallerie voraneilenden Generalstabschef mit den Adjutanten abgesteckt werden, damit die Truppen ohne

Umwege gleich an ihre Lagerstellen geführt werden können. Wenn die Zelte einmal aufgeschlagen sind, solle man nie mehr den Biwakplatz wechseln.

Die Infanterie biwakiert nach dem Reglement in zwei Zeltreihen (Zelte zu 4, 6 oder 8 Mann), die Kavallerie in ein oder zwei Zeltreihen, die Pferde immer im Innern des Biwaks. Artillerie und Train formieren Parks.

Die Verpflegung.

Über die Verpflegung wird gesagt, daß sie in dichter bewohnten Gegenden teilweise aus dem Lande möglich und anzustreben sei, damit der Troß entsprechend verringert werden könne. Um die Hilfsquellen des Landes zu erschließen, wird empfohlen, gut und sofort zu bezahlen; jede eigenmächtige Plünderung wird streng verboten, da hierdurch die Eingeborenen nur zum Verbergen ihrer Vorräte veranlaßt würden.

In spärlich bevölkerten Landstrichen — wie in Südalgerien — wird das Nachführen der gesamten Verpflegung durch den Troß für nötig gehalten.

Der Troß.

Die Organisation des Trosses bezeichnet das Reglement als eine sehr wichtige Aufgabe. Jede Kolonne bilde gewissermaßen nur die Bedeckung ihres Trosses.

Als Transporttiere sollen verwendet werden:

1. Maulesel. Diese werden als ausdauernd, kräftig und leistungsfähig, besonders gut im Gebirge verwendbar bezeichnet.

2. Kamele. Ihre Verwendungsmöglichkeit beschränkt sich nach der Ansicht des Verfassers auf ebene Gegenden und das Gebiet der Sahara. Für sie sollen Eingeborene als Treiber angeworben werden.

3. Der Transportkarren (l'araba). Diesen hält Frisch für das beste und leistungsfähigste Transportmittel in Afrika; er bezeichnet ihn jedoch nur als brauchbar in Gegenden mit guten Wegeverbindungen. Der Karren soll in der Ebene mit zwei, in schwierigerem Gelände mit drei Zugtieren bespannt werden.

Das mitzuführende Gepäck ist nach den Bestimmungen des Reglements möglichst einzuschränken. Das Offiziersgepäck soll jedoch nicht zu knapp sein, „da die Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Offiziere davon wesentlich abhängen".

In besonders wasserarmen Gegenden und in der Wüste wird es für nötig erachtet, Wasser durch besondere Wasserkolonnen nachzuführen. Auch soll Brunnen-Bohr-Mannschaft mitgenommen werden. Der Transport des Wassers hat auf Kamelen in Wasserfässern von 40 bis 50 l, ausnahmsweise in Wasserschläuchen zu geschehen.

Die einzelnen Waffen. Infanterie.

Die Infanterie bezeichnet das Reglement auch für Nordafrika als die Hauptwaffe. Als ihre taktische Einheit habe hier jedoch nicht das Bataillon, sondern die Kompagnie zu gelten.

Von den Bewegungsformen der Infanterie fordert der Verfasser, daß sie jederzeit die Abwehr von Kavallerieangriffen der Araber ermöglichen und den sofortigen Übergang zum Angriff gestatten.

Im Gefecht wird vor zu breiten Ausdehnungen gewarnt, damit der Zusammenhalt der Kolonne nach Innen gewahrt und die gegenseitige Unterstützung durch Staffelung stets möglich bleibe. Als besonders wichtig wird betont, daß die Infanterie stets die Feuerdisziplin aufrechterhält. Dem Salvenfeuer wird hierfür der Vorzug vor dem Schützenfeuer zugesprochen, da man dabei die Truppe besser in der Hand halte und auch einen größeren moralischen Eindruck auf den Gegner ausübe. Sparsamkeit mit der Munition wird streng gefordert. Schnellfeuer soll nur gegen sehr dankbare Ziele aus nächster Entfernung oder in höchster Gefahr angewendet werden. Die Zahl der im Schnellfeuer zu verfeuernden Patronen soll immer vorher bestimmt werden.

Es wird empfohlen, das Feuer nicht auf zu weite Entfernungen zu eröffnen, da hierdurch der Feind nur abgehalten und das Herbeiführen einer durchschlagenden Entscheidung vereitelt würde. Der Feind soll vielmehr bis auf mittlere Entfernung herangelassen werden, um ihn dann mit wirksamstem Feuer überschütten zu können.

Das Reglement schreibt vor, daß mit dem Beginne des Kampfes schon das Bajonett aufgepflanzt wird; die blanke Waffe mache auf den Afrikaner großen Eindruck.

Die ausgiebigste Verwendung von Maschinengewehren wird empfohlen; man verspricht sich von ihnen neben der materiellen auch eine bedeutende moralische Wirkung.

Kavallerie.

Die reguläre Kavallerie wird als der Araberreiterei überlegen bezeichnet — trotz deren Tüchtigkeit im Einzelreiten. Nach der Ansicht des Obersten würde sie jedoch im Alleinkampf gegen die Kavallerie der Eingeborenen voraussichtlich in Nachteil geraten, da nach seiner Erfahrung die Araber einem Handgemenge stets ausweichen, die reguläre Kavallerie nur nach sich zu ziehen und zu ermüden suchen, um sie dann von allen Seiten anzugreifen und ihr durch Schützen den Rückweg abzuschneiden. Die Kavallerie soll sich daher nie weit von der Infanterie entfernen, damit sie von dieser unterstützt werden kann.

Ihre Hauptaufgabe im Gefecht hat sie nach dem Reglement durch Zusammenwirken mit Infanterie und Artillerie zu suchen. Hier soll sie zunächst die Front frei machen und sich nach der am wenigsten bedrohten Seite ziehen, um dann durch Angriff gegen Flanke und Rücken des Feindes die Entscheidung zu vollenden.

Fußgefecht wird nur dann empfohlen, wenn das Gelände besonders günstige Bedingungen, namentlich sicheren Schutz für die Handpferde bietet.

Für die Aufklärung soll nicht reguläre Kavallerie, sondern Eingeborenen-Reiterei (Goumiers) verwendet werden. Solche Reiter sollen in bemessener Zahl angeworben werden. Bei ihrer Auswahl rät das Reglement jedoch besondere Vorsicht, da sie dem Feinde leicht als Spione dienen könnten.

Artillerie.

Die Artillerie erreicht nach den Erfahrungen des Verfassers in Afrika meist keine bedeutende materielle Wirkung, da der Feind selten geschlossene Abteilungen



zeige und die Gunst des Geländes meisterhaft auszunutzen verstehe. Um so höher aber wird ihre moralische Wirkung bewertet.

Eine vorbereitende Rolle im Gefecht — wie in Europa — kommt nach der Ansicht des Reglements der Artillerie in Afrika meist nicht zu, da man den Feind nicht durch Fernfeuer schädigen und dadurch veranlassen dürfe, einem Kampf auszuweichen.

Die Hauptaufgabe der Artillerie bestehe vielmehr darin, für die Infanterie Bresche zu machen. Fernfeuer wird nur bei der Verfolgung empfohlen.

Einer Auswahl besonderer Artilleriestellungen bedarf es nach dem Reglement nicht. Die Artillerie soll vielmehr zugweise auf die ganze Infanterielinie verteilt werden. Eine Feuervereinigung gegen einen bestimmten Teil der feindlichen Front wird hierbei für ganz gut möglich gehalten.

Dem Gebirgsgeschütz gebührt nach der Ansicht des Obersten wegen seiner größeren Beweglichkeit der Vorzug vor dem Feldgeschütz. Als Bespannungen sollen sich am besten die kräftigen Maulesel aus Poitou eignen.

Das Pompon-Geschütz bezeichnet das Reglement als sehr gut brauchbar, wenn auch seine Wirkung mehr moralischer als materieller Natur sei.

Das Hauptgeschoß der Artillerie ist nach dem Reglement auch in Afrika das Schrapnel. Sprenggranaten sollen nur in bemessener Zahl mitgeführt werden. Ein sehr hoher Wert für die Nahverteidigung wird dagegen der Kartätsche beigemessen. Sie soll daher einen beträchtlichen Teil der Munitionsausrüstung bilden.

Das Gefecht.

Das Reglement verlangt, daß das Gefecht grundsätzlich angriffsweise geführt wird. Verteidigungsweises Verhalten schädige die eigene moralische Kraft und erhöhe die des Feindes.

In der Ebene soll bei einem in Aussicht stehenden Gefechte zunächst die Kavallerie nahe herangenommen werden, und zwar auf die wenigst bedrohte Seite. Auch die Eingeborenen-Reiter haben sich heranzuziehen und die Front frei zu machen. Es soll ihnen eingeschärft werden, daß die Infanterie unerbittlich auf sie schießt, wenn sie ihr Feuer maskieren.

Für den Troß wird vorgeschrieben, daß er bei Beginn eines Gefechtes zusammenschließt. Die Kamele haben niederzuknieen, die Treiber sich möglichst ruhig zu verhalten. Wer Miene mache, Unruhe in den Troß zu bringen, soll sofort niedergeschossen werden.

Das Verhalten der Truppe bei einem Gefechte schildert das Reglement etwa wie folgt:

„Die beiden Infanterieflanken machen Front nach außen, die Nachhut schließt auf. Die Geschütze gehen in Stellung. Die Infanterie-Einheiten werden entsprechend gruppiert, das Bajonett wird aufgepflanzt, dann gefeuert. Sobald der Angriff gelungen oder der feindliche Angriff abgeschlagen ist, wird der Marsch fortgesetzt.“

Wenn eine Manövrierstaffel gebildet ist,*) so hat diese nach dem Reglement den Kampf allein zu führen und den Feind vom Troß abzuhalten. Sie soll hierzu entweder den Feind angreifen oder die feindlichen Angriffe gegen den Troß von der Flanke her beschießen.

Bei Gefechten im Gebirge weist das Reglement ausnahmsweise der Artillerie die Aufgabe zu, den Kampf gegen die meist in Verteidigungsstellungen befindlichen Berber vorzubereiten. Hierzu soll sie die Befestigungen zerstören, Häuser in Brand schießen und den Feind moralisch schädigen. Die Vorhut hat dann heranzufühlen, das Gros gegen die schwächste Stelle der feindlichen Front anzugreifen. Auf Bedrohung des Feindes in Flanke und Rücken des Feindes wird besonders hingewiesen.

Bei Gefechten um Engpässe rät das Reglement, zunächst die nebenliegenden Höhen zu besetzen, dann öffne sich die Enge meist von selbst.

Die Verfolgung.

Die Verfolgung eines geschlagenen Gegners ist nach der Ansicht des Obersten in Afrika dadurch sehr erschwert, daß der Feind meist rasch und nach allen Richtungen entweiche. Die Verfolgung wird aber streng gefordert, da sich der Feind sonst rasch wieder erhole. Nie solle man jedoch in bergiges Gelände hinein oder im Staube nachfolgen, da man dabei leicht in einen Hinterhalt geraten könne. Besondere Vorsicht wird für nötig erachtet, wenn der Feind noch stark oder nicht völlig geschlagen ist.

Anderseits empfiehlt das Reglement aber auch, unter Umständen dem Feinde sozusagen „goldene Brücken" zu bauen — so z. B. den Berbern gegenüber, die bis aufs äußerste Widerstand leisten würden, wenn sie ihren Rückzug abgeschnitten sähen. Ein solcher Verzweiflungskampf würde nach der Ansicht des Verfassers auch von den eigenen Truppen erhöhte Verluste fordern; man tue daher besser, in solchen Fällen dem Feinde einen Rückzugsweg frei zu lassen. Dabei solle man ihn aber ausgiebig mit Feuer zudecken.

Handelt es sich um eine längere Verfolgung eines geschlagenen Gegners, so wird die Bildung von „Leichten Kolonnen", bestehend aus Kavallerie mit berittener Infanterie, empfohlen.

Rückzug.

Beim Rückzuge weist das Reglement die Hauptrolle der Nachhut zu. Sie soll einem erprobten Führer anvertraut werden und nur aus ganz zuverlässigen Truppen bestehen. Der Nachhut wird besonders zur Pflicht gemacht, daß sie sich nie auf die Kolonne werfen lasse, sondern immer etwa 800 bis 1000 m Abstand halte.

Der Rückmarsch soll in langsamem Marschtempo geschehen. Drängt der Feind stark, so soll man die Kolonne halten lassen und zum Angriff übergehen. Ein kräftiger Gegenstoß halte oft den Feind für immer ab. Rückwärtige Bewegungen aus dem Gefechte haben immer staffelweise zu geschehen. Ein Zusammendrängen der Kolonne soll unbedingt vermieden werden.

---

*) Seite 484.



Als eine List, die meist gelinge, wird empfohlen, aus den Infanterielinien nur einen Teil der Schützen zurückgehen zu lassen, während ein anderer Teil liegen bleibt und volle Deckung nimmt. Diesen glücke es dabei meist, den unvorsichtig nachdrängenden Feind auf nächste Entfernung mit Feuer zu überschütten.

Nächtliche Unternehmungen.

Von nächtlichen Unternehmungen rät das Reglement im allgemeinen ab, da bei ihnen der Einfluß der Führung nahezu ausgeschaltet sei. Als Erfolg versprechend werden sie nur empfohlen, wenn es gelte, feindliche Lager oder Versammlungen aufzuheben. Jedenfalls sollen sie aber nur mit schwächeren Detachements unternommen und eingehendst vorbereitet werden.

Die Abwehr eines nächtlichen Angriffes muß nach den Forderungen des Reglements von vornherein eingeübt sein, so daß jeder Mann der Kolonne weiß, was er zu tun hat. Posten und Wachen sollen den Feind zunächst mit Schnellfeuer auf nahe Entfernung, dann mit dem Bajonette empfangen. Das Lagerfeuer ist sofort auszulöschen. Die Infanterie hat die vier Seiten des Lagers zu besetzen und sich mit aufgepflanzten Bajonetten hinzulegen. Rückt der Feind gegen eine Seite an, so soll die Infanterie aufstehen, eine Salve abgeben und einen kurzen Gegenstoß mit dem Bajonett machen.

Begegnungs-Gefecht.

Das Begegnungsgefecht wird als die in Afrika am häufigsten vorkommende Gefechtsart bezeichnet. Als Hauptsache wird dabei betont, daß man sofort angreifen müsse. Dem, der zuerst angreift, wird der unbedingte Vorteil zugesprochen. Jedes Zögern wird für fehlerhaft gehalten. Nur beim Zusammenstoß mit sehr starken feindlichen Kräften wird empfohlen, zunächst solange defensiv zu bleiben, bis alle Teile der Kolonne zum Angriff zusammenwirken können.

Überfälle und Hinterhalte.

Auf Überfälle muß man nach der Ansicht des Verfassers in Afrika stets gefaßt sein, besonders in gebirgigem Gelände oder in Gegenden mit hohem Pflanzenwuchs (wie z. B. in der marokkanischen Provinz Schauja).

Als besonders wichtig bezeichnet das Reglement dabei, daß man kaltes Blut behält. Sofortigen Angriff empfiehlt es als das beste Mittel, um sich aus nachteiliger Lage zu befreien.

Besondere Vorsicht wird im Gebirge für nötig erachtet. Nach den Erfahrungen des Verfassers bevorzugen es hier die Berber, Überfälle und Hinterhalte namentlich an solchen Stellen auszuführen, von denen aus sie die Kolonne mit Steinen und Felsblöcken bewerfen können. Wie an anderer Stelle bereits erwähnt, wird daher geraten, beim Eintritt in eine Gebirgsenge stets zuvor die nebenliegenden Höhen zu besetzen.

Will man selbst einen Überfall unternehmen, so fordert das Reglement hierfür eingehendste Vorbereitung. Das Gelingen hänge oft von Kleinigkeiten ab. Um völlige Überraschung zu ermöglichen, wird empfohlen, alles zurückzulassen oder zu verbergen, wodurch man sich verraten könnte: blinkende Gegenstände sollen verborgen werden, Pferde und Kriegshunde zurückbleiben; Tabakrauchen ist zu unterlassen.

Den Leuten ist nach dem Reglement streng einzuschärfen, daß sie erst auf das verabredete Zeichen hin feuern oder zum Angriff vorbrechen. Die Ungeduld der Truppen, besonders vorzeitiges Schießen, sei häufig der Grund des Mißlingens solcher Unternehmungen.

Raubzüge (razzias).

In einem besonderen Abschnitte bespricht Oberst Frisch auch die Ausführung von Raubzügen. Sie werden für notwendig erachtet, um aufrührerische Stämme völlig niederzuwerfen, und bezwecken Schädigung der Eingeborenen an Gut und Familie sowie allem, was ihnen teuer ist — „ein barbarisches Verfahren, aber unerläßlich gegenüber Völkern, die nur vor der Gewalt Achtung haben".

Geheimhaltung des Unternehmens und Raschheit in der Ausführung werden dabei als wichtig betont. Nächtlicher Anmarsch und Ausführung bei Tagesanbruch wird empfohlen.

Die Kavallerie soll zunächst das feindliche Lager umzingeln und das Entfliehen verhindern. Dann hat sich die Infanterie der Häuser oder Zelte zu bemächtigen, die Männer zu entwaffnen und sich der Frauen, Kinder, Viehherden zu versichern. Die widrige Arbeit der Plünderung soll den Eingeborenen-Reitern überlassen werden.

Die Aufnahme dieser Bestimmungen für Raubzüge ist bezeichnend für die Rücksichtslosigkeit, die der Verfasser im Kampfe gegen wilde Völkerschaften für nötig hält.

Das Fortschaffen der Verwundeten.

Das Mitnehmen der Verwundeten macht das Reglement zur strengen Pflicht. Es fordere dies die barbarische Art der Kriegführung der Eingeborenen, „die in der Niedermetzelung jedes Christen ein gutes Werk sehen". Jeder Soldat müsse überzeugt sein können, daß er im Falle einer Verwundung nötigenfalls durch seine ganze Kompagnie davor geschützt wird, dem Feinde in die Hände zu fallen.

Beim Angriff wird die Aufgabe, die Verwundeten mitzunehmen, den Unterstützungen zugewiesen.

Um bei Rückzugsgefechten die Bergung der Verwundeten sicher zu ermöglichen, fordert das Reglement, wiederholt zu halten und, wenn nötig, Gegenstöße zu machen.

Oberst Frisch bezeichnet in der Einleitung als den Zweck seines Buches, die Lehren der bisherigen Kriege und Expeditionen in Nordafrika, die bisher nur auf dem Wege mündlicher Überlieferung fortlebten, zum Gemeingut der Afrika-Armee zu machen.

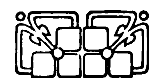
Dieser Zweck erscheint durch das „Reglement" in nutzbringender Weise erreicht. Es ist besonders bemerkenswert durch den Geist der Energie und Rücksichtslosigkeit, der alle operativen und taktischen Grundsätze durchzieht, der nach aller bisherigen Erfahrung eine wesentliche Voraussetzung für den Erfolg kolonialer Unternehmungen



bildet. Besondere Beachtung verdienen ferner die vielen wertvollen Ratschläge in anscheinend unbedeutenden Einzelheiten, denen jedoch bei außereuropäischen Kriegen oft entscheidender Einfluß zukommt.

Der Besitz einer solchen Vorschrift bedeutet einen nicht zu unterschätzenden Vorteil für die Offiziere, die zur Kriegführung in Nordafrika berufen sind oder sich darauf vorbereiten wollen, und eine wesentliche Erleichterung für die Truppenführung und -ausbildung in Nordafrika.

Prager,
Oberleutnant im Bayrischen 11. Infanterie-Regiment von der Tann,
kommandiert zum Großen Generalstabe.





Die Kriegsgeschichte, ihr Wesen und ihre Bedeutung.

Die Kriegsgeschichte ist die höchste und bedeutsamste aller militärischen Wissenschaften, auf denen sich die Kunst der Kriegführung aufbaut. Sie umfaßt die Ergebnisse der Strategie, der Taktik, des Bewaffnungs- und Befestigungswesens, sie ermöglicht ein Urteil über die gesamten Heereseinrichtungen der im Kampfe stehenden Völker. So bildet sie auch einen wichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte der Menschheit.

Die Kriegsgeschichte ist aber noch mehr. Nicht allein, daß sie sämtliche anderen militärischen Wissenschaften in sich zusammenfaßt und am Gange der Ereignisse ein Urteil über die kriegerischen Eigenschaften und Leistungen der verschiedenen Völker gestattet, sie vermittelt uns vor allem an tatsächlich Gewordenem das Ergebnis menschlicher Handlungen und Unterlassungen und läßt uns einen tiefen Blick tun in die Zusammenhänge zwischen Wollen und Können, zwischen vorbedachten Plänen und dem Spiel mannigfacher im voraus unberechenbarer Einflüsse. Gerade diese entscheiden häufig im Kriege und vermögen bei den Friedensübungen fast nie ihr gewichtiges Wort zu sprechen.

In engerem Sinne können auch praktische Schlußfolgerungen taktischer und organisatorischer Art aus der Betrachtung vergangener Kriege abgeleitet werden. Hierbei ist indessen große Vorsicht geboten, da unter ganz anderen Verhältnissen gewonnene Erfahrungen sich nur selten ohne weiteres übertragen lassen. Auch macht diese unmittelbare Ausbeutung der Kriegsgeschichte keineswegs ihren Hauptwert aus, was häufig übersehen wird.

Die hervorragende Bedeutung kriegsgeschichtlicher Tätigkeit liegt in der sich daraus ergebenden Schulung des Geistes und auch des Herzens. Der Blick erweitert sich über die Grenzen des Berufes hinaus; man lernt den Gang der Weltgeschichte inniger verstehen und kehrt aus der Fülle der Erscheinungen mit um so größerer Liebe zur Geschichte des eigenen Vaterlandes zurück. Aus Not und Untergang erkennen wir das Unzulängliche in den menschlichen Einrichtungen, aus Siegen und



Erfolgen die überragende Bedeutung großer Männer. Wir lernen die Notwendigkeit starker, kampfgerüsteter Heere begreifen und fühlen bei der Betrachtung kriegerischer Großtaten den Wunsch in uns erstehen, es den Altvorderen gleich zu tun. So bewahrt die Kriegsgeschichte das Gemüt vor der Gefahr der Verkümmerung in den alltäglichen Kleinigkeiten des dienstlichen Lebens, sie erweckt ehrliche Begeisterung für den Beruf, und Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten.

Der Wert der Kriegsgeschichte als vornehmstes Bildungsmittel für den Krieg ist von den bedeutendsten Heerführern und Offizieren jederzeit anerkannt worden. Friedrich der Große, Napoleon, Erzherzog Karl, Scharnhorst, Clausewitz, Moltke: sie alle haben den Wert kriegsgeschichtlichen Studiums — besonders für den Soldaten — scharf betont.

Friedrich der Große verfaßte auf Grund seiner in den Schlesischen Kriegen gemachten Erfahrungen die Generalprinzipien vom Kriege*) und betonte darin, daß er „über die Principia dieser großen Kunst reflektiret habe, durch welche verschiedene Reiche und Staaten empor gebracht, verschiedene hergegen gestürtzet und übern Hauffen geworffen worden". Er sah es als nützlich an, seine eigenen Gedanken mit denen der größten Heerführer zu vergleichen und das Ergebnis — in einer auf sein eigenstes Kriegsinstrument, das Preußische Heer, zugeschnittenen Form — seinen Offizieren zugänglich zu machen. Mit größtem Interesse verfolgte er die gesamten militärischen Neuerscheinungen seiner Zeit und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, selbst Auszüge aus ihnen zusammenzustellen und zu veröffentlichen. So fertigte er 1755 einen solchen aus den 1729 erschienenen, viel beachteten „Kommentaren des Ritters Folard zur Geschichte des Polybius" an und beklagte im Vorwort, daß es leider in der Kriegskunst, „welche gewiß verdient, ebenso studiert und gründlich erlernt zu werden, wie jede andere Kunst," noch an klassischen Büchern fehle.

Das Studium der Feldzugsentwürfe aus der Zeit Ludwigs XIV. bezeichnete er als besonders wichtig, nicht weil man sie als Muster gebrauchen könne, sondern „weil man aus ihrem Erfolge sieht, worin man die richtigen Maßnahmen anzuwenden versäumt hat, und weil man auf Kosten von Fehlern anderer seine Erfahrung bereichert." Es sei ungemein verdienstlich, den Offizieren das Studium ihrer Kunst und eines Berufes zu erleichtern, der zur Unsterblichkeit führe.**)

Die praktische Verwertung der Kriegsgeschichte stand dem Könige somit obenan; was er an sich als nützlich empfunden hatte, das wollte er auch anderen und vor allem seinen Offizieren zugänglich machen.

Besondere Anziehungskraft übte das Problem des gekrönten Feldherrn auf ihn

*) Die General-Principia vom Kriege, appliciret auf die Tactique und auf die Disciplin derer Preußischen Truppen. 1753.

**) Extrait tiré des Commentaires du chevalier Folard sur l'histoire de Polybe, pour l'usage d'un officier.

aus. So hatte er sich schon früh zu kritischer Betrachtung Karls XII. angeregt gefühlt; ihn reizte der Vergleich des genialen Schwedenkönigs, den seine Neigung zur Tollkühnheit schließlich den sicheren Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verlieren ließ, mit sich selbst, der gleichfalls in keckem Wagemute, aber doch auf ganz anderer Grundlage, den Kampf aufgenommen hatte gegen vielfältige Übermacht. Es ist bezeichnend für die nie rastende arbeitsfreudige Tätigkeit des großen Königs, dieses Wahrzeichen aller bedeutenden Männer, daß er eine durch einen heftigen Gichtanfall im Oktober 1759 aufgezwungene Muße zur Niederschrift seiner Ansichten über Karl XII. benutzte.*)

Zu seiner eigenen Belehrung, erklärte der König, habe er sich eine bestimmte Ansicht über das militärische Talent und den Charakter Karls XII. bilden wollen. Er beurteile ihn weder nach den übertriebenen Schilderungen seiner Lobhudler, noch nach den verunstaltenden Zügen seiner Tadler, einzig auf Tatsachen und Augenzeugen wolle er sich stützen. Man müsse sich stets nur an die großen Ereignisse halten und den Wust von Lügen und Albernheiten beiseite lassen. Dann erörtert er in gründlicher und geistvoller Art die Ursachen, denen Karl XII. zum Opfer fiel, und bezeichnet klar den Nutzen, den er aus solcher geschichtlichen Untersuchung erwartet: „Es ist für alle Berufssoldaten nützlich, die Ursachen seines Mißgeschicks zu ergründen. Ich habe durchaus nicht die Absicht, den Ruf dieses berühmten Kriegshelden zu schmälern; ich will ihn nur richtig schätzen und mit Bestimmtheit wissen, bei welcher Gelegenheit man ihn ohne Gefahr nachahmen kann, und bei welcher man es vermeiden muß, ihn zum Muster zu nehmen".

Wieder also der praktische Nutzen, der sich aber hier aus der Beurteilung einer großen Persönlichkeit ergeben soll. Und Friedrich zieht auch wirklich die Nutzanwendung aus seiner Betrachtung: die nämlich, daß man Karl XII. nur mit Vorsicht nachahmen dürfe. Je mehr er blende, desto mehr sei er geeignet, die leichtfertig darauf losstürmende Jugend irre zu führen. Ihr müsse man einschärfen, daß Tapferkeit nichts sei ohne Klugheit, und daß auf die Dauer ein berechnender Geist den Sieg davontrage über verwegene Kühnheit.

Fast prophetisch mutet das Schlußbild an, das Friedrich der Große als Ergebnis seines Nachdenkens von einem Idealfeldherrn entwirft. „Ein vollkommener Feldherr müßte den Mut, die Standhaftigkeit Karls XII., den sicheren Blick und die Politik Malboroughs, die Pläne, Hilfsmittel und die Tüchtigkeit des Prinzen Eugen, die List Luxembourgs, die Klugheit, Methode und Umsicht Montecuccolis mit der Kunst Turennes, den richtigen Augenblick zu benutzen, in sich vereinigen. Aber ich glaube, daß dieser schöne Phönix nie geboren wird!"

*) „Betrachtungen über das militärische Talent und den Charakter Karls XII., Königs von Schweden." Die Arbeit wurde am 15. November 1759 dem Marquis d'Argens zum Druck übergeben.



Es ist ein wunderbares Spiel der Weltgeschichte, daß dieser schöne Phönix wirklich kommen sollte, ein Mann jedenfalls, der wohl den größten Teil der von Friedrich dem Großen geforderten Feldherrn-Eigenschaften in sich vereinigte, und daß er, wie fast ganz Europa, auch den preußischen Staat in Trümmer schlug. Napoleon I., der Emporkömmling, der größte Feldherr, den bisher die Erde sah, auch er bezeichnet die Kriegsgeschichte als die hauptsächlichste und vornehmste Bildungsquelle für den Heerführer. Sehr groß ist die Zahl seiner Aussprüche, die darauf hinweisen: „Immer wieder sollte man die Feldzüge von Alexander, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Prinz Eugen und Friedrich dem Großen studieren und sich danach bilden. Es ist das einzige Mittel, um ein großer Feldherr zu werden und die Geheimnisse der Kriegskunst zu erfassen. Der Geist wird durch derartige Studien erhellt, und man erkennt, wie falsch die Grundsätze sind, die denen dieser großen Männer widersprechen."*)

Man darf es nur als eine natürliche Folge dieser Auffassung ansehen, wenn Napoleon die Ewigkeit und Unveränderlichkeit der großen Richtlinien für die Kriegführung betont. Sie seien immer dieselben gewesen und würden sich auch niemals ändern. Diesen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht finde man durch die Kriegsgeschichte; vor ihr müsse die Taktik, als von zeitlichen Bedingungen verschiedenster Art abhängig, zurücktreten; alle zehn Jahre müsse man seine Taktik ändern.

Wie Friedrich der Große hat auch Napoleon die Feldzüge der Vorzeit nicht nur mit Eifer studiert, sondern, was noch wichtiger ist, deren Ergebnisse häufig auch durch eigene Niederschrift zu seinem geistigen Eigentum zu machen gesucht. Daß sein Ehrgeiz und seine Sucht, nichts Ebenbürtiges — auch in der Vergangenheit — neben sich dulden zu wollen, ihn zu manchem unberechtigt scharfen Urteil hinreißt, daß ferner seine persönliche Glaubwürdigkeit in eigener Sache stets zweifelhaft bleibt, ist bei dem Studium alles dessen, was Napoleon geschrieben und gesprochen hat, dauernd zu beachten. Trotzdem wird die scharfsinnige Kritik in den Urteilen des genialen Soldatenkaisers, auch wo wir ihr nicht beizutreten vermögen, uns immer eine Fülle von geistigen Anregungen gewähren.

Unter den Gegnern des Korsen tritt besonders Erzherzog Karl hervor. Von frühen Tagen an durch körperliche Schwächlichkeit auf geistige Arbeit hingewiesen, hatte er sich mit besonderer Vorliebe geschichtlichen Studien zugewandt. Die kriegerischen Erfahrungen, die er — durch seine fürstliche Geburt früh auf hohen Platz gestellt — in reichem Maße zu gewinnen vermochte, legte er später in zahlreichen Werken nieder. Welchen Wert er der Kriegsgeschichte beimaß, betonte er in seinen „Beiträgen zum praktischen Unterricht im Felde für die Offiziere der österreichischen Armee".**) Er beabsichtigte darin, „dem denkenden Offizier verschiedene Ereignisse

*) Maximes de guerre de Napoléon Ier.

**) In den Jahren 1806 bis 1813 erschienen.

des Krieges anschaulich zu machen, seine Aufmerksamkeit auf die Regeln der Vorschrift und einer geprüften, oft teuer erkauften, Erfahrung zu leiten", seine Ideen zu bereichern. Stets betonte er den Wert der Erfahrung, aber ohne Theorie bleibe auch der Erfahrenste unfähig, die vielfältigen Erscheinungen des Krieges in ihrem Zusammenhange zu begreifen, scheinbare Widersprüche zu lösen. Hier sei die Kriegsgeschichte die beste Lehrmeisterin.

Was dem Erzherzog Karl schon in jungen Jahren zuteil wurde, die selbständige Führung einer großen Armee, das hat das Schicksal unserem großen Organisator Scharnhorst versagt. Zu seinem bittersten Schmerze war es ihm nicht vergönnt, seine Auffassungen vom Kriege an der Spitze einer Armee zu verwirklichen. „Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages", schrieb er am 24. Mai 1813 seiner Tochter. Trotz dieses Fehlens eigentlicher Feldherrn-Erfahrungen wiegen doch Scharnhorsts Verdienste um die Neuerrichtung der preußischen Armee und die geistige Nachwirkung, die sein Leben nun schon über die Spanne eines Jahrhunderts ausgeübt hat, hinreichend schwer, um auch auf sein Urteil über die Bedeutung der Kriegsgeschichte großen Wert zu legen.

Scharnhorst hat sich als Schriftsteller mehr auf dem Gebiete der Artillerie als auf dem der Kriegsgeschichte betätigt. Doch galt ihm die historische Beweisführung über alles, wie dies außer in seinen kürzeren geschichtlichen Abhandlungen in fast allen Gutachten, Berichten und Denkschriften zutage tritt, die er an der Spitze der Reorganisationskommission dem Könige erstattet hat.

Zu höchstem Ansehen ist die kleine Schrift über „die Verteidigung der Stadt Menin und die Selbstbefreiung der Garnison unter dem Generalmajor v. Hammerstein" gelangt.*) Scharnhorst schildert hier ein ruhmvolles Ereignis, an dessen Gelingen er — damals noch hannoverscher Kapitän der Artillerie und Generalstabsoffizier bei Hammerstein — persönlich selbst den größten Anteil gehabt hat, in frischer und einfacher Weise, lehrhaft, ohne daß doch die Absicht der Belehrung störend und ernüchternd hervorträte. Clausewitz bezeichnete diese Schrift als unübertreffliches Muster einer kriegsgeschichtlichen Relation und empfahl sie dem Kronprinzen von Preußen zu eingehendem Studium. „Diese Erzählung, besonders die Erzählung des Ausfalles und des Durchschlagens der Besatzung wird Euer Königlichen Hoheit einen Maßstab an die Hand geben, wie man Kriegsgeschichte schreiben muß. Kein Gefecht in der Welt hat mir so wie dieses die Überzeugung gegeben, daß man im Kriege bis zum letzten Augenblick nicht an dem Erfolg verzweifeln darf, und daß die Wirkung guter Grundsätze, die überhaupt nie so regelmäßig vor sich gehen kann, wie man es

*) Zuerst erschienen im 4. Band der „Militärischen Denkwürdigkeiten unserer Zeiten, insbesondere des französischen Revolutionskrieges usw." Hannover, von 1797 ab, später (1803) als Sonderabdruck bei Helwing in Hannover. Neuerdings gedruckt in „Militärische Klassiker des In- und Auslandes", Dresden 1901.



sich denkt, auch in den unglücklichsten Fällen, wenn man ihren Einfluß schon ganz verloren glaubt, unerwartet wieder zum Vorschein kommt."*)

Hiermit sind wir zu unserem großen Denker und Kriegsphilosophen Clausewitz gelangt, dem Manne, der den Begriff des Krieges in scharfer Gedankenarbeit von aller Unnatur gereinigt und die geistige Saat ausgestreut hat, aus der die gewaltigen preußisch-deutschen Waffenerfolge des 19. Jahrhunderts hervorzugehen vermochten. Für Clausewitz ist die Kriegsgeschichte, wenn sie mit unbestechlicher Wahrheit und maßvoller Kritik behandelt wird, der Grundstein seiner Lehre. Daß er mit durchdringendem Verstande auch die Gefahren gezeigt hat, denen eine seichte Behandlung der Geschichte und insbesondere das Prunken mit historischen Beweisstücken leicht anheimfallen, ist nur ein Beweis, wie heilig ernst es ihm mit allen Dingen war, denen er sich zuwandte.

In engstem Anschluß an Clausewitz' hinterlassenes Werk „Vom Kriege" hat sich die geistige Entwicklung unseres Moltke vollzogen. Auch er ruhte mit seinem ganzen Können und Wissen auf der gediegenen Grundlage einer kriegsgeschichtlich vertieften Bildung. Eine große Zahl eigener Arbeiten beweist, wie hohen erziehlichen Wert der Feldmarschall der Kriegsgeschichte beimaß; unermüdlich war er auch noch als Chef des Generalstabes der Armee tätig, für Heer und Volk mustergültige Werke zu schaffen, blutig gewonnene Erfahrungen nicht ungenutzt, die Erinnerung an große Zeiten nicht verkümmern zu lassen.

Kriegserinnerungen sind nationale Werte von höchster Bedeutung. Der Krieg ruft die gesamten Kräfte eines Volkes zur höchsten Betätigung auf; in ihm erblüht eine Fülle von Mannestugenden, die in verweichlichendem Friedensgenuß nur zu leicht verloren gehen. Alle Interessen sind auf ein Ziel gerichtet, auf die Gewinnung des nationalen Sieges, auf die Niederwerfung des Feindes. Sonst getrennte Stämme schweißen sich in der Glühhitze des Kampfes zusammen. „Die Überlieferung aus dem Kriege aber ist es, die das im Kriege gefestigte Band auch im Frieden stark erhält, und in der dann aller Sinn für nationales Recht und nationale Ehre Wurzel und Nahrung findet. Die Kriegsgeschichte eines Volkes ist so der Schatz von Erinnerungen, an denen das lebende Geschlecht sich aufrichtet und zusammenschließt, und deren gemeinsamer Besitz ihm als eine Bürgschaft der Zukunft erscheinen muß."**)

Das hatte Feldmarschall Moltke wohl verstanden. In allen seinen Arbeiten, so auch in der unter seiner Leitung entstandenen Geschichte des deutsch-französischen

*) „Übersicht des Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen in den Jahren 1810, 1811 und 1812 vom Verfasser erteilten militärischen Unterrichts." (Band III der hinterlassenen Werke von Clausewitz.)

**) K. Brodrück, Der Kampf um Badajoz im Frühjahr 1812, Leipzig 1861. Auf dieses wenig bekannte Werk darf hier besonders hingewiesen werden, es enthält in einer längeren Einleitung sehr bemerkenswerte Ausführungen über die Wahrheit in der Kriegsgeschichte.



Krieges, tritt überall die Absicht zutage, die Feldzugserinnerungen zu einem nationalen Erinnerungsschatz von unvergänglichem Werte auszugestalten, gleich vollendet nach Inhalt und Form, gerecht in der Verteilung von Lob und Tadel, vornehm auch in der Beurteilung des Gegners.

Nicht genug damit, Moltke hat auch selbst die Richtlinien schriftlich niedergelegt, denen eine Kriegsgeschichte, wie er sie sich dachte, zu folgen habe. Dies geschah in der bedeutsamen Einleitung zur Geschichte des italienischen Feldzuges von 1859, auf die wir noch zurückkommen.

Diese Beispiele mögen als Nachweis dafür genügen, daß gerade die größten Feldherren und ausgezeichnetsten Soldaten den Wert der Kriegsgeschichte sehr hoch geschätzt und ihr den ersten Platz unter allen militärischen Wissenschaften eingeräumt haben. Man könnte annehmen, daß dementsprechend auf allen militärischen Bildungsanstalten der Kriegsgeschichte ein breiter Raum gebühren müsse. Dem ist aber in der Tat nicht so, und es liegt in den gesamten Heereseinrichtungen begründet, daß es auch nicht anders sein kann.

Bei uns in Deutschland muß man schon die Akademie besuchen, um Vorlesungen über Kriegsgeschichte zu hören. Auf sämtlichen anderen Bildungsanstalten ist wenig Raum dafür, und man bedient sich höchstens einzelner Abschnitte und Beispiele, um irgend etwas zu beweisen oder besonders zu unterstreichen. In den Offizierkorps endlich und in der Truppe selbst beschränkt sich die kriegsgeschichtliche Tätigkeit meist auf Vorträge während des Winterhalbjahres und auf die mehr oder minder zuverlässige Kenntnis der Vorgeschichte des Regiments, als deren Hauptstütze die leider nicht immer vollwertigen Regimentsgeschichten anzusehen sind. Eine weitergehende Tätigkeit wird durch den praktischen Dienst beschränkt.

So bleibt der Offizier, der kriegsgeschichtliche Studien zu betreiben wünscht, in der Hauptsache auf sich selbst angewiesen, und er ist noch gut daran, wenn ihm gleich zu Anfang seiner Tätigkeit ein Werk in die Hände fällt, das frisch und anregend geschrieben ist und ihm Lust macht, auf dem betretenen Wege weiter fortzuschreiten.

Im Interesse der Weiterbildung des Offizierkorps mag man bedauern, daß nicht gleich im Anfange der Offizierslaufbahn etwas Grundlegendes für spätere kriegsgeschichtliche Selbstarbeit getan werden kann; wie die Dinge aber nun einmal liegen, wird man es kaum ändern können. Die kurze Dauer der Ausbildungszeit auf den Kriegsschulen macht es schlechthin unmöglich, über die gelegentliche Heranziehung des einen oder anderen kriegsgeschichtlichen Beispiels hinauszugehen. Außerdem fehlt den meisten der jungen Leute in dieser Zeit noch, wenn nicht die geistige Reife, so doch die Vertrautheit mit den Gesamterscheinungen des Heeres, die für eine verständnisvolle Beschäftigung mit der Kriegsgeschichte Vorbedingung ist. Erst wenn das Auge auch die taktischen Formen der anderen Waffen in sich aufgenommen hat, wenn der Sinn für den Zusammenhang zwischen Feuerwirkung und Gelände geschärft

ist, wenn an der Hand von selbständig ausgeführten Übungen die Grundgedanken der Befehlsgebung, die zwingenden Zusammenhänge zwischen Ursache und Wirkung klar geworden sind, erst dann wird man zu dem Höchsten und Schwierigsten vorschreiten können, was es im militärischen Geistesleben gibt, zu einer kritischen Beurteilung der Geschehnisse vergangener Kriege.

Hiermit ist die Hauptbedingung jeder kriegsgeschichtlichen Beschäftigung an den Anfang gestellt, die Kritik. Nur eine abwägende, beurteilende Behandlung und Betrachtung vergangener Dinge vermag dem Menschengeiste jenen Gewinn zu vermitteln, den wir von der Geschichte ganz allgemein erwarten. Denn nicht auf eine mehr oder minder große Kenntnis aller möglichen Einzelgeschehnisse kommt es an, sondern auf das Wachsen der Einsicht, die in den Dingen der Vorzeit den Keim, das Wachsen, die Blüte und den Verfall deutlich zu erblicken, in vergangenen Kriegen die Ursachen der Erfolge und Niederlagen klarzulegen vermag. Nur daraus ergibt sich die geistige Schulung, die wir als Nutzen von der Kriegsgeschichte erhoffen.

Der Hauptträger alles dessen, was im Kriege geschieht, ist der Mensch. Die Kenntnis des Menschen, der seelischen Eigenschaften besonders der Führer, ihres Charakters, das Belauschen der Vorgänge „in der Gedankenkammer des Feldherrn" ist somit für die operativen Vorgänge von höchster, entscheidender Bedeutung. Aber dem in die Tat umgesetzten Willen des Feldherrn begegnen die auf gleichem Wege entstandenen Handlungen des Feindes. Die Massen stoßen aufeinander; der dem Hirn des Feldherrn entsprungene Grundgedanke erleidet in der praktischen Betätigung im Kampfe mit dem Gegner, dem Gelände, der Witterung und anderen Hindernissen sowie in der Hand von zahlreichen und verschieden gearteten Unterführern Abänderungen über Abänderungen. Aus dieser Summe von Einzelerscheinungen ergibt sich dann ein bewegtes kriegerisches Bild, das sich örtlich und zeitlich zersplittert und häufig den Grundgedanken des Feldherrn kaum mehr erkennen läßt.

Um jetzt noch die Geschehnisse gerecht würdigen zu können, reicht die Kenntnis des Feldherrn und seiner Psyche nicht mehr aus; wir bedürfen noch weiterer Unterlagen. Jetzt gewinnt die Persönlichkeit der Unterführer Bedeutung. Die Heere müssen in ihrer Einteilung, Organisation und Bewaffnung geschildert, die Güte des Soldatenmaterials aus der ursprünglichen Naturanlage des betreffenden Volkes und aus den Bestimmungen für seine Wehrhaftmachung hergeleitet werden. Vor allem aber muß die Waffenwirkung zur Zeit des betreffenden Krieges genau gekennzeichnet sein.

Da die Bewegung großer Heeresmassen, ihre Unterkunft und Verpflegung von der geographischen Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes in hohem Maße abhängig ist, so dürfen genaue Darlegungen hierüber nicht fehlen.

Es ist also eine gewaltige Zahl von Dingen, die für die gerechte Beurteilung eines Krieges in Betracht gezogen werden muß, und es kann daher nicht wundernehmen, daß man schon seit langer Zeit das weite Gebiet der Kriegsgeschichte in

Einzelabschnitte zu zerlegen unternahm. So entstand im Gegensatz zu der mehr operativen Kriegsgeschichte, die sich mit der Betätigung der Heere nach außen — gegeneinander — beschäftigte, die Heeresgeschichte. Sie schildert den inneren Zustand der Heere, ihre Friedensstärke, Gliederung, Bewaffnung, Ausrüstung und die weiteren inneren Einrichtungen. Die operative Kriegsgeschichte kann, wie wir sahen, in vielen für die Beurteilung wichtigen Dingen der Heeresgeschichte nicht entraten, die notwendigsten Angaben aus ihrem Bereich müssen daher in jeder Geschichte eines Krieges vorhanden sein.

Ist nun auch eine scharfe Trennung der Gebiete somit nicht möglich, so ist doch unbedingt zu fordern, daß die untergeordneteren Dinge auch hinter den wichtigeren zurücktreten. Die Hauptsache bleibt immer, wie sich das im Frieden geschärfte Kriegsinstrument bewährt hat, also der Erfolg.

In der Kriegsgeschichte muß überhaupt der Erfolg eine bedeutende Rolle spielen. Die gesamte Kriegshandlung strebt, wenn sie richtig geleitet wird, nur dem einen im Interesse der ganzen Nation und des Staates liegenden Endziel entgegen, die Kraft des Gegners zu brechen, dem Feinde den eigenen Willen aufzuzwingen, bis er sich schließlich in jede Friedensbedingung fügen muß. Alles, was diesem Endziel der Kriegführung förderlich erscheint, verdient Lob und wird in der Geschichte zumeist als Erfolg gepriesen. Dabei wird nur zu oft übersehen, wieviel von dem erreichten Erfolge wirklich ehrlich verdient, wieviel vielleicht nur unerwarteten und gar nicht in Rechnung gestellten Fehlern und Unterlassungen des Feindes zu danken ist. Der vornehmste Nutzen, den eine sachliche Betrachtung der Kriegsgeschichte zu stiften vermag, ist es, wenn sie die erreichten Erfolge auf ihr verdientes Maß zurückführt und damit verhindert, daß Maßnahmen etwa nur deshalb gepriesen und, was noch schlimmer ist, als Lehren für die Zukunft aufgestellt werden, die ein solches Lob gar nicht verdienen. Gewiß ist jeder Erfolg im Kriege von hohem Wert und wird von der Heeresleitung mit Dank angenommen, aber es wäre eine verhängnisvolle Irrlehre, wahllos mit dem Erfolge zugleich die fehlerhaften Mittel zu preisen, die ihn verursacht haben. Diese Gefahr ist viel größer, als man annehmen sollte. Nach jedem Feldzuge, häufig sogar schon während der Kriegsdauer, sind zahlreiche Kritiker am Werke, die aus den gewonnenen Feldzugserfahrungen sofort Goldkörner für die praktische Verwendung in der Armee zusammenscharren, obwohl naturgemäß gerade die Feldzüge der uns sehr nahe liegenden Zeit geschichtlich noch nicht zuverlässig genug erforscht sein können, um einwandfreie Schlüsse zu gestatten.

Überhaupt ist der Wert der verschiedenen Feldzüge der Vergangenheit für das Studium, vom Standpunkte des modernen Soldaten aus, sehr verschieden zu schätzen. Da von Urbeginn der Welt an Kriege die Hauptmarksteine der Entwicklung der Völker gewesen sind, ist der Umfang der Kriegsgeschichte fast unübersehbar. Nun mag in der Weltgeschichte die Darstellung des Altertums und des Mittelalters einen

noch so breiten Raum beanspruchen, kriegsgeschichtlich haben nur die Feldzüge der letzten Jahrhunderte eine weitergehende Bedeutung. Was zeitlich vor der Einführung des Schießpulvers liegt, hat nur für die ganz großen und allgemeinen Gesichtspunkte der Kriegführung Wert; diese aber können aus allen Feldzügen der neueren Zeit mit derselben Folgerichtigkeit und ohne die große Mühe abgeleitet werden, die durch Spärlichkeit der Literatur und die ganz anders gearteten kulturellen Zustände bedingt ist. Gewiß kann man die großen Grundprobleme des Krieges auch aus den Feldzügen eines Alexander, Hannibal oder Cäsar erkennen, denn die Grundzüge des Kampfes sind ebenso unabänderlich wie die Logik und der gesunde Menschenverstand. Dennoch bleibt das Urteil von Clausewitz zu Recht bestehen, daß, je weiter man zurückgeht, die Kriegsgeschichte um so ärmer und dürftiger und dadurch unbrauchbarer werden muß. Am wenigsten Ausbeute gewährt naturgemäß die Geschichte der alten Völker.*)

Für die Wahl des Feldzuges, mit dem man sich beschäftigen will, ist der beabsichtigte Zweck des Studiums ausschlaggebend. Wer aus rein geschichtlicher Liebhaberei Kriegsstudien treibt, den werden schließlich alle Feldzüge der neueren Zeit fesseln. Wer hingegen aus seiner Beschäftigung auch einen gewissen Nutzen für seine dienstliche Tätigkeit davontragen, dabei gleichzeitig in die vaterländische Geschichte näher eindringen möchte, der wird über Friedrich den Großen kaum zurückgehen. Die größte Mehrzahl aber wird die mit Napoleon I. beginnende ganz neuartige Epoche der Kriegführung zum Ausgangspunkt wählen. Die allerjüngsten Feldzüge sind meist, wie bereits erwähnt, in ihren Grundlagen noch nicht zuverlässig genug erforscht, jedoch werden gerade sie das Interesse des Zeitgenossen besonders fesseln. Ihr Studium ist nützlich, wenn es mit Vorsicht betrieben wird.

Für fast jeden Feldzug der Vergangenheit bietet sich dem Belehrungsuchenden eine reiche Literatur dar. Je nach der Größe des Interesses wird man nur ein Hauptwerk oder noch mehrere andere Darstellungen zu Rate ziehen. Letzteres ist immer anzuraten, denn gerade durch die Unterschiede in den Bearbeitungen wird man am meisten gewinnen, zumal dann, wenn die gegnerischen Parteien beide zu Worte kommen. Zuerst wird man die Vorgeschichte des Krieges kennen lernen und hier empfinden, wie nahe sich die politische Geschichte mit der des Krieges berührt, sodann die kriegführenden Heere in ihrer Stärke, Einteilung, Ausrüstung und Bewaffnung, und die Brennpunkte des Interesses, die Persönlichkeiten der Führer, näher betrachten

*) „Nicht nur, daß entferntere Perioden anderen Verhältnissen angehören, also auch einer andern Kriegführung, und daß also ihre Ereignisse weniger lehrreich und praktisch für uns sind, sondern es ist auch natürlich, daß die Kriegsgeschichte wie jede andere nach und nach eine Menge von kleinen Zügen und Umständen einbüßt, die sie anfangs noch aufzuweisen hatte, daß sie immer mehr an Farben und Leben verliert, wie ein ausgeblaßtes oder nachgedunkeltes Bild, so daß zuletzt nur noch die großen Massen und einzelne Züge zufällig stehen bleiben, die dadurch ein übertriebenes Gewicht bekommen." Vom Kriege (II. Buch, 6. Kapitel).



müssen. Wo ein Werk zur Schaffung dieser Unterlagen nicht ausreicht, ist die Heranziehung eines weiteren geboten. Besonders gilt dies für den Fall, daß die Angaben des Buches für die Beurteilung der Feuerwirkung nicht ausreichen, denn ohne genaue Kenntnis der beiderseitigen Schußleistungen können taktische Zusammenstöße niemals zutreffend gewürdigt werden.*)

So gelangt man allmählich zur Betrachtung der geschichtlichen Vorgänge. Folgt man hier blindlings der Darstellung des Buches, das man gewählt hat, so wird der Nutzen über die tatsächliche historische Belehrung nicht hinausgehen. Selbst wenn die Handlungen der Gegenparteien kritisch beleuchtet werden, so ist es doch immer nur ein fremdes Urteil, dem man folgt, und die Schlußfolgerungen überheben uns entweder des eigenen Nachdenkens oder lenken uns gleich in eine bestimmte Richtung ab.

Hiermit wäre der Nutzen, den die Betrachtung kriegsgeschichtlicher Begebenheiten zu gewähren vermag, nur unvollkommen erreicht oder ganz in Frage gestellt. Wie soll man dem begegnen?

An dieser Stelle möchten wir auf eine bemerkenswerte Äußerung des Prinzen Friedrich Karl hinweisen. Auch dieser Heerführer suchte Belehrung in der Kriegsgeschichte, aber er fand sie nicht, und das führte ihn dazu, vorsorgend für künftige Generationen alle für eine wahrhaft nützliche Beschäftigung mit seiner eigenen Feldherrntätigkeit nötigen Unterlagen mit rücksichtsloser Offenheit niederzuschreiben. In seinen „Vertrauten Erinnerungen und Aufschlüssen aus dem Feldzuge gegen Dänemark 1864" schreibt der Prinz:**)

„Was ich in der Kriegsgeschichte suchte, wovon gerade ich bei meiner persönlichen Eigentümlichkeit mich unterrichten wollte, fand ich nicht. Ich meine die innersten Triebfedern, welche die Dinge gerade so gestalteten, wie sie eintraten, weniger im großen, denn das wird nicht immer verschwiegen, als im kleinen, nämlich in den einzelnen Individuen — die Geschichte des menschlichen Herzens, wie es wogt und zweifelt und endlich zum Entschlusse erstarkt —, das suchte ich und fand ich nirgends. Das menschliche Herz aber und das bißchen praktischen und taktischen Verstandes und die Gabe, auf die Untergebenen zu wirken, diese Dinge sind es, welche die Geheimnisse jedes Krieges, jedes Erfolges sind. Sie muß man studiert haben, um kommandieren zu können. Ich bin hiervon durchdrungen und habe es allerdings etwas

*) Auch bei der Besichtigung von Schlachtfeldern ist das zu beachten. Stets ist gewissermaßen ein Umrechnen der Maßstäbe entsprechend den damaligen Schußweiten erforderlich, wenn nicht ganz falsche Vorstellungen entstehen sollen. Deshalb empfiehlt es sich, auch bei Einzeldarstellungen von Schlachten stets die nötigen Unterlagen hierfür zu geben, wie es z. B. in den einleitenden Bemerkungen zu Band V der Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik „Der 18. August 1870" geschehen ist.

**) Vorwort zu den „Vertrauten Erinnerungen und Aufschlüssen des Prinzen Friedrich Karl aus dem Feldzuge gegen Dänemark 1864". Veröffentlicht in der Deutschen Revue, Oktoberheft 1908.

getan, konnte es aber nicht zuwege bringen durch Lesen der Kriegsgeschichte. Mögen es die, welche nach mir kommen, leichter haben."

Es ist also von großer Wichtigkeit, ob das kriegsgeschichtliche Werk, dessen man sich bedient, alle Unterlagen für die Handlungen der Führer und Unterführer so genau gibt, daß man imstande ist, sich von Zeit zu Zeit die Frage vorzulegen: was würdest Du selbst tun, wenn Du in der Lage des Feldherrn wärest? Kann man das, so verlasse man an geeigneter Stelle den fortschreitenden Gang der Darstellung und versetze sich selbst so genau wie möglich in die Lage des Führers.*)

Diese Tätigkeit ist nicht ganz einfach. Sie verlangt, daß man die Stellungen der eigenen Truppen zur Zeit des Entschlusses genau so annimmt und am besten gleich auf einer Karte irgendwie festlegt, wo sie der Führer auf Grund seiner gegebenen Befehle vermuten mußte. Alsdann kommt das noch Schwierigere: die Zusammenfassung alles dessen, was der Führer damals vom Feinde wissen konnte, zu einem gemeinsamen Bilde. Wohl liegt vielleicht eine ganze Anzahl von Meldungen vor, die den Feind in bestimmter Stärke hier oder dort vermuten lassen; andere Nachrichten widersprechen dem. Der Feldherr selbst ist bereits in gewissem Sinne voreingenommen; ein ihm nahestehender Berater sucht ihn wieder in ganz anderer Richtung abzulenken: kurz, man gelangt zu der Überzeugung, daß der Feldherr zur entscheidenden Stunde herzlich wenig Sicheres vom Feinde gewußt hat. Nun aber habe man auch die Selbstzucht, ohne Vorwegnahme der tatsächlichen Angaben des Buches den in der gewählten Stunde zu fassenden Entschluß selbst zu finden und seine beste Ausführung zu überlegen; man befindet sich dann in derselben Lage, wie wenn man eine taktische Arbeit zu lösen hat, deren Kriegslage vieldeutig und verworren erscheint. Hat man einen Entschluß gefunden, dann erst lese man weiter, um aus dem tatsächlichen Verlauf zu erkennen, wie der Führer damals wirklich gehandelt und zu welchem Ergebnis das geführt hat. Möge Erfolg oder Mißlingen sein Ausgang gewesen sein, fast immer wird man zu der Erkenntnis kommen, wie unendlich schwer die Entschlußfassung im Felde unter dem Druck tausend widerstrebender Einflüsse und Eindrücke in unklarer Lage sich gestaltet. Und ist man erst in einigen Fällen zu dieser Überzeugung gelangt, so ist man nur noch wenig von einer gerechten Würdigung auch unglücklicher Feldherren entfernt. So ergibt sich aus scharfer Selbstzucht bei der Betrachtung kriegerischer Ereignisse folgerichtig Bescheidenheit und Sachlichkeit des Urteils, neben geistigem Gewinn eine Vertiefung des Charakters. Denn alle Geschichte lehrt eindringlich, wie die schönsten Entwürfe und die klügsten Berechnungen an der Ungunst widriger Umstände zuschanden werden können.

---

*) Ein hierfür geeignetes Werk ist z. B. die groß angelegte Arbeit des Franzosen Balagny, „Campagne de l'Empereur Napoléon en Espagne (1808—1809). **Publié sous la direction de la section historique de l'état-major de l'armée**". Hierin sind für Freund und Feind sämtliche Eingänge, Meldungen usw. meist im Wortlaut angegeben.



Dieser Gewinn ist hoch anzuschlagen, aber auch nur bei ernster Gedankenarbeit zu erzielen. Feldzüge, deren tatsächlicher Verlauf allgemein bekannt ist, eignen sich begreiflicherweise weniger zu solchem Studium als solche, bei denen dies nicht zutrifft. Immer aber bleibt es schwierig, die zuverlässige Grundlage in der Geschichtschreibung zu finden. „Keine der Öffentlichkeit zu übergebende Darstellung eines Feldzuges oder überhaupt einer geschichtlichen Begebenheit kann den Einblick in die inneren Beweggründe, die Schwankungen in der Meinung, das sukzessive Fortschreiten der Entschlüsse darlegen, welches zum schließlichen Resultat führt, da tritt der leitende Gedanke fix und fertig von Anfang an hervor. Die Handelnden haben nie geschwankt, sie wollten immer das, was wirklich gekommen ist.“*)

Sehr viel leichter ist das angestrebte Ziel durch **mündliche Lehre** der Kriegsgeschichte zu erreichen. Der Vortragende hat den großen Vorteil, daß er unter Beiseitelassung alles Unwesentlichen den Hörern nur die für den **Entschluß** in Frage kommenden Dinge mitzuteilen, bestimmte Zeitpunkte nach Willkür einzulegen und an dieser Stelle den Vortrag zu unterbrechen braucht, um seinen Hörern Gelegenheit zur eigenen Entschlußfassung zu geben. Mündliche Aussprache mit dem einen oder anderen Hörer fördert dann verschiedene Lösungen zutage, und man darf versichert sein, daß eine gewisse dramatische Spannung entstehen wird, nunmehr den tatsächlichen Verlauf zu erfahren, wenn nur der Vortragende seinen Zeitpunkt glücklich gewählt hat und imstande ist, sich in den Gedankengang seiner Hörer mühelos zu versetzen. Er darf daher nicht an seinem Stoff kleben, sondern muß aus der vollen Kenntnis des Feldzuges heraus imstande sein, anzugeben, was eine von der geschichtlichen abweichende Lösung zunächst für Folgen gehabt haben würde.

Eine derartige Behandlung des kriegsgeschichtlichen Vortrages ist ebenso nützlich für den Hörer wie zeitraubend und mühsam für den Vortragenden. Denn ihm liegt es ob, ein geschichtlich wahres Bild der Lage zu zeichnen, wozu meist umständliche Vorarbeiten erforderlich sind. Läßt er es hier an der nötigen Gewissenhaftigkeit fehlen, so entsteht bei dem zu fassenden Entschluß ein Raten ins Ungewisse, was zu seichter Oberflächlichkeit führt. Die vorgeschlagene Vortragsart darf daher nie zu einer geschichtlich aufgeputzten, taktischen Spielerei werden; sie würde dann schädlich wirken und der vornehmsten Richtschnur jeden Geschichtsstudiums, der Wahrheit, entgegenlaufen. Es eignen sich daher für solche Behandlung nur Feldzüge, über die eine ausreichende Literatur vorhanden ist.

Ähnliches hat Clausewitz im Auge, wenn er die falsche Anwendung historischer Beispiele bekämpft. Er weist darauf hin, daß man die Ereignisse wohl mit Umständlichkeit erzählen könne, dennoch aber fehle gar oft noch viel, um den zwingenden inneren Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu erweisen. Schwer sei es

*) Moltke an Blumenthal, 27. Oktober 1865.

allerdings, geschichtliche Ereignisse so vor den Augen des Lesers aufzubauen oder sich zutragen zu lassen, wie es nötig sei, um sie als Beweise gebrauchen zu können, meist fehle es ebenso sehr an den Mitteln wie an Zeit und Raum dazu: ein einziges, gründlich dargestelltes Ereignis sei belehrender als zehn bloß berührte. „Das Hauptübel dieser oberflächlichen Berührung liegt nicht darin, daß der Schriftsteller sie mit dem falschen Anspruch gibt, durch sie etwas beweisen zu wollen, sondern daß er diese Ereignisse nie ordentlich kennen gelernt hat, und daß aus dieser oberflächlichen, leichtsinnigen Behandlung der Geschichte dann hundert falsche Ansichten und theoretische Projektmachereien entstehen, die nie zum Vorschein gekommen wären, wenn der Schriftsteller die Verpflichtung hätte, alles, was er Neues zu Markt bringt und aus der Geschichte beweisen will, aus dem genauen Zusammenhang der Dinge unzweifelhaft hervorgehen zu lassen." Man müsse daher immer die neueste Kriegsgeschichte als das natürlichste Feld für die Wahl der Beispiele ansehen, vorausgesetzt, daß sie bereits hinreichend erforscht sei.*)

Alle bisher erörterten Forderungen treffen in verschärftem Maße für die Geschichtschreibung zu. Ihr hoher Beruf ist es, die Vergangenheit vor dem Auge des Lesers greifbar deutlich und zugleich wahr und unverfälscht erstehen zu lassen. Nur dadurch wird es möglich, bei unbefangener Würdigung von Freund und Feind Ansichten über Heer- und Truppenführung zu entwickeln, an der Hand der Feldzugsereignisse Lehren für die Zukunft abzuleiten, wie es z. B. unser Feldmarschall Moltke in der Bearbeitung des italienischen Feldzuges 1859 so vorbildlich tun konnte, zumal er hier durch keinerlei Rücksichten auf die handelnden Persönlichkeiten eingeengt war.

„Es ist freilich so unendlich viel schwieriger zu handeln, als hinterdrein zu urteilen", heißt es in dem klassischen Vorwort des genannten Werkes,**) „daß dem, welcher berufen war, im Drange der Begebenheiten selbst Entschlüsse zu fassen und sie auszuführen, die nachträgliche Würdigung des Geschehenen nur zu leicht als anmaßend erscheint."

„Die Kritik wird ihr im Vergleich zum Handeln so geringes Verdienst in völliger Unparteilichkeit und in gewissenhafter Wägung und Benutzung aller Nachrichten zu suchen haben, welche Licht über die Begebenheiten verbreiten."

„Es verschwindet nämlich in der Regel das geradezu unzweckmäßig und widersinnig Erscheinende ganz, sobald man die Motive, die tausend Reibungen und Schwierigkeiten übersieht, welche sich der Ausführung im Kriege entgegengestellt haben."

---

*) Vom Kriege, II. Buch, 6. Kapitel.

**) Der italienische Feldzug des Jahres 1859. Herausgegeben von der historischen Abteilung des Generalstabes der Preußischen Armee. Berlin, im Januar 1862.



In diesen wenigen Sätzen sind die Grundlagen und Ziele der modernen Kriegsgeschichte in mustergültiger Form zum Ausdruck gelangt. Die „gewissenhafte Wägung und Benutzung aller Nachrichten, welche Licht über die Begebenheiten verbreiten", setzt eine wissenschaftlich genaue Verarbeitung sämtlicher Quellen voraus, der gedruckten, geschriebenen und — wo angängig — auch der mündlich überlieferten. Mit „völliger Unparteilichkeit" soll der Geschichtschreiber den Gegnern gegenüberstehen, weder Liebe noch Haß darf seine Feder führen. Aus alledem ergibt sich sodann „die nachträgliche Würdigung des Geschehenen", worin also das Hauptziel der Geschichtschreibung zu suchen ist. Doch wird mit Nachdruck betont, daß sie nicht anmaßend erscheinen soll, und wir empfangen den Hinweis, daß genaues Eindringen in die „Motive, die tausend Reibungen und Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung im Kriege entgegengestellt haben", ein volles Verstehen und in vielen Fällen auch eine Entlastung des Feldherrn herbeiführt.

Diese vornehme Ausgeglichenheit des Urteils ist nicht allen Nationen in gleichem Maße eigen. Es ist nur zu begreiflich, wenn gerade in der Kriegsgeschichte nationale Empfindlichkeit gelegentlich zu Worte kommt, wenn für Niederlagen Verrat der handelnden Persönlichkeiten, für taktische Mißerfolge unverschuldete Minderwertigkeit der Bewaffnung oder dergleichen durchaus die Entschuldigung bilden soll. Der Krieg regt die Nationen im Innersten auf, kein Haus in den Staaten der allgemeinen Wehrpflicht, das nicht seinen Anteil hätte an Sieg und Niederlage. Um so höher steht die Pflicht der Geschichtschreibung, unbeirrt um das allgemeine Urteil, ohne Ansehen der Person, nur die lautere Wahrheit zu sagen. Trotzdem kann der patriotische Herzschlag, den wir nicht missen wollen, immer erkennbar bleiben.

Die Wahrheit ist die erste und vornehmste Pflicht der Kriegsgeschichte wie aller Geschichtschreibung überhaupt. Ihre hohe Aufgabe ist es, der Nachwelt einen treuen Spiegel der Vergangenheit vorzuhalten, worin Personen und Dinge ihrem wahren Werte gemäß erscheinen. Wie schon im Privatleben jeder einzelne beansprucht, von seinen Mitmenschen gerecht beurteilt zu werden, so dürfen mit noch viel höherem Recht die Persönlichkeiten, die durch Geistesgaben und ihre Stellung zu Führern ihres Volkes berufen sind, eine unparteiische Würdigung erwarten; zumeist ist ja ihr Wohl und Wehe mit dem Schicksal ihres Volkes verknüpft.

Dieser Beruf der Geschichte wurde schon im Altertum erkannt, geriet jedoch zeitweise in Vergessenheit und machte nur zu oft einem würdelosen Literatentum Platz, das in der Verherrlichung der Gewalthaber — besonders in Rom — sein Ziel suchte. In einer geistreichen Schrift: „Wie soll man Geschichte schreiben?" trat der griechische Schriftsteller Lukianos aus Samosate dagegen auf.*) Seine Worte sind wenig bekannt, aber noch heute und auch für die Kriegsgeschichte beachtenswert. Sie

*) Lukianos aus Samosate lebte im 2. Jahrhundert nach Christi Geburt.

dürfen daher vielleicht hier ihren Platz finden. „Der Historiker hat keine andere Aufgabe, als treu zu berichten, was geschehen ist und wie. Er sei darum ein freimütiger, offener, unbestechlicher Freund der Wahrheit, der ohne Menschenfurcht die Dinge beim rechten Namen nennt. Das Urteil der Zukunft über sein Werk soll ihm bestimmend sein, nicht das der Gegenwart. Wer um Lob buhlt, ist ein Schmeichler; Schmeicheln aber ist der Geschichte zuwider, wie eitler Putz der Gymnastik. Jedes Geschichtswerk soll einem hellen und treuen Spiegel gleichen, der alle Gestalten genau wiedergibt, ohne Umriß und Farbe zu ändern. Unwahrheit ist ohnehin unnütz; zuletzt kommt die Wahrheit doch an den Tag und zum Schimpf dessen, der sie verfälschen wollte. Die Geschichte ist empfindlich wie die Luftröhre, sie verträgt nichts Fremdes, sondern stößt es aus. Wie im Geldverkehr, so bleibt auch in der Geschichte nur die echte Münze im Umlauf. Falsche Münze wird endlich doch als solche erkannt und verächtlich beiseite geworfen."

Dieses Ausmerzen der falschen Münzen spielt auch in der Kriegsgeschichte eine große Rolle. Nur durch gewissenhaften Vergleich und immer neues Zurückgehen auf die ursprünglichen Grundlagen gelangt man schließlich zur Erkenntnis, welcher Schriftsteller und für welchen Zeitraum er als zuverlässig anzusehen ist oder nicht, welchem Bericht, welcher Privataufzeichnung oder Äußerung man folgen darf, welche verworfen werden muß.

Der modernen Auffassung der Geschichte würde eine rein historisch registrierende Darstellung der Kriegsgeschichte nicht mehr entsprechen. Die alten Chronisten genügten ihrer Zeit, wenn sie die Geschehnisse gewissenhaft buchten und nur dafür sorgten, daß Unrichtigkeiten vermieden wurden. Heutzutage verlangen wir in der Geschichte den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu erkennen und den großen Leitgedanken zu finden, der von einer Epoche zur anderen hinüberführt. Das alles gilt auch für die Kriegsgeschichte in hohem Maße. Was nützt hier eine tote Aufhäufung unwesentlichen Kleinkrams, wenn uns in den Geschehnissen nicht der große Zug der Entwicklung, das Fortschreitende, das eigentlich Lebende gezeigt wird!

Bei aller Großzügigkeit in der Auffassung und in der Schilderung der Zusammenhänge darf aber die kritische Behandlung der Geschehnisse den Boden der Wirklichkeit nicht verlassen. Hier liegt eine große Gefahr für den Geschichtschreiber. Sehr oft nämlich stößt man in dem tatsächlichen Gang der Ereignisse auf Vorgänge, die uns aus dem Vorhergehenden nicht mit Folgerichtigkeit emporzuwachsen scheinen. Es entsteht eine Lücke, die sowohl der Schriftsteller wie der Leser falsch zu überbrücken sich versucht fühlen kann, und die umsomehr zur Vorsicht mahnt, als es häufig unabweisbar ist, die Zusammenhänge aus eigenem Nachdenken zu ergänzen. „Die kritische Erzählung", sagt hierüber Clausewitz,*) „muß mit der geschichtlichen Forschung meist

*) Vom Kriege, II. Buch, 5. Kapitel.



Hand in Hand gehen, und doch bleibt oft ein solches Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung, daß sie nicht berechtigt ist, die Wirkungen als notwendige Folgen aus den bekannten Ursachen zu betrachten. Hier müssen also notwendig Lücken entstehen, d. h. geschichtliche Erfolge, die für die Belehrung nicht benutzt werden können. Alles, was die Theorie fordern kann, ist, daß die Untersuchung entschieden bis zu dieser Lücke geführt werde und bei ihr alle Folgerungen einstelle. Ein wahres Übel entsteht erst, wenn das Bekannte schlechterdings hinreichen soll, die Wirkungen zu erklären, ihm also eine falsche Wichtigkeit gegeben wird."

Ebensowenig wie die Geschichtschreibung bei der kritischen Darstellung Willkürlichkeiten sich zuschulden kommen lassen darf, ebensowenig darf sie sich von Rücksichten auf besonders volkstümliche Persönlichkeiten und Einrichtungen zu falschen Urteilen bestimmen lassen. Ungern nur wird ein pietätvoller Sinn die fromme Legendenbildung zerstören, die den Erfolg eines Feldzuges z. B. gern an eine einzelne Persönlichkeit knüpfen, irgend eine im Drange der Zeiten geschaffene Organisation als Hauptträgerin des Sieges hinstellen möchte.*) Der Sinn des Volkes neigt zur Heldenverehrung und zumal dann, wenn das Volkslied seinen Einfluß geltend gemacht hat. Trotzdem darf die Kriegsgeschichte hier nicht haltmachen. Sie muß ermitteln, welchen wirklichen Wert für den Krieg diese Persönlichkeiten und Organisationen gehabt haben.

An dieser Stelle gebührt dem historischen Volkslied eine besondere Erwähnung. Wir Deutschen besitzen eine große Zahl von Volksliedern, deren Ursprung unmittelbar in den Kriegen der Vorzeit wurzelt. Sie bezeugen, wie tief dem Deutschen der Sinn für die Poesie des Soldatenhandwerks eingewurzelt ist, sie singen vom tapferen Schill, von Lützows wilder verwegener Jagd, vom Marschall Vorwärts, von Scharnhorst, der schönsten Heldenlanze, vom König Wilhelm und von unserem Fritz. Im Volke halten sie die Erinnerung wach an große, vergangene Zeiten; durch lange Friedenszeiten hindurch hegen und nähren sie die Keime sittlicher Kraft und künftiger Großtaten. Sie bilden „eine höchst lebendige poetische Geschichte aller in Wort und Wehr tödlich gegeneinander streitenden Parteien; gewaltiger, eindringlicher, mahnender in dieser Gesamtheit des tiefaufgeregten Volkes redend, als irgend eine einzelne Feder in gleicher Art vermöchte".**)

Nur als Geschichtsquelle taugen sie nicht, und unsere historische Unbefangenheit dürfen sie uns nicht nehmen.

Eins noch in diesem Zusammenhange! Wir verlangen von der Geschichtschreibung gerechte Abwägung von Lob und Tadel ohne Ansehen der Person. Das muß

*) Man denke z. B. an die Freikorps und die Landwehrtruppen.

**) F. W. Frhr. v. Ditfurth, Die historisch-politischen Volkslieder des Dreißigjährigen Krieges. Heidelberg 1882.



gelten auch für den Feind. Und da wir der unberechtigten Legendenbildung an unseren eigenen Heerführern, wo es not tut, entgegentreten müssen, so dürfen wir auch einem ganz anders gearteten Unternehmen uns nicht versagen, nämlich den Feind vor unberechtigten Schmähungen zu schützen. Lange genug hat z. B. der französische Marschall Davout, einer der vornehmsten und zugleich menschlich edelsten Paladine des großen Korsen, in deutschen Geschichtsbüchern die Rolle eines blutdürstigen Schergen und eines Würgers von Hamburg spielen müssen, obwohl er uns geradezu als Vorbild eines unerschrockenen und bei aller Willenskraft dennoch menschlich denkenden Generals erscheinen muß. Durch gerechte Beurteilung des Feindes wahren wir die eigene Kriegsehre.

In dem engen Umfange eines Aufsatzes ist es nur möglich, einige der hauptsächlichsten Gesichtspunkte aus dem reichen Gebiete der Kriegsgeschichte zu erörtern. Eine sehr wesentliche Forderung für alle die, welche Kriegsgeschichte lehren und schreiben, soll indes nicht vergessen werden: die Einfachheit. Im Kriege verspricht nur Einfaches Erfolg, so heißt es in allen unseren Dienstvorschriften; sollte dasselbe nicht auch für die Geschichte des Krieges gelten? Wir wollen ja doch für die Kriegsgeschichte Freunde gewinnen, die sich gern mit ihr beschäftigen, Vertiefung ihres Urteils daraus erhoffen, aber zugleich auch eine Erholung nach ermüdend gleichförmigem Dienst darin erblicken. Da bedarf es nicht der wissenschaftlichen Gespreiztheit, der umständlichen Herleitung aller möglichen theoretischen Begriffe, des Prunkens mit Spezialausdrücken aus der philosophischen Rüstkammer. Alles kann einfach und ohne Gedankengymnastik auseinandergesetzt werden. Mit Recht erinnert General Frhr. v. der Goltz an Schopenhauers Mahnung: „Den deutschen Schriftstellern würde durchgängig die Einsicht zustatten kommen, daß man womöglich denken soll wie ein großer Geist, hingegen dieselbe Sprache reden wie jeder andere.“*) Das dürfte gerade für das weite Gebiet der Kriegsgeschichte zu beherzigen sein, wo besonders vorgebildete Fachgelehrte zu den Ausnahmen gehören.

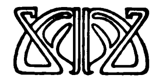
Als Schiller im Jahre 1789 seine Vorlesungen an der Universität zu Jena aufnahm, führte er sich mit einer Frage ein, die unserem Thema nahe verwandt ist: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Er unterschied zwischen dem Brotgelehrten und dem philosophischen Kopfe und zeigte, daß nur die kritische, geistigere Art des letzteren für eine wahrhaft nützliche Behandlung der Geschichte in Frage komme. Wir sind zu demselben Ergebnis gelangt. Wer Kriegsgeschichte treiben wollte, um daraus Formeln und Rezepte für künftige Erfolge einzuheimsen, würde aus ihr eine Afterwissenschaft machen. Es verhält sich mit dem aus ihr zu erhoffenden Nutzen ähnlich wie mit dem Vorteil klassischer und mathematischer Studien auf den Schulen. Nicht die Summe zusammengehäufter Kenntnisse,

*) Das Volk in Waffen, 5. Auflage, Seite 6.

nicht der Reichtum eingelernter Formeln stellt den Erfolg dar, sondern die aus der Geistesarbeit sich ergebende Schärfung des folgerichtigen Denkens.

Höher aber als der Gedanke steht im Leben des Soldaten die Tat. Die Tatkraft des Mannes erst läßt wirksam werden, was der Kopf ersann, das zeigt uns die Kriegsgeschichte auf jedem Blatte, der Erfolg beugt sich dem Verdienst, das beweisen uns die Großtaten der Vergangenheit. So führt uns auch die Kriegsgeschichte im letzten Grunde zu der Erkenntnis des alles andere überragenden Wertes der Persönlichkeit.

Schwertfeger,
Hauptmann im Kgl. Sächs. Generalstabe,
kommandiert zum Großen Generalstabe.





Das amerikanische Landheer im Sezessionskriege und im Kriege gegen Spanien.

(2. Fortsetzung.)

IV. Mac Clellans Operationsplan und der Einfluß der politischen Verhältnisse auf seine Ausführung.

Der Gedanke, unter Mitwirkung der Unionsflotte in Ostvirginien die Entscheidung zu suchen, hatte, wie schon erwähnt worden ist*), von vornherein Mac Clellans ganzes Handeln bestimmt. Mit dem Erstarken der neugeschaffenen Heeresmacht rückte allmählich die Frage in den Vordergrund, wie der Plan auszuführen sei.

Skizze 26. Man wußte in Washington, daß die Hauptkräfte der Konföderierten unter Johnston in einer verschanzten Stellung bei Centreville und Manassas standen. Der nächstliegende Entschluß wäre daher gewesen, den feindlichen General dort anzugreifen. Dies war denn auch der Plan, für den der Präsident Lincoln als Wortführer der öffentlichen Meinung eintrat. Mac Clellan führte jedoch dagegen ernste Bedenken ins Feld. Er berauschte sich nicht, wie die führenden Männer des Kongresses, an den hohen Ziffern der amtlichen Listen, sondern wußte genau, daß es der Potomac-Armee noch sehr an innerem Werte fehlte. Die Fähigkeit, einen selbst für wohlgeübte Truppen schwierigen Angriff auf einen verschanzten Gegner durchzuführen, dessen Zahl man obendrein bedeutend überschätzte, traute er seinem Rekrutenheere nicht zu. Selbst wenn die Gunst des Schicksals ihm einen unverhofften Erfolg in den Schoß werfen sollte, war doch nach seiner Ansicht ein wirklich entscheidender Sieg nicht zu erwarten. Dann aber hätten nach der Schlacht die ernstesten Schwierigkeiten überhaupt erst begonnen. Man hätte dem zurückweichenden Feinde, vor dem man seit dem Unglückstage vom Bull Run unbegrenzte Hochachtung empfand, durch eine wegearme Wildnis folgen müssen. Zahlreiche Flußläufe mit zerstörten Brücken hätten den Marsch auf Richmond verzögert. Der Nachschub wäre ins Stocken geraten, und

---

*) Jahrgang 1909, 1. Heft, Seite 174.

spätestens vor den Toren der feindlichen Hauptstadt hätte sich den dezimierten, von ihren heimatlichen Hilfsquellen weit entfernten Truppen der inzwischen verstärkte Gegner zum Entscheidungskampf gestellt.

Mac Clellan hatte wenig Hoffnung, ein so gewagtes Unternehmen glücklich zu Ende zu führen und stemmte sich daher dem allgemeinen Drängen zur erneuten Offensive, das schon im Oktober 1861 seinen Anfang nahm, zunächst mit aller Kraft entgegen. Er sollte aber dabei die alte Erfahrung machen, die wohl noch keinem Günstling des Volkes erspart geblieben ist: daß die Menge ihre selbstgeschaffenen Götter nur so lange ehrt, wie sie ihr den Willen tun. Die Zugehörigkeit des Generals zur demokratischen Partei genügte seinen politischen Gegnern, um sein Widerstreben gegen das vorzeitige Losschlagen als den Ausfluß einer staatsgefährlichen Gesinnung anzusehen. Unter diesen Umständen hatte die Ernennung Mac Clellans zum Oberbefehlshaber der gesamten Landmacht*) nicht die segensreiche Wirkung, die man von einer so richtigen Vereinigung der Befehlsgewalt in einer Person wohl hätte erwarten können. Die Regierung nahm vielmehr dem General die Vollmacht, die sie ihm mit der einen Hand gegeben hatte, mit der andern wieder weg, indem sie ein „Komitee zur Untersuchung und Überwachung der Kriegführung“ schuf. Es ging also Mac Clellan ähnlich wie den Generalen der ersten französischen Republik und später den Heerführern Gambettas, deren Handeln auf Schritt und Tritt von beigegebenen Regierungskommissaren mit Argwohn überwacht wurde. Das Komitee bestand aus drei Senatoren und vier Abgeordneten. Der Geist seiner Mitglieder war durch kein militärisches Wissen beengt und von keiner Verantwortungslast bedrückt. Ihr Urteil schöpften die Herren aus der Kritik, die freimütige Unterführer an den Plänen ihrer Vorgesetzten übten und, ohne kleinliche Rücksicht auf die Disziplin, der Kontrollstelle einzureichen hatten. Die verderblichen Wirkungen dieser Einrichtung konnten natürlich nicht ausbleiben.

Es ist klar, daß die von Mac Clellan gegen die Forderungen des Präsidenten erhobenen Einwände, soweit sie sich auf den Zustand der Potomac-Armee bezogen, nicht nur gegen einen unmittelbaren Angriff auf Manassas, sondern im Grunde gegen die Offensive überhaupt sprechen mußten, solange das Unionsheer seine volle Schlagfertigkeit noch nicht erreicht hatte. Diese äußerste Folgerung aus seiner Auffassung der Lage zog der General indessen nicht. Wir wissen, daß er auch im Frühjahr 1862 die Kriegstüchtigkeit der Potomac-Armee noch stark in Zweifel zog.**) Es wäre ihm daher wohl am liebsten gewesen, wenn er an der Ausbildung und inneren Festigung seiner Truppen noch länger hätte arbeiten können. Gleichwohl beschloß er, sich dem allgemeinen Wunsche zu fügen und im Frühjahr die Offensive

*) Vom Präsidenten Lincoln am 1. November 1861 verfügt. Jahrgang 1909, 1. Heft, Seite 190.
**) Jahrgang 1909, 1. Heft, Seite 190.



zu ergreifen. Im Januar 1862 legte er dem Präsidenten einen Operationsplan*) vor, der auf den Versuch hinauslief, das, was auf dem geraden Wege durch Nordvirginien nicht erreichbar schien, mit geringeren Opfern auf einem Umwege zu erlangen. Die Potomac-Armee sollte zur See an die virginische Küste befördert werden und von dort zum Angriff gegen die feindliche Hauptstadt Richmond vorgehen. Mac Clellan wollte auf diese Weise die Unzulänglichkeit der unionistischen Landmacht durch die Mitwirkung der die See beherrschenden Flotte ausgleichen. An sich ein recht glücklicher Gedanke. Aber der General rechnete bestimmt darauf, daß er den Vorstoß gegen Richmond überraschend ausführen, und Johnston aus Nordvirginien nicht rechtzeitig zur Abwehr eintreffen könnte. Damit begab er sich vom festen Untergrund der nüchternen Erwägung auf den schwankenden Boden der Spekulation. Sicherlich unbewußt, denn eine seiner hervortretenden Eigenschaften war die Vorsicht. Indes gerade sie verführte ihn dadurch, daß sie ihm alle Gefahren eines Angriffs auf Manassas in der Vergrößerung erscheinen ließ, zur Unterschätzung der weniger zutage liegenden, aber darum nicht geringeren Bedenken, die gegen eine Landung an der virginischen Küste sprachen. Die Schwierigkeit, größere Truppentransporte über See im Geheimen vorzubereiten und überraschend auszuführen, ist heutzutage allgemein bekannt. Wäre das damals schon der Fall gewesen, so hätte Mac Clellan sicher nicht daran gezweifelt, daß er bald nach seiner Landung auf die feindliche Armee stoßen würde. Er hätte sich gesagt, daß unter diesen Umständen sein Plan nur ein Aufschieben des Entscheidungskampfes bedeute und daß es sehr zweifelhaft sei, ob er bei einer Schlacht in völlig unbekanntem Gelände, mit der See im Rücken bessere Aussichten habe, als in Nordvirginien, wo man wenigstens eine ungefähre Vorstellung von der Eigenart des Kriegsschauplatzes hatte.

Dem Gelingen des Planes standen also große, in der Sache selbst begründete Schwierigkeiten entgegen. Zu diesen sollten aber noch eine Menge anderer kommen, die mit der Eigenart des Unternehmens an sich nichts zu tun hatten. Die erste von ihnen war die Ablehnung des ganzen Entwurfs durch Lincoln. Ihr folgte am 27. Januar ein „Kriegsbefehl“ des Präsidenten, wonach am 22. Februar, dem Gedenktage der Gründung Washingtons, eine allgemeine Offensive der gesamten Land- und Seestreitkräfte beginnen sollte. Die Laienhaftigkeit dieser Anordnung geht schon daraus hervor, daß für die Festsetzung des ersten Operationstages nicht die Kriegslage, sondern ein militärisch ganz belangloser Umstand maßgebend gewesen war. Es gelang Mac Clellan zwar, die Ausführung des Befehls zu verhindern, aber die Quelle, aus der er geflossen war, wurde nicht verstopft und ließ sich auch gar nicht verstopfen. Selbst die Ernennung eines Diktators nach altrömischem Muster wäre

*) Entworfen war der Plan schon im August 1861. Jahrgang 1909, 1. Heft, Seite 174.

vergeblich gewesen. Sie hätte nur einem, wie die Römer, für den Krieg erzogenen Volke helfen können, und das waren die Unionisten nicht.

Mac Clellan bemühte sich nun aufs neue, den Präsidenten für seinen Operationsplan zu gewinnen. Er schlug vor, die Potomac-Armee in Urbanna zu landen. Von dort habe man nur wenige Tagemärsche bis Richmond, auch werde die Offensive hier mehr als in Nordvirginien vom Gelände begünstigt. Die weit in das Innere des Landes führenden Meeresbuchten und schiffbaren Flußläufe würden der Flotte eine nachdrückliche Unterstützung des Landheeres möglich machen und den Verkehr zwischen ihm und der Heimat erleichtern. Habe man Richmond in Besitz genommen, so sei man Herr von ganz Virginien. Der Feind werde dem vorbeugen und alles aufbieten müssen, um seine Hauptstadt zu schützen. Er sei deshalb gezwungen, die starke Stellung bei Manassas schleunigst zu räumen und nach Süden abzumarschieren. Washington sei dann nur noch vom Shenandoah-Tale her bedroht und könne mit geringen Kräften verteidigt werden. Erweise sich Urbanna nicht als geeigneter Ausschiffungspunkt, so könne man statt dessen die Küste der Mob-Jack-Bay oder Fort Monroe wählen. Werde man geschlagen, so sei es in jedem Falle möglich, auf der virginischen Halbinsel unter dem Schutz der Flotte nach Fort Monroe zurückzugehen.

Gegenüber dieser Beweisführung gab Lincoln seinen bisherigen Widerstand auf. Er nahm den Kriegsbefehl vom 27. Januar zwar nicht in aller Form zurück, erklärte sich aber damit einverstanden, daß die Expedition über See vorbereitet werde. Am 27. Februar befahl daraufhin das Kriegsministerium die Bildung einer Transportflotte von 113 Dampfern und 276 Segelschiffen.

Während die Arbeiten im vollen Gange waren, wurde Lincoln wieder schwankend. Er ließ Mac Clellans Plan durch einen Kriegsrat von zwölf Mitgliedern prüfen. Aber auch nachdem dieser sich am 8. März mit acht gegen vier Stimmen für die Durchführung des Entwurfs ausgesprochen hatte, waren die Bedenken der leitenden Politiker noch nicht gehoben. Es ist bereits erwähnt worden, daß der Operationsplan in der Tat recht große Schwächen hatte. Nicht gegen sie jedoch richtete sich der weitere Widerstand, sondern gerade gegen den Teil von Mac Clellans Entwurf, der militärisch unanfechtbar war und vor allem gegen die Person des Führers selbst. Der General hatte ganz richtig erkannt, daß an die entscheidende Operation alle Kräfte gesetzt werden mußten, die nur irgend aufzutreiben waren. Wir haben gesehen,*) daß er zur Durchführung der Offensive 273 000 Mann für nötig hielt und daß nach seiner Ansicht 38 000 Mann zur Lösung der defensiven Nebenaufgaben ausreichten. Wir wissen ferner, daß die Potomac-Armee im März 1862 tatsächlich nur 223 000 Mann zählte, also mit Einschluß der Garnisonen von Washington und Baltimore um 50 000 Mann hinter der für die Angriffsarmee allein in Aussicht

*) Jahrgang 1909, 1. Heft, Seite 175.



genommenen Stärke zurückblieb. Man sollte deshalb glauben, daß nun alles daran gesetzt worden wäre, jede weitere Schwächung der für die Offensive bestimmten Kräfte zu verhüten. In Wirklichkeit geschah jedoch das Gegenteil.

Der Präsident erließ am 8. März zwei neue Kriegsbefehle. Der eine von ihnen regelte die Kommandoverhältnisse in der Potomac-Armee derart, daß fünf Armeekorps gebildet wurden, an deren Spitze die ältesten Generale treten sollten. Mac Clellans sehr vernünftige Absicht, die Korpskommandeure nicht nach dem Alter, sondern nach den Fähigkeiten zu bestimmen*), wurde durch diesen Eingriff vereitelt, obwohl der Armeeführer nicht nur den Präsidenten, sondern auch die Kammer wiederholt auf die Wichtigkeit gerade dieser Frage hingewiesen hatte. Der Zufall wollte es, daß von den fünf neuen Kommandierenden Generalen drei im Kriegsrat gegen den Operationsplan gestimmt hatten, an dessen Ausführung sie jetzt als wichtigste Organe des Armeeführers mitwirken sollten. Schon deshalb war es ein großer Mißgriff, wenn Lincoln durch den zweiten der erwähnten Kriegsbefehle eben diesen Generalen ein gewisses Vetorecht gegen die Anordnungen Mac Clellans einräumte. Der Befehl machte nämlich die Entscheidung darüber, wieviel Truppen zum unmittelbaren Schutze Washingtons zurückzulassen seien, von dem Einverständnis der Kommandierenden Generale abhängig. Vorerst sollten nur zwei Armeekorps in einer Gesamtstärke von 50 000 Mann nach der virginischen Küste abgehen, weitere Truppen erst nachdem die feindlichen Batterien auf dem Westufer des Potomacflusses unschädlich gemacht worden wären. Bei der Wegnahme dieser Batterien sollten Landheer und Flotte zusammenwirken. Der Beginn des Seetransports nach der virginischen Küste wurde auf den 18. März festgesetzt.

Der Befehl krankte, ganz abgesehen davon, daß er einen erneuten Eingriff in die Rechte Mac Clellans bedeutete, an einer Reihe von Widersprüchen und Halbheiten. Wenn man den Schiffahrtsweg nach Virginien nicht zu beherrschen glaubte, durften vorerst überhaupt keine Truppen dorthin befördert werden, auch nicht 50 000 Mann. Im übrigen war die Frage, wann der Transport beginnen sollte, nicht nach dem Kalender, sondern nach dem Stand der Vorbereitungen zu beantworten. War man endlich überhaupt entschlossen, die Entscheidung auf dem von Mac Clellan vorgeschlagenen Wege zu suchen, so mußte man auch den Mut haben, die Sicherung Washingtons weniger von einer starken, dort zurückgehaltenen Truppenmacht als von der geplanten Offensive zu erwarten. Als Moltke wenige Jahre später beim Entwurf eines Operationsplanes gegen Frankreich vor einer ähnlichen Frage, nämlich der nach dem Schutze Süddeutschlands, stand, zögerte er nicht, auf eine unmittelbare Sicherung dieses Gebiets ganz zu verzichten.**) Ein so radikales

*) Jahrgang 1909, 1. Heft, Seite 181

**) Mil. Korresp. III. Teil, Seite 123, Abs. 5.

Verfahren wäre ja nun im vorliegenden Falle allerdings nicht angebracht gewesen, denn der Verlust von Washington hätte für die Union erheblich mehr bedeutet als die vorübergehende Preisgabe der südlichen Bundesstaaten für Deutschland. Mac Clellan hatte aber auch gar keine völlige Entblößung der befestigten Hauptstadt verlangt, sondern mit Einschluß der Truppen am Potomac 30 000 Mann zu ihrem Schutz bestimmt.*)

Wäre Lincolns letzter Kriegsbefehl ausgeführt worden, so hätte sich aus der völligen Zersplitterung der Kräfte wahrscheinlich eine Reihe von Niederlagen ergeben. Da trat zum Glück für die Union ein Ereignis ein, das jene Anordnungen hinfällig machte. Der Feind räumte am 9. März freiwillig die feste Stellung bei Manassas und die Batterien am Potomac.

Man stand damit vor einer völlig neuen Lage. Mac Clellan vermutete, daß Johnstons Rückzug durch die Nachricht von der bevorstehenden Landung in Virginien veranlaßt worden sei. Die seinem Operationsplan zugrunde liegenden Erwägungen schienen dadurch insoweit bestätigt, als Washington in der Tat zunächst von jeder Gefahr befreit war. Die Hoffnung, den Feind durch die Landung zu überraschen, mußte er jedoch dafür zu Grabe tragen. Vielleicht war es diese Erkenntnis, die ihn veranlaßte, jetzt erst einmal dem auf den Rappahannock zurückweichenden Gegner nachzustoßen. Noch in der Nacht zum 10. März gab er den Befehl zum sofortigen Vormarsch auf Manassas.

Welchen Erfolg sich Mac Clellan von dieser Operation versprach, ist nicht recht klar. Den Gegner einzuholen, konnte man nicht erwarten, und selbst wenn dies glückte, waren die äußeren Umstände, die ein Vorgehen durch Nordvirginien gegen Richmond so schwierig hatten erscheinen lassen, nicht aus der Welt geschafft. Das Ganze sieht daher wie ein Verlegenheitsmanöver aus. Mac Clellan hat später geäußert, daß er den Vorstoß nur als einen Übungsmarsch für seine mangelhaft geschulten Truppen angesehen habe. Im Widerspruch damit steht aber sein an den Kriegsminister Stanton gerichtetes Ersuchen, die vom Präsidenten angeordnete Bildung der fünf Armeekorps zu verschieben und zunächst alles beim alten zu lassen, da die Verfolgung keinen Aufschub dulde.

Am 10. März besetzten die Unionstruppen die vom Feinde geräumte Stellung bei Manassas und Centreville. Mit diesem Erfolge begnügte man sich, denn das Operationsgebiet war ausgesogen, die Eisenbahn zerstört, und zum Nachschub auf Landwegen reichten die Trains nicht aus.**)

*) Jahrgang 1909, 1. Heft, Seite 175, Anm. 2.

**) Nach den amtlichen Berichten sind später mit der Feldarmee von 121 000 (111 000?) Mann nur 1152 Fahrzeuge nach der virginischen Halbinsel geschafft worden. Die Ausrüstung mit Trains ist also offenbar auch damals noch sehr dürftig gewesen. Desto mehr wuchs natürlich der von den Truppen mitgeführte Troß an.

Zwei Tage später erlebte Mac Clellan eine unangenehme Überraschung. Ein Offizier seines Stabes teilte ihm mit, daß im National-Intelligencer seine Enthebung vom Oberbefehl über die gesamte Landmacht veröffentlicht sei. So unglaublich das klang, die Sache hatte ihre Richtigkeit. Es war den politischen Gegnern des Generals gelungen, den Präsidenten zur Zurücknahme der am 1. November 1861 erteilten Vollmacht zu bewegen und Mac Clellan damit wieder auf das Kommando über das Potomac-Departement zu beschränken. Die Einheitlichkeit der obersten Heeresleitung, die freilich nur dem Namen nach bestanden hatte, war damit auch formell beseitigt. Einen ungünstigeren Zeitpunkt als den Beginn der entscheidenden Operationen hätte man dafür kaum finden können.

Ehe der Transport nach der virginischen Küste begann, rief Mac Clellan einen Kriegsrat zusammen. Dieser billigte einstimmig den Vorschlag des Armeeführers, nicht in Urbanna, sondern beim Fort Monroe zu landen. Man hoffte, dadurch eher in der Lage zu sein, Johnston bei Richmond zuvorzukommen. Das Vorgehen auf der schmalen Halbinsel zwischen dem York- und dem Jamesflusse hielt man nicht für schwierig, obwohl bekannt war, daß der Feind den Warwick- und den Queens-Creek-Abschnitt befestigt hatte, daß bei Gloucester Pt. und Yorktown Batterien angelegt waren, und daß die Stromflottille der Südländer bei Norfolk vor Anker lag. Man vertraute fest auf die entscheidende Mitwirkung der Flotte. Ihr Führer, der Admiral Goldsborough, hatte versichert, daß seine Kampfmittel ausreichten, um nicht nur die feindlichen Kriegsschiffe, besonders den gefürchteten Panzer „Merrimac“, fernzuhalten, sondern die Armee auch bei der Wegnahme der Befestigungen am York- und Warwickflusse, wie am Queens-Creek zu unterstützen.

Eine genügende Transportflotte war inzwischen zusammengebracht worden. Es war also nur noch zu entscheiden, wieviel man zum Schutze Washingtons zurücklassen müsse.

Der Kriegsrat hielt es für ausreichend, wenn außer den Fortbesatzungen 25 000 Mann Feldtruppen zur Lösung dieser Aufgabe bereitgehalten würden. Um alle ängstlichen Gemüter zu beruhigen, ging Mac Clellan noch darüber hinaus. Er beauftragte mit dem Schutz der Potomaclinie und der Hauptstadt den General Banks, der die Masse des V. Armeekorps*) in einer befestigten Stellung bei Manassas vereinigen und eine Brigade zur Abwehr Jacksons nach Strasburg abzweigen sollte. Mit Einschluß der 22 400 Mann Garnisontruppen unter Wadsworth wären demnach 55 000 Mann zur Verteidigung Washingtons verfügbar gewesen.

Dem Präsidenten und seinen Beratern war aber auch das noch nicht genug. Daß ein erfolgreicher Angriff auf die feindliche Feldarmee die Hauptstadt weit besser schützen mußte als alle Verteidigungstruppen, wollte ihnen nicht in den Sinn. Man

*) Das Korps Banks war 32 600 Mann stark. Jahrgang 1909, 1. Heft, Seite 189.

drängte Lincoln, daß er Mac Clellan auch noch die Division Blenker*) vom II. Armeekorps wegnehmen solle, um mit ihr den General Frémont im Mountain-Departement zu verstärken, und obwohl der Präsident noch Ende März dafür gewesen war, sie bei der Potomac-Armee zu lassen, verfügte er am 31. desselben Monats dennoch, daß die Division an der Offensive nicht teilnehmen solle. Er gab zugleich dem General Mac Clellan die feste Zusicherung, daß er eine weitere Schwächung seiner Armee unter keinen Umständen zulassen werde und ermächtigte ihn, statt der Division Blenker 10 000 Mann von den Truppen des beim Fort Monroe stehenden Generals Wool**) zur Potomac-Armee heranzuziehen.

Am 17. März begann in Alexandria und Washington die Einschiffung der Truppen. Mac Clellan verließ Alexandria am 1. April. Von den 223 000 Mann, die seine Armee nach der Kriegsgliederung gezählt hatte, waren 73 000 durch die Eingriffe der Regierung für Nebenzwecke abgezweigt worden. Es blieben also für die Offensive 150 000 Mann verfügbar. Auf diese Truppenmacht und auf die Flotte glaubte der General nach den Versicherungen des Präsidenten und des Admirals Goldsborough mit Bestimmtheit zählen zu können. Seine Absicht war, das II., III. und IV. Armeekorps beim Fort Monroe zu landen und mit ihnen gegen die feindliche Stellung bei Yorktown und am Warwickflusse vorzugehen. Da diese Bewegung auf einen rein frontalen Angriff hinauslaufen mußte, von dem kein schneller und entscheidender Erfolg zu erwarten war, sollte der General Mac Dowell mit dem I. Korps, dem besten der Potomac-Armee, auf dem linken (nördlichen) Ufer des Yorkflusses ausgeschifft werden und hier nach der Einnahme von Gloucester Pt. die Richtung auf West Pt.***) einschlagen. Die Flotte hatte zunächst bei der Öffnung des Yorkflusses mitzuwirken. Ihre fernere Aufgabe war die Unterstützung des Angriffs der Landarmee durch flankierendes Feuer gegen die feindlichen Flügel. Da die Halbinsel fast in ihrer ganzen Breite von den weittragenden Schiffsgeschützen beherrscht war, schien die Lösung dieser Aufgabe leicht zu sein und großen Erfolg zu versprechen.

Es kam aber alles ganz anders, denn die schwersten Enttäuschungen standen Mac Clellan noch bevor.

Am 3. April wurde ihm zunächst das Verfügungsrecht über die Truppen Wools wieder entzogen. Am 5. Nachmittags, als die gelandeten Teile der Armee bereits den Vormarsch angetreten hatten, wurde er telegraphisch benachrichtigt, daß Mac Dowell, dessen Korps den anderen in der letzten Transportstaffel unmittelbar hatte folgen sollen, bei Washington zurückbehalten werden und aus dem Armeeverbande ausscheiden solle. Eine dritte Hiobspost meldete, daß auch die fest zugesagte Mit-

*) 10 000 Mann. Jahrgang 1909, 1. Heft, Seite 188.
**) Wool verfügte über 13 000 bis 15 000 Mann.
***) An der Vereinigung des Pamunkey- und Mattapony-River.

wirkung der Flotte unterbleiben müsse, denn entgegen den amtlichen Erklärungen des Marine-Departements habe man weder die Mittel zur gewaltsamen Öffnung des Yorkflusses, noch die zur Abwehr des „Merrimac".*) An die Entsendung von Kanonenbooten den Jamesfluß aufwärts sei daher ebensowenig zu denken wie an eine Unterstützung des Angriffs auf Yorktown.

War schon bisher unter der Einwirkung politischer Faktoren ein Stein nach dem andern vom Bau des Operationsplanes abgebröckelt, so stürzte jetzt sein ganzes Fundament zusammen. Mit 273 000 Mann, unterstützt von der Flotte, hatte Mac Clellan überraschend vorgehen wollen. Mit einer noch nicht halb so starken Landmacht sollte er jetzt ohne die Hilfe der Flotte einen verschanzten Gegner schlagen, dessen beide Flügel an breite Meeresbuchten angelehnt waren und der, wie man aus Johnstons Rückzug schloß, gar nicht daran dachte, sich überraschen zu lassen. Die Aufgabe schien kaum leichter zu sein, als der Angriff auf Manassas gewesen wäre, vor dem der vorsichtige Armeeführer so große Scheu empfunden hatte. Statt der geplanten schnellen Offensive standen langwierige Stellungskämpfe bevor, deren Ausgang sehr zweifelhaft war, — also gerade das, was man in Nordvirginien hatte vermeiden wollen.

Vergebens bot Mac Clellan alles auf, um Lincoln zu bewegen, daß er ihm, wenn die Flotte nun einmal versagte, doch wenigstens das Korps Mac Dowell wieder zur Verfügung stellte. „Der Schlag war für mich höchst entmutigend", schrieb er in einem späteren Bericht. „Er vereitelte alle meine Pläne und nahm mir die Möglichkeit, das Begonnene fortzusetzen. Er zwang mir einen anderen, viel weniger erfolgverheißenden Operationsplan auf und nötigte mich zum Verzicht auf schnelle und glänzende Erfolge. Es war ein verhängnisvoller Mißgriff."

Man wird diesen Anklagen des Generals gegen die Unionsregierung nur beipflichten können. Sein Gedanke, die Mangelhaftigkeit des Landheeres durch die Mitwirkung der Flotte auszugleichen, war gut und richtig gewesen. Volle Anerkennung verdient es vor allem, daß er bestrebt gewesen war, an der entscheidenden Stelle soviel Kräfte wie nur möglich zu vereinigen. Beides war ihm jetzt, ganz ohne seine Schuld, verwehrt. Das Widerstreben der vielköpfigen und militärisch ungeschulten Staatsleitung gegen eine nach ihrer Ansicht zu weitgehende Entblößung der Hauptstadt von Truppen war an sich ja ganz begreiflich. Mac Clellan wird sich auch wohl kaum darüber gewundert haben, daß er in diesem Punkte so wenig Verständnis fand, denn die Erfahrung, daß Laien und Dilettanten immer zu Halbheiten neigen, war ihm gewiß nicht unbekannt. Was er aber nicht voraussehen konnte und was militärisch am schwersten verurteilt werden muß, das ist, neben der Unzuverlässigkeit

*) In der Tat gelang es später doch, den Merrimac durch das Panzerturmschiff „Monitor", das erste seiner Art, unschädlich zu machen.

des Marine-Departements, das Fehlen jeder Stetigkeit an der leitenden Stelle. Bei persönlichen Unterredungen Mac Clellans mit dem Präsidenten war dieser in der Regel schnell für die Vorschläge des Armeeführers gewonnen. Ebenso leicht aber warf er das Beschlossene unter dem Druck entgegengesetzter politischer Einflüsse auch wieder um. Am klarsten tritt das nach der Abreise Mac Clellans von Alexandria hervor. Kaum ist der General an Bord, so hat der Präsident alle ihm gegebenen Versprechungen vergessen. Lincolns Charakter bürgt dafür, daß er stets nur aus den reinsten Beweggründen gehandelt und das Beste gewollt hat. Bei seinem Mangel an militärischer Sachkenntnis ist er eben offenbar jedem neuen Einflusse, besonders dem der politischen Feinde Mac Clellans, sofort ohne Widerstand „erlegen". Die Offiziere seines Stabes haben es nicht verstanden, diesen Mangel auszugleichen. Einen von ihnen, den General Hitchcock, hatte Mac Clellan unmittelbar vor seiner Abreise zur Armee genau über die Maßnahmen zur Verteidigung Washingtons unterrichtet. Hitchcock hatte keine Einwände erhoben, als er aber einen Tag nach Mac Clellans Abreise vom Kriegsministerium den Auftrag erhielt, die Anordnungen des Armeeführers gemeinsam mit dem General Thomas nachzuprüfen, erklärte er die Sicherung der Hauptstadt für ungenügend. Die Folge davon war Lincolns Befehl an das Korps Mac Dowell, bei Washington zurückzubleiben. Das Wunderbarste an dieser Sache ist der späte Zeitpunkt, zu dem das Kriegsministerium die Nachprüfung hat vornehmen lassen. Hielt man sie für nötig, so mußte sie längst beendet sein, ehe der erste Truppentransport nach Fort Monroe abging. Wahrscheinlich hätten sich dann viele Schwierigkeiten noch rechtzeitig ausgleichen lassen. Neben den politischen Quertreibereien ist also die mangelhafte Organisation der militärischen Zentralbehörden, eine der bezeichnenden Schwächen improvisierter Armeen, an der unzweckmäßigen Einleitung der geplanten Operationen schuld gewesen.

V. Die Entstehung des Operationsplans der Südländer.

Während die Union mit aller Macht zum Kampfe in Virginien rüstete, war sie auch auf den anderen Kriegsschauplätzen nicht müßig gewesen. Schon im August 1861 hatte man begonnen, die Häfen der Konföderierten zu blockieren.*) Mit der Küste von Nordkarolina wurde der Anfang gemacht, dann dehnte man die Unternehmungen immer weiter nach Süden aus. Von einer völligen Unterbindung des feindlichen Seehandels konnte zwar keine Rede sein, immerhin aber glückte es bis zum Beginn des Jahres 1862, mehrere Küstenforts in Südkarolina, Georgia und Florida niederzukämpfen und die Flottille des Gegners im Port-Royal-Sunde zu vernichten. Am 28. April gelang es sogar, New Orleans, die Metropole des Südens, durch einen überraschenden Gewaltstreich zu nehmen. Auch im Westen, am Mississippi, waren

*) Vgl. Jahrgang 1909, 1. Heft, Skizze 7.

die Versuche, das feindliche Gebiet allmählich von Norden her zu umklammern oder Teile von ihm abzuschnüren, trotz gelegentlicher Rückschläge erfolgreich.

So groß aber auch die Räume waren, über die der Krieg sich auf diese Weise ausbreitete: die Entscheidung mußte in Virginien fallen, daran zweifelte man in Richmond ebensowenig wie in Washington.

Den Oberbefehl im südstaatlichen Departement Nordvirginia führte J. E. Johnston, der sich schon am Bull Run ausgezeichnet hatte.*) Seine Hauptkräfte wurden, wie wir wissen, in einer stark verschanzten Stellung bei Centreville und Manassas Junction vereinigt. Es war aber keineswegs die Absicht des entschlossenen Führers, dort tatenlos stehen zu bleiben und einen Angriff abzuwarten. Er wollte selbst angreifen und sah die feste Stellung nur als gesicherte Operationsbasis an.

Der Präsident Jefferson Davis billigte Johnstons Plan. Um die Art seiner Ausführung kümmerte er sich nicht. Wie sie von Johnston gedacht war, ist uns nicht überliefert. Dem Anschein nach hat der General sich wegen der Einzelheiten überhaupt nicht lange im voraus den Kopf zerbrochen, sondern einfach die Absicht gehabt, die feindliche Hauptmacht aufzusuchen und zu schlagen.

Die Nachrichten über das Anwachsen der Potomac-Armee ließen jedoch allmählich die Erkenntnis heranreifen, daß die Streitkräfte der Konföderierten in Virginien für diesen Zweck nicht ausreichten. Es hätte nun nahegelegen, Johnstons Armee, mit der man ja die Entscheidung herbeiführen wollte, dementsprechend zu verstärken. Jefferson Davis wollte das auch tun, aber er stieß dabei auf Schwierigkeiten, deren er nicht Herr werden konnte. Am 25. Januar 1862 schrieb der Kriegsminister Benjamin an Johnston: „Die großen Massen des Feindes, die uns im Westen bedrohen, seine Expeditionen zur See, die unsere Küsten gefährden, seine Streitkräfte auf der virginischen Halbinsel, der Einfall in Westvirginien:**) alles dies hat zur Folge, daß ich stündlich mit Bitten um Verstärkungen bestürmt werde und hindert mich, Truppen von irgend einem der bedrohten Punkte wegzunehmen. Auch die Bürger weigern sich in begreiflicher Schwachheit, als Freiwillige fern von ihrer Heimat zu kämpfen, während diese selbst bedroht ist.“ In der Tat gab es zu jener Zeit unter den Departementsführern und Gouverneuren des Südens kaum einen, der nicht um Hilfe gerufen und behauptet hätte, daß er mit seinen schwachen Kräften nicht imstande sei, den anvertrauten Posten zu behaupten. Der Gouverneur Clark von Nordkarolina richtete an den Präsidenten sogar die Zumutung, ihm zwei bis drei Regimenter von den Truppen auf der virginischen Halbinsel zu senden. Nachdem Magruder dort so viele Verschanzungen angelegt habe, könne er ohne Zweifel

*) Jahrgang 1908, 3. Heft, Seite 500 u. 503.

**) Einzelne Abteilungen des unionistischen Generals Frémont, der das Mountain-Departement befehligte, hatten im Dezember 1861 und Anfang Januar 1862 durch Vorstöße in Westvirginien kleinere Erfolge erzielt.

jetzt mit der Hälfte seiner Leute auskommen, zumal da der beschränkte Raum ohnehin nur eine defensive Kriegführung zulasse. Natürlich bekam Clark die erbetenen Regimenter nicht, aber ebensowenig wagte es die Regierung, die Kräfte in Virginien auf Kosten einer Entblößung der Nebenkriegsschauplätze zu verstärken.

So mußte Johnston also den Gedanken an die Offensive aufgeben, und damit verlor die Stellung bei Manassas ihren Zweck und Wert. Je mehr die Heeresmacht des Feindes anwuchs, desto gefährlicher wurde es, in ihrer unmittelbaren Nähe stehen zu bleiben. Johnston glaubte sich nicht nur von Washington her in der Front, sondern auch von Harpers Ferry und Hancock her in der linken Flanke bedroht. Ob Jackson diese schützen könnte, schien ihm ungewiß. Auf Unterstützung durch Magruder war in der weit vorgeschobenen Stellung erst recht nicht zu zählen. Wohl aber schien es möglich, daß ein Mißerfolg dieses Generals auf der virginischen Halbinsel es nötig machte, Nordvirginien schleunigst zu räumen und zum Schutze von Richmond nach Süden abzumarschieren. Dabei konnten, wenn der Rückzug nicht sorgfältig vorbereitet war, und der Feind von Washington her nachdrängte, große Verluste eintreten. Besonders fürchtete man die Einbuße wertvollen Kriegsmaterials, denn die Bestände waren äußerst knapp. „Ich brauche wohl kaum“, schrieb Jefferson Davis an Johnston, „auf den Wert hinzuweisen, den Waffen und Munition für unser Land haben. Sie wissen, daß es sehr schwer gewesen ist, unseren kleinen Vorrat aufzubringen, und daß wir, um unsere vorgeschobenen Stellungen mit Artillerie zu versehen, die zur Armierung der Hauptstadt bestimmten Bestände aufgebraucht haben. Was nur irgend möglich ist, sollte geschehen, um den Verlust dieser Geschütze zu vermeiden.“*)

Wie man sieht, hielt weder der Präsident noch Johnston die Stellung bei Manassas für so stark, wie sie Mac Clellan vorgekommen war. Schon Ende Januar wurden vielmehr die Vorbereitungen zu ihrer Räumung getroffen.

Um die Armee leichter beweglich zu machen, schob man zunächst die schwere Artillerie und die bei Manassas bereitgestellten Vorräte ab. Das ging bedeutend langsamer als man erwartet hatte, denn die Eisenbahnverwaltung zeigte sich ihrer Aufgabe noch weniger gewachsen als Johnstons Stab, in dem es an geschulten Kräften für die Vorbereitung der Transporte fehlte. Noch in den ersten Märztagen zweifelte der Armeeführer ernstlich an der Möglichkeit, die Stellung ohne große Materialverluste zu räumen. Erst am 9. März konnten die fechtenden Truppen in Marsch gesetzt werden.

Ihr Rückzug aus der 30 km breiten Front, die vom Potomacflusse bis nach

---

*) Auch an Handfeuerwaffen war großer Mangel eingetreten. Das Kriegsministerium verfügte daher, daß die Regimenter die Gewehre der erkrankten Mannschaften an fremde Truppenteile abgeben sollten. Infolgedessen war man später häufig nicht imstande, die aus den Lazaretten entlassenen Leute wieder mit Waffen zu versehen.



Centreville reichte, wurde von Johnston sehr geschickt geleitet und vollzog sich unter Verschleierung durch die Kavallerie und gemischte Detachements in guter Ordnung. Es glückte, alles in Sicherheit zu bringen, bis auf einige schwere Geschütze in den Potomac-Batterien und einen viertägigen Verpflegungsvorrat, der vernichtet wurde. Die Masse der Armee ging über den Rappahannock zurück und machte mit dem rechten Flügel bei Fredericksburg Front. Teilkräfte zogen nach Rappahannock-Station ab, um dort die letzten Materialtransporte auf der Eisenbahn zu decken.

Es ist bis in die neueste Zeit hinein vielfach behauptet worden, daß Johnstons Rückzug durch die Nachricht von der bevorstehenden Landung Mac Clellans an der virginischen Küste veranlaßt oder wenigstens beschleunigt worden sei. Auch Mac Clellan selbst war, wie wir wissen, dieser Ansicht. Sie trifft jedoch nicht zu. Aus den amtlichen Quellen geht hervor, daß für den Rückzug nur die bereits angeführten Gründe maßgebend gewesen sind, und daß man sich schon für ihn entschieden hatte, als Mac Clellans Landung noch gar nicht beschlossene Sache war.

Wie wenig man im Süden von den Absichten des Feindes gewußt hat, beweist ein Telegramm, das Jefferson Davis am 10. März, also einen Tag nach dem Beginn des Rückzuges, an Johnston gerichtet hat. Es enthält die Mitteilung, daß die Armee verstärkt*) werden solle und den Hinweis darauf, daß es unter diesen Umständen doch am Ende noch möglich wäre, die Stellung bei Manassas zu behaupten und später im Verein mit Jackson in Nordvirginien offensiv zu werden. Das Telegramm beweist zugleich, wie schwer man sich im Süden mit dem Gedanken befreundet hat, abzuwarten und das eigene Handeln von den Entschlüssen des Gegners abhängig zu machen.

Nachdem der Rückzug hinter den Rappahannock ausgeführt war, kam es Jefferson Davis vor allem darauf an, das Zusammenwirken der sämtlichen virginischen Heeresgruppen bei dem bevorstehenden Entscheidungskampfe zu sichern. Er betraute daher am 13. März den General Lee mit dem Oberbefehl über die gesamte Armee.

Lee nahm an, daß Mac Clellan eine Offensive gegen Richmond plane und dazu entweder den geraden Weg über Fredericksburg einschlagen oder irgendwo am rechten Rappahannock-Ufer landen werde. Von den Truppen Wools beim Fort Monroe glaubte er, daß sie den Zweck hätten, Magruder zu binden. Er rechnete jedoch auch mit der Möglichkeit, daß sie verstärkt würden, um Mac Clellan durch eine Offensive auf der virginischen Halbinsel zu unterstützen oder gemeinsam mit Burnside gegen Suffolk und Norfolk vorzugehen. Die Befestigungen auf der virginischen Halbinsel und die bei Norfolk wurden daher weiter ausgebaut. Bei City Pt. wurden Schiffe bereitgestellt, die ein schnelles Überschreiten des Jamesflusses zur gegenseitigen Unter-

*) Aus einem Briefe des Präsidenten vom 28. Februar 1862 an Johnston geht hervor, daß man gehofft hat, dessen Armee durch vermehrte Anwerbungen in Virginien auf 100000 Mann zu bringen.

stützung Magruders und Hugers ermöglichen sollten.*) Vom Rappahannock wollte Lee 10000 Mann zur Verstärkung Magruders heranziehen. Johnston erklärte sich jedoch gegen eine solche Zersplitterung der Kräfte und schlug vor,**) daß seine ganze Armee nach Süden abrücken und nur eine schwache Sicherung am Rappahannock zurückbleiben solle.

Während dies erwogen wurde, häuften sich die Meldungen vom Eintreffen starker Truppentransporte des Feindes bei Hampton Roads, aber noch immer rechnete Lee mit einem Angriff Mac Clellans auf Fredericksburg. Erst das dauernde Anwachsen der feindlichen Landungstruppen in den folgenden Tagen brachte ihn von diesem Gedanken ab. Volle Klarheit über das Angriffsziel des Gegners war jedoch selbst am 3. April noch nicht gewonnen. Man war ungewiß, ob sich sein Unternehmen gegen Richmond oder Norfolk richtete. Am 4. trat Mac Clellan den Vormarsch auf der Halbinsel an. Jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Sobald Lee die Meldung erhalten hatte, befahl er Johnston telegraphisch, nach Richmond zu marschieren.

Ein Rückblick auf die dargestellten Ereignisse zeigt, daß es bis zum Beginn der entscheidenden Operationen weder der Union noch den Südstaaten gelungen war, ihre Kräfte zu einer erfolgverheißenden Offensive bereitzustellen. Mac Clellan hatte zwar gegenüber der Division Magruder***) zunächst die erdrückende Überlegenheit, trotzdem aber nur geringe Aussichten auf einen Sieg über den isolierten Gegner, denn er war nicht imstande, diesen ohne die Hilfe der Flotte zur Annahme des Entscheidungskampfes zu zwingen. Diese Möglichkeit war umsoweniger geboten, als es den Führern der Potomac-Armee an zuverlässigen Karten und an jeder auch nur oberflächlichen Kenntnis des Kriegsschauplatzes auf der Halbinsel fehlte.

Auf seiten der Konföderierten war der große Fehler gemacht worden, Johnston nicht genügend zu verstärken. Ob Jefferson Davis aber dazu überhaupt imstande gewesen wäre, ist die Frage. Der Entschluß, bedrohtes Gebiet dem Feinde preiszugeben, ist schon an sich nicht leicht, weil dabei stets zum wenigsten moralische Nachteile in den Kauf genommen werden müssen. Seine Ausführung ist aber doppelt schwer, wenn die Zentralgewalt, wie hier, vor kurzem erst geschaffen ist, und keine Überlieferung ihr Ansehen stützt. Gewiß wäre es richtig gewesen, den bei aller Kurzsichtigkeit doch so begreiflichen Widerstand der Gouverneure und Bürger gegen eine Verletzung ihrer Sonderinteressen zu brechen. Man darf aber nicht vergessen, daß es sich dabei um eine Machtfrage handelte, und daß der Präsident überhaupt kein

*) 10 größere Fahrzeuge (darunter 4 Dampfer), die zusammen 3300 Mann fassen konnten, außerdem zahlreiche Leichter und Barken.

**) In einem Schreiben an Lee vom 27. März 1862.

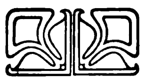
***) Magruder verfügte nach den amtlichen Listen über 19600 Mann, da in dieser Ziffer aber auch die Kranken und Urlauber enthalten sind, war er in Wirklichkeit noch erheblich schwächer.

Mittel in der Hand hatte, das, was die Lage erforderte, gegen den Willen der Einzelstaaten durchzusetzen. Die Zusammenfassung aller nationalen Kräfte im Falle eines Krieges ist eben, so einfach sie auf den ersten Blick erscheinen mag, doch nur dann im vollen Umfang möglich, wenn die Regierung stark und das Volk durch seine Geschichte und eine gute Wehrverfassung für den Krieg erzogen ist.

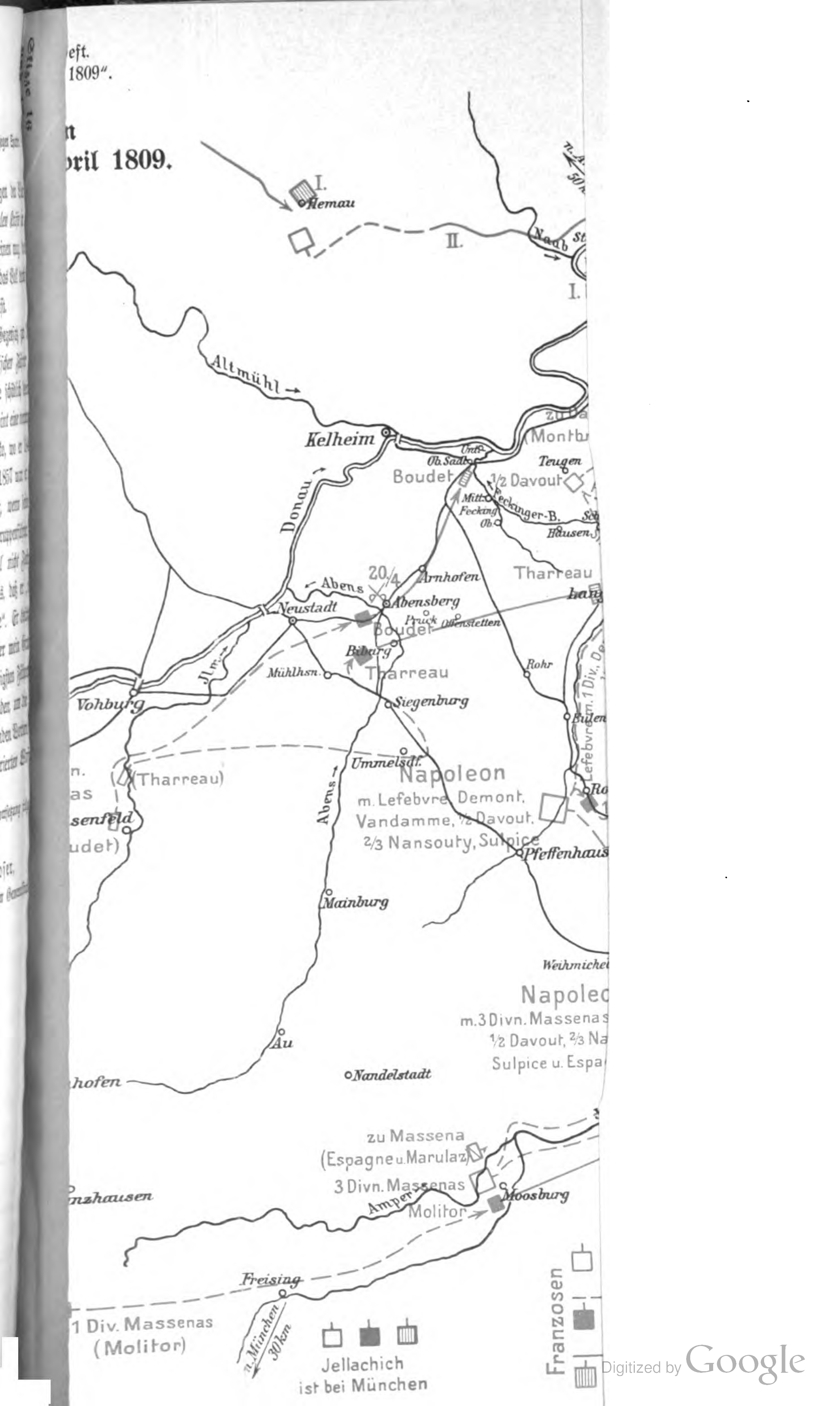
Volle Anerkennung verdient auf konföderierter Seite im Gegensatz zur Union der Umstand, daß das Handeln der verantwortlichen militärischen Führer nicht dauernd durch demagogische Wühlereien und dilettantische Eingriffe schädlich beeinflußt wurde. Jefferson Davis war selbst General. Er hatte in West Point eine vortreffliche militärische Ausbildung genossen und kannte den Krieg aus Mexiko, wo er 1846 ein Miliz-Regiment mit Auszeichnung geführt hatte. Von 1853 bis 1857 war er unter Pierce Kriegsminister gewesen. Es wäre daher wohl zu verstehen, wenn seine militärischen Kenntnisse und Fähigkeiten ihn verleitet hätten, die Truppenführer durch genaue Vorschriften einzuengen. Während aber Lincoln, obwohl nicht Fachmann, dieser Versuchung immer wieder unterlag, erklärte Jefferson Davis, daß er „in der Freiheit des Handelns die Grundlage erfolgreicher Operationen sehe". Er beschränkte sich darauf, Anregungen und Direktiven zu geben. „Es ist immer mein Grundsatz gewesen," schrieb er im Februar 1862 an Huger, „nach den fähigsten Führern zu suchen und darauf zu vertrauen, daß sie selbst die rechten Mittel finden, um die Pläne der Regierung auszuführen." Dem Geiste, der aus diesen erfrischenden Worten eines militärisch geschulten Staatsoberhauptes spricht, sollten die konföderierten Waffen in der Zukunft noch manchen großen Erfolg verdanken.

(Fortsetzung folgt.)

Deutelmoser,
Hauptmann im Großen Generalstabe.

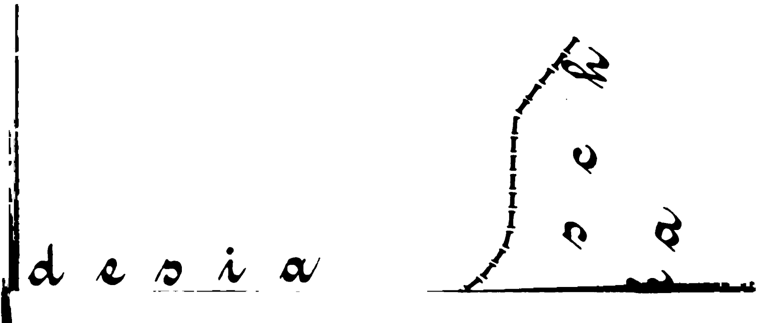


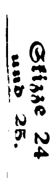

Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.

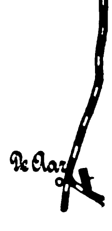


eft.
1809".
n
pril 1809.
I.
Hemau
II.
Naab
Altmühl
Kelheim
Donau
Boudet
1/2 Davout
Teugen
Tharreau
Abens
Arnhofen
Abensberg
Neustadt
Biburg
Tharreau
Mühlhsn.
Siegenburg
Rohr
Vohburg
(Tharreau)
Ummelsdf.
Napoleon
m. Lefebvre Demont,
Vandamme, 1/2 Davout,
2/3 Nansouty, Sulpice
Pfeffenhaus
Abens
Mainburg
Weihmichel
m.3 Divn. Massenas
1/2 Davout, 2/3 Na
Sulpice u. Espa
Au
hofen
Nandelstadt
zu Massena
(Espagne u. Marulaz)
3 Divn. Massenas
Amper
Molitor
Moosburg
nzhausen
Freising
n. München 30km
1 Div. Massenas
(Molitor)
Jellachich
ist bei München
Franzosen

Skizze 22.

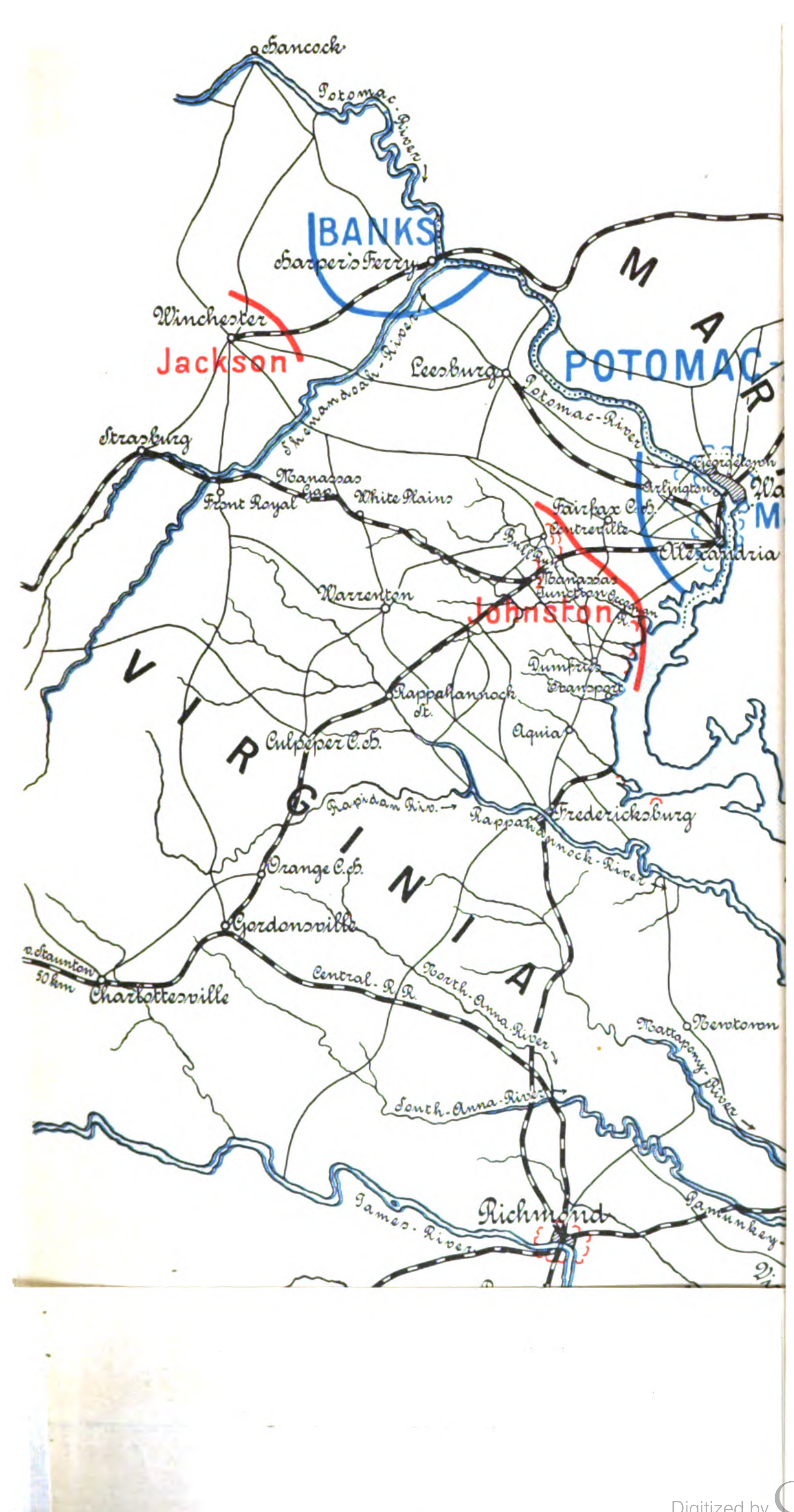


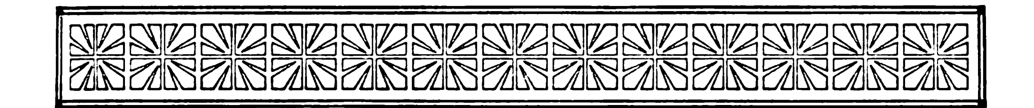

Skizze 24
und 25.

Knox





Skizze 26.


Hancock
Potomac-River
BANKS
Harper's Ferry
Winchester
Jackson
Leesburg
Potomac-River
POTOMAC
M
A
R
Shenandoah-River
Strasburg
Manassas
Front Royal
White Plains
Georgetown
Arlington
Fairfax C.H.
Centreville
Bull Run
Alexandria
Manassas Junction
Warrenton
Johnston
Dumfries
Rappahannock St.
Aquia
Culpeper C.H.
V
I
R
G
I
N
I
A
Rapidan Riv.
Rappahannock-River
Fredericksburg
Orange C.H.
Gordonsville
v. Staunton 50 km
Charlottesville
Central R.R.
North-Anna-River
Newtown
Mattapony-River
South-Anna-River
James-River
Richmond
Pamunkey



Ankündigung.

Im siebenten Jahrgang (1910) der Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde werden unter anderen die nachfolgenden Aufsätze voraussichtlich erscheinen:

Graf Schlieffen, Generaloberst:
Cannae (Fortsetzung).

Kirchhoff, Vizeadmiral z. D.:
Seekriegsgeschichte und ihr Studium.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Oberst:
Über Nahaufklärung.
Die Offensive mit beschränktem Ziel.

Schroeter, Oberst:
Die Bemessung der Widerstandsfähigkeit beim Ausbau der Landesbefestigung.

v. Moser, Oberst:
Über die Anlage und Durchführung von Übungsritten im Gelände.

v. Estorff, Oberstleutnant:
Taktische Lehren des Buren-Krieges.

Deutelmoser, Hauptmann:
Die Überraschung als Mittel zum Siege.
Das amerikanische Landheer im Sezessionskriege und im Kriege gegen Spanien (Fortsetzung).

Frhr. v. Maltzahn, Hauptmann:
Abschluß des Burenkrieges und Folgen (Schluß).

Ferner:

Der Feldzug von 1792.
Fortschritte der Krieg- und Heerführung während des ersten Koalitionskrieges in Deutschland.
Der Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel 1807 bis 1814.

Der Anteil Englands und seiner Flotte an dem Kriege der Spanier gegen Napoleon.

Betrachtungen über die Heerführung Bourbakis im Januar 1871.

Sanitätswesen im russisch-japanischen Kriege.

Tätigkeit der Funken-Telegraphen-Abteilungen in Südwest-afrika.

Die Operationen der Spanier vor Melilla.

Die kriegerischen Ereignisse in Persien im Jahre 1909.

Der Wert improvisierter Armeen.

Die technischen Hilfsmittel für die Aufklärung im Felde.

Minen im Festungskriege.

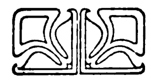
Die Verdienste des Präsidenten Roosevelt um die amerikanische Armee.

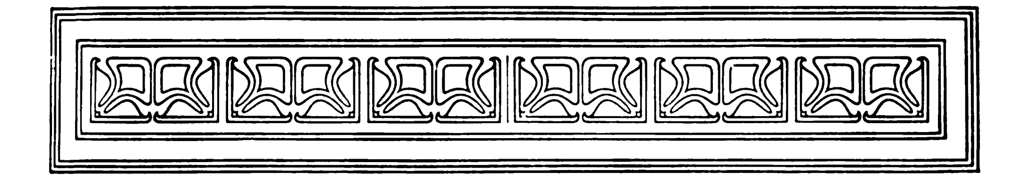
Russische und Japanische Heeresausbildung (Fortsetzung).

Japanische Manöver.

Die französische Feldartillerie nach der Neuorganisation (Gliederung, Ausbildung, Taktik).

Französische Vorschläge für die Bildung einer Eingeborenen-Armee (armée noire) als Verstärkung des französischen Heeres im Kriegsfall.





Cannae.

Am 2. August 216 v. Chr. stand in der apulischen Ebene links des Aufidus (Ofanto) bei dem nahe der Flußmündung gelegenen Dorfe Cannae*) das Heer Hannibals, mit der Front nach Westen, dem Heere des Konsuls Terentius Varro gegenüber. Letzterer, dem der täglich wechselnde Oberbefehl von dem anderen Konsul Aemilius Paulus übergeben war, hatte

Skizze 27.

55 000	Schwerbewaffnete,
8 000	Leichtbewaffnete,
6 000	Reiter
69 000	Mann

zur Hand und in den beiden befestigten Lagern

2 600	Schwerbewaffnete,
7 400	Leichtbewaffnete
10 000	Mann

weiter zurück zu seiner Verfügung, so daß die Gesamtstärke des römischen Heeres sich auf 79 000 Mann belief.

Hannibal verfügte nur über

32 000	Schwerbewaffnete,
8 000	Leichtbewaffnete,
10 000	Reiter
50 000	Mann.

Mit einem beträchtlich überlegenen Feind vor sich, dem Meere hinter sich, befand er sich in einer keineswegs günstigen Lage. Dennoch hatte Aemilius Paulus in Übereinstimmung mit dem Prokonsul Servilius eine Schlacht vermeiden wollen. Beide fürchteten die überlegene karthagische Reiterei, der Hannibal die Siege am Ticinus,

*) Hans Delbrück, Geschichte der Kriegskunst. I.



an der Trebia und am Trasimenischen See hauptsächlich verdankte. Terentius Varro wollte trotzdem die Entscheidung suchen und die erlittenen Niederlagen rächen. Er rechnete auf die Überlegenheit seiner 55 000 über die 32 000 feindlichen Schwerbewaffneten, die nur aus 12 000 Karthagern, aber 20 000 iberischen und gallischen, an Bewaffnung und Ausbildung nicht vollwertigen Hilfsvölkern bestanden.*) Um den Angriff mit erhöhtem Nachdruck ausführen zu können, gab Terentius seinem Heere eine neue Schlachtordnung. Reglementsmäßig würden die Schwerbewaffneten in drei dicht aufgeschlossenen Treffen aufgestellt worden sein, die beiden vorderen gleichstarken Treffen (Hastati und Principes) mit 4000 Mann in der Front und in zusammen 12 Gliedern,**) das dritte Treffen (Triarii) von nur halber Stärke in 160 gleichmäßig verteilten Kolonnen zu 60 Mann (10 in der Front und 6 in der Tiefe) dicht dahinter. Diese ihm zu flach erscheinende Aufstellung von 18 Gliedern vertiefte der Oberbefehlshaber auf 36 Glieder mit einer Frontbreite von 1600 Mann.***) Die Reiterei verteilte er auf die Flügel. Die Leichtbewaffneten, bestimmt, das Gefecht einzuleiten, den Feind zu umschwärmen, die Reiterei zu unterstützen, kamen auf beiden Seiten wenig in Betracht.

Skizze 28.

Hannibal stellte der feindlichen Front nur seine 20 000 Iberen und Gallier entgegen, die etwa 12 Glieder tief gestanden haben mögen. Den größeren Teil seiner Kavallerie unter Hasdrubal brachte er auf den linken, die leichte numidische Reiterei auf den rechten Flügel. Hinter diese Reitereien wurden die 12 000 Mann des schweren karthagischen Fußvolks zu gleichen Teilen gestellt.

Beide Heere gehen gegeneinander vor. Hasdrubal überwältigt die schwächere feindliche Kavallerie des rechten Flügels. Die römischen Ritter werden niedergemacht, in den Aufidus geworfen oder zersprengt. Der Sieger geht hinten um die feindliche Infanterie herum gegen die römische Kavallerie des linken Flügels vor, die bis dahin nur mit den leichten numidischen Reitern scharmützelt hatte. Von beiden Seiten angegriffen, werden auch hier die Römer völlig geworfen. Nach Vertilgung der feindlichen Kavallerie wendet sich Hasdrubal gegen den Rücken der römischen Phalanx.

Skizze 29.

Inzwischen waren auch die beiden Infanteriemassen vorgerückt. Beim Zusammenprall werden die gallischen und iberischen Hilfsvölker zurückgedrückt nicht sowohl durch die Wucht des Stoßes der 36 römischen Glieder, als infolge der schlechteren Bewaffnung und der minderen Übung im Nahkampf. Die Vorwärtsbewegung der Römer

*) Die Schwerbewaffneten (Hopliten) waren im allgemeinen mit Helm, Brustharnisch, Beinschienen, rundem Schild, Speer und kurzem Schwert ausgerüstet. Die Iberer und Gallier hatten als Schutzwaffen nur den Helm und einen großen Schild.

**) Die Aufstellung der Treffen erfolgte nicht in zusammenhängender Linie, sondern in sechsgliedrigen Manipelkolonnen mit geringen Zwischenräumen.

***) Beide Aufstellungen, die flache wie die tiefe, erfordern 57 600 Mann. Es fehlten also 2600 Mann an der Sollstärke.

kommt jedoch zum Stehen, sobald die zurückgehaltenen Flügelstaffeln der Karthager herangekommen und links und rechts gegen die Flanken des Feindes eingeschwenkt sind, und sobald Hasdrubals Reiter den Rücken der Römer bedrohen. Die Triarier machen Kehrt, die Manipeln beider Flügel schwenken nach außen ab. Ein längliches volles Viereck ist zum Halten gezwungen, hat nach allen Seiten Front gemacht und wird von allen Seiten angegriffen, durch die Infanterie mit kurzen Schwertern, durch die Kavallerie mit im dicken Haufen nicht fehlenden Wurfspießen, Pfeilen und Schleuderkugeln. Die Römer werden immer mehr zurück- und immer mehr zusammengedrückt. Hilf- und wehrlos erwarten sie den Tod. Hannibal, haßerfüllten Herzens, umkreist die Stätte der Blutarbeit, hier die Eifrigen ermunternd, dort die Lässigen schmähend. Erst nach Stunden lassen seine Soldaten ab. Müde der Metzelei, nehmen sie die zuletzt übrig gebliebenen dreitausend gefangen. Auf engem Raum waren 48 000 Leichen zu Bergen geschichtet. Aemilius Paulus und Servilius gefallen, Varro mit einigen Reitern, wenigen Schwerbewaffneten, der Menge der Leichtbewaffneten entkommen. Im Dorfe Cannae und in den beiden Lagern fielen noch Tausende in die Hände der Sieger. Diese selbst hatten an 6000 Mann verloren. Zumeist waren die Iberen und Gallier betroffen.

Eine vollkommene Vernichtungsschlacht war geschlagen, bewunderungswürdig besonders dadurch, daß sie allen Theorien zum Trotz mit einer Minderheit gewonnen war. „Konzentrisches Wirken gegen den Feind ziemt dem Schwächeren nicht", hat Clausewitz, „der Schwächere darf nicht auf beiden Flügeln zugleich umgehen", hat Napoleon gelehrt. Der schwächere Hannibal hat aber, wenn auch unziemlicherweise, konzentrisch gewirkt, und nicht nur auf beiden Flügeln, sondern sogar gegen den Rücken des Feindes umgangen.

Waffen und Kampfesart haben sich seit 2000 Jahren völlig geändert. Man geht sich nicht mit kurzen Schwertern zu Leibe, sondern man beschießt sich auf Tausenden von Metern; der Bogen ist durch das Rücklaufgeschütz, die Schleuder durch das Maschinengewehr ersetzt worden. An die Stelle von Metzeleien sind Kapitulationen getreten. Die großen Schlachtbedingungen sind indes unverändert geblieben. Die Vernichtungsschlacht kann heute nach demselben Plane, wie ihn Hannibal in vergessenen Zeiten erdacht hat, geschlagen werden. Die feindliche Front ist nicht das Ziel des hauptsächlichsten Angriffs. Nicht gegen sie brauchen die Massen versammelt, die Reserven aufgestellt werden; das Wesentliche ist, die Flanken einzudrücken. Sie dürfen nicht in den Flügelspitzen der Front, sondern müssen in der ganzen Tiefe und Ausdehnung der feindlichen Aufstellung gesucht werden. Vollendet wird die Vernichtung durch einen Angriff gegen den Rücken des Feindes. Hierzu ist in erster Linie die Kavallerie berufen. Sie braucht nicht „intakte Infanterie" zu attackieren, sondern kann zunächst mit Fernwaffen den feindlichen Massen Verderben bringen.

Eine Vorbedingung des Gelingens ist freilich, daß der Gegner in tief gegliederter

Aufstellung mit aufgehäuften Reserven die Front verkürzt, die Flanken vertieft, die Zahl der zur Untätigkeit verurteilten Kämpfer vermehrt. Es war das Glück Hannibals, einen Terentius Varro sich gegenüber zu finden, der seine Überlegenheit dadurch beseitigte, daß er die Infanterie 36 Mann tief aufstellte. Feldherren seiner Schule haben sich zu allen Zeiten gefunden, nur nicht in derjenigen Periode, in der sie für Preußen am erwünschtesten gewesen wären. Niemand mehr als Friedrich der Große war darauf angewiesen, so wie Hannibal bei Cannae mit einer Minderheit eine Vernichtungsschlacht zu schlagen. Er vermochte aber nicht, bei Leuthen*) mit seiner „inegalen force“ von 35 000 Mann, auch wenn er sie noch so dünn machte, die lange Front der 65 000 Mann des Prinzen Karl von Lothringen anzugreifen. Nicht er hätte Kräfte übrig behalten, um die feindlichen Flügel zu umfassen, sondern er selbst wäre durch die gewaltige Überlegenheit des Feindes umfaßt worden. Wie es schon bei Soor versucht, bei Prag ausgeführt worden war, richtete er den Hauptangriff gegen eine Flanke.

Skizze 30. Es gelang ihm, den Feind zu täuschen, zu umgehen und die preußische Armee gegen die feindliche linke Flanke senkrecht auf die Verlängerung der Front zum Aufmarsch zu bringen. Der in schlimme Lage gebrachte äußerste feindliche Flügel wurde zersprengt. Mit ihrer Masse aber schwenkten die Österreicher nach der bedrohten Flanke ab; in der Eile vermochten sie indes nicht, ihre ursprüngliche lange Front in der neuen Richtung wiederherzustellen, sondern gerieten absichtslos in eine etwa 40 Mann tiefe Aufstellung, ganz ähnlich derjenigen, die Terentius Varro geflissentlich angenommen hatte. Die Lage entsprach demnach im allgemeinen derjenigen von Cannae. Die schmale österreichische Front wurde von einer wenig längeren preußischen angegriffen. Auf beiden Flügeln war Kavallerie versammelt. Es fehlten aber die beiden Staffeln von je 6000 Mann karthagischer Infanterie. Zu ihrer Herstellung genügte die verfügbare Zahl nicht. Das Wenige, was erübrigt werden konnte, reichte nicht aus, um rechts und links einzuschwenken. Die volle, tiefe Umfassung sollte ersetzt werden: rechts durch die schräge Aufstellung einiger Bataillone gegen den feindlichen linken Flügel, links durch eine in der gleichen Weise wirkende Batterie. Es fehlte ferner das Übergewicht der Kavallerie. Rechts hatte Zieten allerdings die feindliche Kavallerie zurückgeworfen. An einem weiteren Vorgehen gegen die Infanterie wurde er jedoch durch die Schwierigkeiten des Geländes gehindert. Links war Driesen anfänglich zu schwach, konnte nicht von Haus aus vorgehen, mußte einen günstigen Moment abwarten, um Luccheses Kavallerie zu werfen und dann durch einen Angriff auf die rechte Infanterieflanke die Entscheidung zu geben, den durch langen Frontalkampf erschütterten Feind zum Rückzug zu bringen. Dieser, in Verwirrung nach der linken Flanke auf Lissa angetreten, wurde durch die Verfolgung in Flucht verwandelt.

---

*) Kriegsgeschichtliche Abteilung II. Der Siebenjährige Krieg VI.

Das Mißverhältnis der Kräfte war zu groß, die force zu inegale gewesen. Leuthen konnte nur ein verstümmeltes Cannae werden. Das Problem, mit einer Armee von des Feindes halber Stärke eine Vernichtungsschlacht zu schlagen, war aber wenigstens bis zu einem gewissen Grade gelöst. Was während der Schlacht an Umfassung, Einschließung und Einkreisung für die Vernichtung fehlte, war wenigstens teilweise durch den erzwungenen Rückzug nach der Flanke ersetzt worden. Wenn auch bei der weiteren Verfolgung von Zieten und Fouqué „mit mehr vivacité zu agieren" gewesen wäre, dem Feinde noch besser „in die Hessen hätte gesessen" werden sollen, so waren doch die Ergebnisse beträchtlich. „Von dem stolzen kaiserlichen Heere, das 90 000 Mann stark den Queiß bei Lauban überschritten hatte, verließ kaum der vierte Teil den schlesischen Boden wieder und kehrte in tiefster Zerrüttung und Mutlosigkeit über die Grenzen Böhmens zurück." Das kam doch einer Vernichtung recht nahe.

Bei Zorndorf*) sollte die Umgehung in noch wirksamerer Weise ausgeführt werden. Skizze 31. 40 000 Russen unter Fermor schlossen Ende August 1758 Küstrin rechts der Warthe und Oder ein. Auf dem anderen Oderufer hatte Friedrich der Große mit den aus Böhmen mitgebrachten und den vom Grafen Dohna aus Ostpreußen und Pommern herangeführten Truppen bei Manschnow und Gorgast eine Armee von 36 000 Mann gebildet. Diese durch die Festung zum Angriff gegen die Russen zu führen, versprach keinen großen Erfolg. Der König marschierte stromabwärts uud überschritt am 23. August bei Güstebiese die Oder, um den Feind gegen Flüsse und Festung zu drängen und völlig einzuschließen. Fermor ging der Umgehung entgegen und nahm hinter der Mietzel bei Quartschen Stellung. Ein Angriff hier auf die Russen über das schwer zu passierende morastige Flüßchen hinüber war für die Preußen unmöglich. Wieder mußte umgangen, ein Übergang weiter oberhalb gesucht werden. Am 25. August wurde bei Neudammer Mühle und Kerstenbrügge das linke Mietzelufer gewonnen. Von hier aus unmittelbar die östliche Flanke der bei Quartschen versammelten russischen Armee anzugreifen, erschien durch eine Reihe von Teichen zwischen Wilkersdorf und dem Grützberg sowie durch den Langengrund allzusehr erschwert. Die Umgehung Skizze 32. wurde über Batzlow und Wilkersdorf auf Zorndorf fortgesetzt, und als der Kolonnenanfang den Zaberngrund erreicht hatte, nach rechts eingeschwenkt. Nicht gegen eine Flanke, sondern gegen den Rücken des Feindes ist der Aufmarsch gerichtet. Dementsprechend hat Fermor durch Kontermarsch innerhalb der Regimenter Kehrt machen lassen, das zweite Treffen in erste, das erste in zweite Linie gestellt. Die Frontbreite ist nicht verringert, sondern die gleiche wie vorher geblieben. Der Angriff wird also nicht erleichtert. Erst nach einem Siege wird der Vorteil zur Geltung kommen, daß im Rücken des Feindes sich ein schwer zu überschreitendes Hindernis befindet.

*) Beiheft zum Mil. Wochenblatt, 1908, 7. Heft. Die Schlacht von Zorndorf.

Werden die Russen besiegt, so werden sie auch vernichtet. Glücklicherweise ist das Schlachtfeld geteilt. Die Russen stehen nahe an Quartschen, Front nach Zorndorf, mit dem rechten Flügel zwischen dem Zabern- und Galgengrund, mit der Mitte und dem linken Flügel zwischen dem Galgen- und Langengrund, mit der Masse der Kavallerie unter Demiku links rückwärts bei Zicher.

Die Flanken dieser Stellung sind sicher angelehnt, die Flügel nicht zu umfassen. Der König beschließt, den von der übrigen Armee durch den Galgengrund getrennten rechten Flügel mit überlegenen Kräften einzudrücken, dann Mitte und linken Flügel von Westen her aufzurollen. Dazu soll die Avantgarde (acht Bataillone) unter Manteuffel und, auf 300 Schritt folgend, der linke Flügel (neun Bataillone ersten, sechs Bataillone zweiten Treffens) unter Kanitz zwischen Zabern- und Galgengrund vorgehen, der rechte Flügel (elf Bataillone ersten, vier Bataillone zweiten Treffens) unter Dohna östlich des Galgengrundes zurückgehalten die rechte Flanke decken, Seydlitz mit 36 Schwadronen links, Schorlemer mit 20 Schwadronen rechts den Vormarsch begleiten und nach Bedarf eingreifen, 20 Dragoner-Schwadronen als Reserve folgen. 60 schwere Geschütze leiten die Schlacht ein. Ihre Wirkung auf die dicht und tief aufgestellten 16 russischen Bataillone des rechten Flügels ist verheerend. Nach Ablauf von zwei Stunden erscheint der Angriff genügend vorbereitet, um die Avantgarde antreten zu lassen. Die russische Artillerie ist jedoch noch nicht tot. Auch ihr Kartätschfeuer wirkt mörderisch. Manteuffels gelichtete Bataillone schließen zusammen und geben die Anlehnung an den Zaberngrund auf. Um ihre Lücken auszufüllen, sind keine Reserven vorhanden. Kanitz, gewohnt, vor allen Dingen die Fühlung und den Zusammenhang der Linie zu erhalten, ist rechts an Dohna herangegangen, rückt östlich des Galgengrundes gegen die noch wenig erschütterte russische Mitte (24 Bataillone) vor. Als er und Manteuffel an den Feind herangekommen sind, sehen sie sich auf beiden Seiten durch die feindliche Linie überragt. Ein Einschwenken der 14 Bataillone des russischen linken Flügels gegen Kanitz verhindert Dohnas zurückgehaltene heftig feuernde Artillerie. Der rechte Flügel bricht aber mit 16 Bataillonen und 14 Schwadronen gegen Manteuffels linke Flanke und Front vor. Die Preußen werden unter großen Verlusten zurückgeworfen. Die verfolgenden Russen geben aber ihre Flanke preis, Seydlitz gelingt es, an drei Stellen den für unpassierbar gehaltenen Zaberngrund zu überschreiten. Gleichzeitig gehen die in Reserve gehaltenen Dragoner vor. 20 Schwadronen greifen die Front, je 18 Flanke und Rücken an. Die Russen, erst durch das Artilleriefeuer erschüttert, dann im Eifer der Verfolgung auseinander gekommen, wehren sich hartnäckig. Nach langem und blutigem Handgemenge flüchten die Übriggebliebenen über den Galgengrund, nach Quartschen oder in die Drewitzer Heide. Trotz des anfänglichen Sieges ist der rechte russische Flügel durch einen Angriff von drei Seiten gänzlich vernichtet. Den Sieg weiter zu verfolgen, über den Galgengrund vorzugehen, durch einen Flanken-

angriff den Frontalangriff der Infanterie zu unterstützen, ist aber für Seydlitz unmöglich. Denn Kanitz' Angriff ist von der Übermacht abgewiesen, und die russische Mitte durchaus imstande, jeden Übergang über den Galgengrund zu verhindern.

Die ganze Armee muß zunächst bei Zorndorf zu einer zweiten Schlacht versammelt werden. Die Avantgarde ist indes zu neuer Verwendung unfähig. Sie scheidet aus. Von den verbleibenden 30 Bataillonen sollen die 15 des rechten Flügels unter Dohna längs des Langengrundes vorgehen, den linken russischen Flügel womöglich mit Hilfe von Schorlemer schlagen, dann links schwenken zum Angriff gegen die Mitte, die Kanitz gleichzeitig von Süden, Seydlitz von Westen zusammenzudrängen hat. Der Plan schien völlig mißglücken zu sollen. Während siebenundneunzig Geschütze den Angriff vorbereiten, und sich Dohna halbrechts an den Langengrund heranschiebt, bricht Demiku mit seiner Kavallerie überraschend vor gegen die große Batterie des rechten Flügels, gegen die rechte Flanke der Infanterie und gegen Schorlemers Kavallerie. Die Batterie geht verloren, ein Bataillon wird umzingelt, streckt die Waffen, andere geraten für den Augenblick in Verwirrung, aber schließlich wird die russische Kavallerie durch das Feuer der Infanterie abgewiesen und von Schorlemers Schwadronen über Zicher hinaus zurückgetragen. Dieser Feind ist beseitigt. Aber trotz seiner Niederlage hat er doch einen beträchtlichen Erfolg gehabt. Der linke preußische Flügel, obgleich durch Demikus Attacke nicht berührt, ist durch das vorhergehende unglückliche Gefecht so sehr erschüttert und durch die Erwartung einer neuen Katastrophe so sehr entmutigt, daß er von Panik ergriffen zurückweicht und erst bei Wilkersdorf zum Stehen gebracht werden kann. Seydlitz tritt mit 56 Schwadronen an die frei gewordene Stelle und geht hauptsächlich links des Steinbusches, Dohna mit dem rechten Flügel längs des Langengrundes gegen die dicht massierten 38 russischen Bataillone vor. Nach heftigem Handgemenge weicht der linke russische Flügel zuerst. Um nicht in den Hofebruch gedrängt zu werden, sucht er sich nach Quartschen zu retten. Dadurch wird die linke Flanke der russischen Mitte frei. Dohna schwenkt links. Von zwei Seiten angegriffen, auf der dritten durch ein unpassierbares Hindernis eingeengt, wird die Mitte allmählich über den Galgengrund zurückgetrieben. Auf den Höhen jenseits hält sie stand.

Skizze 33

Skizze 34.

Der Feind muß durchaus bis auf den letzten Mann vernichtet werden. Eine dritte Schlacht will der König am Abend schlagen. Nach zwei außerordentlichen Leistungen am Vormittag und Nachmittag ist indes die Kavallerie zu weiteren Taten nicht mehr fähig. An Stelle des verwundeten Dohna soll Forcade die Russen in der Front, Kanitz, der seine Bataillone wieder vorgeführt hat, in der rechten Flanke angreifen. Doch aufs neue versagen letztere Truppen. Für Forcade allein ist die Durchführung des Angriffs nicht möglich. Die Russen behaupten ihre Stellung. Dennoch ist ihre Lage eine äußerst bedenkliche. Von 44000 Mann, mit denen sie in die Schlacht gegangen, sind nur etwa 19000 übrig geblieben. Hinter diesem der



Vernichtung entgangenen Rest bilden die Warthe, die Oder und die Mietzel einen Flußbogen, dessen einziger Übergang durch die Festung Küstrin gesperrt ist. Vor der Front steht eine Armee, die sicher viel gelitten hat, die aber anzugreifen ausgeschlossen erscheint. Die Russen können nicht vor und nicht zurück. Sie können auch nicht stehen bleiben, denn, um lange auszuharren, fehlte es ihnen an Munition und Nahrung. Die ursprüngliche Absicht des Königs, den Feind einzuschließen, ist erreicht. Die siegreichen Preußen sind aber augenblicklich unfähig, den Angriff fortzusetzen. Sie werden sich jedoch erholen, ihre Verluste sind geringer als diejenigen der Gegner. Mit etwa 23000 Mann sind sie jetzt die stärkeren und werden bald eine neue Schlacht liefern können. Diese würde zweifellos von einem vollständigen Erfolg gekrönt sein. Bei der zähen Widerstandskraft der Russen wird aber ein Sieg mit großen Opfern erkauft werden müssen, mit größeren, als der König jetzt ertragen kann. Denn er muß ohne Zeitverlust nach Schlesien oder Sachsen zurück, um dem Vordringen der Österreicher Einhalt zu tun. Er entschließt sich, dem Feinde eine goldene Brücke zu bauen, und geht am späten Nachmittage des 26. hinter den Langengrund und nach Zicher zurück. Der Feind benutzt den ihm gelassenen Ausweg und marschiert am frühen Morgen des 27., Zorndorf und Wilkersdorf südlich umgehend, nach Klein-Kammin ab, um dort eine befestigte Stellung zu beziehen. Der König rückt in ein Lager bei Tamsel. Mit den natürlichen Verbindungen hinter sich stehen die beiden Gegner bis zum 30. August einander gegenüber. Am 31. marschiert Fermor nach Landsberg ab. Gefolgt von Dohna setzt er dann den allmählichen Rückzug über die Weichsel fort. Mehr als ein Drittel seiner Stärke wird er nicht gerettet haben. Er ist nicht vernichtet, aber beseitigt. Der König wendet sich anderen Aufgaben zu.

Leuthen wie Zorndorf hatten den König, dort von den Österreichern, hier von den Russen befreit. Seine Feinde mußten erst neue Armeen bilden, um den Krieg fortzusetzen. Die Schwierigkeiten, die sich dem von Friedrich dem Großen gewählten Verfahren entgegenstellten, waren indes deutlich hervorgetreten. Daß es nicht leicht ist, mit einer Minderheit seine Feinde wenigstens annähernd zu vernichten, hatte sich in diesen und noch mehr in anderen Schlachten gezeigt. Bei Prag*) hatte der umgangene Feind Zeit, die neue Front in ungefähr der gleichen Ausdehnung wie die ursprüngliche zu bilden. Bei Kolin*) brauchten die Österreicher sich nur etwas rechts zu ziehen, um die Umgehung zu vereiteln. Aus dem beabsichtigten Flankenangriff wurde ein Frontalangriff, und zwar ein Frontalangriff mit einer Minderheit gegen eine bei Kolin zumal (20 000 gegen 35 000 Mann Infanterie) übergroße Mehrheit und gegen eine weit überragende Linie. In der ersten Schlacht gelang es, noch eine Umfassung herzustellen, in der zweiten erwies sich Zieten dieser schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Wenn es nicht glückte, den Feind einigermaßen zu täuschen, die

*) Kriegsgeschichtliche Abteilung II, Der Siebenjährige Krieg. II. und III.

Umgehung seinen Blicken zu entziehen, war der Erfolg durchaus zweifelhaft. Eine gewisse Überraschung war nötig, wenigstens den Österreichern gegenüber. Die unbeweglichen Russen konnten mit geringerer Vorsicht behandelt werden. Sie wußten sich in anderer Weise zu helfen. Die 70 000 Russen-Österreicher, die sich bei Kunersdorf*) gegen 40 000 Preußen verteidigen wollten, hatten ihre starke Stellung durch Schanzen und Gräben in eine Festung verwandelt. Sie wurden allerdings durch einen Umgehungsmarsch über Göritz völlig abgeschnitten. Zur Vernichtung gehörte aber noch ein Sieg. Der aber war mit 40 000 Mann gegen 70 000 wohlverschanzte Feinde nicht zu erreichen. Soweit wurde das Leuthener Programm durchgeführt, daß der Mühlberg, der Stützpunkt des linken Flügels, genommen wurde. Im weiteren Bestreben aber, den Feind von links nach rechts aufzurollen, verblutete sich die preußische Infanterie an einer überstarken Artillerie wie an immer neu gebildeten Flanken und scheiterte endlich an der gewaltigen Stellung des Spitzberges. Auch Seydlitz konnte mit der Kavallerie gegen Gräben und Verhaue nichts ausrichten.

Skizze 35 u. 36.

Aus allen diesen Schlachten, die Friedrich dem Großen geglückt oder mißglückt sind, geht das Bestreben hervor, von vornherein eine Flanke oder vielleicht auch den Rücken des Feindes anzugreifen, ihn womöglich gegen ein unpassierbares Hindernis zu drängen, und dann durch Umfassung eines oder zweier Flügel zu vernichten.

Die gleiche Absicht zeigt sich bei Napoleon. Die Umgehungsmärsche, die der König in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes binnen weniger Stunden ausführte, begann der Kaiser Tage und Wochen zuvor und dehnte sie über weite Gebiete aus. Auf diese Weise war allerdings eine Überraschung nicht zu erreichen. Sie war aber auch nicht nötig. Die Menge der Truppen, über die Napoleon verfügte, gewährte die Sicherheit des Sieges und nahm seinen Schlachten mit verwandter Front das Gewagte der friderizianischen Kämpfe.

Das erste Beispiel gibt der Feldzug von 1800.*) Melas, der österreichische Oberbefehlshaber in Italien, ließ Massena in Genua durch Ott mit 24 000 Mann belagern und stand mit 28 000 Mann am Var den 12 000 Mann Suchets gegenüber. 35 000 Mann in vielen kleinen Abteilungen sollten im weiten Halbkreis gegen die Alpenübergänge zwischen Nizza und Bellinzona sichern. General Bonaparte ließ durch Suchet Melas möglichst festhalten, Turreau mit 6300 Mann über den Mont Cenis und Susa abwärts im Tal der Dora Riparia demonstrieren, die Division Chabran den kleinen Bernhard in der Richtung auf Aosta überschreiten, führte die Reservearmee von Dijon durch Genf, Lausanne, Martigny über den großen Bernhard und erreichte bei Ivrea mit 36 000 Mann die norditalienische Tiefebene. Unsägliche Schwierigkeiten waren durch die Tatkraft des Feldherrn und den Wetteifer seiner Offiziere und Soldaten überwunden worden. Melas tat das gleiche, was der Prinz

Skizze 37.

*) Kriegsgeschichtliche Abteilung I, Der Schlachterfolg.

Karl von Lothringen und Fermor ihrer Zeit getan hatten: er wandte sich dem umgehenden Feind zu, ließ Elsnitz mit 17 000 Mann Suchet gegenüber und marschierte mit etwa 11 000 nach Turin. Ein französischer Angriff nach dieser Richtung hätte keine volle Entscheidung gebracht. Melas wäre vermutlich nach Osten ausgewichen. Bonaparte setzte daher unter dem Schutz einer Seitenabteilung, die über Chivasso, Trino, Vercelli nach Pavia ging, den Umgehungsmarsch über Vercelli und Turbigo nach Mailand fort, um sich hier mit 15 000 Mann zu vereinigen, die unter Moncey den Gotthard, mit einem Teil auch den Simplon überstiegen hatten. Nachdem Elsnitz durch Suchet vertrieben, die links des Pos vorhandenen Feinde auf den Mincio zurückgedrängt, bis Brescia, Crema und Piacenza verfolgt, die rückwärtigen Verbindungen über den Gotthard nach Zürich verlegt, die Poübergänge besetzt waren, wurde das rechte Ufer des Stromes bei Stradella gewonnen. Melas hatte inzwischen seine Streitkräfte bei Alessandria zu vereinigen gesucht. Beide Gegner standen sich mit gänzlich verwandter Front gegenüber. Weder dem einen noch dem anderen war es gelungen, eine der Gesamtstärke entsprechende Armee zusammenzuziehen. Melas hatte nur 28 500, Bonaparte infolge zahlreicher Flanken- und Rückendeckungen von 69 000 sogar nur 22 800 Mann zur Stelle. Dennoch mußte dieser vormarschieren, wollte er anders den Feind verhindern, entweder nördlich über den Po zu gehen und seinerseits die französische Verbindungslinie über den Gotthard zu durchschneiden, oder südlich sich in das eben von Massena übergebene Genua zu werfen. Eine vorgeschobene österreichische Abteilung wird bei Montebello zurückgeworfen. Melas selbst scheint Alessandria noch nicht verlassen zu wollen. Die französischen Truppen dehnen sich rechts der Bormida aus. Da geht Melas früh am 14. Juni über den Fluß. Der Überlegenheit können die überraschten Franzosen bei Marengo nicht lange standhalten. Vergeblich wird die Konsulargarde als letzte Reserve eingesetzt. Alles weicht zurück. Der Rückzug, fast die Flucht ist im vollen Gange. Die Österreicher folgen in zwei langen Kolonnen. Da trifft der mit 5000 Mann nach Rivalta als Flankendeckung entsendet gewesene Desaix ein und wirft sich auf die nächste Kolonne. In ungünstiger Lage kommt der überraschte Feind nicht recht zum Aufmarsch. Dem noch unentschiedenen Kampf bringt Kellermann mit seiner Dragoner-Brigade den endlichen Ausschlag. Der Anfang der Kolonne wird auf Mitte und Ende geworfen. In Verwirrung strömen die Österreicher zurück. Dennoch ist der Sieg an und für sich kein entscheidender. Wären die Fronten vertauscht gewesen, so hätte Melas Po-abwärts zurückgehen, Verstärkungen an sich ziehen, bald neuen Widerstand leisten können. Ein endloser Feldzug hätte in Aussicht gestanden. Mit dem Rücken gegen die Alpen gerichtet, durch Suchet bei Acqui, Turreau abwärts Susa, Chabran bei Trino, Lapoype bei Pavia umstellt, war aber der österreichische General in eine verzweifelte Lage gebracht. Nur durch einen vollständigen Sieg vermochte er sich zu befreien. Auf einen solchen durfte er aber umsoweniger hoffen, als er auf keine, Bonaparte auf

erhebliche Verstärkungen rechnen konnte. Ein Abkommen wurde geschlossen, das Melas erlaubte, seine Truppen gegen Preisgabe Norditaliens und gegen Verzicht auf weitere Verwendung in diesem Kriege hinter den Mincio zurückzuführen. Bonaparte hatte seinen Feind nicht vernichtet, aber beseitigt und unschädlich gemacht, den Zweck des Krieges, die Eroberung Italiens, erreicht. Er verdankte diesen Erfolg nicht so sehr einer bereits verloren gewesenen Schlacht wie der Umgehung der Flanke, der Gewinnung der Rückzugslinie des Feindes, ebenso wie Friedrich der Große die Wiedereroberung von Schlesien, die Befreiung des linken Weichselufers den Umgehungsmärschen bei Leuthen und Zorndorf verdankte. Nicht allein freilich diesen Umgehungsmärschen. Eine Schlacht, ein Sieg gehört noch dazu. Aber ein entscheidender Sieg ist nur möglich, wenn der Rücken oder wenigstens eine Flanke des Gegners zum Ziel des Angriffs gemacht wird.

1805*) stand Napoleon im Krieg gegen England. Nicht nur auf der See, sondern auch auf dem Lande sollte Albion niedergeschlagen werden. Das bedrohte Inselreich suchte die Gefahr durch ein Bündnis mit den europäischen Mächten abzuwenden. Neapel, Österreich, Bayern, Rußland, Preußen, Schweden und Dänemark sollen konzentrisch vorgehen, den Feind im eigenen Lande aufsuchen. Der Plan kommt nur zum geringsten Teil zur Ausführung. Preußen bleibt neutral, Bayern tritt auf die Seite des Gegners, Neapel, Schweden und Dänemark können wenig in Betracht kommen. Nur Österreich und Rußland bleiben der Hauptsache nach übrig. Die Hauptarmee unter Erzherzog Karl soll in Italien hinter der Etsch, eine Nebenarmee unter Erzherzog Johann in Tirol, eine zweite Nebenarmee, zu der die Bayern ursprünglich gerechnet waren, nominell unter Erzherzog Ferdinand, tatsächlich unter General Mack an der Iller aufmarschieren. Dort soll sie das Herankommen der Russen zum gemeinschaftlichen weiteren Vorgehen abwarten. Napoleon kommt der Vollendung des Aufmarsches zuvor und geht nicht, wie man gemeint hatte, gegen den Erzherzog Karl vor, sondern läßt gegen diesen nur eine kleine Armee unter Massena, und wendet sich mit 210 000 Mann gegen Mack, der kaum über 60 000 Mann verfügt. Die Bewegungen und die Kräfteverteilung des Feindes ließen sich österreichischerseits nicht sofort übersehen. Wären sie aber auch erkannt worden, so hätten sie doch an und für sich noch keine Veranlassung gegeben, vor der mehr als dreifachen Stärke den Rückzug anzutreten. Die Stellung an der Iller, rechts an Ulm gelehnt, ist sehr stark. Die Donauübergänge unterhalb werden durch 16 000 Mann unter Kienmayer gesichert. Ist die Iller nicht mehr zu halten, geht Mack hinter den Lech und weiter von Abschnitt zu Abschnitt zurück, bis er durch die Russen aufgenommen wird. Das hätte sich wohl durchführen lassen, wenn der Angriff in der hergebrachten Weise frontal angelegt worden wäre. Der Feind hätte sich im Vorgehen immer mehr ge-

Skizze 38.

*) Kriegsgeschichtliche Abteilung I, Der Schlachterfolg.

schwächt, wäre nur in verringerter Zahl auf dem entscheidenden Schlachtfeld angekommen, hätte dort nicht nur die Russen, sondern auch österreichische Reserven, womöglich selbst die Armeen der Erzherzöge vorgefunden. Napoleon demonstriert aber nur gegen die Front, geht mit der Garde und vier Korps vom Rhein her zwischen Stuttgart und Neckarelz über den Neckar, mit zwei Korps von Mainz und Frankfurt über Würzburg, mit den Bayern von Bamberg über Nürnberg vor. Er will die Donau mit dem linken Flügel je nach der Stellung des Feindes, sei es bei Ingolstadt, sei es bei Regensburg, sei es noch weiter unterhalb, überschreiten. Er rechnet darauf, den Österreichern wenn nicht den Rücken, so doch die rechte Flanke abzugewinnen, sie nach Westen oder wenigstens nach Süden abzudrängen und zur Schlacht zu zwingen. Auf unbestimmte, widersprechende, unwahrscheinlich klingende Nachrichten über den Vormarsch des Feindes hin will Mack seine Stellung nicht aufgeben, den weislich entworfenen Plan nicht von Haus aus zerstören, die Armeen in Tirol und Italien einer Flankierung nicht preisgeben. Erst will er Klarheit haben, ehe er den ihm anvertrauten Posten im Stich läßt. Als er am 7. Oktober es „beinahe für erwiesen" erachtet, „daß der Feind die Absicht habe, sein Spiel von Marengo zu erneuern, mithin die Armee im Rücken zu fassen", haben auch bereits fünf französische Korps, die Garde, die Bayern und die Reserve-Kavallerie unter Murat die Donau zwischen Ingolstadt und Münster erreicht, während ein Korps (Ney) die rechte Flanke links der Donau gegen Ulm sichert, und hat Kienmayer die Flußübergänge aufgegeben, um sich über Aichach und München hinter die Isar zurückzuziehen. Zu einem Angriff auf die gewaltige Überlegenheit ist Mack zu schwach, die französischen Kolonnen einander zu nahe, für die gegenseitigen Unterstützungen zu gut vorbereitet. Da Ingolstadt näher an München liegt wie Ulm, so ist auch an einen Durchbruch, man mochte so weit nach Süden ausholen, wie man wollte, nicht zu denken. Die 210 000 Franzosen von der Donau in südlicher Richtung vorrückend, hätten Macks 44 000 Mann früher oder später gänzlich eingeschlossen und vernichtet.

Nach einem schwächlichen Versuch, die feindlichen Kolonnen nach ihrem Donauübergang einzeln anzugreifen, nach einem anderen bald aufgegebenen Versuch über Augsburg zu entkommen, verzichtet Mack auf alle Unternehmungen rechts des Stromes und kehrt, durch kleinere Gefechte mitgenommen, am 10. nach Ulm zurück. Ein Gelingen hätte sich auch nur denken lassen, wenn die sehnsüchtig erwartete russische Armee herangekommen wäre. Aber auch gegen diese Möglichkeit hatte Napoleon Vorsorge getroffen.

Der linke französische Flügel (zwei Korps und die Bayern) waren zur Deckung gegen die Russen an die Isar herausgeschoben. Zwei Korps und die Garde nehmen Stellung am Lech in der Gegend von Augsburg, um Mack den Weg nach Wien zu versperren und gleichzeitig dem linken Flügel als Reserve zu dienen. Auf Ulm selbst gingen zunächst nur Murat mit der Kavalleriereserve und eine Infanterie-Division

vor. Allmählich wurden aber diese Truppen immer mehr verstärkt, bis am 11. Oktober nur noch die Division Dupont auf dem linken Ufer verblieb. Sie genügte, um Mack von einem Durchbruch an diesem Tage abzuschrecken. Der Versuch sollte am 13. in mehreren Staffeln erneuert werden. Die vorderste (16 000 Mann unter Werneck) gelangte auch glücklich nach Herbrechtingen, mit den übrigen blieb aber Mack in Ulm in der Meinung zurück, Napoleon würde sich durch eine angebliche Landung der Engländer bei Boulogne sowie durch die drohende Mobilmachung Preußens zum schleunigen Rückzug bestimmen lassen. Am 14. erkämpfte sich Ney bei Elchingen gegen eine schwache österreichische Abteilung den Zurücktritt auf das linke Donauufer. Französische Truppen drangen von hier gegen die Nordseite, andere über Memmingen und Biberach gegen die Südseite des im Osten bereits abgeschlossenen Ulms vor. 23 000 Mann sahen sich am 17. zur Kapitulation genötigt. Jellachich war vorher mit 5000 Mann westlich der Iller nach Vorarlberg entkommen. Werneck wollte, um seinen Oberfeldherrn nicht im Stich zu lassen, nach Ulm zurückgehen, kehrte dann doch auf Befehl des Erzherzogs Ferdinand wieder um, wurde aber von Murat und Dupont bei Trochtelfingen eingeholt. Seine Truppen wurden teils zersprengt, teils zur Niederlegung der Waffen gezwungen. Der Erzherzog Ferdinand schlug sich mit 2000 Reitern durch. Von den 60 000 Mann, mit denen Mack an die Iller gerückt war, mochte die größere Hälfte vernichtet worden sein. Auch diese hätte vielleicht entkommen können, wenn Mack am 11. oder 12. entschlossen den Durchbruch auf dem linken Donauufer unternommen hätte. Für eine Absperrung des Feindes auf dem rechten Donauufer war französischerseits genug geschehen, für eine Sicherung gegen die Russen mehr als genug, dagegen für die Einschließung Macks zu wenig. Durch eine schnelle Einschließung wäre jene Sicherung am besten gewährleistet worden. Bei seiner großen Überlegenheit durfte Napoleon nicht tagelang dem Gegner die Möglichkeit eines Durchbruchs lassen, durfte nicht allzusehr auf Macks Unentschlossenheit und falsche Vorstellungen vertrauen.

Ein Jahr später*) stand die preußisch-sächsische Armee mit etwa 100 000 Mann nördlich des Thüringer Waldes der Hauptsache nach zwischen Saale und Werra in der Höhe von Weimar und Erfurt. Napoleon überschritt mit 160 000 Mann von Bayreuth und Bamberg aus in drei Kolonnen den Frankenwald und die obere Saale in der Absicht, die linke Flanke des Feindes zu umgehen und anzugreifen. Dieser Zweck konnte durch Einschwenken der drei Marschkolonnen je nach der Stellung des Feindes erreicht werden. Unglücklicherweise war über diese Stellung nichts Sicheres zu erfahren. An der oberen Saale hatten zwei Gefechte stattgefunden, aber keine Klarheit über die Lage gebracht. Bald glaubte Napoleon, die allgemein nördliche Marschrichtung beibehalten, bald sich mehr nach Osten wenden zu müssen. Eine

Skizze 39.

*) Vierteljahrshefte 1906, 3. Heft. „1806."



Marschkolonne wurde angehalten, eine andere weiter vorgetrieben. Dadurch geriet das „bataillon carré", in dem die französische Armee marschierte, und das gleichmäßig geschickt zum Aufmarsch nach vorn wie nach der Flanke gewesen war, in einige Unordnung. Als es nun an der Saale zum Einschwenken nach der Flanke kam, fand es sich, daß je ein Korps auf die Übergänge von Kösen und Dornburg, die Masse des Heeres aber auf Jena gerichtet war, während doch nach der derzeitigen Stellung des Feindes in der Linie Jena, Weimar, Erfurt das Hauptgewicht auf die Flußübergänge bei Naumburg—Kösen und Freiburg zu legen gewesen wäre. Napoleon glaubte, daß seiner eigenen Kräfteverteilung entsprechend auch der Feind seine Armee Jena gegenüber versammelt, bei Kösen und Dornburg aber keine oder nur geringe Truppen stehen hätte. Er wollte daher den Feind bei Jena angreifen und in der Front so lange festhalten, bis die Korps von Dornburg und Kösen herangekommen wären, um ihn in den Thüringer Wald zu werfen. Dieser Plan entsprach nicht den tatsächlichen Verhältnissen; denn die preußische Hauptarmee war im Marsch auf Kösen begriffen, und nur ein Nebenkorps unter Hohenlohe, das durch die Armeereserve Rüchels unterstützt werden konnte, sollte die Engen von Camburg und Dornburg sperren, im übrigen bei Jena zunächst bleiben, ohne sich in ein ernstliches Gefecht einzulassen, d. h. wenn angegriffen, zurückgehen. Diese Aufgabe war sicherlich wenigstens für einen Tag insoweit zu erfüllen, daß der weit überlegene Feind, wenn auch allmählich über die Saale, so doch nicht über die Ilm bei Apolda gelassen wurde. Damit wäre der preußischen Hauptarmee Zeit verschafft worden, dem bei Kösen übergegangenen weit schwächeren Feind eine vernichtende Niederlage beizubringen. Drei französische Divisionen konnten durch drei preußische festgehalten und durch eine noch vorhandene reichliche Reserve in die Saale geworfen werden. Daß dies nicht geschah, ist darauf zurückzuführen, daß der Oberbefehlshaber, der Herzog von Braunschweig, der über die Gefechtslage völlig klar war, schwer verwundet wurde, und daß der König, dem nun der Oberbefehl zufiel, von allen berufenen Ratgebern und Helfern im Stich gelassen, sich nicht zutraute, die Schlacht weiterzuführen, sondern den Befehl zum Rückzug gab, um am nächsten Tage nach Vereinigung mit der Armee Hohenlohes und nach Ordnung des Oberbefehls den Kampf wieder aufzunehmen. Inzwischen hatte Hohenlohe nicht ein Arrieregardengefecht geführt und einen allmählichen Rückzug angetreten, wie es der ihm gestellten Aufgabe entsprochen hätte, sondern sich auf einen Angriff mit verwandter Front gegen eine zuletzt fast fünffache Stärke eingelassen und war ebenso wie Rüchel gänzlich geschlagen worden.

Nach gewöhnlichem menschlichen Ermessen mußte Napoleons Schlachtplan mißlingen. Er war zu früh eingeschwenkt. Sein Hauptangriff war auf eine Nebenarmee in einer weniger wirksamen Richtung angesetzt. Dennoch wurde ein vernichtender Sieg gewonnen, weil der Angriff immerhin noch gegen die ursprüngliche Flanke erfolgte, und daher der Rückzug nach der Oder nur im großen Bogen ausgeführt

werden konnte, auf dessen weit kürzerer Sehne der Verfolger schnell und ungestört das gleiche Ziel zu erreichen vermochte.

Es wäre wunderbar gewesen, wenn die Umgehungsmärsche, die Flanken- und Rückenangriffe Friedrichs und Napoleons nicht bei ihren Gegnern Nachahmung gefunden hätten. Der Prinz von Hildburghausen hatte 1757 für die Schlacht von Prag volles Verständnis gewonnen. Der Höchstkommandierende über 64 000 Mann Reichstruppen und Franzosen glaubte die 21 600 Preußen bei Roßbach*) mühelos umgehen und in eine verderbliche Niederlage verwickeln zu können. Der Umgehung wird jedoch mit einer Umgehung geantwortet, dem beabsichtigten Angriff durch einen Gegenangriff zuvorgekommen. Verdeckt durch einen Höhenrücken kommen die Preußen nahe heran, brechen überraschend vor und werfen sich von allen Seiten auf den Anfang der schmalen Marschkolonnen, während starke Batterien durch ihr Feuer gegen die tiefe Flanke den Aufmarsch verhindern. Daß seine Umgehungen am besten durch einen Angriff zu vereiteln sind, hat Friedrich selbst überzeugend dargetan. Ähnlich ist Napoleon verfahren.

Die verbündeten Russen und Österreicher**) glaubten Napoleon mit 75 000 Mann am 1. Dezember 1805 in einer schwer anzugreifenden Stellung an der Brünn—Olmützer Straße hinter dem Goldbach zwischen Kritschen und Kobelnitz zu finden. Sie beschlossen, am nächsten Tage die feindliche Front an der großen Straße durch Bagration (11 500 Mann) von Holubitz, durch die russische Reserve unter dem Großfürst Konstantin (7000 Mann) von der Walkmühle aus, und durch 6000 Reiter unter dem Fürsten Lichtenstein, zusammen 24 500 Mann, zu beschäftigen, mit der übrigen Armee aber, nämlich Kienmayer von Aujezd, dahinter Dochtorow von Kl. Hostiehradeck, Langeron von südlich, Przybyszewski von nordöstlich, Kolowrat von östlich Pratze aus, mit zusammen gegen 60 000 Mann, den Goldbach zwischen Kobelnitz und Telnitz zu überschreiten und die feindliche rechte Flanke zwischen Schlapanitz und Turas anzugreifen. Diese Umgehung wäre vielleicht erfolgreich gewesen, wenn Napoleon wie der Prinz Karl von Lothringen bei Leuthen oder wie der Graf Fermor bei Zorndorf seine Stellung nicht verlassen hätte, und wenn die Engen des Goldbaches ungehindert zu durchschreiten gewesen wären. Beide Bedingungen wurden aber nicht erfüllt. Napoleon ließ durch Margaron die Übergänge bei Telnitz, Dorf und Schloß Sokolnitz mit fünf Bataillonen, zwölf Schwadronen besetzen und wollte in erster Linie mit Soult (einer halben Division Legrand bei Kobelnitz, St. Hilaire bei Puntowitz, Vandamme bei Jirzikowitz), Lannes mit den Divisionen Caffarelli und Suchet an der Olmützer Straße, Murat mit der Reservekavallerie, verstärkt durch Kellermann zwischen Soult und Lannes, in zweiter Linie mit der Grenadier-Division

Skizze 40.

*) Kriegsgeschichtliche Abteilung II, Der Siebenjährige Krieg. V.
**) Geschichte der Kriege in Europa. VI.

Oudinot hinter St. Hilaire, dem Korps Bernadotte (Divisionen Drouet und Rivaud) hinter Vandamme, und mit der Garde in dritter Linie nach Vertreibung der unmittelbar gegenüberstehenden Feinde die rechte Flanke der Umgehungskolonnen angreifen. Der Plan kam nicht ganz, wie er gedacht, zur Ausführung. Kienmayer, Dochtorow, Langeron und Przybyszewski waren bereits abmarschiert und hatten mit ihren Spitzen den Goldbach erreicht, Kolowrat aber war noch durch Kutusow, den nominellen Oberbefehlshaber, zurückgehalten worden und hatte eben erst den Abmarsch durch Pratze nach Kobelnitz begonnen, als Soult die beherrschende Hochfläche nördlich des Dorfes erstieg und überraschend angriff. Kolowrats Kolonne wurde an der Spitze durch St. Hilaire, in der Flanke durch Vandamme angefallen. Trotz der ungünstigen Lage, in die er auf diese Weise gebracht war, vermochte der österreichische General seine Truppen aufmarschieren zu lassen und zwei Stunden lang Widerstand zu leisten. Erst durch das Eingreifen von Bernadottes Division Drouet gegen die rechte Flanke wurde er zum Rückzug über Zbeischow auf Wazan genötigt. In der linken Flanke bedroht, mußten sich diesem Rückzug anschließen: der Fürst Lichtenstein, der unterstützt durch die russische Gardekavallerie gegen Murat, Kellermann und die französische Gardekavallerie hin und her wogende Kämpfe bestanden hatte, ferner die russische Reserve, die nach Blaschowitz vorgerückt durch die Divisionen Rivaud und Caffarelli angegriffen worden war, endlich Bagration, der dem folgenden Lannes an der Enge bei der Posorzitzer Post noch hartnäckigen Widerstand leistete, um dann unbelästigt nach Austerlitz abzuziehen, während Lichtenstein und der Großfürst Konstantin bei Krzenowitz das linke Ufer des Littawabaches erreichten.

Skizze 41.

Von den drei Umgehungskolonnen hatten inzwischen Kienmayer und Dochtorow nach längerem Gefecht den Übergang über den Goldbach bei Telnitz, Langeron bei Dorf-, Przybyszewski bei Schloß Sokolnitz erzwungen und sich mit Teilen ihrer Kräfte der westlich gelegenen Höhen bemächtigt. An einem weiteren Vordringen wurden sie aber durch Davout verhindert, der mit der Division Friant und den Dragonern Bourciers von Groß-Raigern zur Unterstützung Margarons herangekommen war. Nur eine französische Minderheit war hier gegen die Masse der Verbündeten im Gefecht. Aber sie vermochte doch, nicht nur standzuhalten, sondern sogar Vorteile zu gewinnen. Denn jene zusammengepreßte Masse fand nicht den Raum, sich zu entwickeln und von ihrer Überlegenheit Gebrauch zu machen. Die volle Ungunst ihrer Lage zeigte sich aber erst, als Napoleon Kolowrat zum Rückzug gezwungen und Soult mit zwei und einer halben Division gefolgt von Oudinot gegen die rechte Flanke der feindlichen Umgehungskolonnen entsandte, während er selbst mit dem Korps Bernadotte und der Garde die Pratzener Höhen besetzt hielt. St. Hilaire und Legrand, denen die Richtung auf Sokolnitz angewiesen war, brachten die rechte Kolonne unter Przybyszewski in die übelste Lage. Einige russische Bataillone wurden in der Eile dem drohenden Flankenangriff entgegengeworfen, aber durch die Überlegenheit ver-

nichtet. Andere suchten nach Westen über den Goldbach zu entkommen und gerieten in das Kreuzfeuer von Davouts und St. Hilaires Artillerie. Die ganze Kolonne wurde vernichtet oder gefangen genommen. Durch diese Kämpfe erhielt aber Langeron Zeit, die östlich des Baches verbliebenen neun Bataillone über Telnitz zu retten. Dochtorow mit Kienmayer war auf Aujezd umgekehrt, hatte sich aber, als Vandamme gegen dieses Dorf vorging, nach Satschan gewandt und, nachdem hier die Brücke eingebrochen war, über den Damm zwischen dem Mönitzer und Satschaner Teiche zu entkommen versucht. Verfolgt durch Artilleriefeuer gelangten die Reste der Verbündeten über Neudorf und Ottnitz nach Mileschowitz.

Napoleon hat sich gerühmt, bei Austerlitz den Feind in der Mitte durchbrochen und nach verschiedenen Seiten auseinandergejagt zu haben. Aus den Ereignissen des 2. Dezember läßt sich aber nur schwer ein Durchbruch oder ein Auseinanderwerfen des Feindes erkennen. Die Verbündeten standen am Abend vereinigt südlich der Littawa. Dagegen war die französische Armee in zwei Teile geschieden. Der Hauptteil stand dem geschlagenen Feinde gegenüber zwischen Mönitz und Krzenowitz, ein kleinerer Teil (Lannes und Murat) aber an der Olmützer Straße bei dem Posorzitzer Posthaus. Napoleon hat am 3. früh an Soult geschrieben: „Der Kaiser wird sich persönlich an die Fersen des Feindes heften. Seine Meinung ist, daß im Krieg nichts getan ist, solange noch etwas zu tun übrig bleibt. Ein Sieg ist noch nicht vollständig allemal, wo man noch mehr tun kann.“ Diese Lehre hat er selbst wenig beachtet. Die Fühlung mit dem Feinde war am 2. völlig verloren gegangen. Napoleon scheint wirklich in dem Wahn gelebt zu haben, den Feind nach zwei Richtungen auseinandergesprengt zu haben. Dementsprechend ließ er am 3. Dezember Soult und Bernadotte in südlicher Richtung, Lannes und Murat aber auf Olmütz verfolgen. Das Vorgehen in der letzteren Richtung erwies sich bald als Luftstoß. Die gesamte Verfolgung hatte dadurch an Nachdruck verloren. Das war aber ohne Bedeutung. Die Besiegten waren so sehr eingeschüchtert, daß Kaiser Franz selbst am 4. in Napoleons Lager kam und einen Waffenstillstand erbat. Auch ohne Verfolgung hatte der Sieg von Austerlitz genügt, um nicht nur das verbündete russisch-österreichische Heer, sondern auch den heranrückenden Erzherzog Karl, die russischen Verstärkungen und die preußische Armee aus dem Felde zu schlagen.

Ein ähnliches Bild wie der Feldzug von Austerlitz gewährt, wenn auch im Erfolg verschieden, derjenige von Pr.-Eylau.

Bei Beginn des Jahres 1807*) stand von den verbündeten Russen und Preußen L'Estocq bei Angerburg, Bennigsen zwischen Johannisburg und Narew hinter der Pissa, Essen zwischen Narew und Bug, ihnen gegenüber zwischen Narew und Haff hinter Omulew und Passarge die Franzosen. Die Stellungen waren noch nicht ein-

Skizze 42.

*) Vierteljahrshefte 1907, 2. Heft. „Der Feldzug von Pr. Eylau.“

genommen, die Quartiere noch nicht bezogen, als Bennigsen, der Oberbefehlshaber der Verbündeten, wieder aufbrach. Unter Zurücklassung von Essen am Narew und eines schwachen Korps unter Sedmoratzki bei Goniondz ging er in zwei Kolonnen zwischen den masurischen Seen hindurch, rechts durch die Preußen unter L'Estocq begleitet, gegen den feindlichen linken Flügel vor. Die weitläufig und in großer Tiefe untergebrachten Franzosen wurden überrascht, zogen sich aber ohne erhebliche Einbußen in südlicher Richtung zurück. Die Verbündeten folgten und erreichten bis zum 31. Januar die Linie Freystadt—Deutsch-Eylau—Osterode—Allenstein. Es war ihnen so gut wie Napoleon bei früheren Gelegenheiten gelungen, dem Feinde die eine Flanke vollständig abzugewinnen. Die Lage erschien äußerst günstig. Griffen sie jetzt mit Erfolg an, so warfen sie den Feind gegen die Weichsel, gegen den Bug, gegen das neutrale österreichische Gebiet. Seine völlige Vernichtung stand in Aussicht. Aber Bennigsen war weder stark noch wagemutig genug für ein solches Unternehmen. Er hoffte, den Feind durch eine bloße Bedrohung der linken Flanke seinerseits, der rechten seitens Essens zum Zurückgehen über die Weichsel bewegen zu können. Napoleon ging indes nicht zurück, sondern beantwortete Umgehung mit Umgehung, drohenden Angriff mit wirklichem Angriff. Er deckte sich durch ein Korps (Lannes und Becker) gegen Essen und schwenkte mit den übrigen gegen den Hauptgegner ab. Diese Bewegung wurde durch die Lage und Verteilung der Unterkunftsbezirke sehr erleichtert. Am Schluß des Januar standen die vordersten französischen Truppen in der Linie Myszyniec—Willenberg—Chorzellen—Gilgenburg—Neumark. Jetzt hatten die Franzosen die Verbündeten so gut umgangen wie diese jene. Wer von beiden den andern angriff und besiegte, warf ihn hier gegen die Weichsel und den Bug, dort gegen das Haff. Darauf wollte es Bennigsen nicht ankommen lassen. Noch stand ihm der Rückzug frei. Er konnte nach Königsberg oder über Wehlau nach Tilsit zurückgehen. Er scheute sich indes, ohne weiteres den Rückzug anzutreten. Er wollte sich zu dem Unvermeidlichen zwingen lassen. Eine günstige Stellung links der Alle bei Allenstein zog seine Hauptkräfte an sich. Dadurch wurde Napoleons Lage noch mehr verbessert. Sie war ähnlich derjenigen vom vergangenen Oktober geworden. Der Feind stand nicht links der Saale, sondern links der Alle. Ging Napoleon wieder auf dem rechten Ufer in seinem „bataillon carré“ vor, so konnte er den Feind, auch wenn dieser die eben eingenommene Stellung bei Allenstein zeitig räumen sollte, doch am nächsten größeren Hindernis zum Stehen bringen, gegen ihn einschwenken und ihn unter allergünstigsten Aussichten angreifen. Der Feind schien indes die Stellung bei Allenstein nicht aufgeben zu wollen. Am 4. Februar sollte er dort in der Front und über unterhalb gelegene Alleübergänge in der linken Flanke und im Rücken angegriffen werden. Bennigsen wartete den Angriff nicht ab, sondern trat bereits in der Nacht den Rückzug an. Der Weg nahe der Alle war zu sehr bedroht. Er bog daher etwas nach Westen aus und wollte im mäßigen Bogen über Wolfsdorf, Landsberg und

Skizze 43.

Friedland die Straße nach Wehlau gewinnen. Napoleon folgte. Von seinen sechs Korpsführern war Lannes zur Deckung der rechten Flanke gegen Essen zurückgelassen worden, Bernadotte zur Deckung der linken Flanke und zur Sicherung von Thorn zu lange zurückgeblieben. Ney, Augereau und Soult drangen von zwei Seiten dem weichenden Feinde nach und gerieten absichtslos in seinen Rücken. Nur Davout blieb seitwärts auf derjenigen Straße, welche die ganze Armee, um den Feind „abzuschneiden“, „zu überflügeln“ und „gegen seine linke Flanke zu drücken“, hätte verfolgen sollen. Bald wurde auch Ney nach links zur Verfolgung der preußischen Korps unter L'Estocq entsendet. Alle Versuche, Soult nach der anderen Seite zu Davout wieder herauszuschieben, mißlangen. Augereau genügte nicht, den Widerstand der russischen Arrieregarde zu überwinden. Das wäre nach Hannibals Ansicht nicht von Bedeutung gewesen, Augereau mochte nicht vorwärts kommen, selbst etwas zurückweichen. Um so wirksamer wäre der Flankenangriff Davouts und Soults gewesen. Napoleon rief Soult immer wieder auf die Hauptstraße zur direkten Verfolgung zurück. Immer wieder sollte der Feind, den er doch „abschneiden“ wollte, schneller zurückgedrängt werden.

Am 7. waren die Russen bis östlich Pr. Eylau gekommen, Soult, dahinter Augereau, Murat und die Garde ihnen zu dieser Stadt gefolgt. Links stand Ney zwischen Orschen und Landsberg, rechts Davout mit zwei Divisionen bei Beisleiden, mit einer bei Bartenstein. Wegen der scharf östlichen Richtung, welche die Friedland-Wehlauer Straße von Pr.-Eylau aus nimmt, befürchtete Bennigsen, bei Fortsetzung des Marsches seine linke Flanke einem Angriff nicht mehr entziehen zu können. Er entschloß sich, den unvermeidlichen Angriff nicht während des Marsches, sondern in guter Stellung anzunehmen.

Napoleon beabsichtigte nicht, den Vorteil, den ihm die Eigentümlichkeit des Wegenetzes darbot, auszunutzen, sondern gedachte wie bisher unter Vor- und Nachhutgefechten die Verfolgung weiter zu schleppen. Ney wurde daher von neuem den Preußen nachgeschickt. Erst der Anblick der auf den Höhen östlich Pr.-Eylau aufmarschierten Russen brachte Klarheit. Die Lage war noch immer sehr günstig. Der Feind stand, Terentius Varro ähnlich, in schmaler Front und tiefer Gliederung. Nahm Napoleon seine Kräfte zusammen, so konnte er mit Augereau und der Garde die Front, mit Soult, vielleicht auch mit Ney die rechte, mit Davout die linke Flanke, mit Murat den Rücken des ungefähr gleichstarken Feindes angreifen. Für eine Vernichtung standen die Aussichten so gut wie bei Cannae. Napoleon faßte eine andere Absicht. Augereau sollte die Front, Davout die linke Flanke angreifen, während Soult die eigene linke Flanke deckte, die Garde und Murat in Reserve zurückgehalten wurde. Zur Bewältigung einer immerhin starken Stellung waren mithin nur zwei Korps bestimmt. Das konnte umsoweniger genügen, als die Angriffe beider nicht gleichzeitig, sondern nacheinander erfolgten. Die von Augereau vor-

geführten dicken Massen kamen unter dem Schutz eines Schneegestöbers bis nahe an die russische Stellung heran, wurden aber dann durch einen verheerenden Kartätschhagel zurückgetrieben, durch Infanterie und Kavallerie zur Auflösung gebracht. Nur Trümmer wurden durch Murat gerettet. In der Front war ein erneutes Vorgehen unmöglich. Hier mußte sich Napoleon darauf beschränken, einen etwaigen Gegenangriff abzuwehren. Gegen die russische linke Flanke gelang es Davout jedoch, nach heftigen und verlustreichen Kämpfen Fortschritte zu machen. Die Front war indes zu wenig beschäftigt, die Flanke infolgedessen so tief, so schwer zu umfassen, daß zu ihrer völligen Bewältigung Davouts Kräfte nicht ausreichten. Die Russen standen in einem rechten Winkel mit der nach Pr.-Eylau gerichteten Front Soult und der Garde, mit der linken Flanke Davout gegenüber. Keiner der beiden Gegner besaß die Kraft oder den Willen, noch weiter anzugreifen. Napoleon hatte schon längst Ney, Bennigsen L'Estocq mit den Preußen herangerufen. Einer von den beiden sollte hier oder dort die Entscheidung bringen. Ney blieb aus. L'Estocq, wenn auch mit wenigen Truppen, kam noch in letzter Stunde heran. Davouts rechter Flügel, dann mit Hilfe der Russen auch dessen Mitte wurde zurückgeworfen. Am Abend standen sich beide Armeen ungefähr ebenso wie am Morgen gegenüber. Es gab keinen Sieger und keinen Besiegten. Am nächsten Tage trat indessen Bennigsen den Rückzug auf Königsberg an. Napoleon folgte langsam. Unfähig jedoch, den Feldzug fortzusetzen, drehte auch er bald wieder um.

Der Tag von Pr.-Eylau bezeichnet einen Wendepunkt in Napoleons Feldherrnleben. Die Reihe der erfolgreichen Vernichtungsschlachten Marengo, Ulm, Austerlitz, Jena wird nicht fortgesetzt. Bereits war der Feldzug von Pultusk, nach dem nämlichen Plan angelegt wie derjenige von Jena, gänzlich mißlungen. Das ließ sich durch ungewöhnlich schwierige Verhältnisse erklären. Nun war aber auch Pr.-Eylau fehlgeschlagen. Allerdings darf Friedland*) (14. Juni 1807) noch als erfolgreiche Vernichtungsschlacht angesehen werden. Hier kann aber Napoleon sich selbst den Sieg nicht im vollen Maße anrechnen. Der Feind hatte den Erfolg zu gut vorbereitet. Die Russen waren absichtslos, man kann sagen versehentlich bei Friedland über die Alle gegangen, hatten sich mit dem Rücken gegen den Fluß aufgestellt und nahmen so den Angriff der doppelten feindlichen Stärke an. Aus der Überlegenheit des Angreifers ergab sich neben dem Angriff gegen die Front ein Angriff gegen die eine Flanke von selbst. Es hätte sich auch ein Angriff auf die andere Flanke ergeben, wenn nicht überstarke Reserven zurückgehalten worden wären. Noch immer war der Erfolg ein gewaltiger. Zum Überfluß steckten die Russen die Vorstadt, durch welche, und die Brücke, über welche sie sich retten mußten, nicht hinter sich, sondern vor sich in Brand. Daß Napoleon auf die Nachricht, der Feind stünde noch bei Friedland,

---

*) Vierteljahrshefte 1907, 3. Heft. „Der Feldzug von Friedland."

ohne auf die Ermüdung seiner Truppen zu achten, mit raschem Entschluß dorthin eilte, gereicht ihm zum unvergänglichen Ruhm. Den Plan zur Schlacht hat ihm der Feind selbst in die Hand gegeben.

In den folgenden Kriegen schien Napoleon zunächst die Methode beibehalten zu wollen, der er so viele glänzende Erfolge verdankte. So im Feldzug von Regensburg 1809.*) Die Österreicher gedachten die aus Franzosen und Rheinbundtruppen bestehenden feindlichen Armeen vor ihrer Vereinigung zu überraschen. Am 10. April überschritt Erzherzog Karl mit rund 120 000 Mann den Inn bei Braunau und unterhalb, erzwang am 16. bei Landshut gegen eine bayrische Division den Übergang über die Isar und rückte in der Richtung auf Kelheim weiter, um das rechte Donauufer zu gewinnen, sich dort mit zwei aus Böhmen unter Bellegarde im Anmarsch befindlichen Armeekorps (50 000 Mann) zu vereinigen, alle noch nördlich des Stromes befindlichen Feinde zu schlagen oder zu zerstreuen und aufwärts marschierend die Stellung, welche die feindlichen Hauptkräfte hinter dem Lech einzunehmen im Begriff sein sollten, unhaltbar zu machen. Es war die Antwort auf Napoleons Feldzug gegen Mack. Diesmal sollten die Franzosen nach Süden, womöglich nach Osten abgedrängt werden.

Skizze 44.

Napoleon fand, als er am 17. auf dem Kriegsschauplatz eintraf: die Bayern unter Lefebvre im Rückzug über die untere Abens, dahinter längs der Donau: Division Demont bei Ingolstadt, Kavallerie-Division Nansouty bei Neuburg, die Württemberger unter Vandamme bei Donauwörth, Division Rouyer (Truppen kleiner Rheinbundstaaten) bei Nördlingen, Massena und Oudinot am Lech zwischen Augsburg und Landsberg, Davout nördlich Regensburg. Bei dieser Lage der Dinge war der Vormarsch des Erzherzogs wenig aussichtsvoll. Ingolstadt und Regensburg waren vom Feind besetzt, die Brücke bei Kelheim zerstört; daß der Bau einer neuen Brücke an irgend einer Stelle zwischen diesen Orten durch feindliche Truppen links der Donau verhindert werden würde, war anzunehmen. Ohne weiteres über den Fluß hinüberzukommen, war daher nicht möglich. Dagegen hatte man einen Feind vor sich, der über die Abens zurückwich, einen anderen Feind in der rechten Flanke bei Regensburg, einen dritten in der linken im Anmarsch von Augsburg her. Man begab sich in eine Sackgasse hinein, aus der man nur durch schleunigen Rückzug oder durch völlige Überwältigung eines der drei Feinde einen Ausweg finden konnte. Die Lage wurde dem Erzherzog klar, als er in zwei Kolonnen langsam vorgehend am 18. die Gegend von Rohr erreicht hatte. Massena war noch zu fern, um ihn angreifen zu können. Die Bayern hätten sich bei einem Vorgehen gegen die Abens weiter auf ihre Unterstützungen zurückgezogen, die Lage für den Gegner noch verschlimmert. Der

Skizze 45.

*) Mayerhoffer von Vedropolje. K. u. K. Kriegsarchiv. Krieg 1809. Wien 1907. I. Band, Regensburg.

Erzherzog beschloß daher, sich mit seinen Hauptkräften gegen Davout zu wenden und ihn mit Hilfe von Bellegarde gänzlich zu vernichten. Der Plan wäre vortrefflich gewesen, wenn die Donaubrücke von Regensburg Bellegarde offen gestanden hätte. Diese Vorbedingung traf nicht zu. Davout war auf das rechte Donauufer übergegangen und marschierte am 19. von Regensburg ab, behielt aber die befestigte Stadt besetzt. Bellegarde mußte sich erst den Übergang erkämpfen. Bis dahin war der Erzherzog Davout gegenüber auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Von diesen fand sich aber nur noch etwa die Hälfte verfügbar. Nach dem Übergang über die Isar war Hiller mit 26 000 Mann nach Moosburg zur Deckung der linken, Vecsey mit 6000 Mann nach Geiselhöring zur Deckung der rechten Flanke entsendet worden. Jetzt wurde noch der Erzherzog Ludwig mit 18 700 Mann auf Siegenburg, General Thierry mit 5800 Mann über Offenstetten gegen die Abens herausgeschoben. 63 000 Mann blieben zur Bekämpfung der 57 000 Mann Davouts übrig. Das war eine Überlegenheit der Zahl, die zur Lösung der Aufgabe sicherlich nicht genügte. Offenbar hatte der Erzherzog in Entsendung von Flankendeckungen das gebotene Maß weit überschritten, war im Bemessen der zum Schlagen bestimmten Streitkräfte ebensoweit hinter ihm zurückgeblieben. Zur Entschuldigung kann ihm nur dienen, daß es andere Generale in ähnlichen Lagen und selbst Napoleon 1813 kaum besser gemacht haben. Diese Entschuldigung hilft ihm aber nicht über das verhängnisvolle seines Verfahrens hinweg. Er mußte durchaus mit weit mehr als 63 000 zur Entscheidung ausziehen. Denn hier kam es darauf an, einen der besten französischen Marschälle und eins der besten französischen Korps zu vernichten oder völlig zu beseitigen. Beschränkte sich der Erzherzog darauf, seinen Gegner festzuhalten oder auch ein weniges zurückzudrücken, so hatte er binnen kürzester Frist die beiden anderen französischen Armeen in Rücken und Flanke. Seine Lage war verzweiflungsvoll. Glücklicherweise war der Gegner nicht gewillt, diese verzweiflungsvolle Lage völlig auszunutzen.

Moltke hat gesagt: „Die Vereinigung gesonderter Armeen auf dem Schlachtfeld halte ich für das Höchste, was strategische Führung zu erreichen vermag.“ Dieser Höchstleistung ist Napoleon vier Jahre später bei Leipzig und abermals zwei Jahre später bei Waterloo erlegen. Er hat die Wirksamkeit einer solchen Vereinigung empfinden müssen, sie selbst anzuwenden, darauf wollte er sich damals wenigstens nicht einlassen. Er blieb bei seiner bisherigen Methode, die ganze Armee zunächst gegen Flanke oder Rücken des Feindes aufmarschieren zu lassen. In der zutreffenden Voraussetzung, der Erzherzog würde sich gegen Davout und nach Regensburg wenden, sollte die mittlere Armee links der Abens aufschließen, Davout von Regensburg rechts der Donau*) sich nach Neustadt dem linken, Massena und Oudinot von Augsburg

*) Eine Heranziehung Davouts auf dem linken Ufer nach Ingolstadt, wie sie vorgeschlagen worden ist, hätte Napoleon um alle Vorteile seiner Lage gebracht und den Erzherzog aus allen Verlegenheiten gerissen. Dieser hätte sich nach Belieben rechts oder links mit Bellegarde vereinigen und

über Pfaffenhofen dem rechten Flügel anschließen. Ob dieser Aufmarsch bei der Nähe des Feindes ausführbar oder zweckmäßig wäre, wurde Napoleon selbst bald zweifelhaft. Massena war am 18. mit dem Anfang seiner langen Kolonne (Oudinot) bis Pfaffenhofen gekommen und hatte von dort eine feindliche Abteilung vertrieben. Sollte man ihn am nächsten Tage wirklich links nach Neustadt heranziehen, oder war es nicht einfacher, ihn geradeaus über Au in den Rücken des Feindes zu schicken? Napoleon kam zunächst zu dem Auskunftsmittel, Massenas Kolonne am 19. bei Pfaffenhofen aufschließen zu lassen, obgleich doch der dichte Knäuel am folgenden Tage in irgend einer Richtung wieder auseinandergezogen werden mußte.

Ebenfalls am 19. wollte der Erzherzog nach Regensburg gehen, um mit Bellegardes Hilfe Davout zu vernichten. Dagegen sollte sich dieser, ohne mit dem Feinde in Berührung zu kommen, nach Abensberg ziehen.*) Zu diesem Zweck ließ er die Trains auf der großen Straße längs der Donau, je zwei Divisionen über Teugn und Saalhaupt auf Abensberg, Kavallerie mit einiger Infanterie unter Montbrun über Dinzling marschieren. Österreichischerseits sollten vorrücken: Hohenzollern über Hausen und Teugn, Rosenberg mit einem Seitendetachement über Schneidhart auf Saalhaupt, mit dem Gros auf Dinzling, Lichtenstein über Sanding, Vecsey von Eggmühl auf Regensburg. Der Erzherzog hoffte die Stellung bei Wolfering—Abbach vor dem Feind zu erreichen und ihn dort bis zum Herankommen Bellegardes festzuhalten. Doch Davout war schneller, ließ bei Annäherung des Feindes die beiden Hauptkolonnen rechts schwenken, um über Teugn und Unter-Saal auf die Regensburg—Abensberger Straße zu kommen. Die vordere Division (Morand) gelangte ohne Störung bis zu jener Straße. Die zweite (Gudin) erreichte das Ziel nur unter, wenn auch leichten Flankengefechten. Die dritte aber (St. Hilaire) mußte bei Teugn links einschwenken, da Hohenzollern über Hausen herankam. Der französische General setzte gleich seine ganze Kraft ein, Hohenzollern verwendete zunächst nur die Avantgarde, verstärkte sie erst allmählich durch Regimenter und Bataillone, konnte gegen die breitere Front nichts erreichen und wurde schließlich noch durch die 4. Division Friant in der rechten Flanke angegriffen. Unter erheblichen Verlusten mußte er, bis an den Südrand des bewaldeten Höhenrückens verfolgt, nach Hausen zurückweichen. Rosenberg hatte mit seinen beiden Kolonnen in dem unübersichtlichen Waldgelände langwierige, aber nicht entscheidende Gefechte gegen Montbrun und gegen die von Saalhaupt heraus-

Skizze 46.

gesicherte Verbindungen gewinnen können. Der Marsch Davouts auf dem rechten Ufer war geboten. Er mußte aber gerade auf den Feind, den übrigens Napoleon für schwächer hielt, als er wirklich war, nicht um dessen Flügel herum gerichtet sein.

*) Wie es scheint, hatte Napoleon den Erzherzog Karl am 18. als noch nicht so weit vorgerückt angenommen und geglaubt, er würde längs der Eggmühler Straße gegen Davout vorgehen. Umsomehr war es für diesen geboten, sich dem Feinde vorzulegen und den Weg nach Regensburg zu sperren. Erschien eine Offensive für den isolierten Marschall zu gewagt, so hätte er in einer Stellung bei Wolfering den Angriff abwarten können.



geschobenen Seitendeckungen, ließ sich täuschen, hielt seine Hauptkräfte abwartend zurück. Lichtenstein, hinter Rosenberg marschierend, gelangte am Abend nicht nach Sanding, sondern nur nach Schierling und zog sich, unberührt vom Kampf, in der Dunkelheit zu Becsey auf die Regensburger Straße nach Höhenberg. Am Abend standen auf der einen Seite Hohenzollern bei Hausen, Rosenberg bei Dinzling, auf der andern St. Hilaire und Friant bei Teugn, Montbrun bei Peising—Abbach, Morand und Gudin, von nun an unter den Befehl von Lannes gestellt, mit den Spitzen bei Ober-Fecking, Reißing und Schambach. Die Armee Bellegardes war nach vergeblichem Angriff auf Regensburg links der Donau geblieben.

Davout hatte mit Geschick einen allgemeinen Sieg vermieden, einem Teilsieg aber nicht aus dem Wege gehen können. Wäre er nicht dem gekünstelten Befehl des Kaisers,*) sondern dem natürlichen Instinkt des Soldaten gefolgt, so hätte er nicht seine beiden Kolonnen von Teugn und Saalhaupt rechts nach Unter-Saal abschwenken, sondern geradeaus gegen den Feind gehen lassen und mit zwei Divisionen ebensogut Rosenberg besiegt, wie er mit den gleichen Kräften Hohenzollern zurückgedrängt hat. Mußte dieser bis Hausen zurückgehen, so wäre jener doch wenigstens bis Hellring und Paring zurückgedrängt worden. Am nächsten Tage hätten Davout und Lannes den Angriff wieder aufgenommen, während Napoleon mit Lefebvre, Vandamme, Demont und Nansouty über Siegenburg, Biburg und Abensberg gegen Erzherzog Ludwig und Thierry und mit Massena von Pfaffenhofen oder womöglich von Au (das er leicht am 19. erreichen konnte) auf Pfeffenhausen vorgegangen wäre. Am Abend, spätestens am 21. hätte der Feldzug abgeschlossen werden können. Durch das Seitwärtsschieben Davouts und durch das Zurückbleiben Massenas war indessen die Gefahr des Eingeschlossenwerdens für die Österreicher beseitigt. Die beiden Gegner standen sich, wenn auch in weit getrennten Gruppen, im allgemeinen frontal gegenüber. Von einer Einschließung konnte nicht mehr die Rede sein. Nur das Korps Hohenzollern sah sich zwischen Davout und Lannes in bedenklicher Weise bedroht. Ein österreichischer Angriff auf diesem Flügel, der nachträglich dringend empfohlen worden ist, versprach daher keinen Erfolg. Allerdings hätte Davout durch Rosenberg vollständig in Anspruch genommen werden können. Aber ein Angriff des eben geschlagenen Korps Hohenzollern auf Lannes war umsoweniger aussichtsvoll, als das französische Zentrum, wenn es über die Abens vorging, ihm in den Rücken gekommen wäre.

Daß der Erzherzog Karl am Abend des 19. die Lage vollständig zu übersehen

*) Napoleon hat mit Hilfe von Davouts Flankenmarsch seine mittlere Armee auf 75 000 Mann gebracht. Da er aber mit dieser Masse am nächsten Tage nur die 24 500 Mann des Erzherzogs Ludwig und des Generals Thierry angriff, so war der erreichte Vorteil nicht von Bedeutung. Wichtiger war, daß der Erzherzog Karl von der Bedrohung seiner Flanke befreit wurde und die Möglichkeit erhielt, sich mit Bellegarde zu vereinigen.

vermochte, ist kaum anzunehmen. So viel wußte er aber, daß er den an Zahl und, wie es sich in den bisherigen Gefechten gezeigt hatte, in der Ausbildung überlegenen Gegner nur unter der Bedingung zu besiegen vermochte, daß er seine gesamten Streitkräfte vereinigte. Das Dringendste war also, den Übergang bei Regensburg zu öffnen und Bellegarde mit 50 000 Mann herüberzuholen. Bis dahin gedachte der Erzherzog sich defensiv zu verhalten. Rosenberg sollte vorerst Davout festhalten, Hohenzollern hinter die Große Laaber nach Leierndorf zurückgehen, Thierry und Erzherzog Ludwig sich noch während der Nacht links anschließen, noch weiter links Hiller, der bis Mainburg gelangt war, über Pfeffenhausen zur Flankendeckung herankommen. In guter Stellung gedachte Erzherzog Karl am 20. einem Angriff des feindlichen linken Flügels und der Mitte die Stirn zu bieten. Lichtenstein wurde nach Regensburg geschickt, um Bellegarde den Zugang über die Donau zu öffnen. Mit 50 000 Mann sollte dieser am 21. die feindliche linke Flanke angreifen. Der Plan war sicherlich nicht aussichtslos, die Lage nicht ungünstig. Sie gestaltete sich noch günstiger infolge der Maßregeln, die Napoleon traf. Dieser hatte die Meldung Davouts am 19.: „ich habe das Schlachtfeld in schwerem Ringen behauptet", dahin übersetzt: „l'ennemi bat en retraite à toutes jambes". Der in voller Flucht gedachte Erzherzog mußte nicht nur „l'épée dans les reins" verfolgt, sondern auch abgeschnitten werden. War das nicht mehr an der Isar möglich, so doch sicherlich am Inn. Massena erhielt Befehl, am 20. nach Freising zu marschieren, um von dort auf kürzerem Wege Braunau vor den Österreichern zu erreichen. Nicht recht in Übereinstimmung mit dieser Verfolgungsabsicht wurde gleichzeitig Oudinot, der mit Massena bei Pfaffenhofen stand, in entgegengesetzter Richtung nach Neustadt herangezogen. Der ursprüngliche Plan, dort die ganze Armee zunächst zu versammeln, sollte trotz der angeblich veränderten Lage wenigstens zum Teil beibehalten werden. Auf diese Weise waren Massena und Oudinot mit etwa einem Drittel der französischen Streitkräfte mindestens für die zwei nächsten Tage außer Wirksamkeit gesetzt. Der Erzherzog würde es am 20. hinter der Großen Laaber nur mit etwa gleichstarken Kräften des Feindes zu tun haben und am 21. nach Heranziehung Bellegardes mit Überlegenheit zum Angriff übergehen können. Diese schönen Aussichten wurden durch die österreichischen Korpskommandanten vereitelt. Der Erzherzog Ludwig, pochend auf seine bessere Kenntnis der Lage und auf das Recht des Korpsführers, selbständige Entschlüsse zu fassen, wollte den Schutz der Landshuter Straße nicht aufgeben und seine Stellung an der Abens nicht verlassen. Dem ihm erteilten Befehl entgegen blieb er während der Nacht und noch am nächsten Morgen stehen. Als er am Vormittag des 20. das Mißliche seiner Lage zu erkennen anfing und zurückzugehen im Begriff stand, brachen auch schon Lannes mit den Divisionen Morand und Gudin von Schambach, Lefebvre mit zwei bayerischen Divisionen sowie Nansouty von Abensberg, Vandamme mit Wrede, den Württembergern und Demont von Biburg, zu-

Skizze 47.



sammen an 75 000 Mann, gegen die kordonartig rechts der Abens aufgestellten 24 500 Österreicher herein. Manche der kleinen Abteilungen wurden abgeschnitten und vernichtet. Die übrigen zogen sich auf Pfeffenhausen zurück. Hiller war in der Absicht, durch einen Gegenstoß das Gefecht wiederherzustellen, über diesen Ort nach Rottenburg marschiert, stieß hier auf Lannes und ging nach Türkenfeld zurück. Der Feind folgte auf den beiden Straßen bis Gieseltshausen und Ludmannsdorf.

Napoleon glaubte noch immer die feindliche Hauptarmee, an deren linkem Flügel er eben vorbeimarschiert war, im Rückzug auf Landshut begriffen, und meinte, eine Arrieregarde zurückgetrieben zu haben, die diesen Rückzug decken sollte. Er hoffte, bei ungesäumter Aufnahme der Verfolgung am 21. die gesamte feindliche Armee an der Landshuter Brücke zum Stehen zu bringen. Massena sollte von Freising auf dem rechten Isarufer vorgehen und die Vernichtung vollenden. Zur Deckung der linken Flanke gegen ein etwaiges Eingreifen Bellegardes wurde Lefebvre mit den Divisionen Demont und Deroi zur Verstärkung Davouts bei Bachl bereitgestellt.

Um sich dem drohenden Verderben zu entziehen, setzten Hiller und Erzherzog Ludwig den Rückzug während der Nacht fort. Bei Landshut fanden sie die Straßen und die Zugänge zur Stadt durch zusammengefahrene Trains vollständig verstopft. Nur mit vieler Mühe und Zeitverlust konnte das Hindernis einigermaßen beseitigt werden. Bevor dies gelungen, und bevor die Truppen die Stadt hatten durchschreiten können, rückten am 21. die Verfolger heran. Es kam zu Gefechten nordwestlich und innerhalb der Stadt. Einer Aufstellung auf dem rechten Isarufer gegenüber mußten jedoch die Nachdrängenden Halt machen. Massena langte erst an, nachdem der weitere Rückzug ordnungsmäßig in Gang gebracht und die Nachhut die rechtsseitigen Höhen verlassen hatte. Wenn auch nach empfindlichen Verlusten, vermochten die Österreicher doch ohne weitere erhebliche Störungen den Marsch dem Inn zu fortzusetzen.

Durch den Anblick des Feindes, den er vor sich hatte, und durch die Meldungen Davouts mußte sich Napoleon bei Landshut doch überzeugen, daß er mit dem allergrößten Teil seiner Kräfte seit zwei Tagen einer Nebenarmee nachgezogen, und daß die feindliche Hauptarmee links hinter ihm stand. Er beschloß, die Verfolgung Hillers und des Erzherzogs Ludwig Bessieres mit 15 000 Mann Infanterie und 3000 Reitern zu übertragen, Wrede als Reserve in Landshut zu lassen, mit 60 000 Mann aber auf Eggmühl zu marschieren, um den Erzherzog Karl einzuschließen und zu vernichten.

Dieser hatte inzwischen am 20. das III. Korps (Hohenzollern), ohne vom Feinde gestört zu werden, hinter die Große Laaber zurückgenommen. Lichtenstein war es gelungen, die schwache Garnison des von beiden Ufern bedrohten Regensburg zur Kapitulation zu bringen. Die Verbindung mit dem linken Ufer war hergestellt. Nun hätte man glauben sollen, würde Bellegarde über den Fluß gehen und dann am 21. mit 50 000 Mann die linke Flanke, der Erzherzog mit 60 000 Mann die Front

Davouts und Lefebvres angreifen. Überraschenderweise war jedoch nur das II. Korps unter Kolowrat zur Stelle, das I. weit entfernt auf dem Marsch nach Neumarkt begriffen. Auch das eine vorhandene Korps ging nicht über den Fluß, sondern setzte sich nach Hemau in Marsch. Der vor Tagen gegebene Befehl, auf das rechte Donauufer überzugehen, soll verloren gegangen sein. Bellegarde, unberührt durch die jüngsten Ereignisse, befand sich noch in Ausführung des ursprünglichen Operationsplanes, wollte sich mit dem Erzherzog links der Donau vereinigen, um den Feind hinter dem Lech anzugreifen. Konnte der Erzherzog nicht herüberkommen, was konnte er selbst dann Besseres tun, als durch eine Diversion auf dem linken Ufer den Feind zum Rückzug zu bestimmen! Das Unternehmen gegen Regensburg wurde nur als Zwischenfall angesehen. Als der Fehler oder das Mißverständnis erkannt, die Rückberufung beider Korps erfolgt, Kolowrat am 21. Abends vor Regensburg eingetroffen, war auch der günstige Moment versäumt. Skizze 48.

Nach einem am 20. Abends erhaltenen Befehl sollte Davout dorthin marschieren, wo es noch Feinde gab, um sie zu vernichten und sich ihrer zu bemächtigen. Gleichzeitig wurde an Lefebvre geschrieben: „Verfolgen Sie den Feind, den Degen an den Rippen." Demzufolge ging Davout am 21. von Teugn nach Hausen und von dort mit Friant über Hellring auf Paring, mit St. Hilaire auf Langquaid vor. Ebendorthin richtete Lefebvre seinen Marsch von Bachl aus. Unter Nachhutgefechten zog sich Hohenzollern hinter den Allersdorfer Bach südlich Schierling zurück. Rosenberg folgte von Dinzling nach Laichling. In den Stellungen Lindach, Ob. Laichling, Ob. Sanding einerseits, Allersdorfer Bach, Schierling, Kolbing, Waldrand östlich Dinzling anderseits wurde mit Ausfällen und Gegenausfällen bis zur Dunkelheit heftig gekämpft.

Erzherzog Karl ahnte am 21. Abends noch nichts von dem Rückzug des Erzherzogs Ludwig und Hillers oder von dem Vorgehen Napoleons nach Landshut. Er rechnete noch immer auf die Verstärkung seines linken Flügels durch die Korps jener beiden Generale und wollte mit ihnen und Kolowrat Napoleon angreifen, dessen Vorgehen von Abensberg Donau abwärts er erwartete. Als in der Nacht Meldung über das Schicksal des Erzherzogs Ludwig und Hillers einging, hielt der Oberbefehlshaber seine Lage nicht wesentlich verschlechtert, da durch jene doch eine erheblichere Menge französischer Streitkräfte gebunden sein würde. Für den 22. sollte Rosenberg seine Stellung Davout und Lefebvre gegenüber halten, Vucassovich mit seiner Brigade die linke Flanke südlich der Großen Laaber decken, die Grenadiere bei Mooshof in Reserve bleiben, Hohenzollern von Alt-Eglofsheim auf Dinzling, Lichtenstein von Gebelkofen auf Peising vorgehen, Kolowrat von Ober-Isling her Abbach, wo nur eine kleine feindliche Abteilung zu finden war, „en front emportieren". Ein Erfolg wäre durchaus möglich gewesen, wenn die beabsichtigten Bewegungen bereits am Morgen begonnen hätten. Da aber Kolowrat abgewartet werden sollte, so konnte erst am Skizze 49.



Nachmittag ungefähr zu gleicher Zeit angetreten werden, in der Napoleon mit 60 000 Mann von Landshut her überraschend vor Eggmühl erschien und Davout wie Lefebvre zum Angriff vorgingen. Der Theorie nach war der bevorstehende Flankenangriff unschädlich, da die Große Laaber weit und breit nur auf dem leicht zu verteidigenden Übergang bei Eggmühl überschritten werden konnte. Tatsächlich fanden sich noch andere Übergänge. Dem Angriff Lefebvres von Schierling, Vandammes von Deggenbach aus, Lannes über Rogging und der Reservekavallerie, die den Bach an mehreren Stellen durchwatete, vermochte Vucassovich nicht standzuhalten. Er mußte erst über die Laaber, dann weiter zurückgehen. Rosenberg, von zwei Seiten mit großer Überlegenheit angegriffen, konnte sich nur unter verlustreichen Kämpfen aus der erstickenden Umarmung befreien. Hohenzollern wie Lichtenstein mußten eingesetzt, Kavallerie den Drängern entgegengeworfen werden, bis es gelang, nach eingebrochener Dunkelheit die ganze Armee auf den Höhen von Graß und bei Burgweinting zu versammeln. Auch dort war keines Bleibens. Noch während der Nacht zum 23. mußte unter Zuhilfenahme einer Kriegsbrücke der Rückzug auf das linke Donauufer angetreten werden. Er war noch nicht vollendet, als der Morgen anbrach und der Feind von neuem sich regte. Die österreichische Kavallerie, die bereits am Tage zuvor Rühmliches geleistet hatte, mußte noch einmal ihr Äußerstes tun, um die Verfolger von der Schiffbrücke abzuhalten.

Skizze 50.

Am 25. hatte Erzherzog Karl Bellegarde, Kolowrat, Hohenzollern, Rosenberg und Lichtenstein hinter dem Regen bei Cham versammelt. Hiller und Erzherzog Ludwig befanden sich bei Alt-Ötting hinter dem Inn. Gegen diesen Teil des geschlagenen Feindes wandte sich Napoleon. In den siebentägigen Kämpfen hatten die Österreicher 40 000, ihre Gegner nur 16 000 Mann verloren.

Mit 180 000 Mann einer Armee von 120 000 Mann Verluste in der Höhe von einem Drittel ihres Bestandes beizubringen und sie in zwei Teilen hierin und dorthin zurückzuwerfen, hätte für jeden anderen General als eine beneidenswerte Tat gelten müssen. Für Napoleon, der die Gelegenheit in Händen gehabt hatte, diese Armee völlig zu vernichten und „die Angelegenheit in Deutschland binnen zwei bis drei Tagen zu erledigen", reichte sie kaum aus. Der Kaiser stand am 17. mit drei Armeen von ungefähr je 60 000 Mann bei Augsburg, längs der Donau mit dem Anfang bei Neustadt und bei Regensburg. Er hatte nur nötig, gegen den Erzherzog, der nach Hinterlassung von 26 000 Mann an der Isar mit 94 000 Mann in den Flußbogen Abens-Donau hineinmarschierte, von drei Seiten vorzugehen und das auszuführen, was Moltke das Höchste genannt hat, was strategische Führung zu leisten vermag. Am 18. April erreichte Massena Pfaffenhofen, Lefebvre sammelte sich bei Neustadt an der Abens. Davout ging bei Regensburg über die Donau. Am 19. konnte Massena bis Au gelangen, Lefebvre weiter aufschließen, Davout auf dem rechten

Donauufer, wenigstens die Stellung Abbach—Wolkering einnehmen, am 20. alle drei gegen den Feind, er mochte sich befinden, wo er wollte, vorrücken. Allerdings war der Erzherzog in der Lage, sich mit seinen Hauptkräften gegen einen der drei Feinde zu wenden. Eine sehr erhebliche Überlegenheit vermochte er aber nicht zusammenzubringen, da ein Teil seiner Armee jedenfalls durch die an der Abens stehenden Bayern gebunden war. Immerhin konnte es ihm gelingen, einen der drei Feinde zurückzudrängen. Das hätte ihm ebensowenig geholfen, wie es Terentius Varro bei Cannae geholfen hat, die Iberen und Gallier zurückzuwerfen. Wenn er nicht einen der drei Feinde vernichtete, wenigstens völlig aus dem Felde schlug, brachte ihm selbst ein Sieg nur die gänzliche Einschließung. Napoleon verwarf das einfache Mittel eines konzentrischen Vorgehens. Er wollte das bewährte Verfahren, seine ganze Armee zunächst im Rücken oder in der Flanke des Feindes zu versammeln, beibehalten. Diese Methode, die ihm bei Marengo, Ulm und Jena zu einem glänzenden Erfolg verholfen hatte, bei Pr.-Eylau hätte verhelfen können, versagte hier. Der Feind war schon zu weit vorgedrungen, um die vollständige Ausführung des umständlichen Aufmarsches zu erlauben. In seinen Absichten gestört, war Napoleon darauf angewiesen, nach den falschen Meldungen, die er erhielt, und nach den irrigen Vorstellungen, die er sich von dem Feinde machte, von Tag zu Tag neue Pläne zu fassen. Der Erzherzog verfuhr in ähnlicher Weise. In diesem Wettstreit gewann Napoleon schließlich die Oberhand. Das war nicht zu verwundern. Er hatte eine gewaltige Überlegenheit der Zahl für sich. Seine Truppen waren außerordentlich marschfähig, im Gefecht, zumal im bedeckten und durchschnittenen Gelände, allen anderen überlegen. Seine Marschälle führten seine Befehle mit Drangabe ihrer ganzen Kraft aus, während den österreichischen Korpsführern im allgemeinen die Vorbildung und die Disziplin für ein wirksames Eingreifen fehlten. Vor allem aber faßte er seine Entschlüsse, sie mochten ausfallen wie sie wollten, rasch und brachte sie mit Schnelligkeit, Entschiedenheit und Tatkraft zur Ausführung, während der Erzherzog eine Klärung der Lage abwartete, stehen blieb und die Entwicklung der Dinge über sich hereinbrechen ließ. Daß er sich trotzdem einem drohenden Verderben, wenn auch mit empfindlichen Verlusten entziehen konnte, verdankte er nicht zum wenigsten den Maßregeln Napoleons, der nicht nur den Ausweg über Landshut zu spät schloß, sondern noch einen neuen über Regensburg öffnete.

Das Endresultat des April-Feldzuges war: die Österreicher haben schwere Verluste erlitten, sind aber nicht vernichtet. Vier Wochen später stehen sie dem Sieger wieder gegenüber und werfen ihn bei Aspern über die Donau zurück. Da Napoleon verschmäht hatte, die ihm dargebotene Vernichtungsschlacht zu schlagen, so konnte er auch nicht „die Angelegenheit in Deutschland binnen zwei oder drei Tagen erledigen". Es bedurfte eines Feldzuges von mehreren Monaten, eines Krieges, der sich nicht

nur auf das Donautal beschränkte, sondern über Tirol, Italien, Polen, Norddeutschland und die Niederlande erstreckte, um endlich durch Ermattung aller Kräfte zu einem Ende geführt zu werden, das mit einem Schlage zu erreichen gewesen wäre.

Noch einige Male hat Napoleon den Ansatz zu einer Vernichtungsschlacht bisheriger Art gemacht. Bei Smolensk scheiterte der Versuch an der Länge seiner Marschkolonne, deren Entwicklung und Aufmarsch zu viel Zeit in Anspruch nahm. In den Tagen vor Dresden gab er einen genial ersonnenen Plan kleinmütig auf. Bei Montmirail erwachte noch einmal der Geist des Siegers von Marengo. Im allgemeinen verzichtete aber Napoleon auf das Umgehen einer Flanke, das Abschneiden der Rückzugslinie, die Schlacht mit verwandter Front. Fortan ging er gerade auf sein Ziel los. Das führte zum Frontalangriff, zum Durchbruchsversuch. Zwei seiner Schlachten, Borodino und Hanau, können als siegreiche reine Frontalschlachten angesehen werden. Daß er in ihnen die Oberhand gewann, verdankte er wesentlich seiner Artillerie. Abgesehen von den Verlusten, die er dabei seinen Gegnern beibrachte, und die er selbst erlitt, kann aber von einem tatsächlichen Erfolg, von einer Förderung des Feldzuges nur bei Hanau die Rede sein. Hier gelang es ihm, unter Einbuße von 19 000 Mann 60 000 über den Rhein zu retten. Bei Borodino drückte er Kutusow einen Kilometer weit zurück. Am nächsten Tage konnte aber der russische General den ordnungsmäßigen Rückzug, Napoleon selbst den Vormarsch in sein Verderben hinein wie bisher ungestört fortsetzen.

Nicht alle späteren Schlachten Napoleons waren aber reine Frontalschlachten. Die überlegene Zahl, über die der Kaiser verfügte, die daraus sich ergebende längere Front, der überragende Flügel verhalfen ihm bei Wagram zu einer Umfassung und zu einem Erfolg, welchen die Massenangriffe gegen die österreichische Front ihm allein schwerlich verschafft hätten. Ähnliches würde sich bei Groß-Görschen ergeben haben, wenn die Verbündeten den 3. Mai links der Elster abgewartet hätten. Solche Erfolge erschienen aber als zu gering. Es war bei Wagram weniger der Sieg als die Ermattung beider Teile, die zum Friedensschluß führte. In dem Streben nach Besserem wurde Napoleon nun doch auf die bei Regensburg verschmähte „Vereinigung getrennter Teile auf dem Schlachtfeld" geführt. Das war nichts Neues. Schon Friedrich der Große war 1760 auf diese „Aushilfe" gekommen.

Skizze 51. Daun hatte am 2. November*) mit 52 000 Österreichern und einer „formidabeln Artillerie" nördlich Süptitz, westlich Zinna, Stellung genommen. Der nur 800 m breite Höhenrücken, der nach Süden zum Röhrgraben, nach Norden zur Dommitzscher Heide und zur Elbniederung sanft abfällt, galt nach früheren Erfahrungen in der Front für unangreifbar. Zur Deckung der in der linken Flanke gelegenen Rückzugslinie war südwestlich Torgau ein besonderes Korps unter Lascy aufgestellt worden.

*) Beiheft zum Militär-Wochenblatt. 1897, 4. Heft. Die Schlacht bei Torgau.

Der König, dessen 44 000 Mann bei Langen-Reichenbach lagerten, beabsichtigte, am 3. November die feindliche Front durch Zieten mit 18 000 Mann angreifen zu lassen, selbst aber mit 26 000 Mann die Stellung in drei Kolonnen durch die Dommitzscher Heide zu umgehen und im Rücken anzugreifen. Der Marsch durch die tiefsandige Heide ging, durch die schwere Artillerie aufgehalten, nur langsam vonstatten. Der Nachmittag des kurzen Novembertages war bereits hereingebrochen, als die Avantgarde bei Neiden ins Freie trat. Es schien zu spät zu sein, um die links abmarschierten Kolonnen auf tiefen Niederungswegen bis gegen Zinna weiterrücken und dann rechts einschwenken zu lassen. Der König glaubte nur noch Zeit zu haben, geradeaus mit Brigaden, so wie sie eintrafen, staffelweise anzugreifen. Die vereinzelten Angriffe wurden einer nach dem andern unter großen Verlusten abgewiesen. Am Abend zog sich die Armee hinter den Strienbach zurück. Zieten, besorgt um seine rechte Flanke, hatte zunächst Lascy zurückwerfen wollen. Diesem Gegner hinter dem Röhrgraben war aber nicht beizukommen. Nach anderthalbstündiger Kanonade marschierte daher Zieten unter dem Schutz seiner Kavallerie links ab und ließ zuerst durch eine Brigade Süptitz, dann durch eine zweite die Höhe nordwestlich des Dorfes angreifen. Süptitz wurde besetzt und auch die Höhe erstiegen, dann aber die stürmende Brigade durch Kartätschfeuer zum Weichen gebracht. Jeder Erfolg schien auszubleiben. Aber auch die Österreicher hatten stark gelitten und waren besonders dadurch in Verwirrung geraten, daß das Artilleriefeuer Zietens die Verteidiger auf der Nordseite, dasjenige des Königs die Verteidiger auf der Südseite zum Teil im Rücken traf. Daun hielt es nach Eintritt der Dunkelheit für geraten, die Truppen des westlichen Flügels aus der Umklammerung nach Zinna herauszuziehen. Diese Bewegung wurde vom General Saldern bemerkt und auf eigene Faust zu einem neuen Angriff benutzt. Zieten ließ die übrigen Truppen folgen. Auch von der andern Front werden von Generalen und Stabsoffizieren selbständig Truppen herangeführt, die den mit Zieten im Gefecht stehenden Österreichern in Flanke und Rücken fallen. 25 schließlich versammelte Bataillone werfen den Feind immer mehr auf Zinna zurück. Am nächsten Morgen befindet sich Daun im Rückzug von Torgau auf Dresden. Die Österreicher sind nicht vernichtet, aber doch auf geraume Zeit beseitigt. Ebenso wie sie verschwinden auch die übrigen Feinde des Königs, die Reichsarmee und die Russen. Das Feld ist frei. Und was das Wichtigste ist, in Wien fängt man an, die Überzeugung zu gewinnen, daß man mit diesem Gegner doch nicht zu Ende kommen wird. Diesen glänzenden Erfolg verdankte der König wohl dem selbständigen, durch kein Mißgeschick zu erstickenden Eifer seiner Offiziere, zu siegen, und der Kampfesfreudigkeit aller Soldaten, aber der Hauptsache nach dem Angriff von zwei Seiten, dem Feuer in Front und Rücken, dem auch der Tapferste auf die Dauer nicht widerstehen kann.

Auch der russische General Bennigsen hat versucht, mehrere getrennte Teile seiner Armee auf einem Schlachtfelde zu vereinigen.

Skizze 52. In den ersten Tagen des Juni 1807 stand Napoleon mit den Korps Bernadotte und Soult hinter der Passarge, mit Davout südlich Allenstein—Osterode, mit der übrigen Armee dahinter bis zur Weichsel und jenseits, mit dem als Avantgarde vorgeschobenen Korps Ney aber an der Alle in dem Bezirk Guttstadt, Altkirch, Scharnick, Queetz, Knopen. Der französische Kaiser beabsichtigte, seine Armee aufmarschieren zu lassen und dann die Russen — Preußen anzugreifen, die mit dem „Hauptkorps" unter Bennigsen bei Heilsberg — Avantgarde Launau —, mit dem „Nebenkorps" unter L'Estocq bei Heiligenbeil standen. Bennigsen wollte dem Angriff des Gegners zuvorkommen und den vereinzelten Ney vernichten. Am 5. Juni wurden vorgeschickt: Rembow mit einer Division des Nebenkorps gegen den Brückenkopf von Spanden, um Bernadotte, Dochtorow mit zwei Divisionen gegen den Brückenkopf von Lemitten, um Soult festzuhalten. Ersterer wurde abgewiesen, letzterer nahm den Lemittener Brückenkopf; beide hatten große Verluste, erfüllten aber ihren Auftrag, die beiden Marschälle abzuziehen, vollständig. Da Davout zu fern stand, um einzugreifen, konnte der vernichtende Angriff auf Ney ungestört vorgenommen werden. Zu diesem Zweck sollten am 5. Juni vorgehen: Sacken mit drei Divisionen und starker Kavallerie, gefolgt von der Garde über Arnsdorf auf Wolfsdorf, Bagration mit der Avantgarde von Launau über Gronau auf Altkirch, Gortschakow mit einer halben Division rechts der Alle auf Guttstadt, Platow mit seinen Kasaken und einer halben Division über Bergfriede auf Heiligenthal. Als Bagration Altkirch erreicht, ist von den anderen Kolonnen noch nichts zu sehen. Er will sie abwarten, ehe er zum Angriff übergeht. Dadurch erhält Ney Zeit, seine zerstreuten Abteilungen zusammenzuziehen und, als Sacken zwei Stunden später bei Wolfsdorf erscheint, den Rückzug in Ordnung anzutreten. Noch immer wäre es möglich gewesen, den Marschall abzuschneiden, wenn Sackens dem Feinde weit überlegene Kolonne über Warlack auf Deppen oder Heiligenthal den Marsch fortgesetzt hätte. Sacken zog sich aber an Bagration heran. Die Garde wurde schon früher über Petersdorf auf Neuendorf herangeholt, die ganze Armee zunächst wieder versammelt, dann der Vormarsch auf Queetz angetreten. Platow war inzwischen in die zurückgehenden französischen Trains eingebrochen. Dadurch ließ sich indes Ney nicht beirren. Er machte bei Ankendorf Halt und erwartete einen Angriff, den auszuführen der durch lange Märsche erschöpfte Gegner nicht mehr fähig war.

„Langsam und unglaublich vorsichtig" gingen die Russen am 6. gegen Ankendorf vor. Als sie mit ihrer Überlegenheit beide feindlichen Flanken bedrohten, trat Ney den Rückzug an. Obgleich bei Deppen drei Brücken hergestellt waren, konnte der Übergang doch nur mit „recht bedeutenden Verlusten" bewerkstelligt werden. Die Passarge machte der Verfolgung ein Ende.

Der sorgfältig entworfene Plan war mißlungen, weil Bagration gezögert hatte, die Front des Feindes durch einen Angriff festzuhalten, und weil Sacken sich gescheut

hatte, selbständig gegen dessen Flanke und Rücken vorzugehen, vielmehr nach der Mitte zu abgebogen und ebenfalls vor die Front geraten war. Der letztere wurde als der Hauptschuldige angesehen, vor ein Kriegsgericht gestellt, zur Dienstentlassung verurteilt, nach kurzer Zeit indes begnadigt und wieder angestellt. Diese Maßregelung hat nicht viel Eindruck gemacht. Auch später haben sich viele Generale nicht abschrecken lassen, in die von Bagration und Sacken begangenen Fehler zu verfallen. Noch immer ist es den getrennten Teilen einer Armee eine lieb gewordene Gewohnheit, sich zunächst vor der feindlichen Front zusammenzudrängen, ehe sie zum Angriff übergehen. Um dem entgegenzuwirken, ist es Aufgabe der höheren Führung, den unvermeidlichen Zeitunterschied zwischen dem Eintreffen der einen Abteilung vor der Front, der anderen vor der Flanke oder im Rücken durch geeignete Anordnungen abzukürzen.

Die Lösung einer solchen Aufgabe ist selbst Napoleon nie recht gelungen. Er suchte die Vereinigung auf dem Schlachtfeld dadurch zu erreichen, daß der Feind in der Front der Hauptsache nach nur bedroht wurde, während ein abgesonderter Heerteil von weither zum Flankengriff heranzog. Das konnte glücken, wenn der Feind seinerseits angriff und der abgesonderte Heerteil eiligst herankam. Es glückte aber nicht, wenn der Feind es vorzog, den Angriff abzuwarten und der abgesonderte Heerteil sich durch einen gegnerischen aufgehalten sah. Da wurde freilich befohlen, den aufhaltenden Feind ohne weiteres über den Haufen zu werfen. Wenn dieser aber auf das „ohne weiteres" nicht einging, so wurde viel Zeit verloren, der ganze Vereinigungs- und Flankierungsplan frühzeitig erkannt, das Resultat nicht abgewartet, und der Abzug des dem Untergang geweihten Feindes erfolgte, ehe die Schlinge zugezogen werden konnte. Das war ungefähr der Hergang bei Löwenberg*) und Dresden*) mit den beabsichtigten Flankenangriffen Neys und Vandammes. Als aber bei Bautzen*) Ney rechtzeitig das Schlachtfeld erreichte, wurde er nicht gegen die Flanke, sondern gegen die rechte Flügelspitze angesetzt, und Blücher, wie gut sein Wille auch war, auszuharren, mußte und konnte nun doch dem verhängnisvollen Stoß ausweichen. So viel war zu erkennen: ein Frontalangriff muß in Erwartung des Flankenanfalls erfolgen. Der Gegner muß völlig in Anspruch genommen werden und dem Flankenangriff nicht mehr gänzlich ausweichen können. Wird der Angriff der Front von dem zu umfassenden Gegner, wie von Melas bei Marengo, Hohenlohe bei Jena, Napoleon bei Waterloo, unternommen, desto besser, wenn nicht, muß sich wohl der andere bequemen, die Last auf sich zu nehmen.

Die Art der Umfassung oder Umgehung bei Bautzen, Löwenberg und Dresden lief hinaus auf ein Zurückmanövrieren des Feindes. War das Zurückwerfen in der entgegengesetzten Richtung der natürlichen Verbindungen bei Marengo, Ulm und Jena für den Besiegten verderblich, ja vernichtend gewesen, so wurde dies Zurückmanö-

---

*) Vierteljahrshefte 1908, 3. Heft. „1813."

vrieren in der Richtung der natürlichen Verbindungen für den Sieger noch schädlicher wie für den Besiegten. Die Siege von Groß-Görschen und Bautzen und der ausgedehnte Rückzug der Verbündeten nötigten Napoleon zu zahlreichen Detachierungen und Deckungen, lösten die Rekrutenarmee allmählich auf und zwangen ihn, einen Waffenstillstand abzuschließen, der den Verbündeten ebenfalls willkommen sein mochte, aber von ihnen noch eher hätte entbehrt werden können, als von dem, der zwei siegreiche Schlachten durch eine unausgesetzte Verfolgung auszunutzen bestrebt war.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes hatte sich die Lage völlig verändert. Die Aufgabe, die während des Frühjahrsfeldzuges Napoleon zugefallen war, oder die er sich selbst gewählt hatte: die Vereinigung getrennter Armeen auf dem Schlachtfelde, hatte sich im August auf die Verbündeten übertragen. Mit der Nordarmee bei Berlin, der Hauptarmee in Schlesien, der österreichischen in Böhmen, hatten sie Napoleon, der zwischen Dresden und Liegnitz stand, wenn auch noch in respektvoller Entfernung, umstellt. Es wäre das Einfachste für den großen Kriegsmeister gewesen, sich aus der drohenden Einschließung herauszuziehen und dann eine der drei feindlichen Armeen mit überwiegenden Kräften anzugreifen. So hatte es Friedrich der Große 1760 in einer bei weitem übleren Lage getan. Der König stand am 14. August*) mit 30 000 Mann südwestlich Liegnitz und hatte Lascy, Daun und Laudon mit zusammen 100 000 Mann sich gegenüber. Eine russische Armee war außerdem über die Oder gegangen und bereits bis Lissa herangekommen. In der Nacht zum 15. beabsichtigte Daun, seinen Gegner von drei Seiten zu umgehen und am Morgen mit der Hauptarmee in der rechten, mit Laudon in der linken Flanke, mit Lascy im Rücken anzugreifen und mit den leichten Truppen der Generale Ried und Beck in der Front festzuhalten. In der nämlichen Nacht marschierte jedoch der König links durch Liegnitz ab und ruhte östlich der Stadt bei Pfaffendorf und Panten, um am frühen Morgen den Marsch fortzusetzen. Während dieser Ruhe wird plötzlich die Annäherung Laudons gemeldet, der in geringer Entfernung vom preußischen linken Flügel die Katzbach in drei Kolonnen überschreitet. Es war aber noch Zeit, eine dem feindlichen Anmarsch gegenüberliegende Höhe, den Rehberg, zu besetzen, den ersten Anprall abzuwehren und dann die aus den schwierigen Katzbachdefileen sich mühsam herauswindenden Österreicher anzugreifen. Ehe diese sich vollständig entwickeln können, werden sie trotz großer Überlegenheit der Zahl (30 000 gegen 14 000) über den Fluß zurückgeworfen. Währenddessen wurde die Hauptarmee unter Daun, die zu Hilfe kommen wollte, am Schwarzwasser durch Zietens geringe Kräfte festgehalten und abgewehrt. Zu einer wohlverdienten Ausnutzung des Sieges genügten die verfügbaren Kräfte nicht. Es war genug erreicht, daß die Russen schleunigst über die Oder zurückgingen, und daß die dreifache Stärke der Österreicher bescheiden zurück-

Skizze 53.
Skizze 55.

*) Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1906, 6. Heft. Die Schlacht bei Liegnitz.

trat, um dem König den Abmarsch zur Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich zu gestatten.

Napoleon*) befand sich in einer weit günstigeren Lage wie Friedrich. Das Verhältnis seiner Kräfte zu derjenigen des Feindes war nicht geringer als 1 : 3, sondern höher als 4 : 5. Ein der Schlacht von Liegnitz entsprechendes Verfahren anzuwenden, wäre für ihn ein leichtes gewesen. Sich zurückzuziehen, selbst um demnächst zu siegen, schien jedoch unter seiner Würde zu liegen. Er blieb also inmitten der drei Feinde. Das konnte er auch ohne Bedenken tun. Die Verbündeten hatten allerdings beschlossen, von drei Seiten gerade auf den Hauptfeind loszugehen. Diejenige Armee die auf Napoleon selbst stoßen würde, sollte ausweichen, die beiden anderen um so herzhafter vordringen. Diesem auf ein Ziel gerichteten Bestreben mußte Napoleon schließlich erliegen. Wie gut die Vorsätze aber auch sein mochten, zwei von den drei Armeeführern waren fest entschlossen, sie nicht auszuführen. Der Kronprinz von Schweden wollte solange wie möglich stehen bleiben und bei der geringsten ihm drohenden Gefahr zurückgehen. Schwarzenberg, aus Schlesien erheblich verstärkt, beabsichtigte, nicht geradezu auf den Feind, sondern nur im weiten Bogen um ihn herum zu gehen, gewissermaßen das Manöver von Marengo, Ulm und Jena nachzuahmen, allerdings nicht mit der festen Absicht anzugreifen, sondern nur mit der bescheidenen zu drohen, eine Diversion zu machen. Damit hätte sich der vorsichtige Feldherr in eine große Gefahr begeben, falls noch die Sonne von Austerlitz geschienen hätte. Die war aber bereits im Untergang begriffen. Napoleon behielt nicht den hauptsächlichsten Teil seiner Armee in einer Masse zusammen, um mit ihr an einer günstig erscheinenden Stelle den vernichtenden Schlag auszuführen, sondern er verteilte seine Streitkräfte ziemlich gleichmäßig auf seine drei Gegner. Alle Fehler der Verbündeten, sie mochten deren begehen, so viele sie wollten, waren nicht imstande, diese verhängnisvolle Maßregel unschädlich zu machen. Welche Gelegenheiten sich auch boten, die Tage von Marengo, Ulm und Austerlitz zu erneuern, immer fehlte es an den Kräften, die den Mut des Entschlusses verliehen, die Ausführung des genialen Planes gestattet hätten. So wurde jeder Versuch einer Vernichtungsschlacht aufgegeben. Die Kämpfe beschränkten sich französischerseits im allgemeinen auf das, was Napoleon früher eine ordinäre Schlacht genannt hatte, auf Frontalangriffe und Durchbruchsversuche. Die Bruchstücke, welche den drei feindlichen Armeen entgegengeworfen wurden, erlitten Niederlagen. Die Verbündeten drangen vor. Zaudernd und zögernd, aber sie drangen vor. Wo sich der Kaiser selbst zeigte, wichen sie wieder zurück. Einzig mit seiner Person hielt er jeden Angriff ab. Drehte er den Rücken, um sich einer anderen Seite zuzuwenden, wurde der alte Zustand wieder hergestellt. Müde und erschöpft kehrte er nach Dresden zurück. Voll Resignation gedachte er hier Skizze 54.

*) Vierteljahrshefte 1908, 3. Heft: „1813".

den Ansturm abzuwarten. Dieser Beweis der Schwäche flößte den Verbündeten Mut ein. Blücher überschritt die Elbe, um zusammen mit dem Kronprinzen nach Leipzig zur Vereinigung mit der Hauptarmee zu marschieren. Genau das, was Marengo, Ulm und Jena vorbereitet hatte, sollte zur Ausführung kommen. Die Verbündeten wollten sich quer über die französische Rückzugsstraße aufstellen, dann die Entscheidungsschlacht mit gänzlich verwandter Front schlagen. Nur darin, daß der Aufmarsch aus zwei Richtungen, nicht aus einer Richtung allein ausgeführt werden sollte, wurde vom alten Programm abgewichen. Unmöglich konnte Napoleon das Resultat dieser Konzentrierungsmärsche in Dresden abwarten. Anfangs hatte es ihm freigestanden, sich für das in der Schlacht von Liegnitz beobachtete oder auch für ein anderes Verfahren zu entscheiden. Jetzt war er darauf angewiesen, das von Friedrich gegebene Beispiel nachzuahmen. Er mußte sich zwischen die beiden Feinde, die ihn von rechts und links umgehen wollten, werfen, um den einen abzuwehren, den anderen vernichtend zu schlagen. Bei der Langsamkeit und Unsicherheit der Verbündeten hatte er vollauf Zeit, sich in glänzender Weise aus dem ihm zugedachten Verderben zu ziehen. Er wollte indes ein anderes Mittel anwenden. Gleiches sollte mit Gleichem vergolten werden. Blücher und der Kronprinz wollten ihm die rückwärtigen Verbindungen abschneiden. Gut, so wollte er diesen das nämliche antun. Die Berechnung war nicht ganz verfehlt. Der Kronprinz war gleich bereit, durch schleunigen Rückzug der drohenden Umgehung sich zu entziehen. Blücher hielt aber an seinem Vorsatz fest, zog den Kronprinzen fast gegen seinen Willen mit sich, ermöglichte damit die Vereinigung mit der Hauptarmee, machte die gegnerische Umgehung zu einem Luftstoß. Als Napoleon seinen Irrtum erkannte, hatte sich das Unheil bereits vollzogen. Es blieb ihm nur übrig, irgendwo einen Durchbruch zu versuchen. Ein günstiges Geschick und die schwankenden Entschlüsse seiner Gegner führten ihn an eine Stelle, wo ein Sieg und damit ein „le monde va tourner encore une fois“, wie es schien, nur mit der Hand ergriffen zu werden brauchte. Es handelte sich am 16. Oktober früh nur darum, mit 138 000 Mann 72 000 niederzuschlagen. Das war eine Aufgabe, deren Lösung man Napoleon wohl hätte zutrauen können. Er versagte jedoch vollständig. Alles, was er zustande brachte, war die Zurückhaltung starker Reserven, die schließlich einzeln, wo ein Bedarf sich zu zeigen schien, hier und dort verbraucht wurden, sowie ein Frontalangriff, der erst unternommen wurde, nachdem der Feind sich verstärkt hatte, und dem jede Aussicht des Gelingens fehlte. Anstatt sich selbst durch eine glänzende Tat wieder an die Spitze Europas zu bringen, ermöglichte er den Verbündeten eine Vernichtungsschlacht, die so vollkommen wie die von Cannae hätte sein können, wenn nicht Kleinmut dem Besiegten eine Tür geöffnet hätte, durch welche er sich dem vollständigen Untergang zu entziehen vermochte. Die erste große Katastrophe war eingetreten. Die zweite erfolgte in dem kurzen Feldzuge von 1815, der wie kein

anderer die Eigentümlichkeiten der Napoleonischen Kriegführung in der späteren Periode zur Anschauung bringt.

Die verbündeten Mächte Europas beabsichtigten, mit dem rechten Flügel von den Niederlanden, mit dem linken von Basel aus konzentrisch in Frankreich einzudringen. Napoleon wandte sich mit 122 000 Mann überraschend gegen den ihm zunächststehenden und kampfbereitesten rechten Flügel seiner Feinde. Hier stand in weitläufiger Unterkunft die Armee des Herzogs von Wellington, 93 000 Mann (36 000 Deutsche, 32 500 Engländer, 24 500 Niederländer), basiert auf Antwerpen rechts der Schelde bis Mecheln, Brüssel und Binche (östlich Mons), sowie die preußische Armee unter Blücher, 123 000 Mann mit den Korps Zieten, Pirch und Bülow längs der Sambre und Maas von oberhalb Charleroi bis unterhalb Lüttich, mit dem Korps Thielmann in dem Maasbogen Dinant, Namur, Andenne. Die französische Armee, zwischen Philippeville und Beaumont versammelt, überschritt am 15. Juni bei Chatelet, Charleroi und Marchienne die Sambre. Die vorgeschobenen preußischen Abteilungen zogen sich auf Fleurus zurück. Ihnen folgte eine Avantgarde bis Lambusart, eine andere ging nach Gosselies. Die erstere sah die Preußen unmittelbar vor sich. Die letztere mußte erwarten, auf der Straße über Quatrebras nach Brüssel die Engländer zu finden. Diese beiden Gegner gleichzeitig zu besiegen, mußte bei den Stärkeverhältnissen für aussichtslos gelten. Die Aufgabe konnte nur darin bestehen, zunächst den einen Gegner gänzlich zu vernichten, wenigstens entscheidend zu schlagen und von dem Verbündeten vollständig zu trennen, gegen den anderen sich nur abwehrend zu verhalten, um ihn dann nach Vernichtung des ersten, wenn noch erforderlich, in gleicher Weise abzutun. Ob der erste Angriff den Preußen oder den Engländern zu gelten hätte, darüber konnte ein Zweifel bei der Nähe jener nicht bestehen. Es war anzunehmen, daß sie am nächsten Tage noch nicht in voller Stärke würden auftreten können. Demnach war es nach dem Napoleonischen Grundsatz, in der Schlacht möglichst stark zu sein, geboten, den größten Teil der französischen Streitkräfte den Preußen, einen kleinen den Engländern entgegenzuwerfen. Ein französischer Divisionskommandeur hat noch am Abend des 16. beim Rückblick auf die Ereignisse des Tages gemeint, eine Division hätte gegen Wellington genügt, mit allen anderen Kräften hätte Blücher niedergeschlagen werden müssen. Napoleon teilte am 15. diese Ansicht seines Untergebenen nicht. Am 16. sollte Grouchy mit den Korps Vandamme und Gerard, den Kavallerien Pajols, Excelmans und Milhauds, 41 600 Mann, die Preußen weiter zurückwerfen, Ney mit den Korps Reille und Erlon, den Kavallerien Kellermanns und Lefebvres, 53 000 Mann, von Gosselies nach Quatrebras marschieren, um, wenn erforderlich, den Engländern entgegenzutreten. Der Kaiser selbst wollte mit den Garden, 16 500 Mann, Grouchy folgen, Lobau mit 10 000 Mann vorläufig in Charleroi lassen. Er rechnete auf keinen hartnäckigen Widerstand. Höchstens 40 000 Mann würde Blücher

Skizze 56.



zusammenbringen können. Die wollte er am 16. bis über Gembloux zurückwerfen, dann Grouchy zur vollständigen Zertrümmerung überlassen, während er selbst mit den Garden noch in der Nacht aufbrach, Ney heranzog und auf Brüssel marschierte, wohin die Engländer Hals über Kopf zurückflüchten würden. Am 17. bereits gedachte er in die belgische Hauptstadt einzuziehen. Die dort zu erlassenden Proklamationen waren bereits gedruckt. Das waren schöne Gedanken, Reminiszenzen von 1796, die eine lebhafte Phantasie hervorzauberte, und die den Ernst des Augenblicks vergessen ließen. Bei näherer Überlegung erschien es ihm aber doch zweifelhaft, ob Grouchys 41 600 Mann, auch wenn ihnen 16 500 Garden folgten, für den Entscheidungskampf genügen würden. Denn als ein solcher mußte die bevorstehende Schlacht gegen die Preußen doch angesehen werden. Mochten es ihrer nur 40 000 oder mehr sein, es kam alles darauf an, sie von den Engländern zu trennen, vernichtend zu schlagen und in ihre Niederlage den Rest der preußischen Armee zu verwickeln. Erst wenn Blücher beseitigt, völlig beseitigt war, konnte sich Napoleon mit voller Kraft gegen die Engländer und nach Brüssel wenden. Er würde dann sicherlich wenig Widerstand mehr gefunden haben.

Infolge solcher Erwägungen wurde Grouchy noch wenigstens die Division Girard des Korps Reille — 5000 Mann — zugeteilt, und er so auf 46 600 Mann gebracht. Ferner sollte das Korps Erlon zunächst nicht über Frasnes hinaus vorrücken und eine Division bei Marbais bereitstellen, um für alle Fälle zur Hand zu sein. Ney, der mit 53 000 Mann die Engländer zu schlagen gedacht hatte, fand sich plötzlich auf noch nicht 25 000 beschränkt. Dagegen fehlte es nicht an Reserven: die Garde, Lobau und Erlon, 46 000 Mann. Von diesen immerhin recht weit auseinandergezogenen Reserven wurde die Entscheidung in zwei Schlachten erwartet, die erst am hohen Nachmittag beginnen sollten.

Die Preußen, auf sich gestellt, würden vermutlich am besten getan haben, mit ihren vorgeschobenen Truppen den Rückzug so lange fortzusetzen, bis alle ihre Kräfte auf einem Schlachtfeld zu vereinigen gewesen wären. Aber auch ein nicht allzu weiter Rückzug würde die Engländer veranlaßt haben, den Weg nach Brüssel und zu ihren Schiffen einzuschlagen. Man durfte nicht zurückgehen, selbst wenn Wellington seine Unterstützung und sein Erscheinen in der Flanke des Feindes nicht für den Nachmittag des 16. zugesagt hätte, und selbst wenn die Erfüllung dieser Zusage noch unwahrscheinlicher gewesen wäre. Gneisenau wollte daher bei Fleurus stehen bleiben. Auf eindringliche Vorstellungen gab er zu, daß das Korps Zieten auf die Höhe zwischen den Dörfern Ligny, St. Amand und Brye zurückgenommen wurde. Es war schwer, eine ungünstigere Stellung zu finden. Allerdings erlaubte sie eine gute Artillerieverwendung, und sie zählte in ihrem Bereich vier Dörfer, und zwar große Dörfer, die für die damalige Schlachtentaktik unentbehrlich waren. Aber das entschädigte doch nicht für den Nachteil einer schmalen Front und einer tiefen Flanke. Die Stellung

Skizze 57.

war eines Terentius Varro durchaus würdig. Sie mußte umfaßt werden, der Angreifer mochte wollen oder nicht. Eine Flanke wenigstens zu umfassen, war er gezwungen; beide zu umfassen, war ihm leicht gemacht. Geschah das letztere, so war der Verteidiger verloren. Fand sich nun noch ein Hasdrubal, um den Rücken anzugreifen, und dazu wären nicht weniger als drei Kavalleriekorps verfügbar zu machen gewesen, so war das Höchste erreicht. Am Vorabend seines Unterganges zeigte sich Napoleon eine Gelegenheit zu einer Vernichtungsschlacht, wie sie sich ihm während 19 Jahren nicht in dieser Güte geboten hatte.

Zieten besetzte die Stellung, Pirch wurde dahinter als Reserve aufgestellt. Thielmann hatte die Höhen zwischen Sombreffe und Tongrinne zu behaupten. Er bildete hier eine zurückgehaltene Staffel, die geeignet zu sein schien, die linke Flanke Zietens gegen jeden Angriff zu sichern. Aber leider war die starke Stellung durch einen morastigen Bach durch ein so schwer zu überschreitendes Fronthindernis gedeckt, daß der Verteidiger allerdings nicht angegriffen werden, aber auch, wenn nur wenige Truppen ihn festhielten, selbst nicht angreifen konnte; Thielmann mußte sich mit einer Zuschauerrolle begnügen. Für die Schlacht fiel er aus. Zu seiner Absperrung wurde nur Pajol, Excelmans und eine Division Gerards bestimmt. Die beiden anderen Divisionen dieses Generals sollten die linke Flanke bei Ligny, Vandamme und Girard die Front bei St. Amand angreifen. Die Garden und Milhaud blieben bei Fleurus in Reserve, noch weiter zurück Lobau. Für die eigentliche Schlacht wurden daher 60 000 Mann gegen eine etwa gleiche Zahl Feinde verwendet. Auf diese Weise konnten die Preußen wohl geschlagen, aber weder vernichtet noch von den Engländern getrennt werden. Um diese beiden Zwecke zu erreichen, bedurfte es vor allem eines Angriffs auf die rechte Flanke. Als sich diese Überzeugung Napoleon aufdrängte, ließ er Ney herbeirufen. Soult mußte dem Marschall schreiben: „... vous devez manoeuvrer sur le champ de manière à envelopper la droite de l'ennemi ... cette armée est perdue si vous agissez vigoureusement. Le sort de la France est dans vos mains“, und dann: „dirigez-vous sur les hauteurs de St. Amand et de Brye.“ Ney war aber bereits bei Quatrebras mit den Engländern zusammengeraten. Er konnte nicht ohne weiteres von ihnen ablassen, wenn er auch nicht den zweideutigen Auftrag erhalten hätte, zunächst den gegenüberstehenden Feind mit Entschiedenheit anzugreifen, über den Haufen zu werfen und dann herbeizueilen, um gegen die Preußen die Entscheidung zu bringen. Der Marschall war in dem Augenblick nicht in der Lage, den Feind ohne weiteres über den Haufen zu werfen. Im Gegenteil, eine seiner Divisionen hatte eben zurückweichen müssen. Durch eine verzweifelte Kavallerieattacke suchte er das Gefecht zum Stehen zu bringen. Um aber wieder anzugreifen und den stärkeren Feind zu werfen, bedurfte er der Unterstützung frischer Kräfte. Das Korps Erlon sollte herankommen. Das war aber inzwischen durch direkten Befehl Napoleons nach Brye in Marsch

gesetzt worden. Ney schickte ihm den bestimmtesten Befehl, sogleich wieder umzukehren. Erlon gehorchte, ließ nur die Division Durutte den Marsch zum Kaiser fortsetzen und langte bei Ney an, als dieser bei einbrechender Dunkelheit bis Frasnes zurückgewichen war. Auch Durutte erreichte erst die Gegend von St. Amand, als bei Ligny alles beendet war.

Skizze 58. Inzwischen war dort die Schlacht weitergegangen. Vandamme hatte St. Amand genommen, konnte aber gegen die Artillerie nicht weiter vorkommen. Girard besetzte St. Amand la Haye, verlor aber das Dorf wieder an zwei preußische Brigaden. Um Ligny kämpften zwei andere Brigaden mit Gerards zwei Divisionen, bis schließlich der Bach die Grenze zwischen Freund und Feind machte. Blücher hoffte, durch einen Angriff gegen Vandammes linke Flanke die Schlacht zu entscheiden. Zwei Brigaden Pirchs besetzten Wagnelee und behaupteten sich nach hin- und herwogendem Gefecht in Le Hameau. Weiter konnten sie nicht vordringen, nachdem Vandamme und Girard noch durch drei Brigaden der Garde verstärkt worden waren. Auch die Kavallerie von Jürgaß und Marwitz wurden durch Domon und Subervie in Schach gehalten. Als weder Ney noch Erlon, noch Durutte erschien, die Preußen ihre letzten Reserven in den Kampf geworfen, der Abend hereinbrach, führte Napoleon den Rest seiner Garden und Milhaud gegen Ligny. Der frischen Kraft und der Übermacht konnten die beiden durcheinander gekommenen preußischen Brigaden nicht widerstehen. Das Dorf, von zwei Seiten umgangen, wurde genommen. Die ganze Stellung war nicht mehr zu halten. Verzweifelte Kavallerieattacken vermochten den Tag nicht zu retten. Glücklicherweise war Brye frei. Durch dieses Dorf wie an diesem Dorfe vorbei konnten die Truppen ohne wesentliche Gefährdung in der Richtung auf Tilly zurückgehen. Die Ausführung der anfänglichen Absicht, hier zu halten, die Schlacht am nächsten Tage zu erneuern, verbot der Zustand der Truppen. Zieten und Pirch setzten noch in der Nacht den Rückzug nach Wavre fort. Eine Arrieregarde, die sich in Brye, und eine Brigade Thielmanns, die sich in Sombreffe behauptete, schützten sie vor jeder Verfolgung. Bülow erreichte am Abend von Lüttich her mit der Avantgarde Ardenelle, mit dem Gros Sauveniere. Thielmann marschierte um 3° früh des nächsten Tages nach Gembloux ab. Beide folgten erst am nächsten Nachmittag der übrigen Armee.

Ney hatte bei Quatrebras vor Wellington zurückgehen müssen, Napoleon bei Ligny einen Sieg erfochten. Dieser war aber nach dem, was Napoleon selbst von einem Siege verlangte, doch nur ein „ordinärer" Sieg. Einen solchen konnte aber ein Feldherr, der die verlorene Weltherrschaft wieder gewinnen wollte, nicht gebrauchen. Der mußte die beiden preußischen Armeekorps, die sich ihm bei Ligny entgegenstellten, völlig vernichten. Dann wäre Thielmann eiligst zurückgegangen. Bülow allein hätte sich dem nachdrängenden Sieger nicht entgegenstellen können. Wellington wollte ohne preußische Unterstützung nach Brüssel, das heißt nach Antwerpen und zu seinen Schiffen,

zurückgehen. Der Feldzug hätte hier wenigstens seine schnelle Erledigung gefunden. Alles kam auf eine Vernichtungsschlacht bei Ligny an. Für eine solche lagen aber die Dinge so günstig wie möglich. Um der verheißenen englischen Unterstützung möglichst nahe zu sein, hatten die Preußen eine Stellung gewählt, in der ihre Vernichtung einzig und allein von dem Gutdünken und Belieben des Feindes abhing. Wollte oder konnte Napoleon die Gunst dieser Lage nicht voll ausnutzen, so blieb ihm wenigstens die geringere, aber dringende Aufgabe, die Preußen von den Engländern zu trennen, erstere vor allem in der rechten Flanke anzugreifen. Um das auszuführen, hätten ihm sogar die Garden und Lobau genügt, wenn sie nur beizeiten in der entscheidenden Richtung angesetzt worden wären. Befehle und Gegenbefehle haben Napoleon nicht verhindert, bei Ligny zu siegen, aber wohl die Hälfte der preußischen Armee zu vernichten, die gesamte von der englischen zu trennen. Im Gegenteil, er zwang durch seinen Sieg die beiden getrennten Armeen sich zu vereinigen. Bisher hatte die eine ihre Verbindung nach Brüssel und Antwerpen, die andere nach Lüttich und dem Rhein gehabt. Jetzt marschierten beide in der nämlichen Richtung auf Brüssel. Früher hatte er zwei getrennte und schwache Feinde sich gegenüber gehabt, jetzt sollte er es mit einem weit überlegenen, nahezu vereinigten Gegner zu tun haben. Dies war die tatsächliche Lage. Eine andere stellte sich Napoleons geistigem Auge dar. Nach dem Bilde, das er sich machte, waren nicht zwei, sondern vier preußische Korps geschlagen, die sich entweder nach Lüttich zurückgezogen und somit vollständig vom Kriegsschauplatz verschwanden, oder, die allerdings auf Brüssel marschierten, aber doch geschlagen und tief erschüttert auf mehrere Tage für jede Berechnung ausfielen. Aus dieser irrigen Voraussetzung zog er die merkwürdige Schlußfolgerung: der Feind, der vollständig verschwunden oder durchaus unschädlich ist, muß mit mehr als einem Drittel meiner Streitkräfte verfolgt, der andere Feind, der eben Neys Angriff abgewiesen hat, muß mit der verbliebenen ungenügenden Minderheit geschlagen werden. Ein Gesetz schrieb vor: ein geschlagener Feind muß unter allen Umständen verfolgt werden, ein anderes sagte: man muß in der Schlacht so stark wie möglich, dem Gegner jedenfalls überlegen sein. Beide Gesetze ließen sich nur auf die Weise in Übereinstimmung bringen, daß Napoleon Blücher mit dem größten Teil seiner Streitkräfte folgte, ihn noch einmal zu schlagen oder in völlige Auflösung zu bringen suchte und sich dann erst gegen Wellington wandte, der inzwischen durch ein Minimum von Truppen beobachtet und beschäftigt worden war. Wollte aber Napoleon durchaus sofort gegen Wellington vorgehen, so mußte er die Mehrzahl seiner Soldaten mitnehmen, für die Verfolgung des geschlagenen Blücher nur einen sehr kleinen Teil bestimmen. Der erstere Fall hätte zu einer Schlacht bei Wavre, der zweite zu einer veränderten Schlacht von Waterloo geführt. Für jene lagen die Aussichten, da die Hälfte der preußischen Armee erschüttert war, gut. In dieser konnte Napoleon eine um so größere Überlegenheit herstellen, als Wellington einen unverhältnismäßig großen

Teil seiner Truppen für nicht zu rechtfertigende Nebenzwecke verwendete. Auch hier wären die Aussichten gute gewesen. Sie verschlechterten sich freilich ebenso bei Wavre wie bei Waterloo, wenn hier Blücher, dort Wellington zur Unterstützung des bedrängten Waffengefährten herankam. Daß Blücher dieser Aufgabe genügen würde, hat er bewiesen. Ob Wellington seine Hauptverbindungsstraße, den unmittelbaren Schutz von Brüssel und Antwerpen aufgeben würde, wenn diese nur im mindesten bedroht erschienen, läßt sich bezweifeln und ist damals von Gneisenau durchaus bezweifelt worden. Ein Marsch nach Wavre versprach also doch wohl am ehesten einen Erfolg.

Napoleon hatte sich, als er am 15. Juni bei Charleroi die Sambre überschritt, um Blücher und Wellington zu schlagen, eine schwierige Aufgabe gestellt. Durch seinen Sieg bei Ligny am 16. hatte er die Schwierigkeiten nicht vermindert, sondern noch vergrößert. Dadurch, daß er am 17. Grouchy mit einem reichlichen Drittel seiner Streitkräfte Blücher folgen, 5000 Mann zwecklos bei Fleurus stehen ließ und mit wenig mehr als der Hälfte der Armee die Entscheidung gegen Wellington aufsuchte, stellte er jeden Erfolg in bedenklichster Weise in Frage.

Wellington hatte im Laufe des 16. erst wenige, dann allmählich genügende Kräfte zusammengebracht, um Neys Angriffe abzuweisen und am Abend mit dem größten Teil seines Heeres bei Quatrebas gestanden. Auf die Nachricht von dem Rückzug der Preußen trat er gegen Mittag des 17. ebenfalls den Rückzug an, machte aber auf die Zusage der Unterstützung für den nächsten Tag wenigstens durch ein preußisches Armeekorps bei Mont St. Jean wieder Halt. Nach Abzweigung von 16 000 Mann nach Hal und nach anderweitigen Detaschierungen stand er am Abend mit 62 000 Mann dort bereit und gewährte somit freiwillig den 70 000 Mann seines Gegners eine unverdiente Überlegenheit. Dieser war mit seiner Avantgarde nahe herangerückt, sein Gros dahinter tief über Genappe hinaus gestaffelt. Die schon früher ausgesuchte Stellung südlich Mont St. Jean längs des Weges Braine l'Alleud—Ohain hatte ein ausreichendes Schußfeld. Der schmale Kamm der Höhe bot Deckung den zurückgehaltenen Kräften. Mehrere vorwärts gelegene massiv gebaute Pachthöfe stärkten die Front. Hier wollte Wellington eine „Defensivschlacht" liefern. Napoleon, der alle seine Siege, Borodino und Hanau etwa ausgenommen, durch die Umfassung einer Flanke oder durch die Abdrängung von der natürlichen Rückzugslinie oder durch beides gewonnen hatte, wollte hier einen reinen Frontalangriff anwenden. Der Feind, der senkrecht zu seiner Rückzugslinie stand, sollte nicht durch ein „Manöver", sondern nur durch die Gewalt des Angriffs, durch die Überlegenheit des französischen Soldaten überwunden werden. Der trotzige Wille sollte entscheiden. Nur die eine Sorge beschäftigte Napoleon, der verachtete Gegner möchte nicht standhalten. Zunächst mußte die Armee aus ihrer tiefen Staffelung in dem neben der Straße durchweichten Boden zum Aufmarsch gebracht werden. Darüber verging der

Skizze 59.

Vormittag des 18. Erst gegen 11 Uhr standen Erlons vier Divisionen rechts, Reilles drei Divisionen links der Brüsseler Straße, dahinter Lobau, die Garden und die Reservekavallerie bereit. Der Anfang sollte mit der Wegnahme von Hougomont gemacht werden. Die linke Flügeldivision Jerome wird dazu bestimmt. Sie hat ihren Auftrag auch mit Zuhilfenahme eines großen Teils der Nachbardivision Foy nicht erfüllen können. Noch am Schluß der Schlacht war in dem brennenden Pachthaus ein Rest von Verteidigern geblieben. Das Ende dieses aussichtslosen Kampfes konnte freilich nicht abgewartet werden, denn schon wurden in der rechten Flanke, wenn auch noch in weiter Entfernung, Preußen im Anmarsch gemeldet. Nach ungenügender Vorbereitung durch Artillerie soll Erlon angreifen in vier Divisionsmassen, je ein Bataillon in der Front, sieben oder acht Bataillone dahinter, staffelweise vom linken Flügel östlich der Brüsseler Straße antreten. Die rechte Staffel (Durutte) wird durch Smohain, La Haye, Papelotte, die Hälfte der linken (Brigade Quiot) durch La Haye-Sainte festgehalten. Nur zwei und eine halbe Staffel langen vor der Hauptstellung an. Durch Artilleriefeuer dezimiert, werden sie von der englischen Infanterie mit nicht fehlenden Salven empfangen. Vergeblich versuchen die unbehilflichen Massen sich zu entwickeln, mehr Gewehre und mehr Angreifer in die Front zu bringen. Sie werden mit Bajonett wie mit Säbel in den Flanken angegriffen und müssen zurück. Hinten in einer deckenden Talsenkung wird versucht, die Trümmer zu ordnen. Durutte hat weiter gekämpft, nach hin- und herwogendem Gefecht sich schließlich in Papelotte, La Haye und Smohain behauptet. Auch Quiot gab es nicht auf, La Haye-Sainte anzugreifen. Doch die Zeit drängte. Die Preußen kamen näher. Erst Domon und Subervie mit ihrer Kavallerie, dann Lobau mit seinem Korps waren dem drohenden Flankenangriff entgegengeschickt worden. Währenddessen sollte der Feind vor der Front zurückgeworfen werden. Was die Infanterie nicht vermocht hatte, sollte die Kavallerie vollbringen. Milhaud, Lefebvre, Guyot, Kellermann stürzen sich nacheinander auf die feindliche Mitte. Karrees werden zersprengt, Kavallerie wird geworfen. Aber trotz des höchsten Heroismus können doch 9000 Reiter weder die gesamte englische Armee zurückwerfen, noch ihr auf die Dauer Widerstand leisten. Zu spät fällt es Ney, der sich an die Spitze der Kavalleriemasse gestellt hatte, ein, die ersten Erfolge durch Infanterie ausbeuten zu lassen. Die von den sieben Divisionen der vorderen Linie noch allein verfügbare Division Bachelu des Korps Reille wird herangeholt. Es gelingt ihr, in Gemeinschaft mit Quiot La Haye-Sainte zu nehmen. An dem Schicksal der französischen Kavallerie ist aber nichts mehr zu ändern. Sie muß in Auflösung zurückweichen, wie früher die Infanterie zurückgewichen ist.

Inzwischen war von der Blücherschen Armee das Korps Bülow herangekommen und bei Plancenoit und nördlich auf den Widerstand des Korps Lobau gestoßen. Hin und her wurde um das Dorf gekämpft. Nachdem es Lobau verloren, war es von

junger Garde genommen, von dieser wieder aufgegeben, durch drei Bataillone alter Garde von neuem erobert worden. Diese unbesiegbare Truppe schien den dauernden Besitz des viel umstrittenen Dorfes zu gewährleisten, und Napoleon glaubte seine letzten Reserven gegen die englische Stellung einsetzen zu dürfen und zu müssen. Nur drei Bataillone behielt er zurück. Der Rest der alten Garde sollte wiederum von Ney vorgeführt werden. Was 14 000 Infanteristen, 9000 Kavalleristen auszuführen nicht vermocht hatten, würden 5000 Mann alter Garden ohne weiteres zustande bringen. Da wir die Schlacht von Cannae kennen, wissen wir, daß auch ein Gelingen dieser Angriffe Napoleon nichts nützen konnte, und daß alles darauf ankam, Bülow und Blücher zu beseitigen, mindestens abzuwehren. Eine einzige, nach anderen zwei gewaltige tiefe Kolonnen wurden gebildet, denen sich alles anschließen sollte, was noch von Erlons und Reilles Korps in den Mulden des Schlachtfeldes zu finden wäre. Der Angriff mußte an den Kartätschlagen der Artillerie und an den Salven der Infanterie scheitern, wie seit acht Jahren alle solche Angriffe gescheitert waren. Daß er aber in einen schleunigen Rückzug und in Flucht umschlug, wurde durch Zieten bewirkt, der wenigstens mit einer Brigade über Ohain herangekommen war, Smohain, La Haye und Papelotte genommen hatte und nun seine Artilleriegeschosse über das Angriffsfeld hinfegen ließ. Dieses Rückenfeuer konnten auch die alten Garden nicht vertragen. Der Tag war jäh entschieden. Die letzte Reserve wälzte sich zurück. Ein sicheres Vorbeikommen bei Plancenoit war nicht mehr möglich. Die 5. Preußische Brigade, die vorderste des Bülow folgenden Korps Pirch, hatte das Dorf wieder erobert. Bülows Batterien beherrschten die französische Rückzugsstraße. Die Auflösung, die ihr Feuer hervorbrachte, konnte nicht größer sein. Dennoch wollte Wellington, der dem fliehenden Feind gefolgt war, durch einen Sturm auf die angeblich besetzte Stellung von Belle-Alliance der Schlacht einen würdigen Abschluß geben und forderte, das Feuer schweigen zu lassen. So konnten noch viele dem Verderben entrinnen, wenn auch die 5. Brigade von Plancenoit nach Maison du Roy und Vieux Manans weiter stürmte. Nachdem der Herzog die frühere französische Stellung eingenommen hatte, kehrte er in sein Lager zurück und überließ Blücher die Verfolgung.

Von der preußischen Armee waren nur das Korps Bülow und je eine Brigade der Korps Zieten und Pirch zum Gefecht gekommen. Das war sicherlich nicht durch Mangel an Eifer und gutem Willen, sondern nur durch unzweckmäßige Anordnungen für den Marsch zu erklären. Nach Napoleonischen Grundsätzen suchte man möglichst alle Truppen auf einer Straße zusammenzuhalten, und als man sich doch zur Benutzung von mehreren Straßen entschloß, wurde der Vorteil dadurch wieder aufgegeben, daß man die Marschkolonnen beliebig sich kreuzen ließ. Eine schnelle Fortbewegung großer Massen war auf diese Weise nicht zu erreichen. Der Übergang über das Flüßchen Lasne schaffte einen Aufenthalt, einen weiteren der Aufmarsch. Es war

daher nicht zu verwundern, daß, obgleich Bülow mit dem vordersten Korps bereits am frühen Morgen aus der Gegend von Wavre aufgebrochen war, Thielmann gegen Abend dort noch gefunden wurde. Er war erst im Begriff, links der Dyle abzumarschieren, als Grouchy auf dem rechten Ufer erschien. Der französische Marschall war nach Mittag des 17. vom Ligny-er Schlachtfeld aufgebrochen und in der Nacht bis Gembloux gekommen. Nach einigem Schwanken über die Rückzugsrichtung des Feindes hatte er, bestärkt durch einen kaiserlichen Befehl, den Weg nach Wavre eingeschlagen. Als sich während des Marsches der Kanonendonner von Waterloo hörbar machte, riet ihm Gerard, einer seiner Korpsführer, Blücher sich selbst zu überlassen und ohne weiteres dem Schlachtfeld und der Entscheidung zuzueilen. Grouchy lehnte ab. Was er freiwillig und vielleicht noch rechtzeitig hätte tun können, wurde ihm durch einen verspätet eintreffenden Offizier aufs dringendste befohlen. Er sollte sich Bülow vorlegen, die Hauptarmee gegen dessen Flankenangriff decken. Bei dem Versuche, diesen Befehl soweit noch möglich auszuführen und zunächst die Dyle zu überschreiten, stieß er auf Thielmanns Widerstand. Es gelang ihm indessen, weiter oberhalb den Fluß zu überschreiten. Ehe er jedoch den nun in seiner rechten Flanke stehenden Feind zurückwerfen konnte, brach die Nacht herein. So viel war aber aus den Ereignissen hervorgegangen: durch eine Verfolgung rechts der Dyle vermochte der Marschall auch bei größerer Tatkraft nicht die gesamte Armee Blüchers an einer Unterstützung Wellingtons zu verhindern. Er hätte wirksamer handeln können, wenn er die französische Hauptarmee links der Dyle begleitet und Blücher wie Bülow auf ihrem Marsch nach Plancenoit gezwungen hätte, gegen ihn Front zu machen und den beabsichtigten Flankenangriff aufzugeben. Daß dies die einzig zweckmäßige Verwendung Grouchys gewesen wäre, hat Napoleon durch seinen letzten Befehl an diesen Marschall, schnell heranzukommen und Bülow abzuwehren, selbst zugegeben. Wie im übrigen die Schlacht zu führen gewesen wäre, geht daraus hervor, daß der Kaiser später auf St. Helena als seine Absicht angegeben hat, neben der Front die linke Flanke anzugreifen. Um das auszuführen, hatte er Reserven und Kavallerie genug. Allerdings mußte er, um nicht zu früh gestört zu werden, am 17. und in der Nacht zum 18. den Aufmarsch so weit fördern, daß der Angriff zu guter Stunde erfolgen konnte. Dann würde Grouchy vielleicht genügt haben, um den Teil der preußischen Armee, welche heranzukommen vermochte, so lange abzuwehren, bis der Sieg über Wellington erfochten war. Die hintereinander erfolgenden Angriffe von zwei und einer halben Division Infanterie, drei Kavalleriekorps und 5000 Mann Garde in ungünstigster und unwirksamster Formation auf die feindliche Mitte konnten unmöglich zu einem Erfolg führen.

Der Napoleon von 1800, von 1805 bis 1807 ist in dem Napoleon der Junitage 1815 nicht wiederzuerkennen. Der Feldherr, der am 15. und 16. hin- und herschwankte, ob er ein Korps rechts oder links verwenden sollte, das war doch nicht der

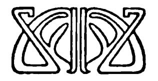
Mann des Adlerblicks, der nach langem Marsch noch am Abend aufbrach, um sich bei Friedland wie ein Tiger auf seine Beute zu stürzen. Der Kaiser, der am Vormittag des 18. langsam die Schlachtordnung herstellte und noch Zeit fand, eine Heerschau abzuhalten, das war doch nicht der Mann des Willens und der Tatkraft, der seinen Marschällen das „activité, activité, vitesse“ zurief oder in der Nacht zum 14. Oktober 1806 mit der Fackel in der Hand die Artillerie den steilen Hang hinauf den Landgrafenberg erklettern ließ! Der Kriegsmeister, der erst die Infanterie, dann die Kavallerie, dann die Garde gegen Wellingtons Front vortrieb, das war doch nicht der Schlachtengott, der bei Austerlitz mit seiner ganzen Armee dem Feinde in die Flanke fiel! Gewiß nicht. Denn „auf Schlachtfeldern“, hat er selbst 1797 gesagt, „altert man schnell“. Und damals, als er dies sagte, befand er sich erst im zweiten Jahr seiner Feldherrnlaufbahn. Seitdem, innerhalb siebenzehn Jahren, war vieles eingetreten, was auch den festen Bau dieses Kolosses erschüttern mußte. Eine Masse Schuld hatte sich aufgehäuft, die an dem Mark auch dieses Titanen zehrte. Ein Halt, ein Zurück war unmöglich. Er wurde vorwärts getrieben, vorwärts gegen immer stärkere Gewalten. Und dazu fehlten die Kräfte. Ein Zusammenbruch konnte am 18. Juni oder auch später eintreten. Er war jedenfalls unausbleiblich. Das hatte die Mutter vorausgesehen, als sie ihrem Sohne auf Elba beim Abschied sagte: „Der Himmel wird nicht gestatten, daß du durch Gift*) oder in einer dir unwürdigen Ruhe stirbst, sondern mit dem Degen in der Hand.“ Ein solches Ende zu finden, hätte nur der Zweck der Schlacht bei Waterloo sein sollen.

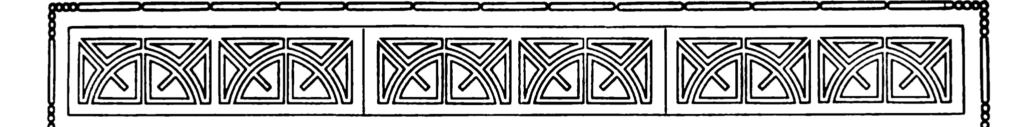
---

*) Er hatte auf Elba einen Versuch gemacht, sich zu vergiften.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Schlieffen,
Generaloberst.





Der Feldzug 1809 in Österreich.

II. Aspern und Wagram.

13. bis 20. Mai. Skizze 60.

Napoleon verlor keinen Augenblick, die notwendigen Folgerungen aus dem Falle Wiens zu ziehen und den entscheidenden Kampf mit der feindlichen Hauptarmee auf dem anderen Donau-Ufer zu suchen. Zunächst glaubte er es allerdings nur mit der abgezogenen Besatzung und mit den Truppen Hillers zu tun zu haben, während er den Generalissimus in Mähren annahm.

Die brennende Frage bildete für den französischen Feldherrn vom 13. Mai ab, wo und wie er am besten seine Streitkräfte über die Donau brachte. Da die Tabor-Brücken durch Erzherzog Maximilian beim Rückzug abgebrannt worden waren, ihre Wiederherstellung aber unmöglich schien, kam es darauf an, schleunigst Übergänge ober- und unterhalb der Hauptstadt herzustellen. Der Kaiser entschied sich für Nußdorf und Kaiser-Ebersdorf: Lannes und Massena werden mit dem Bau der Brücken beauftragt. Nußdorf war dem Kaiser als Übergangspunkt vom Feldzuge 1805 her bekannt; doch stand diesmal der Versuch, dort überzugehen, unter einem ungünstigen Stern. Mehrere Voltigeur-Kompagnien der Division St. Hilaire, die den Brückenbau auf der Schwarzen Lacken-Au sichern sollten, wurden hier durch die österreichische Brigade Weißenwolf niedergemacht oder gefangen; diese war auf Veranlassung Hillers sofort von Stammersdorf aus über Jedlersee vorgegangen, als man auch auf österreichischer Seite das Übersetzen feindlicher Infanterie nach der Insel erfuhr.

Weitere Versuche, bei Nußdorf mit dem Gros über den Strom zu gehen, gab der Kaiser nunmehr auf, er beschränkte sich dort zunächst auf Demonstrationen und vereinigte seine ganze Kraft auf Kaiser-Ebersdorf. Massena soll der Division Molitor mit der Kavallerie Marulaz die Sicherung des Brückenbaues übertragen, seine übrigen Divisionen aber in der Leopoldstadt und in den Vororten nach Preßburg zu unterbringen.

Während der Imperator mit Energie den Donau-Übergang einleitet, hat Erzherzog Karl am 13. Mai Wetzdorf und Gegend erreicht. Er will sich jetzt bei Mallebern,



10 km nördlich Stockerau, mit Hiller vereinigen „zur Deckung der Straßen nach Böhmen und Mähren“ und von dort aus den Feind angreifen, wenn er übergeht; tut er das nicht, so will der Generalissimus selbst „auf- oder abwärts der Donau, respektive von Wien, den Übergang forzieren“. Wie stets bisher läßt sich der Erzherzog das Gesetz vom Feinde geben, er macht seine Maßnahmen abhängig von denen des Gegners. Noch liegt es in seiner Hand, zwischen Krems und Tulln den Strom zu überschreiten, mit starker Überlegenheit die längs der Donau aufgestellten französischen Sicherungstruppen zu werfen und auf dem südlichen Ufer von Westen her die Franzosen bei Wien in Flanke und Rücken anzugreifen, während Hiller vom nördlichen aus jeden Übergangversuch, wie bei Nußdorf, im Keime erstickt. Der Erzherzog ist zwar auch diesmal bereit, „zur Rettung des Ganzen von seiner Seite alles beizutragen, was nur immer die Umstände erlauben werden“,*) aber es fehlt ihm im entscheidenden Moment stets die Kraft der Ausführung. Das einzige, wozu er sich seit dem Beginn seines Rückzuges von Cham aus entschlossen hatte, ist die Entsendung des III. Korps Kolowrat, das, anfangs Mai zur Sicherung gegen Sachsen und den Böhmer Wald bestimmt, Mitte des Monats beauftragt wird, gegen Linz einen Vorstoß zu machen. Am 17. kommt es auch nordöstlich Linz zum Kampfe mit den Truppen Vandammes und des von Passau herangerückten Bernadotte, doch muß Kolowrat auf Freystadt zurückgehen.

Der Erzherzog selbst ließ es bei den Übergangsplänen vom 13. Mai bewenden und marschierte am 14. und 15. weiter auf dem nördlichen Ufer über Göllersdorf und Sierndorf in der Richtung auf Wien zur Vereinigung mit Hiller, die endlich am 16. auf dem Marchfelde am Fuße des Bisam-Berges zustande kam, nachdem das V. und VI. Korps seit dem strategischen Durchbruch Napoleons am 20. April bei Abensberg von der Hauptarmee getrennt gewesen waren. Fürst Reuß übernahm jetzt das V. Korps für den erkrankten Erzherzog Ludwig, das I. und II. Reservekorps wurden unter dem Fürsten Liechtenstein vereinigt. Am Abend des 16. Mai befanden sich auf österreichischer Seite:

Skizze 61.

das Hauptquartier in Groß-Ebersdorf,

I.	Armeekorps	Bellegarde,	24 000	Mann,	1000	Pferde	bei Flandorf,
II.	„		21 000	„	800	„	„ Stetten,
IV.	„	Hohenzollern,	22 000	„	1700	„	„ Enzersfeld,
V.	„	Reuß,	14 500	„	750	„	„ Strebersdorf
		(Schustekh	7 000	„	200	„	„ Krems),
VI.	„	Hiller,	13 000	„	700	„	„ Stammersdorf,

Avantgarde Nordmann seit dem 13. in Aspern, Stadlau, Hirschstetten, Groß-Jedlersdorf und Kagran, 1 Regiment Stadl-Enzersdorf, davon 3 Kompagnien auf der Lob-Au,

*) Angeli IV, Seite 270.

Reservekorps: Infanterie 12 500 Mann bei Groß-Ebersdorf,
Kavallerie 4 500 " " Groß-Engersdorf,
Avantgarde der Hauptarmee Klenau 8700 Mann, 2300 Pferde bei Lang-Enzersdorf und Korneuburg,
Avantgarde Hillers, Radetzky in Stockerau.*)

Rund 115 000 Mann und 12 000 Reiter waren demnach am Bisam-Berge vereinigt.

Auf dem Berge wurde ein Observatorium errichtet, das in der Folge den Österreichern ebenso gute Dienste leistete, wie dem Feinde seine Beobachtungsposten auf dem Turm der Stefanskirche und dem Leopolds-Berge.

Die österreichische Hauptarmee blieb bis zum 20. Nachmittags in ihrer Stellung.

Zu dieser Zeit war Erzherzog Johann bis in die Gegend östlich Klagenfurt gelangt. Nach anfänglichen Erfolgen in Italien gegen den Prinzen Eugen hatten die Niederlagen des Erzherzogs Generalissimus in Bayern ihn gezwungen, Anfang Mai den Rückzug durch Kärnten über Villach anzutreten. Am 19. erreicht ihn in Völkermarkt bei Klagenfurt die Weisung des Kaisers Franz vom 15., auf Linz in den Rücken der französischen Hauptarmee zu stoßen und gemeinsam mit Chasteler, der von Tirol kam, die Vereinigung mit Kolowrat zu suchen. Auch dieser Plan sollte sich nicht verwirklichen, er war durch die Ereignisse überholt worden.

Während sich nun die Österreicher in vollkommener Untätigkeit mit versammelten Kräften vier Tage lang am Bisam-Berge von den Strapazen ihres Rückzuges ausruhen, schreiten die Vorbereitungen zum Übergang der gegnerischen Hauptarmee bei Kaiser-Ebersdorf fort.

Dazu bedurfte es aber auch sorgfältiger Sicherungsmaßregeln nach Süden und Westen, wo Ansammlungen bewaffneter Banden gemeldet worden waren, und auch der Anmarsch des Erzherzogs Johann bald in Frage kam.

Der Oberbefehl über den Kavallerieschleier, der die Hauptstadt und den Übergangspunkt auf dem rechten Donau-Ufer umspannen soll, war am 14. Mai Montbrun in Bruck an der Leitha, wohin auch Infanterie und Artillerie gesendet wird, übertragen worden: seine Brigaden Piré und Jacquinot, später auch Bruyere, sichern von der Donau bis zum Neusiedler See und sperren die von Steiermark nach Preßburg führende Straße, an sie schließt sich bis Wiener Neustadt die Brigade Colbert an, die wiederum mit der badischen Kavallerie in Altenmarkt Verbindung hält. In zweiter Linie ist Marulaz bei Fischamend, der aber später bei Kaiser-Ebersdorf über die neue Brücke gehen soll, Espagne in Himberg, Nansouty in Laxenburg. Davout in Mariazell, St. Pölten und Melk schließt die unmittelbare Sicherungskette nach Westen.

*) Die Stärkeangaben sind abgerundet nach Angeli IV, Seite 278 (Frührapport an Kaiser Franz vom 16. Mai 1809).



Innerhalb dieses Ringes ist Mitte Mai die Garde in Schönbrunn, Oudinot hat Wien besetzt, Lannes mit dem 2. Korps steht zwischen Wien und Klosterneuburg, Massena, wie erwähnt wurde, in den südlichen Vorstädten und bei Kaiser-Ebersdorf. Außerhalb des Gürtels an der Etappenstraße steht, wie wir wissen, Vandamme bei Linz, wohin Bernadotte von Passau anrückt, unter Belassung Rouyers in dieser Festung. Lefebvre hat Kufstein entsetzt und Chasteler bei Woergl geschlagen. Jellachich ist noch immer bei Radstadt. Napoleon rechnet am 15. Mai mit einer Schlacht, zu der Davout nach Wien kommen soll; er erwartet, daß die Brücke bei Kaiser-Ebersdorf am 17. fertig ist.*)

Bestimmt weiß der Kaiser am 15. noch nicht, daß Erzherzog Karl im Anmarsch ist, er kennt nur Gerüchte, daß sein Gegner die Schlacht sucht. Erst die Meldungen des Kapitän Galbois vom 16. vom Leopold-Berge aus und Davouts vom 17. geben dem Imperator die ziemliche Gewißheit, daß die österreichische Hauptarmee nördlich der Donau versammelt ist, doch vermutet er sie nicht so nahe dem Ufer, sondern zwischen der Donau und Mähren, wie er am 19. an Eugen schreibt. An diesem Tage hat Napoleon Nachmittags Schönbrunn verlassen und sein Hauptquartier in Kaiser-Ebersdorf aufgeschlagen. Seine Hoffnungen auf raschen Brückenbau haben sich nicht verwirklicht. Eine günstigere Übergangsstelle konnte allerdings kaum gewählt werden, nachdem Nußdorf, wo der Hauptarm der Donau nur 400 m, der Nebenarm am linken Ufer 105 m breit war, für das Gros der Armee nicht mehr in Frage kam. Die Donau war unterhalb Wiens zwar breiter, aber mehrere Inseln, der Schneider-Grund, der Lob-Grund und die Lob-Au, erleichterten den Brückenbau. Bis zur Lob-Au waren zwei Donau-Arme von 480 m und 240 m zu überbrücken und erforderten im ganzen 750 m Bau, aus 68 großen Schiffen und 9 Flößen,**) die Lob-Au trennte dann vom linken Stromufer der etwa 80 m breite Stadlauer Arm, der nur 15 Pontons und 3 Böcke erforderte. In der Lob-Au-Insel hatte Napoleon ein Reduit für seine Armee; bei 3400 m Länge und 4700 m Breite, mit viel Wald und Wiesen, hochgelegen und dadurch selbst gegen ein Steigen der Donau geschützt, bot sie einen Sammelplatz, sowohl zum Vorgehen auf das Marchfeld, als auch bei Rückschlägen, wie ihn sich der Kaiser nicht besser wünschen konnte.

Die Beschaffung des nötigen Übersetz- und Baumaterials hatte sich wider Erwarten verzögert. Endlich am 18. Abends kann die Division Molitor nach dem Lob-Grund übersetzen und am 19. die schwachen österreichischen Postierungen auf der Lob-Au vertreiben. Der Brückenbau ist nun gesichert und beginnt am Nachmittage des 19., am andern Morgen soll er fertig sein. Die Armee wird hierfür bei Kaiser-Ebersdorf bereitgestellt. Massena ist bereits dort mit Legrand, Carra St. Cyr und Boudet.

*) Saski III, Seite 286.

**) Mayerhoffer, Österreichs Kriege mit Napoleon 1809, Seite 74.

Es sollen dort am 20. Mai eintreffen:

5° früh Brigade Marulaz,
die neugebildete Kavallerie-Division Lasalle (Brigade Piré und Bruyere), Kürassier-Division Espagne,
6° „ Kürassier-Division St. Sulpice,
8° „ „ Nansouty,
9° „ Korps Lannes: Oudinot mit Tharreau und Claparede, St. Hilaire, Demont, Brigade Colbert,
Garde.

Der Kaiser will also nach Massena zunächst die gesamte Kavallerie am anderen Ufer verwenden. Die Sicherung nach Süden und Südwesten behält Montbrun, dem aber der größte Teil seiner Kavallerie genommen wird, ihm bleiben nur die Brigade Jacquinot, Infanterie und einige Geschütze. Davout soll die Division Morand bei St. Pölten belassen, mit dem Gros aber Wien und Nußdorf erreichen, hier eine Brücke bauen und an Stelle der großen Tabor-Brücke am Spitz fliegende Fähren einrichten. Bernadotte wird angewiesen, in Böhmen einzufallen. Der Brückenbau bei Nußdorf soll die Aufmerksamkeit des Feindes von der Lob-Au ablenken, die Brücke wird aber bereits auch für ein Nachziehen des Korps Davouts zur Hauptentscheidung und für den späteren Nachschub in Aussicht genommen.

Im ganzen vereint der Kaiser am 20. Morgens bei Kaiser-Ebersdorf, ohne Davout, etwa 85 000 Mann, davon 18 000 Reiter, mit 150 Geschützen.*) Doch erst Mittags kann der Übergang nach der Lob-Au beginnen; die Donau war so bewegt, daß immer neue Hindernisse eintraten, vor allem auch fehlten Anker, so daß man sich mit Kasten begnügen mußte, die durch Steine und Kanonenkugeln beschwert wurden.**)

Boudet, Legrand und die leichte Kavallerie Lasalle, gefolgt von mehreren Artillerietrains, fangen an überzugehen.***)

Sobald auch der Kaiser auf der Insel ist, beginnt 3° Nachmittags, geschützt durch die mit Buschwerk bewachsene Mühl-Au und einige Voltigeure der Division Molitor, der Bau über den Stadlauer Arm in einem einspringenden Winkel und ist um 6° Abends fertig. Fast gleichzeitig mit diesem Erfolge will das Unglück, daß die Wogen der Donau die vom Schneider- zum Lob-Grund führende Brücke zerreißen und die gerade im Übergang befindliche Brigade Marulaz trennen, so daß hier weitere Truppen erst am andern Morgen folgen können. Den Kaiser stört dies nicht. Er treibt die Vorhut der Division Molitor und die Kavallerie Lasalle über den Stadlauer

*) Nach Mayerhoffer und Saski.
**) Hoen, Aspern, Seite 17.
***) Saski III, Seite 337.

Arm in die Mühl-Au vor,*) um noch am Abend des 20. auf dem linken Stromufer festen Fuß zu fassen.

Ein schwacher Brückenkopf wird zur Sicherung der Stadlauer Brücke angelegt. Molitor geht vor und besetzt die Dörfer Aspern und Eßling, nachdem der Widerstand schwacher feindlicher Abteilungen gebrochen ist.

Erstaunt fragt man, wie war es möglich, daß Napoleon bei der Nähe der versammelten österreichischen Hauptarmee so leichten Kaufes hier Erfolg haben konnte. Statt daß der Erzherzog von Aspern—Eßling aus jeden Versuch der Franzosen, von der Lob-Au aus überzugehen, im Keime erstickt, ist es Napoleon, der bereits am 20. Mai Abends in den Besitz beider Ufer gelangt und hierdurch den weiteren Übergang seiner Armee sicherstellt. Auch ohne die Gründe näher zu kennen, die schließlich zu diesem Ergebnis geführt haben, muß im voraus angenommen werden, daß nur gänzliche Verkennung der wirklichen Lage auf österreichischer Seite die Veranlassung gewesen sein kann.

In der Tat war der Generalissimus die ersten Tage nach seinem Eintreffen nördlich Wien in fortdauernder Unklarheit über die Übergangsabsichten des Gegners. Napoleon gab ihm allerdings hierin nichts nach, aber uns kommt es heutzutage, bei der Ausbildung aller Nachrichtenmittel, selbst für damalige Zeiten schier unglaublich vor, daß zwei Feldherren, auf weniger als 30 km Luftlinie in ihren Hauptquartieren auseinander, so wenig übereinander unterrichtet sind. Die zwischen ihnen liegende Donau erklärt dies nicht zur Genüge: es scheint auf beiden Seiten eine nicht zweckmäßige Verwertung der damals schon zu Gebote stehenden Nachrichtenmittel vorzuliegen, bei Napoleon spricht aber wohl außerdem eine gewisse Nichtachtung des feindlichen Oberfeldherrn mit. Allerdings waren die Tage in Bayern und die seitdem gewonnenen Eindrücke über die Operationen des Generalissimus nicht gerade geeignet, eine besonders große Achtung vor seiner Feldherrntätigkeit hervorzurufen. Die Naturen beider waren zu verschieden: der Kaiser voller Tatendrang, stürmisch, sobald ein kühner Plan wie der Donau-Übergang sein ganzes Denken in Anspruch nimmt; der Erzherzog vorsichtig, zögernd, mehr bedacht, die Armee, deren Vorzüge er unterschätzt, dem Staate zu erhalten, als durch sie den Gegner zu vernichten, und außerdem, wie er selbst zugibt, in veralteten strategischen Anschauungen befangen.

So spricht sich in den Tagen vor Aspern vor allem die Vorsicht in den Entschlüssen des Erzherzogs aus, in der ihn auch sein Generalstabschef Wimpffen**) bestärkt haben mag, dessen Pläne in dem Worte „abwarten" gipfelten. Er wollte nämlich abwarten, ob Napoleon sich teilen werde auf die Nachricht von der Vereinigung Kolowrats, Chastelers und des Erzherzogs Johann, oder nicht. Nur in ersterem

*) Massena VI, Seite 296.
**) Angeli IV, Beilage 8, Seite 602.

Falle sollen die österreichischen Hauptkräfte über die Donau gehen und den Rest der Truppen Napoleons, der bei Wien geblieben, angreifen. Teilt Napoleon sich nicht, sondern geht er selbst über, so soll der Erzherzog den Angriff abwarten.

„Fabius rettete Rom, Daun Österreich, nicht durch Eile, sondern durch Zaudern," sagt Wimpffen in seiner Denkschrift am 17. Mai 1809. Der General will außerdem „diese Schäferstunde benutzen", um die Mängel in der Armee zu heben. Man darf sich nicht wundern, wenn Erzherzog Karl, auch ohne in allem mit dem Generalstabschef übereinzustimmen, hierdurch in seiner bedächtigen Auffassung der Lage beeinflußt wurde.

Nur so können wir verstehen, daß Napoleon ohne weitere Schwierigkeiten auf einer langen schwankenden Brücke das linke Ufer gewinnt.

Die Nachrichten, die der Erzherzog vom 18. an in seinem Hauptquartier Groß-Ebersdorf erhielt, waren voller Widersprüche. Zwar erfährt er, daß die Lob-Au vom Gegner besetzt werde und alles auf einen Übergang dort hindeute, aber auch Nußdorf wird ihm von anderer Seite als der Punkt bezeichnet, an dem die Franzosen den Strom überschreiten wollen; bei der Lob-Au handle es sich nur um Demonstrationen. Als aber am 20. Morgens die Nachricht eintrifft, daß Napoleon sein Hauptquartier nach Kaiser-Ebersdorf verlegt hat, als am Nachmittag 3° außerdem das Observatorium vom Bisam-Berge meldet, daß Truppen nach der Lob-Au übergehen*), ist endlich auch der letzte Zweifel des Generalissimus behoben. Bereits am Morgen des 20. hat er den General Klenau mit einer gewaltsamen Erkundung von Aderklaa aus gegen die Mühl-Au beauftragt, wo nur schwache Vorposten den Franzosen in der Lob-Au gegenüberstehen, er selbst verlegt sein Hauptquartier nach Aderklaa. Die gesamte Kavallerie, 107 Eskadrons und 8 Kavallerie-Batterien, ferner einige Infanterie-Bataillone werden bei Aderklaa vereinigt, aber nur ein Bruchteil geht zwischen 4° und 5° Nachmittags über Neues Wirtshaus gegen Eßling vor**): die Österreicher vermögen nicht das Festsetzen der feindlichen Infanterie in Aspern und Eßling zu verhindern und müssen sich trotz schneidiger Attacken gegen Lasalles Kavallerie und vorübergehender Erfolge bei Eßling am Abend in der Richtung zurückziehen, aus der sie gekommen sind. Es wiederholt sich das alte Schauspiel aus dem Feldzuge in Bayern, und insbesondere bei Regensburg, daß für die Handlung zwar starke Kräfte zur Verfügung stehen, aber nur stückweise zur Verwendung gelangen. Von unserem Standpunkt betrachtet, scheint hier eine Lage zu sein, in der die Kavallerie in solchen Massen angesichts eines drohenden feindlichen Flußübergangs vereint zu Fuße verwendet werden und von ihrer Schußwaffe vorteilhaften Gebrauch machen kann. 107 Eskadrons, rechtzeitig zur Stelle, würden im Verein mit Artillerie, selbst ohne Infanterie, wie 1809, bei sich zu haben, einen Übergangsversuch aus der Lob-Au zweifellos wesentlich aufhalten können.

*) Hoen, Seite 22.

**) Hoen, Seite 21 ff.

Um 6° Abends entschloß sich der österreichische Oberfeldherr, auch das Gros seiner Armee mit der Front nach der Donau aufmarschieren zu lassen.

21. Mai. In der Frühe des 21. Mai standen die Korps folgendermaßen:*)

Skizze 62.

- V. Korps und eine Brigade des VI. bei Strebersdorf, das Gros des VI. auf den Höhen nördlich Stammersdorf, linker Flügel bei Post-Rendezvous;
- I. Korps (bisher bei Flandorf) schließt sich an VI. an und reicht bis über Gerasdorf hinaus;
- II. Korps (bisher bei Stetten) von Gerasdorf am Wege nach Deutsch-Wagram;
- IV. Korps (bisher bei Enzersfeld) bei Deutsch-Wagram zu beiden Seiten des Ruß-Baches; eine Division besetzt die Höhen auf dem linken Ufer bis Baumersdorf, die andere bleibt auf dem rechten, Anfang bei Wagram in Kolonne;
- Kavallerie-Reservekorps (bisher bei Aderklaa) kommt in die Lücke, zwischen II. und IV. Korps.

Das Hauptquartier ist in der Nacht zum 21. in Seiring.

Mit Tagesanbruch sind die Stellungen eingenommen. Es war Pfingstsonntag.

Der Generalissimus zeigt in seinen Anordnungen ausgesprochene Defensivabsichten und steht sichtlich unter dem Einfluß der ganz willkürlichen Annahme, daß Napoleon seinen linken Flügel angreifen werde; er soll besorgt haben, daß Napoleon in der Nacht zum 21. alle Truppen auf das nördliche Ufer ziehen werde und ihn am anderen Morgen angreifen könne. Gehe er nun selbst vor, so sei die Gefahr für ihn, links umgangen zu werden. Dies ist die ausschlaggebende Erwägung des Erzherzogs; sie ist sehr einseitig und zeugt von dem Respekt, den Napoleon seinem Gegner einflößte. Besorgte der Generalissimus in der Tat, daß in der verhältnismäßig kurzen Mainacht 100 000 Mann auf einer einzigen Brücke — denn daß es nur eine war, hatte das Observatorium richtig gemeldet — die Donau überschreiten würden, so mußte er noch in dieser selben Nacht seine Kolonnen bereitstellen, um mit Tagesgrauen über den Gegner herzufallen. Dieser Gedanke aber, den Spieß umzukehren und selbst die feindlichen Kolonnen anzugreifen, nachdem sie ganz oder zum Teil den Strom überschritten hatten — wie es Blücher vier Jahre später an der Katzbach tat —, entsprach zunächst nicht der Absicht des Generalissimus. Auch am 21. Morgens bleibt er in der steten Sorge um seinen linken Flügel, obgleich er weder weiß, wieviel Franzosen am Abend vorher und in der Nacht übergegangen sind, noch die Stärke der augenblicklich übergehenden kennt. Er wußte nur, daß der Gegner auf dem nördlichen Ufer weiter verstärkt werde.

Erst als sein Generalstabschef ihm meldet, daß die Franzosen gegen Hirschstetten

*) Hoen, Seite 30.

vormarschieren — was garnicht zutraf — weicht der Alp, die Sorge um seinen linken Flügel, von ihm, er gibt den Befehl zum Angriff. Wiederum hatte Erzherzog Karl die Maßnahmen des Feindes abgewartet; diesmal traf er richtige Gegenmaßregeln, allerdings auf eine falsche Meldung hin und dadurch unter unzutreffenden Voraussetzungen. Unbewußt tat der Generalissimus das Richtigste, was er in seiner Lage tun konnte, und machte hierdurch sein Zögern wenigstens etwas wieder gut. Noch vorteilhafter freilich wäre gewesen, wenn der Erzherzog, von vornherein aus eigener Initiative, unabhängig vom Feinde, zum Vormarsch entschlossen, jetzt nach 9^{0} Morgens bereits mit seinen Anfängen in Höhe von Kagran—Raasdorf angelangt wäre, nachdem er sich am Tage vorher die Möglichkeit, die Linie Aspern—Eßling zu besetzen, durch eigene Schuld verwirkt hatte. Aber auch so, bei dem späten Entschluß, bot sich ihm noch am 21. Aussicht auf vollen Sieg, vorausgesetzt, daß er mit allen Kolonnen in gleicher Höhe und gleich weit entfernt vom Feinde, gleichzeitig antrat.

Wie der Generalissimus, so ist auch Napoleon bis zum 21. Morgens lange im unklaren über die Aufstellung seines Gegners.

Der Kaiser übernachtete auf der Lob-Au im Jägerhaus. Hier erreicht ihn nach Mitternacht die Meldung Massenas, daß er vom Kirchturme in Aspern aus auf den Höhen zur Linken, also nach Stammersdorf zu, gewaltige Feuer gesehen habe, die die Anwesenheit einer großen Armee wahrscheinlich machten.*) Andere Nachrichten ließen dagegen eher einen Abmarsch der Österreicher nach Böhmen vermuten. Der Kaiser wird sehr unruhig und reitet in der Frühe selbst eine Strecke in das mit Getreide bewachsene, fast ganz flache Marchfeld hinein, doch ohne Erfolg, da feindliche Kavallerie ihn nicht weit kommen läßt. In der Nacht sind inzwischen die noch auf der Lob-Au befindlichen Truppen der Division Molitor gefolgt, Legrand und Boudet. Bis 2^{0} Nachmittags folgen noch die Truppen, die die wiederhergestellte Brücke zwischen Schneider- und Lob-Grund benutzen können, bevor die Brücke erneut zerstört wird, diesmal durch einen österreichischen Lastkahn; es sind die Brigade Marulaz, die Division Espagne und eine Brigade der Division Nansouty. Im ganzen stehen 22 500 Mann: drei Infanterie- (16 000 Mann) und drei Kavallerie- (6500 Mann) Divisionen, mit 48 Geschützen, 2^{30} Nachmittags dem Kaiser zur Verfügung. Ihm war nur darum zu tun, möglichst viel Truppen auf das nördliche Ufer zu ziehen, mit ihnen will er dann zum Angriff vorgehen, falls die Österreicher in der Tat am Bisam-Berge noch standhalten, oder ihnen folgen, falls sie nach Mähren ausgewichen sind. In ersterem Falle will er, so sagt Napoleon wenigstens am 21. früh seinen Marschällen, als er das Schlachtfeld zuerst sieht, seinen linken Flügel verhalten und mit dem rechten zum Angriff vorgehen. Aspern soll also den

2^{30} Nachmittags.

*) Saski III, Seite 343.



Drehpunkt bilden. Der Kaiser treibt seine Kavallerie nicht brigade- oder divisionsweise vor; er will augenscheinlich erst die Masse zusammenhaben, bevor er weitere Befehle erteilt; immerhin fällt auf, daß er, der Meister in der Kavallerieverwendung, nicht sofort weitgehende Aufklärungs-Eskadrons oder Offizierpatrouillen vorsendet, sondern sich mit Kavallerie-Abteilungen begnügt, die über Stadlau—Hirschstetten nicht hinausgehen. Da Napoleon an einen Angriff des Generalissimus nicht denkt, ist er auf das höchste überrascht, als ihm gegen 2^30 der Anmarsch starker österreichischer Kolonnen gemeldet wird. Zunächst sind seine Anordnungen naturgemäß rein defensiv: es gilt die weitere Entwicklung der Armee aus der Lob-Au zu sichern. Boudet stand seit dem Morgen bei Eßling, an ihn schließt sich nach Westen Lasalle an, hinter dem später Espagne aufmarschiert. Molitor hat Aspern schwach besetzt, sein Gros steht bei der Ziegelei, etwas links rückwärts davon Legrand.

Mit der Meldung des Anmarsches des Feindes fällt die Nachricht von der erneuten Brückenzerstörung zusammen. Ein Unstern waltet wie am 20. so am 21. Mai über dem kaiserlichen Heere und seinem Feldherrn. Es bleibt ihm nichts übrig, als in dieser peinlichen Lage, den Strom mit zerstörter Hauptbrücke im Rücken, den Kampf gegen einen fast fünffach überlegenen Gegner aufzunehmen, würdig wahrlich eines Napoleons; trotzdem aber klingt es nicht unwahrscheinlich, daß der Kaiser anfangs an den Rückzug auf die Lob-Au gedacht hat.*) Doch überwindet er rasch diese Anwandlung von Schwäche. Die ungewohnte Lage hat den sieggewohnten Feldherrn nur einen Augenblick übermannt, und es bedarf kaum des Hinweises seiner Getreuen, Molitors und Lannes', auf immerhin beachtenswerte örtliche Vorzüge seiner augenblicklichen Verteidigungsstellung, mit den Dörfern Eßling und Aspern als Flügelstützpunkten.

Besonders geeignet zur Verteidigung erscheint Aspern, etwa 2½ km von der Stadlauer Brücke entfernt, mit seinen zahlreichen massiven Häusern, deren jedes fast eine Zitadelle für sich bildet.

Die größeren Häuser und die Schmiede mitten im Dorfe können als Abschnitte benutzt werden; die Kirche mit dem Friedhof aber bildet das stärkste Reduit, sie liegt außerhalb des Dorfes auf der Westseite und beherrscht die Hauptstraße der Länge nach. Wer sich im Dorfe behaupten will, muß die Kirche besitzen; eine zweite Straße läuft parallel der Hauptstraße und ist ziemlich breit, während zwei Quergassen eng sind. Auf drei Seiten reicht freies Feld bis ans Dorf heran, nur unterbrochen von einem „Ravin" (Deich), das sich quer über das Marchfeld nach Eßling zieht. Im Süden von Aspern liegt die Gemeinde-Au, eine mit niedrigem Buschwerk bewachsene Insel, von einem damals fast trockenen Graben umgeben. Auf der Ostseite, etwa 400 m vom Dorfe ab, befindet sich die Ziegelei, von der aus hauptsächlich Napoleon später die Schlacht leitet.

*) Thiers, Histoire du consulat et de l'empire, X, Seite 235.



Etwas weiter entfernt von der Stadlauer Brücke als Aspern ist Eßling, während beide Dörfer 2 km auseinanderliegen.

Eßling zerfällt in drei Abschnitte, den westlichen bis zum Dorfteich, den östlichen von hier bis zum Ausgang nach Stadl-Enzersdorf und den langen Garten, der sich vom Dorfteich nach Süden erstreckt. Am wichtigsten ist der westliche Abschnitt, an dessen Nordfront ein großer Speicher, der Schüttkasten, 108 Fuß lang, 54 Fuß breit, 80 bis 90 Fuß hoch, mit vier Fuß dicken Mauern und mit durch Eisenstäbe vergitterten Fenstern liegt. Feuerfeste eiserne Türme sowie 48 Schießlöcher durch vorhandene Fenster vervollständigen den Bau und machen ihn zu einem Schlüsselpunkt für den Besitz des Dorfes. Außer dem Schüttkasten waren der herrschaftliche Garten daneben sowie ein Gehöft gegenüber für die Verteidiger von ausschlaggebender Bedeutung. Die Häuser im Dorfe waren meist massiv, aber nicht so eng nebeneinander wie in Aspern, so daß eine Leitung des Kampfes erleichtert wurde. Vorteilhaft hierfür erwies sich später auch die Breite der großen von West nach Ost führenden Dorfstraße. Das Gelände steigt von Eßling nach Norden unmerklich wie ein Glacis an.*)

Als Napoleon der Anmarsch der Österreicher endlich, dank der Unaufmerksamkeit seiner Kavallerie-Vorposten, dank seiner eigenen Sorglosigkeit und seinen mangelhaften Aufklärungsmaßregeln sehr spät, erst 2^{30} Nachmittags, gemeldet wird, trotzdem die Vortruppen seit 1^{30} bereits im Gefecht bei Stadlau sind, und die österreichische westlichste Kolonne seit 12^{0} Mittags im Marsch ist, beauftragt er Lannes, mit der Division Boudet (neun Bataillone, davon zwei badische Legrands) Eßling zu besetzen und mit der Kavallerie den Raum zwischen beiden Orten zu halten, während Massena mit den Divisionen Molitor (zehn Bataillonen) und Legrand (sechs Bataillonen) die Verteidigung von Aspern übertragen wird.

Der Kaiser verwendet also die Truppen so, wie sie gerade standen. Viel Zeit war allerdings nicht mehr zu verlieren, auch entsprach die Stärke der Truppen der Bedeutung der ihnen zugewiesenen Punkte. Die Kavallerie in der Mitte (Lasalle und Espagne mit je vier Regimentern) ist inzwischen durch Marulaz mit sechs Regimentern verstärkt worden. Alle drei halten jetzt nebeneinander, Marulaz östlich Aspern.

Auf österreichischer Seite hat der Generalissimus um 10^{0} Vormittags in Gerasdorf die Disposition zum Angriff ausgegeben.

Am 21. Mai 1809 soll die österreichische Armee in fünf Kolonnen vorgehen und den im Marsch auf Hirschstetten angenommenen Feind in Front, Flanke und Rücken treffen. Gegen die Front gehen die erste und zweite Kolonne vor, Hiller (VI. Armeekorps 10 000 Mann, 1800 Reiter, 52 Geschütze) und Bellegarde (I. Armeekorps 23 000 Mann, 1500 Reiter, 68 Geschütze), zusammen 33 000 Mann, 3300 Reiter

*) Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Jahrgang 1836. Karl v. Decker, „Besuch der Insel Lob-Au und der Schlachtfelder von Aspern und Wagram“, Seite 161 bis 166, und Hoen, Seite 71.



und 120 Geschütze: Hiller von Stammersdorf aus über Groß-Jedlersdorf an der Donau entlang gegen Stadlau und Hirschstetten, Bellegarde von Gerasdorf an Leopoldau vorbei über Kagran auf Hirschstetten. Gegen die Flanke wird die dritte Kolonne Hohenzollern (II. Armeekorps 19 000 Mann, 550 Reiter und 62 Geschütze) über Süßenbrunn, Breitenlee vorstoßen. Aus dem IV. Armeekorps sind die vierte und fünfte Kolonne gebildet, zusammen 21 000 Mann, 3400 Reiter, 98 Geschütze; sie sollen die Umfassung im Rücken des Gegners vollenden: die vierte Dedovich (10 000 Mann, 1400 Reiter, 34 Geschütze) von Deutsch-Wagram über Aderklaa, Raasdorf gegen Eßling, die fünfte Rosenberg (11 000 Mann, 2000 Reiter, 64 Geschütze) von Baumersdorf links an Raasdorf vorbei gegen Stadl-Enzersdorf vorgehen.

Die Kavallerie-Reserve (5500 Reiter, 18 Geschütze) geht zwischen der dritten und vierten Kolonne in gleicher Höhe gegen Neues Wirtshaus vor.

Das Grenadierkorps (11 000 Mann und 24 Geschütze) rückt von Seiring nach Gerasdorf.*)

84 000 Mann, 13 000 Reiter und 290 Geschütze sind demnach zum Kampfe verfügbar.

(Das V. Korps behält die Sicherung an der Donau vom Jedlersdorfer Spitz bis Krems.)

Alle Kolonnen sollen gleichzeitig 12° Mittags antreten. Da die Kolonnen nicht gleichweite Entfernungen zurückzulegen hatten, sondern verschiedene:

erste Kolonne	. . . . . .	13 km
zweite "	. . . . . .	11 "
dritte "	. . . . . .	10 "
vierte "	. . . . . .	12 "
fünfte "	. . . . . .	15 ",

so erscheint die Bestimmung gleichzeitigen Abmarsches verfehlt. Praktischer wäre es wohl gewesen, wenn der Generalissimus eine Linie bestimmt hätte, die zu einer bestimmten Zeit von den Anfängen der Kolonnen zu überschreiten war und ungefähr gleichweit von den Punkten lag, wo der Oberfeldherr sich den Feind dachte, und wohin er die Kolonnen ansetzen wollte, also etwa erste Kolonne Jedlersdorf, zweite halbwegs Leopoldau—Gerasdorf, dritte dicht nördlich Süßenbrunn, Reserve-Kavallerie westlich Aderklaa, vierte südlich Aderklaa, fünfte halbwegs Raasdorf—Baumersdorf. Gingen die Kolonnen von diesen Punkten gleichzeitig vor, so war das Zusammenwirken jedenfalls gesicherter. Wir würden heute wohl außerdem die Masse der Kavallerie auf den äußersten linken Flügel genommen haben, so daß die dritte und vierte Kolonne nicht mit einem Zwischenraum von 4 km anmarschierten, sondern ihn verringerten, die fünf Hauptkolonnen also geschlossener in den Kampf traten, während die Reserve-

*) Die Stärken sind nach Hoen, Seite 34 ff.



Grenadiere über Aderklaa—Neues Wirtshaus folgen und die Kavalleriemassen in den Rücken des Feindes, wie der Generalissimus annahm, hineinfegen, vorausgesetzt, daß die Franzosen nicht, was wahrscheinlicher war, Front nach Norden machten und selbst angriffen. Aber auch dann war die Masse der Kavallerie auf dem äußersten Flügel mehr am Platze, als in der Mitte, und vermochte gegen die rechte Flanke und den Rücken des Gegners einzuwirken.

Da die Franzosen nun in der Tat nicht im Marsch nach Nordwesten waren, sondern in der Verteidigungsstellung Eßling—Aspern, so läuft die Angriffsdisposition des Generalissimus, ihm allerdings unbewußt, auf eine doppelte Umfassung des Gegners hinaus, entspricht also heutigen Anschauungen. Die Ausführung allerdings erfüllt nicht die höchsten Forderungen der Truppenführung. Der Erzherzog steht hierin indes auch größeren Feldherren nicht nach, die bewußt doppelte Umfassung wiederholt erstrebten, aber nicht immer vollen Erfolg hatten: vor Napoleon wichen 1807 die Russen aus, als er sie bei Jonkendorf doppelt umfassen wollte; Moltke plante 1864 doppelte Umfassung der Danewerke, doch die Dänen entzogen sich ihr über Nacht. Bei Königgrätz scheiterte sie an dem mangelnden Verständnis der Elb-Armee, bei St. Privat glückte sie nur halb. Allein bei Sedan gelang sie voll und wurde durch die Gunst der Umstände zur Einkreisung des Gegners.

Der Befehl der österreichischen Heeresleitung an die Kolonnen, gleichzeitig anzutreten, erwies sich als gänzlich wirkungslos. Sie traten alle zu verschiedenen Zeiten an, nur die erste richtig um 12^{0} Mittags, die zweite um 1^{0}, die dritte um 12^{30}, die vierte um 2^{0}, die fünfte um 2^{0} Nachmittags. Wo Verspätung eintrat, lag dies zum Teil an schwerfälligen Bewegungen (zweite und fünfte Kolonne), bevor die Kolonnen in Fluß kamen, zum Teil an spät erhaltenem Befehl (vierte Kolonne).

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß Hillers Vorhut unter Nordmann zuerst auf den Feind stieß; allerdings nicht auf Anfänge im Marsch nach Nordwesten befindlicher oder aufmarschierter Kolonnen, sondern auf Sicherungstruppen eines mit Front nach Norden in Defensive befindlichen Feindes bei Stadlau—Hirschstetten, die bald zurückgedrängt werden, und nach 2^{30} Nachmittags sind die drei österreichischen Bataillone, von Nordwesten und Westen vordringend, im Besitz des Bollwerkes von Aspern, der Kirche und des Friedhofes. Als sie aber von hier weiter ins Dorf vordringen wollen, kommt ihnen das Gros der Division Molitor, acht Bataillone, entgegen und treibt sie mit dem Bajonett auf Stadlau zurück. Mit ungenügenden Kräften unternommen konnte der Vorstoß der österreichischen Vorhut nur scheitern. Die Franzosen richten sich nun in Aspern ein und holen nach, was versäumt worden ist: das Dorf planmäßig in Verteidigungszustand zu setzen; die Infanterie zeigt hier ihre besondere Begabung für Herstellung künstlicher Verstärkungen, wie wir sie 61 Jahre später, 1870/71, zu unserer Belehrung kennen lernen sollten. „Wir glaubten ein simples, mit Infanterie besetztes Dorf vor uns zu haben," sagten

2^{30} Nachmittags.

3^{0} Nachmittags.



die österreichischen Offiziere später*) „und fanden eine Festung, die wir stürmen mußten, ohne Bresche gelegt zu haben"; drei französische Batterien gehen in Stellung, eine südlich, eine nördlich der Kirche auf der Wiener (Jedlersdorfer) Straße bis zur Nordwestseite des Dorfes, und eine am Eßlinger Wege, diese 16 Geschütze stark. Napoleon mit Massena und Molitor sind persönlich bei Aspern zur Stelle und in Tätigkeit; der Kaiser läßt die Kavallerie-Batterien in der Mitte ihrer Divisionen, also in der Mitte zwischen den beiden Dörfern auffahren, und schickt Berthier auf den Turm der Kirche von Aspern, der von hier etwa 90 000 Mann im Anmarsch auf Aspern—Eßling festgestellt haben will.

Auch Erzherzog Karl hat sich inzwischen mit der zweiten österreichischen Kolonne dem Kampffelde genähert, aber seine Gegenwart hat keinen Einfluß auf das stets erneute kopflose Vorstürmen seiner Truppen. Wie sich bei Ebelsberg die französischen Unterführer an den harten Mauern in der Front erst wiederholt die Stirn blutig schlagen müssen, bevor sie in den Besitz des Ortes gelangen,**) so wiederholen sich hier dieselben Szenen umgekehrt. Es ist mit den Dorfgefechten eine eigene Sache in der Kriegsgeschichte, und es läßt sich immer wieder nachweisen, daß sich selbst Führer mit kühlem Verstande auf den Frontangriff verbeißen, statt wie Napoleon Massena an der Traun empfohlen hatte, die Wirkung der Umgehung abzuwarten. Aber wie dieser bei Ebelsberg nicht erwarten konnte, den Feind zu fassen, so geht es auch Hiller bei Aspern, der Nordmanns ersten Vorstoß billigt, beim zweiten sich damit begnügt, sein Gros in zwei Treffen näher an Aspern heranzuführen; so dem Erzherzog, der nichts gegen ein Vorstürmen der Vorhut der zweiten Kolonne im Verein mit den verstärkten Truppen Nordmanns, im ganzen diesmal sieben Bataillone, gegen die Nord- und Westfront Asperns einzuwenden hat. Zwar fährt auf österreichischer Seite überlegene Artillerie auf und ermöglicht ein Eindringen der vereinten Kräfte in den Ort von Westen her bis zu Schmiede, die französische Artillerie bei der Kirche wird zum Abfahren gezwungen, ein erbitterter Kampf von Haus zu Haus entwickelt sich; aber schließlich sind wiederum die Franzosen, die Meister in der Dorfverteidigung, Sieger, nachdem sie durch Heranziehen von Bataillonen Legrands verstärkt worden und dadurch imstande sind, den Gegner zum zweiten Male aus Aspern zu vertreiben. Um diese Zeit, nach 4° Nachmittags, ist auf österreichischer Seite die dritte Kolonne südöstlich Breitenlee aufmarschiert, die Reserve-Kavallerie nördlich Eßling, die vierte Kolonne östlich Eßlinger Hof und die fünfte vor Stadl-Enzersdorf angelangt.

4° Nachmittags.

Die Artillerie der dritten Kolonne richtete nunmehr ihr Feuer auch auf Aspern, das hierdurch von drei Seiten schwerem Geschützfeuer ausgesetzt war; die Infanterie der zweiten Kolonne rückte näher an das Dorf heran. Man sollte annehmen, daß nun zum

---

*) Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Jahrgang 1836, Seite 143 ff.
**) Jahrgang 1909, 3. Heft, Seite 381 ff.

mindesten Hiller und Bellegarde mit ihren Gros zum Sturme angetreten wären und das Dorf in ihren dauernden Besitz gebracht hätten. Aber die alte Gefechtspraxis des stückweisen Einsetzens der Kräfte saß zu tief eingewurzelt in den Anschauungen der österreichischen Generale, als daß sie sich leicht von ihr losgesagt hätten: noch 50 Jahre später bei Montebello, Magenta und Solferino haben sie aus den Lehren des Feldzuges von 1809 nichts gelernt. So gehen auch bei dem erneuten Sturme auf die Nord- und Westfront von Aspern nur fünf Bataillone mehr als das vorige Mal vor, im ganzen zwölf von 39, die zur Verfügung standen. Wären von den zwölfen nur drei in der Front verwendet worden, das Gros zur Umfassung des Dorfes geschlossen in die Gemeinde-Au geschickt worden, so hatten die Österreicher Aussicht, ohne große Verluste dem Gegner in den Rücken zu kommen, seinen Rückzug zur Brücke am Stadlauer Arm zu gefährden und dadurch den Fall der Stellung zu beschleunigen; aber nein, wiederum dringen die tapferen Truppen todverachtend in das Innere von der Westseite ein. Das alte Schauspiel des Häuserkampfes wiederholt sich. Der Kampf ist blutig und erbittert, lange schwankt die Entscheidung, wer im Dorfe Herr bleiben wird. Die Verluste der Division Molitor nehmen in bedenklicher Weise zu, sie hat fast die Hälfte ihrer Leute verloren. Da greifen die Regimenter Nr. 18 und 26 Legrands, die bei Ebelsberg der Division Claparede zu Hilfe gekommen waren, in den Dorfkampf an der Hauptstraße ein und sichern den Franzosen zum dritten Male den Sieg.

Voller Sorge hatte der Generalissimus zwischen 4° und 5° Nachmittags das vergebliche Bemühen seiner Truppen, Aspern zu behaupten, verfolgt. Aber auch Napoleon konnte der augenblicklichen, nur allzu teuer erkauften Erfolge auf seinem linken Flügel nicht froh werden: er mußte besorgen, daß die große Überlegenheit der hier 50 000 Mann starken feindlichen Kolonnen schließlich seine schwachen Kräfte erdrücken würde. So entschloß er sich, während des dritten Sturmes der Österreicher auf Aspern, seine Kavallerie im Zentrum einzusetzen und des Feindes Mitte zu durchbrechen, um hierdurch die Verteidiger des Dorfes zu entlasten. Der Gedanke, mit nur 6500 Reitern diesen Durchbruch zu versuchen, war kühn, er erscheint unbegreiflich angesichts der dem Kaiser bekannten, von Berthier auf 90 000 Mann geschätzten Stärke des Gegners, der, wie Napoleon wußte, im Zentrum mit annähernd gleich starker Kavallerie anrückte, und dessen mittlere Kolonnen südlich Breitenlee und nordöstlich Eßling, an dem von Raasdorf kommenden Wege, aufmarschiert und mit der gesamten Infanterie, bei der vierten Kolonne auch mit der Artillerie, noch nicht im Feuer gewesen waren. Die Gefahr für seine Kavallerie, umfaßt, ja umzingelt zu werden, lag klar vor Augen. Der Kaiser mußte sich also sagen, daß nur Glück den Durchbruch gelingen lassen konnte. Er vertraute auch hier auf seinen Stern, der ihn bis dahin selten verlassen hatte; der Kaiser glaubte den Augenblick gekommen, das Glück zu erfassen. Zeit war allerdings für den Durchbruchsversuch nicht zu verlieren, denn von Stadl-Enzersdorf drohte Um-

fassung durch die äußerste östliche österreichische Kolonne. Immerhin tritt, abgesehen von der Kühnheit des Unternehmens, wiederum eine Nichtachtung des Gegners bei Napoleon zutage, die weit über das Maß ging und den Mißerfolg im Keime trug. Anfangs allerdings schien das alte Glück dem Imperator treu bleiben zu wollen, indem Marulaz' Kavallerie die Artillerie der dritten Kolonne zum Abfahren zwang, doch der Angriff scheiterte schließlich an dem ruhigen Feuer und den Bajonetten der in Bataillonsmassen formierten österreichischen Infanterie. Auch der Vorstoß der französischen Kürassier-Divisionen Lasalle und Espagne mißlingt: Lasalle wird von der feindlichen Reservekavallerie zurückgeworfen, trotzdem sie, wie bei Regensburg, nur regimenterweise den Stoß pariert, Espagne durch das Feuer der Infanterie der vierten Kolonne zur Umkehr veranlaßt, wobei noch Teile der Reservekavallerie in die Flanke der Franzosen stoßen. Aber die österreichische Heeresleitung versteht nicht, den Erfolg auszunutzen, der geschlagenen Kavallerie zu folgen, den ihr aufgezwungenen Durchbruch nach Süden zu vollenden, die Dörfer Aspern und Eßling auch von innen zu umfassen und die Franzosen in zwei Hälften zu umzingeln. Ein derartiger kräftiger Vorstoß wäre auch an der Brücke auf geringen Widerstand gestoßen, denn erst gegen Abend, nach Wiederherstellung des zerstörten Teiles der Hauptbrücke, treffen Verstärkungen ein, eine Kavallerie-Brigade Nansoutys und die Division Carra St. Cyr.

Die Vorbedingungen, die Napoleon bei seinem Durchbruchsversuch mit Kavallerie fehlten, waren dem Generalissimus gegeben: der Gegner war bereits stark erschüttert, und die eigene Infanterie beteiligte sich in engster Verbindung mit der Kavallerie am Kampfe. Napoleons Angriff mußte wie bei Aspern so später bei Waterloo scheitern, da er auf noch intakte und schlagfertige Linien stieß, obwohl bei Waterloo 10 000 Pferde anritten; bei Borodino gelang sein Versuch, die feindliche Stellung zu durchbrechen, da der Gegner bereits erschüttert war, bei Dresden und Ligny, weil der Angriff durch die französische Infanterie nachhaltig unterstützt werden konnte.

„Bei solchen Versuchen wird aber die Kavallerie derart mitgenommen, daß sie nach der Schlacht weder für Verfolgung des Sieges noch zur Deckung des Rückzuges mehr verwendbar bleibt." Heutzutage wird man darauf verzichten, die Kavallerie wie in den Napoleonischen Kriegen und insbesondere bei Aspern zu verwenden, zumal „die Vervollkommnung der Feuerwaffen ihre Aufgaben wesentlich schwieriger gestaltet."*)

Erzherzog Karl begnügt sich am 21. Mai 5° Nachmittags damit, die tollkühnen Eindringlinge zu werfen. Seine Gedanken sind hauptsächlich mit der Wiedereinnahme Asperns beschäftigt, die Österreicher sollen das Dorf zurückerobern, „koste es, was es wolle." Man nimmt nun an, daß hierfür auch alle irgend verfügbaren Kräfte eingesetzt werden, und der Generalissimus, der an Ort und Stelle ist, die Ausführung seiner Maßnahmen auch durchsetzt. In der Tat werden die Rollen auch verteilt:

*) Moltke, Taktisch-strategische Aufsätze, Seite 107.

gegen die Westfront des Dorfes sollen die erste und zweite Kolonne, im Anschluß an diese gegen die Nordfront eine Brigade der dritten Kolonne vorgehen, während deren Gros östlich von Aspern in Verbindung mit der Kavalleriereserve, leider erst jetzt, gegen das französische Zentrum vorgesandt wird. Die Grenadierreserve wird von Gerasdorf nach Breitenlee vorgezogen.*) Aber nur 15 Bataillone im ganzen beteiligten sich am Sturme, den die Artillerie auch diesmal mit Erfolg unterstützt. Ihrer Wirkung und der todverachtenden Tapferkeit der Österreicher ist es zu danken, wenn schließlich Aspern bis auf die östlichsten Gehöfte dem Feinde abgerungen wird. Erzherzog Karl begleitet persönlich die vorwärtseilende Infanterie.

Noch erbitterter als bei den vorhergegangenen Stürmen wütet der Kampf im Dorfe. Alles, was nicht von Stein ist, geht in Flammen auf, alle Zugänge sind durch Leichen gesperrt. Während des ganzen Abends hört das Gefecht in und außerhalb des Dorfes keinen Augenblick auf. Kirche, Kirchturm, jede Straße, jedes Haus, jede Mauer werden nacheinander verteidigt und angegriffen.

Auch bei diesem letzten Sturme des 21. Mai versäumte man auf seiten der Österreicher, in die Gemeinde-Au starke Kräfte zu senden und dadurch mit weniger Verlusten den Ort ganz in die Hand zu bekommen. Zwar gelingt es der ersten Kolonne, in der Au Fuß zu fassen, aber ein sofortiger Vorstoß auf die Rückzugslinie des Feindes, auf die Stadlauer Brücke, wird wiederum nicht versucht. Als gegen Abend Teile der französischen Division Carra St. Cyr, die sich auch am Ortskampf beteiligt, den Ostrand der Gemeinde-Au besetzten, ist es zu spät dazu, selbst wenn die Absicht bestanden hätte.

7° Abends bis Mitternacht.

Während in Aspern nach 5° Nachmittags die letzten heißen Kämpfe um den Besitz des Dorfes entbrennen, leitete auf dem östlichen Teile des Schlachtfeldes die vierte Kolonne den Sturm auf Eßling ein. Aber die Versuche Dedovichs, Eßling zu nehmen, scheitern an der Hartnäckigkeit der Verteidiger. Sie hatten nach Lannes' Anordnung die Zeit ausgenutzt, die Nord- und Ostfront zu verstärken; sieben Bataillone sind hier verteilt, der Schüttkasten ist mit 300 Mann besetzt, ein Bataillon steht zwischen dem Ort und dem Donau-Arm; zwei Bataillone bilden im Dorfe die Reserve. Auch als spät am Abend, gegen 9°, endlich Rosenberg, von Stadl-Enzersdorf kommend, nach vorbereitendem Artilleriefeuer, den langen Garten angreift, als seine Infanterie südlich davon in die Lücke zwischen Eßling und den Stadlauer Donau-Arm einzudringen versucht, bricht sich die Gewalt des Angriffs an der Zähigkeit der Franzosen, die am langen Garten eine Batterie, ebenso wie nordwestlich des Dorfes, aufgestellt hatten. Bis nach 11° Abends werden die Versuche erneuert, dem Gegner das Dorf zu entreißen, doch um Mitternacht sind die Österreicher an allen Punkten abgeschlagen, nachdem es ihnen nur vereinzelt an der Ostfront gelungen war, in die Häuser zu

*) Angeli IV., Seite 321/2.



dringen. 5700 Mann mit nur 20 Geschützen hatten gegen 22 000 Mann und 2 500 Reiter mit 84 Geschützen*) das Feld behauptet; allerdings verwendet der Gegner von 24 Bataillonen im ganzen nur 15 zum Sturm.

Weniger glücklich als bei der Verteidigung Eßlings ist Napoleon bei seinen gegen 7° und 8° Abends wiederum angesetzten Durchbruchsversuchen zwischen den beiden Dörfern, sie scheitern sämtlich. Auch als Lannes nach 9° Abends die Kürassiere Espagne der gerade zurückgehenden Infanterie der vierten österreichischen Kolonne von Eßling aus folgen läßt, bricht sich die Kavallerieattacke an dem Feuer der österreichischen Infanterie. Espagne selbst fällt.

12° Nachts. Um Mitternacht endlich kommen die Streiter zur Ruhe. Gewehr in Arm liegen sich Franzosen und Österreicher gegenüber, erstere im Besitze von Eßling und des östlichsten Teils von Aspern sowie eines Teils der Gemeinde-Au und der ganzen Mühl-Au, die Österreicher sie „mit einer Linie von Feuer und Eisen umklammernd".**)

Der Generalissimus verbrachte die Nacht in Breitenlee, Napoleon in der Mühl-Au nahe der Stadlauer Brücke.

Ersterem war es trotz seiner Überlegenheit nicht geglückt, einen vollen Erfolg zu erzielen; zwar hatte er Aspern zum größten Teil genommen und alle Durchbruchsversuche seines Gegners verhindert. Aber was er hätte erreichen können, hatte er nicht erreicht: Napoleon mit seinen geringen Kräften, anfangs 22 000, gegen Abend knapp 30 000 Mann, in die Donau zu werfen oder zum mindesten zum Rückzuge auf die Lob-Au zu zwingen.

Napoleon hatte die Strafe für seinen tollkühnen Übergang nicht getroffen: er behauptete am Abend den größten Teil des Schlachtfeldes und war imstande, über Nacht neue Truppen heranzuziehen, um am nächsten Tage den Versuch zu erneuern, den Sieg an sich zu reißen.

Die Antwort auf die Frage, wie das möglich werden konnte, hat der Verlauf des Tages gegeben. Der Keim des Mißlingens lag bereits in den ersten Bewegungen der Österreicher, deren Kolonnen, wie wir wissen, nicht gleichzeitig auf den Feind stießen; auch das tropfenweise Einsetzen der verfügbaren Kräfte verzögerte bei Aspern und verhinderte bei Eßling den vollen Erfolg. Doch in der Hauptsache lag der Fehler bei der Leitung. Gewiß hat Feldmarschall Graf Moltke recht, wenn er empfiehlt, die Geschichte eines Krieges vom Standpunkte des Großen Hauptquartiers aus zu schreiben; aber wenn wir uns in die Lage des Generalissimus versetzen und auch annehmen, daß er die geringe Stärke der Franzosen am 21. nicht erkannt habe, so ist ihm doch der Vorwurf nicht zu ersparen, daß er über die Sorge um den Besitz von Aspern den Überblick über das Ganze an dem Tage verloren hat. Sicherlich

*) Menge, Aspern, Seite 24.
**) Massena VI, Seite 245.

widersprach es nicht der damaligen Auffassung von der Tätigkeit des Heerführers, wenn Erzherzog Karl die Truppen beim Sturm auf Aspern begleitete. Immerhin mußte er gleichzeitig dafür sorgen, daß die Vorgänge auf den anderen Teilen des Schlachtfeldes ihm rechtzeitig bekannt wurden. Dies war aber nicht der Fall; denn sonst konnte es nicht geschehen, daß die fünfte Kolonne Rosenberg erst in der Dunkelheit zum Angriff auf den langen Garten südlich Eßling mit ihrer Infanterie vorstieß, nachdem sie bereits seit 5° Nachmittags bei Stadl-Enzersdorf war. Man gewinnt den Eindruck, daß der Generalissimus, wie er am Tage vor dem Kampfe in der steten Sorge war, links umgangen zu werden, hier am 21. durch die vorgefaßte Meinung ganz befangen war: ich muß Aspern nehmen, dann habe ich gesiegt. Am Abend hatte er Aspern, bis auf die östlichsten Gehöfte, aber den Sieg hatte er nicht errungen. Weit vorteilhafter wäre es für ihn gewesen, wenn er ein schärferes Augenmerk auf die 1 km breite Lücke zwischen dem langen Garten von Eßling und dem Stadlauer Donau-Arm geworfen hätte. Da er nun einmal seine Kavallerie in der Mitte hatte, statt auf dem äußersten linken Flügel, so konnte er immer noch die ganze fünfte Kolonne am Spätnachmittage in jene freie Ebene vorstoßen lassen, während der vierten Kolonne überlassen blieb, den Gegner in Eßling zu beschäftigen: 11 000 Mann, 1600 Reiter und 42 Geschütze mußten hier an der Donau Erfolg haben, und von Napoleons Truppen kamen nur wenige auf die Lob-Au zurück, zumal, wenn gleichzeitig Hiller westlich Aspern durch die Gemeinde-Au vordrang. Dann wäre die unbewußt geplante doppelte Umfassung des Gegners in eine bewußte ausgelaufen. Wiewohl der Erzherzog seinen Gegner seit über 13 Jahren kannte und wußte, daß Napoleons Erfolge auf dem Schlachtfelde in der Umfassung beruhten, die er 1796 bei Dego so meisterhaft gegen beide Flügel der Österreicher angewendet hatte, versagte die Erinnerung diesmal beim Generalissimus. Erst bei Wagram lebte sie wieder auf. Aber dem Erzherzog fehlte vor allem auch der Wille zur Vernichtung des Gegners; er rechnet am Abend des 21. mit seinem freiwilligen Rückzug auf die Lob-Au in der Nacht, und wenn er seine Truppen trotzdem in Gefechtsbereitschaft beläßt, auch den Ersatz der Munition empfiehlt, so geschieht es nur aus Vorsicht. Befehle für den 22. werden vorbehalten. Ein Nachstoßen auf die Lob-Au kommt gar nicht zur Sprache.

Dem französischen Imperator ist am Abend des 21. Mai keineswegs behaglich zu Mute, trotzdem er verhältnismäßig glimpflich von seinem Gegner behandelt wird. Er fühlt, daß es nun heißt, alle Kräfte, die irgend erreichbar sind, heranzuziehen. Bereits 9° Abends muß daher Berthier an Davout schreiben,*) sofort alle verfügbaren Truppen, Geschütze und Munition, auch Lebensmittel, zu senden. Nur Wien soll nicht unbesetzt bleiben.

*) Corr. 19, Nr. 15 242.

Die Hauptbrücke war gegen Abend wieder zerstört worden. Mit Eifer betrieb daher der Kaiser in der Nacht zum 22. ihre Wiederherstellung, um den Übergang der noch bei Kaiser-Ebersdorf befindlichen Korps zu ermöglichen. In der Tat gelingt dies. Bis 3⁰ früh werden das 2. Korps Lannes (St. Hilaire und Demont), das Grenadierkorps Oudinot (Claparede und Tharreau) sowie die Garde-Infanterie, endlich der Rest der Kürassiere Nansouty und die Division St. Sulpice in Bewegung gesetzt und verstärken den Kaiser um 30 000 Mann und 2400 Reiter. Nur die Garden blieben auf der Lob-Au, alles übrige ging auf das nördliche Ufer. Napoleon war also in der Frühe des 22. Mai rund 65 000 Mann mit 150 Geschützen stark, immer noch um 30 000 Mann schwächer als der Generalissimus.

Weitere Truppenzuzüge sind zunächst unmöglich, da in der Frühe die Hauptbrücke durch mit Steinen beschwerte Schiffe und Brander wiederum zerstört wird, die der österreichische Generalstabshauptmann Magdeburg am Abend vorher vom Jedlersdorfer Spitz abgelassen hatte.

2⁰ bis 3⁰ früh.

Während man annimmt, daß es die Österreicher sind, die mit Tagesgrauen über den Gegner herfallen und die am Tage vorher versäumte Vernichtung aller feindlichen Kräfte auf dem nördlichen Donau-Ufer erstreben, kommen ihnen die Franzosen zuvor, überraschen zwischen 2⁰ und 3⁰ früh die österreichische Besatzung, die Brigade Wacquant vom Korps Bellegarde (zweite Kolonne), und werfen sie aus Aspern heraus; nur der Kirchhof bleibt in Händen der Österreicher. Die Tatkraft des französischen Feldherrn zeigt sich auch hier überlegen. Seine Absicht war, sobald Davout an dem Übergang eingetroffen, also als Reserve folgen konnte, unter Behauptung von Aspern und Eßling, mit der Masse der Armee das feindliche Zentrum zu durchbrechen und die Österreicher nach Böhmen und Ungarn zurückzuwerfen. Jedenfalls waren die Aussichten eines Durchbruchs, an dem sich mehrere Infanterie-Divisionen mit der Mehrzahl der Geschütze beteiligen sollten, bei weitem größer, als die am Tage vorher nur mit Kavallerie unternommenen Versuche.

3⁰ früh.

Skizze 63.

Gegen 3⁰ früh standen die französischen Divisionen folgendermaßen: in Eßling Boudet, links anschließend St. Hilaire, Tharreau und Claparede; diese alle unter Lannes; in und bei Aspern Carra St. Cyr und Legrand, südlich des Dorfes Molitor in der Gemeinde-Au, hier befehligte, wie am 21. Massena; Demont an der Brücke des Stadlauer Armes; vorwärts Demont die Kavallerie.

3⁰ früh bis 7⁰ Morgens.

Um Aspern entbrennt nun bis 7⁰ Morgens ein Kampf, ähnlich dem des Tages vorher. Mit wechselndem Erfolge wird gekämpft, auch in der Gemeinde-Au entspinnt sich ein Ringen zwischen der Division Molitor und Teilen des VI. Korps Hiller. Die Österreicher haben aus den Erfahrungen des Tages vorher nichts gelernt, sie setzen ihre Kräfte tropfenweise ein, so sendet Bellegarde dem General Wacquant auf seine Bitte um Unterstützung — ein Bataillon. Endlich um 7⁰ sind die Franzosen unbestrittene Sieger, auch die Kirche ist in ihrer Gewalt.

In derselben Zeit, zwischen 3^0 und 7^0 früh, wird auf dem östlichen Flügel um den Besitz von Eßling gekämpft. Die Kolonnen Dedovich und Rosenberg waren anfangs vom Glücke mehr begünstigt als am vorangegangenen Abend, erstere drang bis zum Teich im Dorfe vor und letztere gewann südlich des langen Gartens an der Donau Gelände, nachdem sie wiederholte Attacken der Kürassiere Espagne und der leichten Kavallerie Lasalle durch wohlgezieltes Infanteriefeuer abgewiesen hatte. Doch einige Bataillone der Division St. Hilaire stellten die Ordnung im Dorfe wieder her und veranlaßten die eingedrungenen österreichischen Grenadiere zur Umkehr; ebenso mußte Rosenberg dem Vorstoß mehrerer Garde-Voltigeur-Bataillone weichen, die von der Brücke am Stadlauer Donau-Arm entlang kamen.

Gegen 7^0 ist Dedovich bis zum Eßlinger Hof zurückgegangen, während die fünfte Kolonne östlich Stadl-Enzersdorf gesammelt wird.

So unglücklich auch diese Angriffe schließlich endeten, so ist doch hervorzuheben, daß der Generalissimus am 22. die Bedeutung eines Vorgehens zwischen Eßling und Donau erkannte und die entsprechenden Maßnahmen traf.

Im Zentrum hatten inzwischen die beiderseitigen Geschütze seit dem frühen Morgen ihre Geschosse nicht gespart; ein lebhafter Geschützkampf bereitete hier den entscheidenden Stoß vor.

7^0 Morgens.

Napoleon hielt um 7^0 den Augenblick für gekommen, mit Massen durchzubrechen, nun er im vorläufig ungestörten Besitz der beiden Dörfer auf den Flügeln war. Auch ging dem Kaiser um diese Zeit die längst erwartete Nachricht zu, daß der Rest der Garde und Davout mit seinem Korps zum Übergang bereit ständen.

Den Oberbefehl über die für den Durchbruch bestimmten Truppen erhielt Lannes; er sollte in der Richtung auf Breitenlee vorstoßen. Napoleon selbst hielt sich am Eßlinger Ziegelofen auf.

Das erste Treffen bildeten die Divisionen St. Hilaire, Tharreau und Claparede in Regimentsstaffeln formiert, mit der Artillerie in den Brigade-Zwischenräumen, das zweite die Kavallerie*).

Auf österreichischer Seite traf der Stoß die dritte Kolonne (II. Korps) und die Reserve-Kavallerie. Der Generalissimus ist zur Stelle und spornt die Truppen an. Wie am Nachmittage und am Abend vorher bricht sich die Gewalt des französischen Angriffs an dem ruhigen Feuer der österreichischen Infanterie und an den Gegenattacken ihrer Reiterei; aber immer wieder gehen die schweren Massen der Napoleonischen Divisionen zum Sturme vor, und schließlich kommen die gegnerischen Kräfte ins Wanken, ihre Mitte weicht bis 1 km südlich der Straße Breitenlee—Neues Wirtshaus zurück. Da ergreift Erzherzog Karl die Fahne eines Bataillons vom Regiment Zach, bringt die Wankenden zum Stehen, führt sie wieder vorwärts und wirft

8^{30} Morgens.

*) Angeli IV, Seite 340.

die Franzosen bis in Höhe von Aspern—Eßling zurück, bis dahin, von wo ihr Durchbruchsversuch angesetzt worden war. Das Beispiel des obersten Führers hatte Wunder gewirkt und gezeigt, daß es Augenblicke im Schlachtgetümmel geben kann, wo alle Strategie und Taktik zurücktreten müssen vor der Macht der Persönlichkeit.

Der Stern Napoleons schien zu erbleichen, denn fast gleichzeitig mit dem Zurückweichen seiner Massen erreicht ihn die Nachricht, daß die Hauptbrücke von neuem zerstört worden und somit auf Davouts und der Garden Übergang vorläufig nicht zu rechnen ist. An eine Fortsetzung des Durchbruchsversuchs ist nicht zu denken, denn ohne jene Reserven war sein Mißlingen zweifellos. Es galt für den Kaiser nur, sich den Rückzug auf die Lob-Au zu sichern. Zunächst trieb er die gesamte Kavallerie unter Bessieres noch einmal vor, um sich Luft zu schaffen, aber der Erfolg war gering, ihre Attacken scheiterten an der Aufmerksamkeit des Fürsten Liechtenstein. Eine wirksamere Hilfe wurde dem Imperator zuteil durch seinen obersten Gegner, den Generalissimus, der es auch am 22. versäumte, den augenblicklichen Erfolg auszunutzen und dem gefährlichen Führer der Franzosen das Schicksal zu bereiten, das sein leichtfertiges Vorgehen verdiente. Hätte der Erzherzog jenen Blick gehabt wie Napoleon und erkannt, in welch verhängnisvoller Lage dieser sich befand, so war jetzt oder nie der Augenblick gegeben, wo er den Durchbruch seinerseits vollenden mußte. Doch jenes Einsetzen seiner Person war nur ein glücklicher Gedanke gewesen. Die Bescheidenheit verbot wohl auch dem österreichischen Führer, sich darüber klar zu werden, daß nur die Verehrung für seine Person die Truppen mit fortgerissen hatte. Sonst hätte er gewiß rechtzeitiger nicht nur die Grenadierreserve und was von der zweiten und vierten Kolonne bei Aspern und Eßling verfügbar war, zum Eingreifen in den Kampf herangezogen, sondern sie auch sofort weiter vorwärts geführt, über die Linie Aspern—Eßling hinaus zur Donau, wo sich dann die Franzosen an der Brücke stauten und Gefahr liefen, in den Strom geworfen zu werden oder seitwärts auf die Dörfer ausweichen zu müssen. Es ist das Verhängnis des Generalissimus in den Tagen von Aspern, daß er die richtigen Entschlüsse meist zu spät faßt. So auch hier. Es fehlte ihm das Selbstbewußtsein und jene glückliche Sehergabe, unter den anstürmenden Eindrücken mitten in der Schlacht das Richtige sofort herauszufinden, eine Gabe, die seinen Gegner, solange er auf der Höhe seiner Laufbahn steht, auch bei Rückschlägen, nicht verläßt, und die den wahren Feldherrn bezeichnet.

Nur so viel hatte der Generalissimus erkannt, daß es jetzt darauf ankam, auch auf den Flügeln Erfolge zu erzielen, aber seine Anordnungen waren unzweckmäßig; er befahl Hiller und Bellegarde, die Wiedereinnahme von Aspern zu beschleunigen. Er hätte sich sagen können, daß Aspern und Eßling fielen, wenn er mit der Masse in der Mitte vorwärts drang und die Truppen auf den äußersten Flügeln durch die Gemeinde-Au und in dem Raume südlich Eßling vorstießen.

Von 9° bis 11° Vormittags wütete nun in und um Aspern ein erbitterter Kampf mit wechselndem Erfolge, die Kirche als Hauptstützpunkt ist bald in den Händen der Österreicher, bald in denen der Franzosen, bis diese schließlich wieder Meister bleiben. Auch um Eßling entbrennt von 11° ab der Streit von neuem, groß ist die Erbitterung der österreichischen Grenadiere, die ihre Gewehre wütend in die Eisenstäbe der Gitterfenster am Schüttkasten einstoßen, als dessen Besatzung nicht wanken und weichen will. Das Dorf geht zwar vorübergehend den Franzosen verloren, mit Ausnahme jenes Kastells und des herrschaftlichen Gartens, aber am Nachmittage gewinnen sie es mit Hilfe von fünf Garde-Bataillonen wieder. Dagegen wird ihnen Aspern um diese Zeit bis auf den äußersten östlichen Teil entrissen.

9° bis 11° Vormittags.

Der Generalissimus versucht nach 1° Nachmittags den am Morgen versäumten Gegenstoß durchzuführen, doch vergebens, trotzdem jetzt auch Hiller mit Erfolg durch die Gemeinde-Au dringt und Molitors stark zusammengeschmolzene Kräfte zurücktreibt. Die Nachricht von der Wiedereinnahme Eßlings durch den Gegner und der Rückzug der vierten und fünften Kolonne lassen den Erzherzog aber um seine linke Flanke besorgt werden, und so zieht er die Truppen des Zentrums in den Raum zwischen Aspern—Eßling und der Straße Breitenlee—Neues Wirtshaus zurück,*) und dies, obwohl er seit 1° wußte, daß Napoleon augenblicklich hinter sich keinen Übergang nach dem anderen Donau-Ufer hatte. Die vierte und fünfte Kolonne schlossen sich bei Eßlinger Hof—Stadl-Enzersdorf an das Gros an. Napoleon war natürlich weit entfernt, jetzt Offensivabsichten zu haben. Ihm lag nur daran, die Lob-Au mit allem zu erreichen. Der Generalissimus kam ihm dabei in unerwarteter Weise entgegen, und so sehen wir das überraschende Bild am 22. Mai Nachmittags, daß sich beide Teile noch auf dem Schlachtfelde im Rückzug befinden, Napoleon zum ersten Male in seiner glänzenden Laufbahn.

1° Nachmittags.

Um 4° geht er selbst nach der Lob-Au, in der Nacht läßt er sich von dort nach Kaiser-Ebersdorf übersetzen. Massena wird mit der Deckung des Rückzuges betraut und behält Eßling bis zum frühen Morgen des 23. besetzt. Nachdem am 22. im Laufe des späteren Nachmittages nur vereinzelt noch Schüsse gefallen waren — Munitionsmangel auf beiden Seiten soll hierbei mitgesprochen haben —, konnten von 11° Abends an die Franzosen unbelästigt vom Feinde in voller Ordnung auf die Lob-Au übergehen, zuerst die Kranken und Verwundeten, dann die Kaiserliche Garde, die schwere Kavallerie, die Divisionen Molitor, Boudet, Oudinot, die leichte Kavallerie, die Tirailleure der Garde. Die Divisionen Legrand und Tharreau waren die letzten.**) Um 3[30] früh wird die Brücke über den Stadlauer Arm abgebrochen.

4° Nachmittags.

11° Abends.

Die Österreicher hatten auf dem Schlachtfelde biwakiert, der Generalissimus die

*) Hoen, Seite 107.

**) Hoen (v. Binder-Krieglstein), Aspern und Wagram, Seite 221/2.



Nacht wieder in Breitenlee verbracht. Erst am 23. Morgens erfährt er den Rückzug der Franzosen auf die Lob=Au.

Fast 23 000 Mann haben die Österreicher verloren, und der Verlust der Franzosen ist anscheinend nicht geringer. Der Kaiser beweint den Tod seines Freundes Lannes, der einer am Nachmittage des 22. erhaltenen Wunde erliegt; auch St. Hilaire und Espagne sind gefallen.

Betrachtungen. Wir können aus den Tagen von Aspern vor allem die Lehre ziehen, daß es gefährlich ist, einen großen Fluß ohne genügende Vorbereitung mit Massen angesichts des Feindes überschreiten zu wollen. Napoleon ist durch Schaden erst klug geworden und hat sechs Wochen später das Wagnis nicht ebenso leichtfertig wiederholt, sondern die Zwischenzeit zu gründlichem Studium der Brückenstelle und zur Herstellung der notwendigen Anlagen benutzt, um des Erfolges im voraus sicherer zu sein.

Eine weitere Lehre besteht darin, daß wir uns nicht unnötig auf den Sturm der Front von Dörfern einlassen, sondern die Wirkung der Umfassung abwarten sollen, wo sie möglich ist. Wir hätten diese Lehre allerdings schon längst beherzigen können, dann wäre uns die Erfahrung von St. Privat erspart geblieben. Es ist auch nicht gesagt, daß nun in Zukunft derartig erbitterte Ortsgefechte ganz aufhören werden. Wir müssen aber das Höchste erstreben, um das Mögliche zu erreichen. Es wird sich die Erstürmung eines feindlichen Stützpunktes in der Front oft ebensowenig vermeiden lassen, wie der Angriff auf eine beliebige Verteidigungsstellung über eine freie Ebene. Dann muß aber die schwere Artillerie des Feldheeres und die Feldartillerie vorher entsprechend eingesetzt worden sein, um die Verluste für die Infanterie möglichst zu vermindern.

Auf einen Durchbruch, wie ihn Napoleon am 22. Mai erstrebte, würden wir uns heute kaum einlassen. Die Gefahr, selbst umzingelt zu werden, ist zu groß. Einleuchtender wäre ein festes Anpacken des Gegners in der Front, also zwischen Aspern und Eßling, und ein Vorgehen südlich von Eßling zur Umfassung des feindlichen linken Flügels. Auch Napoleon konnte dies Mittel anwenden, wie er es bei Wagram tat. Es ist auffallend, daß er bei Aspern nicht auf diesen Gedanken kam: wenigstens hatte er eine größere Sicherheit des Erfolges für sich, wenn er am 22. früh, unter Festhaltung der beiden Dörfer, im Zentrum eine starke Artillerie und die Divisionen St. Hilaire und Tharreau verwendete; mit Claparede, Demont und den Garden, gefolgt von der gesamten Kavallerie aber zwischen dem langen Garten und dem Stadlauer Donau=Arm auf Stadl=Enzersdorf vorging, mit der Infanterie die fünfte Kolonne der Österreicher über den Haufen warf und nunmehr die Reiterei, gefolgt von den Infanterie=Divisionen, in den Rücken der vierten und dritten Kolonne fegen ließ. Über 20 000 Mann und 10 000 Reiter faßten alsdann die Flanke des Gegners. Die Division Molitor, Teile von Carra St. Cyr, sowie einige Regimenter der im Zentrum verwendeten Divisionen St. Hilaire und Claparede konnten die Reserve in der

Mühl-Au bilden. Selbst wenn die Brücke brach, erscheint ein Erfolg für Napoleon wahrscheinlicher durch Umgehung als bei einem Durchbruch der Mitte.

23. Mai.

Die österreichische Heeresleitung versäumte es am 23., nachdem der Abzug des Gegners endlich erkannt worden war, sofort zur Verfolgung auf die Lob-Au vorzugehen. Der Generalissimus begnügte sich zunächst damit, Eßling zu besetzen, wo kein Feind mehr war. Am Nachmittage endlich ordnete er für die Nacht zum 24. an, daß eine Kolonne des VI. Korps und eine Brigade des IV. auf die Lob-Au übergehen sollten,*) während das V. bei Nußdorf demonstrierte. Seine Absicht, mit allem den Gegner auf der Lob-Au anzugreifen, soll an der Ermüdung der Truppen und dem Mangel an Pontons gescheitert sein. Aber auch die wenigen zum Übergang bestimmten Truppen kamen nicht auf die Insel, da die Donau zu stark geschwollen war. Napoleons Armee blieb demnach gänzlich unbelästigt.

Es wiederholt sich hier nach dem unerwarteten Siege der Österreicher bei Aspern, daß der Sieger versäumt, den abgewiesenen Feind gänzlich zu vernichten. Selbst wenn wir in Betracht ziehen, daß der österreichische Oberfeldherr von Beginn des Feldzuges an mit einem gewissen Widerwillen seine Aufgabe angefaßt hatte und mehr ein Vertreter der Erhaltungsstrategie war, d. h. die Armee dem Staate lieber erhalten, als sie dem Kampfe aussetzen wollte, wenn ferner es zweifellos ist, daß der Generalissimus nach den Tagen von Regensburg dem französischen Kaiser den Frieden angeboten hatte und auch in den Tagen von Aspern mehr an Frieden als an Sieg dachte, so wundert sich doch ein Soldatenherz, daß dem Generalissimus, nun ihm der Sieg gleichsam in den Schoß gefallen war, nicht alle Hebel in Bewegung setzte, den verwegenen Korsen zu vernichten. Aber Erzherzog Karl war ein Mensch. Und so wird ihn das Mitleid getrieben haben, seine Truppen zu schonen. Auch nach Königgrätz versäumte die preußische Heeresleitung die unmittelbare Verfolgung, wie Moltke selbst zugibt, wegen Ermattung der Truppen und, weil man nicht wußte, daß noch ein frisches Armeekorps verfügbar war. Wir dürfen uns trotzdem nicht abhalten lassen, mit allen Mitteln darauf zu dringen, daß sich jene Fehler der Vergangenheit nicht wiederholen. Das augenblickliche Nachgeben kann zu den verderblichsten Folgen führen und uns die Früchte des Sieges entreißen, so wie den Österreichern nach Aspern. Mit Recht sagt daher die Instruktion für die höheren Truppenführer vom Jahre 1885: „Nach einem siegreichen Kampfe hat eine *ungesäumte* Verfolgung unbedingt stattzufinden. Jeder Kommandierende General ist verpflichtet, sich hierfür mit seiner Person einzusetzen. Die Führer der vordersten Truppenkörper, der Kavallerie, der Chef des Generalstabes, jeder hat in seinen Verhältnissen zu tun, was in diesem Sinne irgend möglich ist.

Wer eine Verfolgung versäumt, ladet die schwere Verantwortung für neue Opfer

*) Mayerhoffer, Seite 89.

auf sich, die nötig sein werden, um den wieder gesammelten Feind aufs neue zu schlagen. Je früher und unmittelbarer die Verfolgung eintritt, um so wirksamer wird sie sein.

Was die Strapazen einer rastlosen Verfolgung aufbrauchen, das wird durch die von Tag zu Tag sich steigernde Zersetzung des Gegners hundertfach ersetzt."

Gewiß vermochte der Generalissimus, wenn er den Menschen in sich unterdrückte und den Feldherrn allein sprechen ließ, auch das französische Heer auf der Lob-Au gänzlich zu vernichten. Das nötige Übersetzmaterial ließ sich bei der geringen Breite des Stadlauer Armes durch Kräfte wie die des Hauptmanns Magdeburg bei recht zeitiger Fürsorge beitreiben und war auch vorhanden, wie selbst österreichische Quellen zugeben.*) Unter dem Schutze einer mächtigen Artillerie waren Brücken zu bauen und der Übergang in der Nacht zum 24. und am 24. Morgens zu erzwingen; von der Mühl-Au im Norden und der Schuster-Au im Osten aus fand man gedeckte Annäherung an den Strom. Die gänzliche Vernichtung der Napoleonischen Armee am 24. Mai war so gut wie gewiß. Wußte doch der Generalissimus bereits am 23. durch sein Observatorium, daß die Brücken von der Lob-Au nach dem rechten Donau-Ufer zwar im Laufe des 22. wiederhergestellt, bald darauf aber erneut und nachhaltig zerstört waren und ihre Wiederherstellung einige Zeit in Anspruch nehmen mußte. Die Anordnungen des Erzherzogs für die Nacht zum 24. tragen den Stempel mangelnder Überlegung und kommen hierin den Vorbereitungen seines Gegners für den Übergang der französischen Armee vom südlichen auf das nördliche Ufer gleich.

24. bis 31. Mai. Am 24. bleibt die österreichische Armee in ihren Stellungen bei Aspern—Eßling, am 25. rückt sie mit dem Gros (I., II., IV., Grenadiere) hinter den Ruß-Bach in die Linie Helma-Hof—Deutsch-Wagram—Markgrafneusiedel, mit der Reserve-Kavallerie in die Gegend südlich des letzteren Ortes; auch das VI. Korps mit der Avantgarde Klenau blieb bei Aspern—Eßling, beide Orte wurden ebenso wie Stadl-Enzersdorf und die Mühl-Au befestigt und zwischen ihnen sowie seitwärts leichte Verschanzungen angelegt. Hillers Aufgabe war, gegenüber der Lob-Au zu demonstrieren, die Brücken der Franzosen zu zerstören und, wenn möglich, die Lob-Au anzugreifen.

Das V. Korps blieb in seiner alten Aufstellung am Spitz und bei der Schwarzen Lacken-Au, die befestigt wurde; es sicherte wie bisher bis Krems.

Zum Abmarsch des Gros in die Ruß-Bach-Stellung hatten den Generalissimus Meldungen von Truppenzusammenziehungen des Gegners bei Wien und von dessen Absicht, am Spitz überzugehen, veranlaßt. Der Erzherzog wollte daher selbst in der Lage sein, jedem derartigen Versuch aus einer Stellung entgegenzutreten, die gleichweit vom Spitz und der Lob-Au lag.**) Sein Hauptquartier war Markgrafneusiedel.

---

*) Angeli IV, Seite 366.

**) Mayerhoffer, Seite 89; Angeli IV, Seite 368.

In dieser Stellung blieben die Österreicher bis Ende Juni.

Napoleon hat durch den selbstverschuldeten Mißerfolg den Mut nicht verloren. Bereits am 22. Mittags, als er einsieht, daß der Rückzug auf die Lob=Au unabweislich wird, erhält Davout die erneute Mahnung, für Munition und Lebensmittel zu sorgen, für diese soll auch Daru, der Generalintendant der Armee, tätig sein, ebenso für Ambulanzen. Bernadotte bei Linz darf nicht mehr daran denken, in Böhmen einzufallen, bevor die Brücke bei Kaiser=Ebersdorf wiederhergestellt ist, und Lauriston bei Wiener Neustadt soll feststellen, wohin sich Erzherzog Johann von Villach gewendet habe, ob nach Bruck an der Mur oder nach Marburg.

Vom 23. Mai bis 4. Juni Abends ist der Imperator in Kaiser=Ebersdorf, dann kehrt er bis zum 1. Juli nach Schönbrunn zurück. Tag für Tag ergehen nunmehr Weisungen für Wiederherstellung der zerstörten Brücke, Bau von neuen Brücken, Ersatz der Verluste an Mannschaften und Material, Heranziehung der auf den rückwärtigen Verbindungen und den anderen Kriegsschauplätzen irgend entbehrlichen Truppen.*)

Das glänzende organisatorische Talent des Kaisers, seine nie rastende Tatkraft kommen zur Geltung in dem Bestreben, das Versäumte in möglichst kurzer Zeit wieder gut zu machen und die nicht eingestandene Niederlage in einen um so größeren Sieg zu verwandeln. Zur Sicherung der Brückenstelle wird wie vor dem ersten Übergang die Masse der Kavallerie südlich Wien vorgeschoben, Lasalle nach Hainburg, Montbrun von Fischamend nach Bruck an der Leitha, Colbert nach Wiener Neustadt, in zweite Linie Nansouty in die Gegend zwischen Fischamend und Schwechat, eine Kürassier=Division (früher Espagne) zwischen Laxenburg und Bruck, St. Sulpice zwischen Laxenburg und Wiener Neustadt. Die Kavallerie, soweit sie auf der Lob=Au war, konnte diese Bewegungen erst am 25. beginnen, als die große Brücke endlich wieder fertig ist. Auch die sonst auf der Lob=Au befindlichen Truppen mit Ausnahme des Korps Massena räumen die Insel, die Garden rücken nach Wien, die übrigen Korps bleiben bei Kaiser=Ebersdorf.

Am 27. Mai erfährt der Kaiser, daß sein Stiefsohn, der Vizekönig Eugen Beauharnais, am Tage vorher Leoben erreichte, nachdem er am 25. die Division Jellachich, auf deren Rückzug von Radstadt, bei St. Michael nahe Leoben aufgerieben hat. Eugens Verwendung gegen den auf Ungarn ausgewichenen und von der Division Grouchy verfolgten Erzherzog Johann bildet nun bis Ende Juni die weitere Sorge des Imperators. Zunächst weist er ihn an, seine Truppen bei Bruck an der Mur zu versammeln, den Semmering zu besetzen und dort Lauriston abzulösen, der sich in Wiener Neustadt mit Colbert vereinigen wird. Mit Lefebvre, der damals von Salzburg über Radstadt auf Leoben vorstoßen will, hat Eugen Ver=

*) Corr. Nr. 15 243 ff.

bindung zu suchen. Napoleon wünscht seinen Stiefsohn zu mündlicher Aussprache in Kaiser-Ebersdorf zu sehen.

Skizze 60. Am 28. Mai wird Montbrun von Bruck auf Ödenburg vorgeschoben, um gegen die Flanken des Erzherzogs Johann zu erkunden, der wahrscheinlich nach Raab gehen werde; auch Lauriston ist jetzt nach Ödenburg gewiesen; Eugen soll besondere Aufmerksamkeit seiner Artillerie widmen.

Der 29. Mai ist hauptsächlich der Bereitstellung von Pontons gewidmet, für die Bertrand, der Genie-Kommandant, zu sorgen hat. Dejean, Ministerialdirektor im Kriegsministerium, und Clarke, der Kriegsminister, werden mit dem Pferdeersatz für die Feldarmee bei Kaiser-Ebersdorf, am 30. Daru mit Aufstellung eines Magazinverzeichnisses beauftragt. Klagenfurt soll befestigt, die Werke von Linz sollen verstärkt werden. Berthier hat eine hohe Leiter aus dem Parke von Schönbrunn nach der Lob-Au zu schaffen, die als Beobachtungsposten dienen wird.

Am 31. setzt der Kaiser die Division Gudin vom Korps Davout von Wien auf Preßburg in Marsch, um den dort vom Feinde eben auf dem rechten Donau-Ufer angelegten Brückenkopf wegzunehmen,*) und kommt damit dem Erzherzog Johann zuvor, dessen Ziel zweifellos Preßburg ist. Vandamme wird auf die Nachricht von feindlichen Scheinbewegungen bei Krems angewiesen, im Verein mit Bernadotte, der von Linz heranrückt, jeden Übergangsversuch der Österreicher dort im Keime zu ersticken; hierzu empfiehlt Napoleon, sich der bei Kaiser-Ebersdorf mit Erfolg angewandten Mittel des Gegners, der Lastschiffe und Brander, als „Revanche" zu bedienen. In Linz soll höchstens eine bayerische Division bleiben.

1. bis 6. Juni. Am 1. Juni erkundet Napoleon wie an den Tagen vorher auf der Lob-Au.**) Am Abend erreicht ihn die angenehme Nachricht, daß Marmont, der in dem seit 1805 französischen Dalmatien stand und auch heranbefohlen war, Laibach erreicht hat.

Am 3. Juni wird Eugen nach Ödenburg gewiesen, um von dort je nach Umständen gegen Erzherzog Johann vorzustoßen.

Davout, der der Division Gudin persönlich auf Preßburg folgte, war es nicht geglückt, den durch die Brigade Bianchi verteidigten Brückenkopf zu nehmen. Napoleon gibt ihm daher am 5. Weisungen, wie er verfahren soll.

Eugens Bewegung von Ödenburg auf Körmend findet Napoleons Billigung. Marmont soll in Laibach stehen bleiben. Erzherzog Johann scheint bei Wildon zu sein, er stand in Wirklichkeit bei Körmend. In Graz ist ein Korps Eugens unter Macdonald schon seit Tagen.

Bernadottes Korps wird in St. Pölten versammelt und hat besondere Bestimmung zu erwarten.

---

*) Corr. 19 Nr. 15283.

**) Hoen (v. Binder-Krieglstein), Seite 256.

Vandamme sichert weiter an der Donau von Melk bis Wien.

Massena erhält an dem Tage eingehende Instruktionen für den Bau von drei oder vier Brücken von der Lob-Au nach dem Nordufer.*)

Am 6. meldet Eugen, daß die Brigade Colbert endlich mit dem Erzherzog Johann zwischen Körmend und Stein am Anger zusammengestoßen sei. Der Kaiser empfiehlt daher, ihm geschlossen entgegenzutreten und auch Macdonald und Marmont heranzuziehen. Seinen Betrachtungen über den Unterschied der Kriegführung in den Gebirgsländern Kärnten und Steiermark von der in den Ebenen Ungarns sowie über die möglichen Absichten des österreichischen Führers läßt Napoleon keine bestimmten Weisungen folgen, sondern bleibt seinem Idealgrundsatze treu, den fern von der Hauptarmee allein operierenden Generalen freie Hand zu lassen, da sie dem Feinde unmittelbar gegenüberstehen und allein die augenblickliche Lage zu beurteilen vermögen.

Zu Davouts Unterstützung gehen die Divisionen Demont von Kaiser-Ebersdorf und Puthod (4. Division des 3. Korps) von Wien auf Preßburg.

Lauriston ist heute an der Raab und sichert Davout nach Süden, Lasalle, den später Marulaz verstärkt, Nansouty und der größte Teil der schweren Kavallerie können im Notfall auf Preßburg herangezogen werden. Riboisiere, der Chef der gesamten Artillerie der Feldarmee in Wien, wird das Korps Davout mit Munition versorgen.

Berthier soll dem Kaiser bestätigen, daß seine Armee 155 bis 160 000 Mann stark ist, ohne Vandamme und Lefebvre.**)

Vom 7. bis 11. Juni nehmen den Kaiser die Operationen Eugens hauptsächlich in Anspruch, der am 9. Sarvar, am 10. Klein-Zell erreicht, während sein Gegner bei Tükesvar ist und von da am 11. über Szalok nach Papa marschiert. Macdonald ist am 11. in Körmend.

7. bis 28. Juni.

Vom 12. bis 16. Juni bilden die Ordnung des Nachschubs, die Verteilung der Artillerie auf Korps und Divisionen, der Sicherungsdienst an der Donau zwischen Kaiser-Ebersdorf und Nußdorf, die Befestigung der Tabor-Insel und der Lob-Au und die Beschleunigung der Übergangsarbeiten, die am 20. fertig sein sollen, das Tagesprogramm des Kaisers. Sein Entschluß, diesmal auf der Ostseite der Insel nach dem linken Ufer zu neuen Kämpfen vorzustoßen, scheint festzustehen. Erst am 16. erfährt Napoleon den Sieg Eugens bei Raab am 14. über die beiden Erzherzöge Johann und Josef, den Palatin von Ungarn und Führer der Insurrektionstruppen. Johann zieht sich auf Komorn und von dort auf dem anderen Ufer nach Preßburg zurück. Marmont wird nach Graz vorgeschickt.***)

*) Corr. 19 Nr. 15295 bis 15304.
**) Corr. 19, Nr. 15305 ff.
***) Corr. 19, Nr. 15339 ff.

Bis zum 28. Juni gehen die Vorbereitungen auf der Lob-Au, bei Kaiser-Ebersdorf, auf der Tabor-Insel und bei Nußdorf langsam vorwärts. Wiederholt unterzieht der Imperator den Stand der Arbeiten einer Besichtigung. Die Geschützanzahl der einzelnen Batterien auf den Donau-Inseln zwischen Kaiser-Ebersdorf und der Mühl-Au, insbesondere auf der Lob-Au, wohin aus dem Arsenal in Wien schwere Kaliber herangezogen worden sind, sowie die Verpflegung der Truppen dort, auch mit Wein und Schnaps, bestimmt der Kaiser selbst. In Ungarn ist Raab nach kurzer Einschließung genommen worden, dagegen kommt Davout vor Preßburg nicht vorwärts und muß wiederholt die Unzufriedenheit des obersten Kriegsherrn empfinden. Mehr Erfolg verspricht sich Napoleon von Beitreibungen des 3. Korps in der Gegend zwischen Raab und Preßburg, die der Hauptarmee zugute kommen.

Eugen und Davout sollen sich (vom 21. ab) bereit halten, zur großen Schlacht an die Hauptarmee heranzumarschieren. Der Kaiser legt dem Vizekönig ans Herz, für Heranschaffung der schweren Geschütze und aller übriggebliebenen Munition von Raab nach Kaiser-Ebersdorf zu sorgen. Raab soll natürlich genügend armiert bleiben.

Der Übergang aus der Lob-Au auf das nördliche Ufer wird durch eine starke Kanonade eingeleitet werden, die bevorstehende Schlacht wird viel Munition kosten, darum muß alles geschehen, um nicht in Verlegenheit zu kommen.

Auch Davouts Artillerie wird in der Schlacht gebraucht werden und muß daher andauernd in gutem Zustande sein. Zunächst wäre allerdings die Einnahme Preßburgs erforderlich gewesen.

Erzherzog Johann hat von Komorn aus am 23. Juni Preßburg erreicht.

Die Insurrektionstruppen sind zum Teil auf Pest, zum Teil in das Innere Ungarns ausgewichen.

Lefebvre ist von Salzburg in Linz eingetroffen und darauf vorbereitet, daß eine seiner Divisionen auf Wien herangezogen werden soll. Der Zustand der Befestigungen von Passau und Linz nimmt das Interesse Napoleons sehr in Anspruch.*)

Dieser Überblick über die Tätigkeit des französischen Kaisers dürfte ein ungefähres Bild geben, wie die Tage von ihm ausgenutzt wurden, wobei noch nicht der zahlreichen diplomatischen und privaten Korrespondenz gedacht ist.**)

29. Juni. Waren die Anordnungen für den erneuten Übergang bisher vorbereitender Art gewesen, so tritt vom 29. Juni an die bestimmte Absicht, Anfang Juli zur Ausführung zu schreiten, klar zu Tage. Am 5. Juli will der Kaiser den Feind angreifen. Hierzu soll Davout am 3. bei Ebersdorf sein, ihn lösen Truppen des Vizekönigs Eugen ab, dessen Gros von Raab über Bruck am 4. Abends an der Übergangsstelle

*) Corr. 19, Nr. 15364 ff., 15426 ff.

**) Die Korrespondenz Napoleons (Band 19) in dieser Zeit umfaßt rund 250 Nummern, und dabei ist nicht einmal alles veröffentlicht worden.

einzutreffen hat; auch Marmont wird von Graz herankommen. Leichte Kavallerie wird den Abmarsch Eugens in Ungarn verschleiern; in Raab bleiben 1000 Mann. In Bruck an der Leitha wird eine neugebildete leichte Kavallerie-Brigade unter Thiry nach Süden weiter sichern. Montbrun, Colbert und die schwere Kavallerie sind für die Schlacht nicht zu entbehren. Lefebvre, der jetzt mit zwei Divisionen in Linz Bernadotte ersetzt hat, soll Wrede derart in Marsch setzen, daß er am 3. in Melk ist und noch drei Meilen zurücklegen kann.

30. Juni.

Am 30. Juni Morgens ist der Kaiser ohne Grund vorübergehend besorgt, daß die österreichische Hauptarmee ihre Stellung gegenüber Wien verlassen und sich nach Ungarn gewandt haben könne. Eugen soll die Brücke bei Komorn beobachten. Allerdings erscheint dieser Fall Napoleon selbst wenig wahrscheinlich.

Am Nachmittage gelingt es, an der alten Stelle eine Brücke aus der Lob-Au nach der Mühl-Au zu bauen, ohne daß die österreichischen Vorposten es verhindern können. Der alte Brückenkopf wird wieder hergestellt. Eine Brigade besetzt die Mühl-Au.

Die Nachricht von diesem Wagnis brachte aber doch endlich Leben in die operative Tätigkeit des Generalissimus. Dieser hatte zwar Ende Mai die bestimmte Absicht, bei Preßburg über die Donau zu gehen, sich mit Erzherzog Johann zu vereinigen und Napoleon auf dem rechten Stromufer zu schlagen. Zuvor wollte er alle detachierten Truppen heranziehen. Das III. Korps Kolowrat wurde auch, mit Ausnahme einer Division, die vor Linz blieb, am 28. Mai zur Hauptarmee in Marsch gesetzt, der beabsichtigte Uferwechsel mit allen Kräften beschränkte sich aber auf die Entsendung der Brigade Bianchi nach Preßburg.*) Von Einfluß ist wahrscheinlich auch eine Denkschrift des Generals v. Wimpffen gewesen, der den innersten Gefühlen des Generalissimus entgegenkam, indem er unverändertes Verweilen in der augenblicklichen Stellung empfahl. Wolle man aber durchaus offensiv werden, so müsse dieser Absicht ein Scheinübergang von drei Armeekorps und einer Kavallerie-Division bei Tulln vorangehen. Während diese Truppen alsdann über Stammersdorf zur Vereinigung mit dem Gros der Armee nach Siebenbrunn—Marchegg behufs wirklichen Übergangs bei Preßburg abmarschieren, soll Schustekh Mautern angreifen. Man darf wohl, ohne ungerecht zu sein, diesen Plan als unpraktisch, wenn nicht unbegreiflich, bezeichnen. Auch er kam nicht zur Ausführung. Die österreichische Hauptarmee blieb bis zum 30. Juni stehen. Die Ruhe des Generalissimus, dessen Hauptquartier seit dem 2. Juni in Deutsch-Wagram ist, wird nur aus zwei Gründen in diesen vier Wochen gestört; einmal dadurch, daß Weisungen an Erzherzog Johann wiederholt nötig werden, dessen Natur eine schnelle Kriegführung wenig sympathisch war, und der sieben Tage bei Körmend stehen bleibt, weil auf seine Anfragen beim Generalissimus

*) Angeli IV, Seite 384 ff.



keine Antwort eingetroffen ist.*) Die andere Veranlassung ist die Annahme, der französische Kaiser werde den Jahrestag von Marengo, den 14. Juni, benutzen, erneut an der alten Stelle aus der Lob-Au überzugehen — denn daß er nur dort und an keiner anderen Stelle der Insel übergehen werde, hat sich beim Generalissimus als unzweifelhaft festgesetzt —, hierfür standen die Österreicher am 13. und 14. Juni in Gefechtsbereitschaft.**) Erzherzog Karl hatte bereits am 5. eine Schlachtdisposition verfaßt, nach der das I., II., IV. Korps und die Kavallerie-Reserve den bereits durch den Kampf mit den Vortruppen beschäftigten Feind konzentrisch angreifen und werfen sollten. Das Hauptquartier war bei Neues Wirtshaus vorgesehen. Doch es geschah nichts an der Donau, wohl aber erlitt Erzherzog Johann an dem Tage, wie erwähnt wurde, bei Raab eine Niederlage, und dies veranlaßt den Generalissimus, dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen zu schreiben: „Seit der Schlacht von Aspern und besonders seit jener von Raab predige ich unermüdlich Friede, Friede, Friede!"***)

Endlich brachte die Nachricht von dem Brückenbau am Stadlauer Arm, also in der Tat an der alten Stelle, Bewegung in die Massen der österreichischen Hauptarmee. Der Generalissimus sah seine Vermutung bestätigt und rückte sofort mit allem in der Nacht zum 1. Juli in die Gegend von Aspern und Eßling, schweren Herzens, denn er sah in der bevorstehenden Schlacht nur „einen Kampf der Verzweiflung für Österreich" und hätte es vorgezogen, die „letzten Kräfte der Monarchie zu erhalten".†)

Um Mitternacht wird die Armee in Bewegung gesetzt. Am Morgen des 1. Juli stehen: IV. Armeekorps zwischen Rutzendorf und Pysdorf, II. zwischen Pysdorf und Eßlinger Hof, I. von hier bis Hirschstetten; die Grenadiere bei Süßenbrunn, III. Korps bei Gerasdorf, die Reserve-Kavallerie beim Neuen Wirtshaus; hier ist Erzherzog Karl.††)

1. bis 3. Juli.

Am 1. Juli rückte der Erzherzog näher an die Donau heran: III. Korps Kolowrat etwa 1 km nördlich Aspern, II. Hohenzollern ebensoweit nördlich Eßling, IV. Rosenberg bei Wittau, hinter dem Intervall zwischen III. und II. Korps die Reserve-Kavallerie in Höhe des Neuen Wirtshauses. I. Korps Bellegarde bildete bei Breitenlee, das Grenadier-Korps bei Raasdorf die Reserve.

Am 2. Juli 8° Morgens eröffneten die Franzosen eine lebhafte Kanonade von der Ostfront der Lob-Au her. Der Generalissimus gewann hierdurch den Eindruck, daß der Gegner wohl kaum an der alten Stelle übergehen, sondern, wenn er von

---

*) Hoen (v. Binder-Krieglstein), Seite 264.

**) Erzherzog Karl VI, Seite 236.

***) Angeli IV, Seite 421/2.

†) Erzherzog Karls gesammelte Schriften VI, Seite 373. Vgl. Ommen: „Erzherzog Karl bei Wagram", Seite 11.

††) Mayerhoffer, Seite 142.

der Lob=Au vorbrach, dies eher auf der Ostseite tun werde. Erzherzog Karl kam zur Überzeugung, daß er mit seinem Feldgeschütz gegen die schweren Kaliber der Franzosen machtlos und an einen Angriff auf den Feind während des Übergangs nicht zu denken sei, zumal die gleichzeitig notwendige Festhaltung der Linie Aspern—Eßling starke Kräfte erforderte. Auch wenn die Armee den Franzosen Raum zur Entwicklung ließ und sich rückwärts Stadl=Enzersdorf—Wittau aufstellte, vermochte dies die Aussichten auf Erfolg nicht zu bessern, da der größte Vorteil, der Überfall, verloren ging. Schließlich führte der Rückzug in beiden Lagen auf das nördliche, unwegsame Ungarn, wohin außerdem ein feindliches russisches Heer im Anmarsch war.*)

Der Generalissimus entschloß sich nach diesen Erwägungen, am 3. Juli in die alte Stellung hinter dem Ruß=Bach und am Bisam=Berge zurückzugehen, in der er den Feind erwarten will, falls er aus der Lob=Au kommt, aus der er aber vorzubrechen beabsichtigt, falls der Gegner doch anderswo übergehen sollte.

Maßgebend vor allem ist aber für den Erzherzog die Möglichkeit des Rückzuges auf Böhmen und Mähren. Der Rückzug spielt überhaupt in den Erwägungen der Heeresleitung von Beginn des Feldzuges an die Hauptrolle. Die übergroße Besorgnis vor Rückschlägen verleitet bereits in Bayern zu allen möglichen rückwärtigen Entsendungen und bewirkt die immer mehr zunehmende numerische Schwäche der Hauptarmee. „Wer alles decken will, deckt nichts", sagt Friedrich der Große.

Das Schwanken in den Entschlüssen des österreichischen Oberkommandierenden in den ersten Julitagen ist charakteristisch für seine Persönlichkeit. Der Feldmarschall Moltke sagt aus eigener Erfahrung**) „nun und nimmermehr werde man im Leben zu etwas kommen, wenn man bei einem größeren Entschlusse nicht auch mal etwas übers Knie breche, nicht einige Rücksichten unberücksichtigt lasse". Das ist auf den Feldherrn jedenfalls sehr oft anwendbar. Der Generalissimus wäre gewiß besser gefahren, wenn er in allen Lagen, wo es galt, einen ernsten Entschluß zu fassen, sich weniger den Bedenken überlassen hätte, die dagegen sprachen. Im Kriege ist eben alles gefährlich. Denkt der Feldherr nur daran, so kommt er nie vorwärts. Ähnlich erging es dem Erzherzog Karl. In der Besorgnis um seinen Rückzug, für den sowohl die Straße nach Böhmen wie die nach Mähren ausgenutzt werden sollen, stellt er seine Armee weit ausgedehnt im rechten Winkel hinter dem Ruß=Bach und am Bisam=Berge auf, statt sie zu konzentrieren: entweder nur hinter dem Ruß=Bach mit dem Rückzuge nach Mähren oder noch vorteilhafter nur am Bisam=Berge mit den Straßen nach Böhmen hinter sich. In einer Flankenstellung zwischen Donau und Ruß=Bach, mit dem rechten Flügel bei Strebersdorf, mit dem linken bei Deutsch=Wagram, konnte die österreichische Hauptarmee getrost ein Vorgehen Napoleons über die Donau

---

*) Mayerhoffer, Seite 144/5; Angeli IV, Seite 436 ff.

**) Denkwürdigkeiten IV, Seite 260.

erwarten. Der gesunde Menschenverstand und die Nachrichten vom Observatorium mußten der Heeresleitung sagen, daß für die Hauptkräfte der Franzosen außer der Ostseite der Lob-Au kaum ein anderer Übergang in Frage kam, da diese doch kaum derart armiert worden wäre, wenn nicht allein dort ernste Absichten bestanden. Napoleon war gezwungen, nach dem Übergang jene Flankenstellung anzugreifen. Starke Reserven hinter dem rechten Flügel ermöglichten es dem Generalissimus, längs der Donau vorzugehen, den Gegner von seinen Brückenstellen abzudrängen und nach Ungarn oder Mähren zu werfen, umsomehr als Napoleon gewiß den österreichischen linken Flügel angegriffen haben würde. Dieser war fortifikatorisch zu verstärken, wozu sich Deutsch-Wagram als Stützpunkt eignete. Die gesamte Kavallerie war hinter dem linken Flügel zu versammeln, um den Umgehungstruppen in die Flanken zu fallen. Selbst wenn der Generalissimus auf das Abdrängen des Gegners von der Donau verzichtete und sich entschloß, außer der Kavallerie auch seine sämtlichen Reserven auf dem linken Flügel zu verwenden, um die Franzosen auf die Lob-Au zurückzuwerfen, so hatte er immer noch größere Aussichten auf einen Erfolg, als in der weiten Aufstellung, die er wirklich nahm.

General v. Moltke war 1866 vor Wien in einer ähnlichen Lage wie Erzherzog Karl 1809. Er erwartete ein Vorbrechen der Österreicher mit 150 000 Mann von Floridsdorf aus. Die hierfür beabsichtigte Aufstellung hinter dem Ruß-Bach, mit der Elb-Armee bei Wolkersdorf, mit der Ersten hinter Deutsch-Wagram, der Zweiten als Reserve bei Schönkirchen, ist aber trotz bedeutend größerer Truppenanzahl (1866: 220 000, 1809: 135 000*) [mit 500 Geschützen]) bei weitem konzentrierter als die des Generalissimus.

Moltke beabsichtigte bekanntlich aus der Stellung vorzubrechen, wenn der Feind nicht selbst angreife, oder aber, unter Belassung eines Observationskorps vor Wien, möglichst schnell nach Preßburg abzumarschieren.

Dieser Aufstellung würde es entsprochen haben, wenn 1809 Erzherzog Karl alle Truppen in der Linie Deutsch-Wagram—Markgrafneusiedel, mit starken Reserven am Straßfelder Walde, gehabt hätte, vorausgesetzt, daß er ein Vorbrechen des Feindes von der Lob-Au oder Nußdorf her erwartete und sich darauf beschränken wollte, ihn dorthin zurückzuwerfen, oder aber einen Abmarsch nach Preßburg im Auge behielt.

Napoleon ist seit dem 1. Juli auf der Lob-Au. Mit großer Genugtuung stellt er fest, daß die Insel zu einem hervorragend widerstandsfähigen Waffenplatze ausgebaut worden ist.

Als am Abend der Niederlage von Aspern die Frage war, was tun, berief Napoleon seine Marschälle nach der Brücke an der Mühl-Au, um ihre Ansicht zu hören. Von einem Rückzug auf das rechte Donau-Ufer wollte der Kaiser nichts wissen:

---

*) Rapport vom 4. Juli 1809 Morgens.

„Aber meine Herren, das ist, als ob Sie mir den Rat geben, nach Straßburg zu gehen; wenn ich über die Donau zurückgehe, so muß ich Wien räumen, weil die Feinde hinter mir übergehen werden, und dann werden sie mich vielleicht bis Straßburg zurückdrängen. In meiner Lage ist die einzige Verteidigung die, auf das linke Stromufer überzugehen, wenn die Österreicher auf das rechte gingen, und so um Wien herumzumanövrieren, das meine Hauptstadt und der Mittelpunkt meiner Hilfsmittel ist. Wenn ich über die Donau zurückgehe und der Erzherzog zum Beispiel sich aufmacht, sie bei Linz zu überschreiten, so müßte ich nach Linz marschieren, anstatt aus der Stellung, in der ich bin, überzugehen und ihm zu folgen, bis er gegen mich Kehrt macht. Es ist unmöglich, daß ich mich von Wien entferne, ohne 20 000 Alliierte zu verlieren, die uns sofort verlassen würden."*) Der Kaiser hatte innerlich wohl auch erwogen, daß jedes Zurückgehen aus der Lob-Au ein Eingeständnis des erlittenen Rückschlags bedeutete und seinem Ansehen Europa gegenüber schaden würde. Außerdem konnte er hinzufügen, daß die bisher mit dem Generalissimus gemachten Erfahrungen ihn zum Ausharren in der Lob-Au eher ermutigten, als daß sie ihn ein besonderes Wagnis darin erblicken ließen. Der Erfolg gab ihm recht. Allerdings entsprachen die inzwischen getroffenen Vorbereitungen allen Anforderungen, die zur Sicherstellung des erneuten Überganges erforderlich schienen.

In die Lob-Au führten vom rechten Ufer die wiederhergestellte und verstärkte Schiffbrücke, eine Pfahljochbrücke und ein Steg mit Piloten, die durch eine Verpfählung (Estakade) gegen Zerstörung mittels Flößen, Lastschiffen oder Brander geschützt waren. Eine weitere Estakade zwischen Schneider- und Lob-Grund war auch für Infanterie zum Übergang benutzbar. Kleine mit Marinemannschaften besetzte Boote in der Donau übernahmen außerdem den Sicherungsdienst gegen etwaige Zerstörungsabsichten des Feindes.

Brückenköpfe mit Batterien auf dem rechten Ufer und auf der Lob-Au schützten die Zugänge zu den Übergängen. Vom Biber-Hausen bis gegenüber dem Hansel-Grund waren die kleinen Inseln und insbesondere die Nord- und Ostfront der Lob-Au mit zahlreichen Schanzen versehen worden, auf der Nordfront der Lob-Au standen 31, auf der Ostfront 75, in Reserve 18, im ganzen 124 Geschütze. Sechs Kanonenboote und eine schwimmende Batterie mit 19 Geschützen vervollständigten die Artillerie-armierung. Auf der Lob-Au waren ein Arsenal mit allen Werkstätten, eine Bäckerei, ein Spital sowie sonstige Magazine (für Lebensmittel, Futter) eingerichtet; Kolonnenwege, mit Laternen und Wegweisern versehen, durchzogen die Insel und erleichterten den Verkehr.

Für die Fortsetzung des Übergangs nach dem nördlichen Donau-Ufer lag alles

---

*) Nach York II, Seite 72, aus Savary, **Mémoires IV**, Seite 128. Vgl. Koch, **Mémoires de Masséna VI**, Seite 257 und Amic, **Histoire de Masséna**, Seite 310.



erforderliche Material bereit. Bis zum 3. Juli wurden auf der Nordfront zwei weitere Brücken fertig, für die Ostfront waren eine Ponton-, drei Schiff- und zwei Floßbrücken vorgesehen; eine Pontonbrücke ist zum Ausfahren bereit in dem mit vier Übergängen versehenen kleinen Kanal zwischen Lob-Au und Lob-Grund, so daß im ganzen zehn Brücken auf der Nordostfront verfügbar sein werden. Es ist nicht zu leugnen, daß der Kaiser diesmal vorbildlich gearbeitet hat. Nur seiner stets treibenden Regsamkeit ist es zu danken, daß die Zeit derart praktisch verwertet wurde.*)

Napoleon hatte für den Übergang alles herangeholt, was irgend entbehrlich war, auch nicht ein Mann durfte übrig bleiben,**) sogar die Besatzung eines russischen Schiffes vor Triest sollte nach Venedig gebracht werden und von dort mit Fußmarsch auf Wien rücken, wie er am 16. Juni dem Kommandanten des Geschwaders vorschlägt.***) Im ganzen nehmen über 170 000 Mann mit 550 Geschützen schließlich am Kampf teil, so daß die Franzosen diesmal ihrem Gegner um rund 35 000 Mann überlegen sind.

Zunächst handelt es sich am 3. Mittags darum, alle Truppen vom rechten Ufer auf die Insel zu schaffen, um am 5. früh zum Angriff schreiten zu können. Oudinot ist bereits dort.†)

Am 3. Juli 9⁰ Abends gehen die Garden über,
11³⁰ Abends 9. Korps Bernadotte;
in der Nacht zum 4. Juli:
die leichte Kavallerie, soweit sie außerhalb ihrer Korps verwendet wurde (Colbert usw.),
die Ambulanzen,
die mit Brot beladenen Proviantwagen;
am 4. Juli: 8⁰ Abends 3. Korps Davout;
in der Nacht zum 5. um 1⁰ Eugen mit der Italienischen Armee;
am 5. Juli: 4⁰ Morgens Bessieres mit den Kürassier-Divisionen.

Das 11. Korps Marmont und die bayerische Division Wrede, die am 4. in Wien eintreffen, sollen im Laufe des Tages sobald als möglich übergehen.

Entsprechend den genauen, schriftlich niedergelegten Weisungen des Imperators werden am Abend des 4. drei Bataillone Oudinots unter dem Schutze von Kanonenbooten auf 23 Transportbooten bei heftigem Gewitter an der großen Brücke beim Lob-Grund eingeschifft und vom Strome getrieben am Hansel-Grund, der Südostspitze der Lob-Au gegenüber, gelandet. Auf Fähren folgt von der Lob-Au aus die

*) Angeli IV, Seite 431 bis 432. Hoen (Binder-Krieglstein), Seite 301 bis 302; Yorck II, Seite 76. Amic, Histoire de Masséna, Seite 319 ff.

**) Corr. 19, Nr. 15465.

***) " 19, Nr. 15361.

†) " 19, Nr. 15482; vgl. Angeli IV, Seite 454.

Division Tharreau über den Stadlauer-Arm, außerdem wird hier schnell eine Schiffbrücke geschlagen, die der Rest des 2. Korps benutzt; bald ist das ganze Korps Oudinot im Hansel-Grund, drei weitere kleine Brücken ermöglichen den Übergang über den Steinbügel-Arm, die österreichischen Vortruppen in Mühlleuten und Schloß Sachsengang werden vertrieben, und mit Tagesanbruch marschiert das Korps bei Hausen und Mühlleuten auf. Gleichzeitig mit dem Übergang über den Stadlauer-Arm eröffnen sämtliche Batterien der Ost- und Nordfront ein heftiges Feuer, das von den Österreichern schwach erwidert wird. Bald steht Stadl-Enzersdorf in Flammen. Unter dem Schutz von Voltigeuren und des Artilleriefeuers bewerkstelligt auch Massena auf der vorbereiteten Pontonbrücke in der Nähe des Uferhauses den Übergang seiner Infanterie; Artillerie und Kavallerie benutzen Fähren und eine zweite Kriegsbrücke.

Nur die Division Legrand bleibt vorläufig auf der Lob-Au an der alten Brücke gegenüber der Mühl-Au zurück und folgt erst, als das Gros des Korps auf dem anderen Ufer ist. Auf der Lob-Au bleiben alsdann nur einige Bataillone vom 2., 4. und 9. Korps (Bernadotte) unter General Reynier.

Davout benutzt eine Floßbrücke weiter unterhalb.

Sämtliche Übergangspunkte werden durch Verschanzungen gesichert.

5. Juli. Skizze 64.

Der Übergang des 4. Korps wird mit einer bewundernswerten Schnelligkeit bewerkstelligt, begünstigt durch die stockfinstere Nacht und dank der Unaufmerksamkeit des Feindes, den das stürmische Wetter von Unternehmungen abhielt. Etwa um 4³⁰ früh ist das ganze Korps Massena auf dem rechten Ufer, mit dem linken Flügel an der Donau vorwärts des Uferhauses; bis gegen 8⁰ Morgens ist Davout vorwärts Probsdorf, Oudinot zwischen beiden in Schlachtlinie aufgestellt. Um diese Zeit hat sich Massena mit vorgeschobenen Truppen Stadl-Enzersdorfs bemächtigt und die Truppen Nordmanns zum Rückzug auf Eßlinger Hof gezwungen. Da Napoleon sieht, daß seine Annahme nicht zutrifft, die ganze österreichische Armee stehe noch, wie er am 2. Juli selbst beobachtet hatte, in der Linie Aspern—Eßling, eine Gefahr, bei weiterem Vorgehen mit Übermacht angefallen zu werden, also nicht mehr besteht, so beschließt er vorzugehen und schiebt die drei Korps des ersten Treffens bis in Höhe von Kimmerleinsdorf—Rutzendorf—vorwärts Stadl-Enzersdorf vor. Den rechten Flügel deckt Montbrun bei Schönfeld gegen Marchegg—Preßburg, den linken Lasalle und Marulaz bei Stadl-Enzersdorf. Bis 10⁰ ist diese Bewegung ausgeführt; der Kaiser erwartet nunmehr das Heranrücken der übrigen Truppen, für die außer den bis zum Morgen benutzten eine weitere Brücke südwestlich Stadl-Enzersdorf geschlagen worden war; außerdem wurden im Laufe des Tages noch eine Schiff- und Floßbrücke fertig, so daß auf der Lob-Au und den sie umgebenden Inseln im ganzen mehr als zehn Übergänge nach dem nördlichen Ufer vorhanden waren. Stolz durfte Napoleon behaupten: „Für mich gibt es keine Donau mehr." Im zweiten Treffen marschieren

rechts die Italienische Armee unter Eugen, links Bernadotte auf, im dritten die Garden und die schwere Kavallerie. Es wird 2° Nachmittags, bevor die in Bataillons- und Eskadronsmassen formierte Armee, die Positionsartillerie vor der Front, die Regimentsgeschütze zwischen den Batterien,*) versammelt ist. Noch fehlt das Korps Marmont, das am 5., entgegen der ursprünglichen Weisung, sofort nach seiner Ankunft in Kaiser-Ebersdorf überzugehen, die Brücken am rechten Ufer deckt und erst in der Nacht zum 6. Juli 2° nachrückt;**) es fehlt die Division Wrede, die, wie erwähnt wurde, in Gewaltmärschen von Linz herankommt, am 5. Ruhetag in Schönbrunn hat und erst am 6. früh von dort zur Donau aufbricht.

Der Kaiser ist in gänzlicher Ungewißheit, wo sich das Gros des Gegners befindet. Er hat den Übergang mit absichtlicher Schnelligkeit bewirkt, um sofort mit starken Kräften auftreten zu können, falls der Erzherzog ihn angreife, bevor noch seine sämtlichen Truppen auf dem Nordufer sind; sein Plan war gewesen, den feindlichen linken Flügel zu umfassen. Bisher sind nur österreichische Vortruppen ausgewichen und, abgesehen von Kavalleriebegegnungen, ist es nur in Stadl-Enzersdorf zu einem ernsteren Zusammenstoß gekommen.

Am besten scheint es dem Kaiser, den weichenden österreichischen Truppen zu folgen. Bereits von Mittag an ist die leichte Kavallerie auf Glinzendorf—Raasdorf vorgeschoben. Nach 2° setzt sich auch die Masse der Armee in dieser Richtung in Bewegung.

Der Generalissimus kommt am 4. Juli infolge der Nachrichten Nordmanns und Klenaus, der an diesem Tage für den erkrankten Hiller das VI. Korps übernimmt, zu der endgültigen Überzeugung, daß Napoleon mit der Hauptarmee bei Stadl-Enzersdorf über die Donau will. Nordmann und Klenau werden daher gegen Abend angewiesen, keinen starken Widerstand zu leisten, sondern sich rechtzeitig zurückzuziehen, ersterer von Stadl-Enzersdorf und Wittau auf Großhofen und Glinzendorf, das VI. Korps von Aspern—Eßling über Hirschstetten und Breitenlee auf Stammersdorf. Ging Napoleon auf den Bisam-Berg vor, so sollen V. Korps Reuß, VI. Klenau und III. Kolowrat ihn so lange in der Front festhalten, bis der Generalissimus den Franzosen vom Ruß-Bach aus mit dem I. Bellegarde, II. Hohenzollern und IV. Rosenberg in Flanke und Rücken fällt.***) Geht der französische Imperator aber gegen den Ruß-Bach vor, so fällt diese Aufgabe den drei Korps am Bisam-Berge zu. Erzherzog Johann wird 7° Abends angewiesen, in Preßburg nur Bianchi zu lassen, mit allem übrigen aber, rund 12 000 Mann, sofort nach Marchegg zu marschieren und dem Gegner in die Flanke zu fallen, falls dieser etwa gegen die österreichische Flanke vorgehen wolle, oder „sonst nach Umständen an dem großen Zwecke mitzuwirken".

In der Frühe des 5. Juli erreichen die ersten Meldungen der Vortruppen-

*) Angeli IV, Seite 471.

**) Mémoires du Duc de Raguse III, Seite 144, 147.

***) Angeli IV, Seite 459.

kommandeure das Hauptquartier in Deutsch=Wagram und veranlassen die Heeres=leitung, bei Stammersdorf—Gerasdorf und am Ruß=Bach Verschanzungen anzulegen und die Orte in Verteidigungszustand zu setzen.

Der Ruß=Bach an sich bietet, 4 bis 6 Fuß breit, 1½ Fuß tief, als Bach kein Hindernis, zumal er im Sommer fast ganz trocken ist; dagegen machen ihn hohe steile Ränder und eine doppelte, an manchen Stellen vierfache Reihe von starken Bäumen zu einer guten Verteidigungslinie, die von Kavallerie und Artillerie nur auf Brücken überschritten werden kann. Damals waren nur bei den Dörfern Wagram, Baumersdorf und Markgrafneusiedel Übergänge.

Von diesen ist Wagram ein großes Dorf mit breiten Straßen und zur Ver=teidigung besonders geeignet. Ein Teil des Dorfes liegt auf dem Abhang der Höhe, der andere am Fuße. Der Ruß=Bach bildet hier eine zur Infanterieverteidigung günstig gelegene Insel mit zwei Brücken.

Baumersdorf liegt im Tale und ist für Verteidigung wenig vorteilhaft gelegen. Die Häuser sind meist aus Holz.

Markgrafneusiedel, auch im Tale gelegen, hat massive Häuser. Leider versäumte die österreichische Heeresleitung, dies Dorf rechtzeitig, also vor dem 5. Juli, ge=nügend stark zur Verteidigung einzurichten, wobei eine auf der Höhe gelegene hollän=dische Windmühle mit massivem Unterbau als Reduit außerordentlich glücklich zu ver=werten gewesen wäre.*)

An Erzherzog Johann wird ein zweiter Befehl 5³⁰ Morgens mit der Aufforderung abgeschickt, von Marchegg nach drei Stunden Rast seinen Marsch über Schönfeld bis Siebenbrunn fortzusetzen und sich dort aufzustellen. In Marchegg soll etwas In=fanterie und Artillerie bleiben. Der Erzherzog hat den ersten Befehl vom 4. Abends am Morgen des 5. um 6⁰ erhalten, tut aber nichts daraufhin. Nach Eintreffen des zweiten erfolgt auch kein sofortiger Aufbruch, sondern erst in der Nacht zum 6. um 1⁰. Dem Generalissimus schreibt Erzherzog Johann erst nach dem zweiten Befehl, der größte Teil seines Geschützes sei in Verschanzungen, ebenso seine meisten Truppen — er hatte einen Ausfall aus Preßburg machen sollen —, deshalb sei er auf den ersten Befehl hin nicht sofort abgerückt.**)

Entsprechend den erhaltenen Weisungen hatte sich Nordmann, wie wir sahen, auf den linken Flügel der Armee, vorerst auf Glinzendorf, zurückgezogen. Die Reserve=kavallerie unter Fürst Liechtenstein ging gleichzeitig vom Neuen Wirtshaus aus gegen die vorgeschobene leichte Kavallerie Napoleons zur Attacke auf Rutzendorf vor und deckte hierdurch den Rückzug der Vortruppen. Als aber die schweren Massen der französischen Bataillone immer näher rückten, wichen sowohl Nordmann wie Liechten=

*) Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Jahrgang 1837, Seite 4 ff.
**) Simon, Erzherzog Johann bei Wagram, Seite 16 ff.



5° Nachmittags. stein hinter den linken Flügel ihrer Armee bei Markgrafneusiedel zurück; nur eine Brigade der Reserve-Kavallerie ging auf Deutsch-Wagram.

Um diese Zeit wich auch Klenau von Aspern—Eßling aus in der ihm befohlenen Richtung über Hirschstetten und Breitenlee auf Stammersdorf, gedrängt durch die Divisionen Massenas, denen ein Vorgehen längs der Donau vorgeschrieben war.

Napoleon hatte sich im weiteren Vorgehen fächerartig auseinandergezogen und dadurch seine Bewegung derart verlangsamt, daß sowohl die Italienische Armee wie auch Bernadotte allmählich in das erste Treffen kamen. Endlich gegen 7° Abends stößt er auf das Gros des Gegners an und hinter dem Ruß-Bach: Davout, in der rechten Flanke gedeckt durch die leichte Reiterei, außer Montbrun die Divisionen Grouchy und Pully, greift bei Markgrafneusiedel das Korps Rosenberg an, Oudinot bei Baumersdorf das Korps Hohenlohe; gegen die Höhen zwischen Baumersdorf und Deutsch-Wagram geht Eugen, anfangs nur mit einer Division, vor, während auf Deutsch-Wagram und Bellegardes Streitkräfte Bernadotte mit den Sachsen angesetzt wird. Lebhaftes Artilleriefeuer leitet den Kampf von französischer Seite ein, aber die Infanterie gewinnt nur langsam Gelände. Ungünstig wirkt, daß die einzelnen Korps und Divisionen nicht gleichzeitig vorwärts gehen, da der Befehl zum Angriff sie nicht gleichzeitig erreicht. Der Fehler der österreichischen Heeresleitung am 21. Mai Mittags beim Vorgehen auf Aspern wiederholt sich hier, aber diesmal trifft der Vorwurf ungenauer Zeitberechnung den französischen Generalstab und den Kaiser selbst. Der Drang, an den Feind zu kommen, bevor die Dunkelheit anbricht, mag die Hauptursache des getrennten Anlaufens gewesen sein. Jedenfalls entwickeln sich Einzelgefechte, denen eine einheitliche Leitung fehlt. Die Folgen dürfen nicht überraschen.

7° Abends.

Der Generalissimus hatte die drei Dörfer und den Lauf des Ruß-Baches zwischen ihnen besetzen lassen, die Gros der drei Korps aber in je zwei Treffen auf der Höhe aufgestellt. Die Reserve-Kavallerie war bis auf vier Regimenter, die bei Markgrafneusiedel blieben, nach der Gegend westlich Deutsch-Wagram in Marsch gesetzt worden. Die Dörfer waren zwar seit dem Morgen zur Verteidigung eingerichtet worden, doch bei der Kürze der Zeit und bei dem im Vergleich zu ihren Gegnern mangelnden Geschick der Österreicher für derartige Arbeiten war das Ergebnis nicht gerade hervorragend zu nennen. Die Tapferkeit der Truppen mußte die verhältnismäßige Schwäche der Stellung ersetzen. An ihr hat es denn auch nicht gefehlt, weder am 5. noch am 6. Juli. Und wenn es wahr ist, daß Napoleon später seinem Schwager Murat auf den Vorwurf zu großer Milde bei den Friedensverhandlungen gegenüber Österreich gesagt hat: „Schweig, Du hast die Österreicher nicht bei Aspern gesehen", so trifft dies Lob gewiß in demselben Maße auf ihre Tapferkeit bei Deutsch-Wagram zu. An ihr brach sich am 5. Juli 1809 Abends zunächst das kopflose Vorstürmen des Korps Oudinot auf Baumersdorf. Vergebens versucht die vorderste Division Frere das Dorf zu nehmen, General Hardegg mit nur zwei Bataillonen wankt und weicht nicht,

trotzdem bald sämtliche Häuser in Flammen stehen; erst als die Divisionen Tharreau und Grandjean den bedrängten Kameraden zu Hilfe kommen, gelingt es Oudinot gegen 8° vorübergehend in das Innere des Dorfes zu dringen und auch östlich davon mit Teilen die durch Generalmajor Buresch verteidigten Höhen jenseits des Ruß-Baches zu erklimmen. Unter Führung ihres Kommandierenden Generals, des Fürsten Hohenzollern, nahen aber bald Unterstützungstruppen aus dem Gros und ebenso zwei Bataillone Rosenbergs; sie vertreiben den Gegner sowohl aus dem Orte wie von den Höhen und drängen ihn in großer Verwirrung auf Raasdorf zurück, wo Oudinot sein Korps mit sinkender Nacht wieder sammelt.

8° Abends.

Nicht glücklicher war Eugen, der etwas später als Oudinot antrat, bei seinem Vorstoß zwischen Baumersdorf und Deutsch-Wagram. Zwar gelang es Macdonald, mit den Divisionen Lamarque und Dupas (vom 9. Korps) über den Ruß-Bach zu kommen, die Truppen des I. und II. österreichischen Korps zu überraschen und zurückzuwerfen, doch auch hier setzten die oberen Führer ihre Person ein, indem sowohl Bellegarde wie der Generalissimus, später auch Hohenzollern frische Truppen heranführten, die Zurückweichenden zum Halten brachten und ermutigten und schließlich den Franzosen derart energisch, auch durch Kavallerie-Attacken in den Flanken, zu Leibe gingen, daß sie trotz Verstärkung durch Teile der Division Durutte vom Korps Grenier (Italienische Armee) nicht nur über den Bach, sondern noch bis Raasdorf in panikartiger Flucht zurückeilten. Die inzwischen vorgeschrittene Nacht vermehrte die Schrecken dieser Katastrophe, bei der eine Fahne und ein Adler in Händen der Österreicher blieben.

Bernadotte griff das mit drei Bataillonen und einer halben Batterie besetzte Deutsch-Wagram, hinter dem außerdem zwei Bataillone in Reserve standen, erst mit eintretender Dunkelheit an. Von Aderklaa gegen den Westeingang des Dorfes vordringend, versuchen die Bataillone einer sächsischen Brigade wiederholt umsonst, die Österreicher zum Aufgeben der Stellung zu bringen, erst als Bernadotte seine kämpfenden Truppen bis auf zehn Bataillone verstärkt, also fast die gesamte Infanterie der Divisionen Zezschwitz und Polenz seines Korps eingesetzt hat, gelingt es den Franzosen in das Innere von Deutsch-Wagram vorzudringen. Hier aber kommen den Österreichern die Dunkelheit und ein Flankenstoß ihrer beiden Reserve-Bataillone zu Hilfe: „Irregeführt durch die mit der österreichischen Infanterie gleichfarbigen Uniformen beschossen sich sächsische Abteilungen gegenseitig und vermehrten hierdurch die ohnedies herrschende Verwirrung.“*)

Um 11° Nachts mußten die Truppen der Italienischen Armee auf Aderklaa zurückgehen.

11° Nachts.

Davout kam an dem Abend noch am glimpflichsten davon. Er ging in zwei Kolonnen vor, die linke, die Divisionen Morand und Friant, faßte den Feind in der

*) Angeli IV, Seite 481.



Front an, nahm Großhofen, hatte aber gegen Markgrafneusiedel, das sechs Bataillone und eine Batterie verteidigten, keinen Erfolg. Auch die über Glinzendorf marschierende zweite Kolonne mit den Divisionen Gudin und Puthod wurde bei ihrem Versuch, zwischen Ober-Siebenbrunn und Markgrafneusiedel den Feind zu umfassen, abgewiesen.

Nacht vom 5. zum 6. Juli.

Skizze 65.

In der Nacht stehen: Davout bei Glinzendorf, seine leichte Kavallerie bei Leopoldsdorf; Oudinot und Eugen zwischen Raasdorf und Baumersdorf; Bernadotte östlich Süßenbrunn, Aderklaa ist besetzt; Massena mit Legrand in Süßenbrunn, mit Carra St. Cyr in Leopoldau, mit Molitor in Breitenlee (Hauptquartier), mit Boudet in Aspern, Vortruppen bei Hirschstetten-Kagran.

Napoleon ist mit den Garden zwischen Großhofen und Raasdorf, Bessieres bei Pysdorf.

Auf österreichischer Seite befindet sich das V. Korps in seinen alten Stellungen an der Donau; das VI. bei Stammersdorf mit Vortruppen bei Jedlersee, gegen Leopoldau und bei Gerasdorf; das III. Korps östlich Hagenbrunn an der Brünner Straße; das Gros der Reserve-Kavallerie zwischen Gerasdorf und Deutsch-Wagram, mit je einer Brigade gegen Süßenbrunn und Aderklaa; das I. von Deutsch-Wagram bis westlich Baumersdorf, das II. bei Baumersdorf, das IV. mit der Kavallerie Nostiz (Teilen der Reserve-Kavallerie) auf den Höhen zu beiden Seiten von Markgrafneusiedel.

Als Reserve sind die Grenadiere bei Seiring.

Napoleon hatte auf der ganzen Linie eine Abweisung erfahren; sein Plan, die Höhen des Ruß-Baches zu nehmen, ist gescheitert; er lagert dort, von wo sein Angriff ausgegangen war.

Der Generalissimus hat gesiegt, dank dem selbstlosen Einsetzen seiner Person, dank der Tapferkeit seiner Truppen und Unterführer, dank dem nicht gleichzeitigen und nicht geschlossenen Vorgehen der einzelnen Kolonnen des Gegners, dank nicht zum mindesten auch der späten Stunde, in der der Angriff erfolgt, mit der bald einbrechenden Dunkelheit und den Schrecken der Nacht im Gefolge.

Wie bei Aspern hat Erzherzog Karl Gelegenheit, die Vorteile seiner Lage in einen großen Sieg umzugestalten, trotz der eigenen Minderzahl die Armee seines Feindes zu vernichten, an Napoleon selbst dessen Wort wahr zu machen: „Entre une bataille gagnée et une bataille perdue il y a des empires"; dazu mußte er vor allem sämtliche Truppen heranziehen und mehr konzentrieren. Den Erzherzog Johann hatte er auch heranbefohlen, aber er kam nicht sofort, sondern erst am 6. Nachmittags, nachdem die Entscheidung gefallen war. Das V. Korps blieb, wie bei Aspern, auch am 6. Juli untätig an der Donau gegenüber Nußdorf. Der Generalissimus will nun am 6. „bei grauendem Morgen" die Franzosen „überraschend von allen Seiten anfallen".*) Dazu gehörte vor allem, daß auch sämtliche

*) Erzherzog Karl VI, Seite 379.

Korps gleichzeitig den Feind erreichten. Aber der österreichische Generalstab hat aus den Folgen des ungleichzeitigen Vorgehens der Kolonnen am 21. Mai keine Lehren gezogen und besaß nur den Trost, daß auch der französische Generalstab nicht besser arbeitete.

Die um 11³⁰ Abends bei Deutsch-Wagram ausgegebene „Disposition" des Erzherzogs Karl ordnete folgendes für den 6. Juli 1809 an: 11³⁰ Abends.

VI. Korps Klenau bricht 1° Nachts von Stammersdorf auf und greift über Kagran und Aspern—Eßling die feindliche linke Flanke an.

Gegen diese geht in Richtung Breitenlee zur selben Zeit von der Brünner Straße das III. Korps Kolowrat über Leopoldau vor.

Das Grenadierkorps bricht 3° früh von Seiring gegen Süßenbrunn auf zur Unterstützung des III. Korps.

Die Reserve-Kavallerie geht zwischen Aderklaa und Süßenbrunn vor.

I. Korps Bellegarde greift 4° früh von Deutsch-Wagram, das besetzt bleibt, über Aderklaa den linken feindlichen Flügel (also Bernadotte) in Verbindung mit der Reserve-Kavallerie an.

II. Korps Hohenzollern kanoniert den Feind aus der Stellung bei Baumersdorf und ergreift die Offensive, sobald das I. Korps Gelände gewonnen hat.

IV. Korps Rosenberg greift 4° Morgens von Markgrafneusiedel den feindlichen rechten Flügel an.

An Erzherzog Johann geht 2° Nachts der Befehl, sich in Marchegg nicht aufzuhalten, sondern sofort zur Unterstützung des IV. Korps weiterzumarschieren.

Erzherzog Karl wird beim I. Korps Bellegarde sein.

Eine Reserve wird nicht ausgeschieden, wenigstens kann man eine Brigade, die das III. Korps zurücklassen soll, nicht als genügend für eine Armee bezeichnen.

Die Infanterie marschiert in Bataillonsmassen zur Schlacht auf, die Kavallerie en échiquier; die Marschordnung bleibt den Korps überlassen. Die Artillerie-Munitionsreserven werden in Groß-Engersdorf und Wolkersdorf, die der Infanterie in Helma-Hof bereitgestellt.*)

Ziel des Generalissimus ist — nach den österreichischen Feldakten — durch seinen Vorstoß gegen die linke Flanke des Gegners die Franzosen von ihren zur Lob-Au führenden Übergangspunkten abzudrängen. An einen doppelt umfassenden Angriff, wie behauptet wird, dachte Erzherzog Karl nicht; man könnte sonst seinen Plan mit dem Verhalten Napoleons bei Dresden 1813 vergleichen, der aus der Verteidigung heraus beide Flügel der Verbündeten umfaßte.

*) Angeli IV, Seite 485/6.



Der Generalissimus will in der Schlacht bei Wagram in der Front demonstrieren, nicht aber mit dem linken Flügelkorps auch umfassen; merkwürdigerweise gibt er den dabei beteiligten Korps (I. und IV.) nicht gleichlautende Befehle, das eine soll vorläufig stehen bleiben, das andere greift sofort an. Aber ganz abgesehen hiervon ließen sich die befohlenen Aufbruchszeiten nicht einhalten. So erhielten das VI. und III. Korps wegen der Entfernung den um 11^{30} ausgegebenen Befehl erst gegen 2^{0}, beide konnten daher unmöglich um 1^{0} antreten. Die Befehlserteilung hat wiederum versagt. Die Folge ist, daß der um 4^{0} gedachte gemeinsame Angriff und somit in der Folge der an sich gesunde Gedanke des Abdrängens des Gegners von der Donau verunglückt. Um diese Zeit tritt nur das IV. Korps in Tätigkeit und greift den Feind an.

Auch Napoleon wollte mit Tagesanbruch den Kampf von neuem beginnen. Er berief in der Nacht sämtliche Führer der Korps zu sich, auch Massena, der, an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde leidend, vom Wagen aus an beiden Schlachttagen seine Divisionen führte. Der Mißerfolg am Abend des 5. hat das Auge des Imperators geschärft. Er fühlt, daß er ohne Überlegung losgestürmt ist, und wie nach Aspern sucht er durch verständige Anordnungen die Scharte wieder auszuwetzen. Er tut, was der Generalissimus versäumt: er zieht seine Truppen näher zusammen, holt Marmont von den Brücken heran und Wrede von Schönbrunn über Kaiser-Ebersdorf und die Lob-Au nach Stadl-Enzersdorf. Vor allem sorgt er dafür, daß der Angriff nicht wieder so kopflos und vereinzelt, sondern geschlossen und unter einheitlichem Befehl vor sich geht: Davout soll mit Montbrun und Grouchy Markgrafneusiedel angreifen und die Höhen des rechten Ruß-Bach-Ufers gewinnen; Oudinot östlich davon, zwischen Markgrafneusiedel und Baumersdorf, Marmont auf diesen Ort, Eugen westlich von Baumersdorf, Bernadotte auf Deutsch-Wagram zum Angriff schreiten. Massena rückt als Reserve für Bernadotte hinter den linken Flügel des 9. Korps, nur Boudet bleibt bei Aspern. Die nur mündlich gegebenen Anordnungen zeichnen sich durch große Einfachheit aus. Zu seiner unmittelbaren Verfügung behält der Kaiser die Garden, die schwere Kavallerie und später die Division Wrede.

Der Kaiser mußte in seiner Lage handeln; nichts lag ihm ferner, als abzuwarten, was der Feind tun werde, wie vielfach angenommen wird. Das hätte seiner Natur wenig entsprochen und ihn in Widerspruch gesetzt mit der Energie, die er bis zum Abend vorher in den Vorbereitungen zur Schlacht und beim Entschluß zum Angriff am Abend des 5. entwickelt hatte.

Indes am 6. kamen ihm die Österreicher zuvor.

4^{0} Morg. Um 4^{0} früh ging Fürst Rosenberg, den der Befehl der Heeresleitung von 11^{30} Abends trotz der nahen Entfernung erst 2^{0} Nachts erreicht hat, in mehreren Kolonnen auf Glinzendorf vor, wo es der gemeinsamen Vorhut gelang, den überraschten Franzosen



gegen 5° einige Häuser zu entreißen. Die Österreicher konnten diesen Erfolg aber nicht ausnutzen, da inzwischen ihre Gros der Befehl des Erzherzogs erreichte, die Vorwärtsbewegung einzustellen.

Der Generalissimus war nämlich besorgt, das IV. Korps könne einzeln geschlagen werden, bevor die Einwirkung des Vorstoßes der drei linken Flügelkorps sich fühlbar machte. Von deren Anmarsch war aber noch nichts zu bemerken. In der Tat würde es den Kolonnen Rosenbergs bei weiterem Vorgehen in die Ebene des Marchfeldes übel ergangen sein. Denn Napoleon war mit den schweren Kavallerie-Divisionen Nansouty und Arrighi (früher Espagne) zur Unterstützung Davouts herbeigeeilt und hatte auch die Garden nach dem linken Flügel in Marsch gesetzt. Er besorgte vor allem, daß Erzherzog Johann bereits eingetroffen sei und im Verein mit dem IV. österreichischen Korps die Truppen Davouts überwältigen werde. Der unerwartete Rückzug des Gegners machte des Kaisers Bleiben unnötig, er kehrt mit Nansouty nach der Gegend von Raasdorf zurück, bringt auch die Garden zum Halten und beläßt nur Arrighi beim 3. Korps, dessen Auftrag nunmehr in der Umfassung des linken feindlichen Flügels besteht.

6° Morg.

Um 6° Morgens sind die Österreicher wieder in ihrer Stellung bei Markgrafneusiedel, während sich Davout zunächst auf Entwicklung einer starken Artillerie, als Einleitung seiner umfassenden Bewegung, beschränkt.

Der Marschall kennt die Bedeutung seiner Aufgabe am heutigen Tage: „Dort ist es, wo die Schlacht gewonnen werden muß.“ *)

Auf dem entgegengesetzten Flügel am Ruß-Bach war Bellegarde um 4° nicht vorgerückt, weil er die Einwirkung des III. und VI. Korps abwarten wollte, erst dann beabsichtigte er im Verein mit dem Grenadierkorps und der Kavallerie Liechtenstein über Aderklaa gegen Bernadottes linken Flügel vorzugehen. Gegen 6° Morgens war von den beiden Korps des äußersten rechten Flügels noch nichts zu bemerken, wohl aber erhielt der Kommandierende General des I. Korps die Meldung, daß Aderklaa vom Feinde frei sei. Bellegarde ließ es sofort besetzen und stellte seine Truppen in zwei Treffen zwischen Aderklaa und Deutsch-Wagram auf.

Südwestlich von ersterem Ort marschierten eine Stunde später die Grenadiere und die Reserve-Kavallerie auf, diese links gestaffelt.

Bernadotte hatte Aderklaa aufgegeben, weil er sich dort zu bedroht fühlte, als er mit dem Gros näher an Raasdorf heranrücken mußte. Sein Entschluß sollte bald viel Blut kosten, denn als Massena erhaltenem Befehle gemäß aus der Gegend von Breitenlee sich dem linken Flügel Bernadottes nähern wollte und Aderklaa von den

*) Napoleon zu einem Adjutanten. Eugène Beauharnais, Mémoires et correspondance politique et militaire VI, Seite 8.



Österreichern besetzt fand, ging er sofort mit der Division Carra St. Cyr zum Angriff vor, um das Dorf wieder zu nehmen. Durch lebhaftes Geschützfeuer vorbereitet, gelang der Angriff, den auch Teile von Bernadotte unterstützten. Die österreichischen Bataillone räumten den Ort und verwickelten auch das erste Treffen des Gros in ihre Flucht. Wiederum greifen sowohl Bellegarde wie der von den Höhen bei Baumersdorf herbeigeeilte Generalissimus in die Panik ein, bringen die Flüchtlinge zur Vernunft, führen Reserven heran und werfen die über Aderklaa hinaus kopflos vordringenden französischen Truppen zurück. Letztere müssen Aderklaa wieder räumen und werden nun in der Flanke von den Grenadieren und der Reserve-Kavallerie gepackt, gegen die sich die leichte Kavallerie Marulaz und Lasalle machtlos erweisen.

8⁰ bis 9⁰ Morgens.

Auch das Einsetzen der Division Molitor konnte das Schicksal Carra St. Cyrs nicht aufhalten, da nunmehr, zwischen 8⁰ und 9⁰ Morgens, endlich auch das Korps Kolowrat auf dem Schlachtfelde erschien. Es war zwar bereits gegen 4⁰ früh westlich Gerasdorf aufmarschiert, hatte aber südlich dieses Dorfes, nach Leopoldau zu, das etwa um 6³⁰ hier erfolgende Eintreffen des VI. Armeekorps abgewartet und war nun mit diesem vereint vorgegangen. Die schwerfälligen Aufmarsch- und Vorwärtsbewegungen der Bataillonsmassen verzögerten naturgemäß jedes rasche Eingreifen, und so vergingen über zwei Stunden, bis sich auch das Korps Klenau in Schlachtordnung formiert hatte, und die wenigen Kilometer bis zum Feinde zurückgelegt waren.

Während nun Klenau über Kagran—Hirschstetten auf Aspern—Eßling vordringt und die Division Boudet von dort in die Mühl-Au und auf Stadl-Enzersdorf vertreibt, erscheinen die Truppen Kolowrats mit vorgenommenem rechten Flügel, ihre Artillerie vor der Front, überraschend in der Flanke der auf Breitenlee zurückflutenden Division Carra St. Cyr und drängen sie auf Neues Wirtshaus. Die Division Legrand ist bis dahin gar nicht verwendet worden, sie wird in den Rückzug verwickelt. Auch Bernadottes Divisionen sind zurückgeworfen. Um 10⁰ Morgens umklammert ein Ring von Feuer und Eisen, wie bei Aspern die Gesamtkräfte des französischen Kaisers auf dem nördlichen Donau-Ufer, so hier seinen linken Flügel von Eßling über Breitenlee bis Aderklaa.

10⁰ Morgens.

So anerkennenswert es war, daß sich die österreichischen Unterführer am Abend vorher und auch an diesem Morgen gegenseitig unterstützt hatten, so macht sich doch hier 10⁰ Morgens ein mangelndes Verständnis für den Vorteil ihrer Lage geltend; sonst hätte einer von ihnen, da die Heeresleitung versagte, den Antrieb zu rücksichtslosem Draufgehen auf die bereits halb vernichteten Streitkräfte des französischen 4. Korps geben müssen. Die Schuld lag allerdings zum großen Teil an dem fehlenden Verständnis für taktische Lagen und an der geringen Schulung der Generale.

Sie waren in methodischer Taktik groß geworden, und wenn sie an diesen beiden Tagen wiederholt selbständige Entschlüsse in Unterstützung ihrer Nachbarn gezeigt hatten, so waren das die Lehren von Aspern. Der Ehrgeiz der österreichischen Generale bestand wie beim Generalissimus in dem Einsetzen ihrer Person in kritischen Lagen; Erzherzog Karl sowohl wie seine Unterführer haben damit, zumal bei Wagram, gewiß viel erreicht. Es gibt aber, wie hier bei Breitenlee, Situationen in der Schlacht, die mehr ein Erkennen der richtigen Maßnahmen und kurzen, kühnen Entschluß verlangen. Gingen Grenadiere, Reserve-Kavallerie, Kolowrat und Klenau jetzt geschlossen auf das Neue Wirtshaus vor, so war Napoleons linker Flügel ganz vernichtet. Statt dessen wartet Klenau mit dem Gros zwischen Aspern und Eßling die Entscheidung bei Breitenlee ab, trotzdem er Boudet zersprengt hat, und wenige Kräfte bei Eßling genügt hätten, die Reste des Gegners in Schach zu halten. Es fehlte der einheitliche Befehl auf diesem Flügel. An sich konnte man ja vom österreichischen Standpunkt auch mit diesem halben Erfolge insofern zufrieden sein, als das verspätete Antreten des III. und VI. Korps wenigstens einigermaßen wett gemacht worden war. Die unzweckmäßige Befehlserteilung der österreichischen Heeresleitung rächte sich aber jetzt insofern, als Napoleon hier persönlich einzugreifen vermag, während er bei gleichzeitigem Angriff aller feindlichen Korps 4⁰ früh aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem eigenen rechten, wo er die Entscheidung suchte, jedenfalls aber in dessen Nähe bei Raasdorf, gefesselt geblieben wäre und seine Reserven gebraucht hätte, selbst dann, wenn es seinem linken Flügel nicht nach Wunsch erging. Dann wäre die Möglichkeit gewesen, den Sieg vollständiger zu gestalten, den linken französischen Flügel ganz zu vernichten und die französische Armee von ihren Übergängen abzudrängen.

Nun aber tritt die Persönlichkeit des französischen Imperators auf dieser Seite in den Kampf.

Seit Napoleon den rechten Flügel verlassen hatte, beobachtete er aus der Gegend nordöstlich Raasdorf und in den Batterien selbst den Artilleriekampf, der sich in der Front gegen die Höhen zwischen Markgrafneusiedel und Wagram entwickelt hat und den Sturm der Truppen Oudinots, Marmonts sowie Eugens im Zentrum vorbereitet. Er soll erfolgen, sobald Davouts Umgehungsbewegung weiter vorgeschritten ist.

Da ereilt den Kaiser, zwischen 9⁰ und 10⁰ Morgens, die Kunde von der Niederlage des 4. und 9. Korps. Keine Minute ist zu verlieren. Napoleon reitet persönlich mit der Kürassier-Division Nansouty, gefolgt von der übrigen schweren Kavallerie, mit Ausnahme Arrighis, der bei Davout blieb, in die Gegend des Neuen Wirtshauses und greift energisch in die verworrene Lage auf dem linken Flügel ein. Zunächst wirft er die verfügbare Kavallerie, Nansouty, St. Germain und die Garde-Kavallerie unter Bessieres' Führung den vorstürmenden Massen des Grenadierkorps und Kolowrats zwischen Aderklaa und Breitenlee entgegen und läßt unter ihrem Schutz

die inzwischen heranbefohlene Infanterie des Korps Macdonald (von der Italienischen Armee) und der alten Garden nordwestlich des Neuen Wirtshauses mit der Front gegen Süßenbrunn—Breitenlee aufmarschieren, während Massenas Truppen weiter zurückfluten und ihr Führer beauftragt wird, seine Divisionen bei Eßling zu sammeln und Klenau jedes weitere Vorgehen zu verwehren. Vor allem aber wird unter Leitung Lauristons, mit der Front gegen Aderklaa—Süßenbrunn, zwischen der Infanterie Bernadottes und Macdonalds und gestützt auf sie, eine Batterie von 100 Geschützen, 2 km breit, formiert, 60 Zwölf- und Achtpfünder der Garde, 40 Geschütze der Artillerie-Reserve, die noch vor 11⁰ ihr mörderisches Feuer den österreichischen Grenadieren, der Reserve-Kavallerie und dem III. Korps entgegenschleudern. Durch diese Maßnahmen wird endlich gegen 11⁰ dem Vordringen der Österreicher zwischen Aderklaa und Breitenlee ein wirksames Halt geboten.

Zum Ersatz der alten Garden war die Division Wrede zunächst auf Raasdorf heranbefohlen worden, sie befand sich vorläufig noch im Marsch von der Lob-Au auf Stadl-Enzersdorf, später wird auch sie Macdonald zur Verfügung gestellt.

Während auf dem linken Flügel der Franzosen dank Napoleons tatkräftigem Eingreifen die Ordnung wiederhergestellt wird, ist auf dem entgegengesetzten bei Markgrafneusiedel Davout nicht minder wirksam gewesen. Seine Artillerie hat die des Gegners fast niedergekämpft, seine Kavallerie — Montbrun, Grouchy, Pully und die schweren Kürassiere Arrighis — bei Ober-Siebenbrunn erfolgreich ihre österreichischen Waffengenossen angegriffen; sie geht von dort gegen 10⁰ Morgens, unter steter Sicherung gegen Marchegg, in nordwestlicher Richtung auf das Gehöft Sieh-Dich-für zur Umfassung des feindlichen linken Flügels vor. Fast gleichzeitig entwickeln sich zwischen Ober-Siebenbrunn und Markgrafneusiedel die Divisionen Morand und Friant und von Großhofen aus die Divisionen Gudin und Puthod zum Angriff auf die Stellung des Gegners. Fürst Rosenberg hatte angesichts der unverkennbaren Umgehungsabsichten der Franzosen seinen linken Flügel nicht mehr bei Markgrafneusiedel, sondern bei Sieh-Dich-für. Hier versammelte er die gesamte, ihm zur Verfügung stehende Kavallerie, 40 Eskadrons, rechts anschließend bis zum Dorfe, vor und auf der Höhe, das bisherige zweite Treffen. Das im Tale gelegene Markgrafneusiedel war vom ersten Treffen stark besetzt, dessen übrige Teile auf den Höhen nach Baumersdorf zu den Anschluß an das Nachbarkorps Hohenzollern vermittelten. Die Franzosen drangen nun von allen Seiten gegen diese Stellung mit außerordentlicher Energie vor. Wiederholt müssen sie vor den sich tapfer wehrenden Österreichern zurückgehen, aber immer von neuem versuchen die Divisions-Kommandeure von Osten aus die Höhen des Ruß-Baches, von Süden das Dorf zu gewinnen, während auf dem nördlichen Flügel die beiderseitige Kavallerie ihre Kräfte mißt. Endlich gegen 11⁰ gelingt es Morand die Windmühlenhöhe zu besetzen und hiermit ist das Schicksal des linken

11⁰ Vormittags.

feindlichen Flügels besiegelt. Zäh ist im Tale unterdes um den Besitz des Ortes gerungen, aber auch hier siegt schließlich Davout, der den Kampf gegen die Südfront persönlich geleitet hatte und nicht abwarten wollte, bis der Sieg seiner Flügeldivisionen ihn mit geringeren Verlusten zum Herrn von Markgrafneusiedel machte. Die Verluste von Aspern sind vergessen.

Auf den Höhen bei der Windmühle vereinigen sich die beim Angriff durch den Ruß-Bach getrennten französischen Kolonnen, die Österreicher fluten auf Bockflüß zurück. Vergebens hat der Generalissimus, der während des Kampfes bei seinem IV. Korps erscheint, versucht, den Rückzug durch wiederholtes Einsetzen der Kavallerie zu verhindern, vergebens auch der Fürst Hohenzollern Infanterie und Kavallerie zur Unterstützung gesandt. Die Überlegenheit der Franzosen ist zu groß, über 40 Bataillone und 50 Eskadrons kämpfen gegen etwa 20 Bataillone und 40 Eskadrons. Zu spät bereut der Generalissimus, keine Reserve ausgeschieden zu haben, zu spät sieht er ein, daß die gesamte Kavallerie auf seinen linken Flügel gehörte*). Es ist fast wie ein Verhängnis: vor der Schlacht bei Aspern verfolgt ihn der Gedanke, Napoleon könnte ihn links umfassen, die Sorge um seinen linken Flügel wird er nicht los. Und nun, bei Wagram kommt der kühne Korse und umfaßt in der Tat seinen linken Flügel — da hat Erzherzog Karl versäumt, ihn genügend stark zu machen.

Mit dem Siege Davouts, mit dem Gelingen der Umgehung des feindlichen linken Flügels war die Schlacht für Napoleon gewonnen. Es hätte keiner weiteren Befehle bedurft, die Ruß-Bach-Stellung wurde von selbst aufgerollt und damit hätten auch das Zentrum sowie der entgegengesetzte Flügel der Österreicher weichen müssen.

Doch Napoleons Ehrgeiz geht weiter. Obwohl er des Sieges sicher ist, obwohl er bereits am Morgen, wie wir wissen, es ausgesprochen hatte, daß bei Markgrafneusiedel die Entscheidung lag, will der Kaiser die Vernichtung des Gegners vervollständigen: er will das Zentrum der Österreicher bei Aderklaa durchbrechen.

Sobald er daher gegen Mittag sieht, daß Davouts Kolonnen von der Windmühlenhöhe auf dem rechten Flügel ihr Feuer eröffnen, wird Macdonald beauftragt, den entscheidenden Stoß durchzuführen**). Zu gleicher Zeit wird Davout angewiesen, sowohl rücksichtslos dem IV. österreichischen Korps zu folgen wie auch im Verein mit Oudinot auf Wagram vorzustoßen. Oudinot soll zunächst die feindliche Stellung bei Baumersdorf stürmen, Eugen mit dem Rest seiner Armee und Marmont Wagram angreifen; auch Massena, der sich inzwischen bei Eßling gesammelt und die Reste Boudets an sich gezogen hat, ohne von Klenau gestört zu werden, wird nunmehr das VI. österreichische Korps soweit als möglich zurückdrängen.

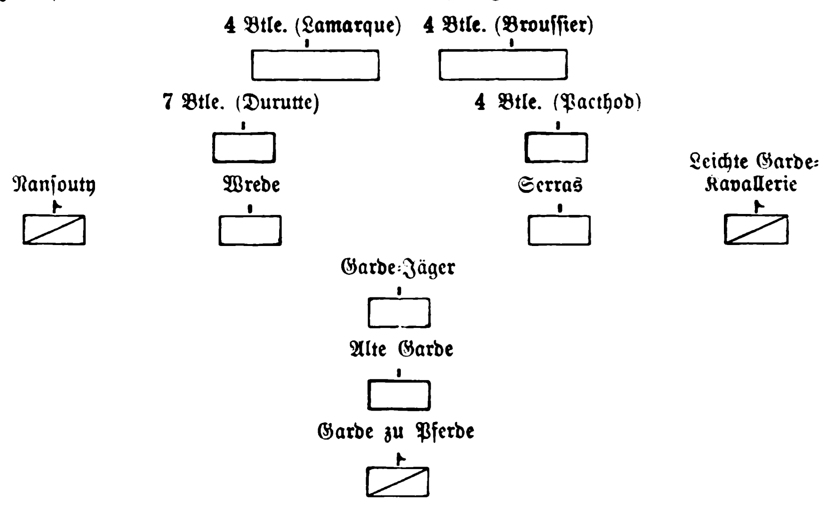
---

*) Erzherzog Karl VI, Seite 347.

**) Vgl. Angeli IV, Seite 505.



Macdonald formiert seine Massen gedeckt durch die große Batterie zum Durchbruch zwischen Aderklaa und Breitenlee in Richtung Süßenbrunn:



Die Bataillone der Divisionen Lamarque und Broussier gehören zum 5. Korps Macdonald, die von Durutte und Pacthod sowie die Division Serras zum 6. Korps Grenier, alle diese aber zur Italienischen Armee. Es gelingt den in geschlossenen Kolonnen vordringenden Massen — nur die vordersten Bataillone sind entwickelt — anfangs in die Reihen der österreichischen Grenadiere einzudringen, aber je mehr sie sich Süßenbrunn nähern, um so mörderischer wirkt das Artillerie- und Infanteriefeuer des Gegners in der Front wie aus der linken Flanke vom Korps Kolowrat her, während in der rechten die Reserve-Kavallerie durch wiederholte Attacken von Aderklaa—Süßenbrunn in die Flanke der Franzosen den Vorstoß zum Stehen zu bringen versucht. Schließlich gegen 1⁰ Mittags sind die kühnen Durchbruchstruppen in einen vollständigen Sack geraten, aus dem sie weder ein noch aus können, trotzdem die sie seitwärts begleitende Kavallerie nicht zögert, auch ihrerseits in den Feind hineinzureiten, allerdings ohne besonderes Geschick; es fehlte ihr ein Führer wie Murat, klagt Savary, Duc de Rovigo, in seinen Memoiren.

1⁰ Mittags.

Skizze 66.

Auch hier ist Napoleon vom Glück begünstigt, indem ihm jetzt, da sein Versuch scheitert, die feindlichen Linien zu durchbrechen, die Erfolge auf den Flügeln zu Hilfe kommen. Davout hatte Morand und Friant sowie die Reiterei den fliehenden Truppen des IV. österreichischen Korps auf Bockflüß folgen lassen, war aber selbst mit den beiden anderen Divisionen auf den Höhen des Ruß-Bachs entlang gegen Baumersdorf—Deutsch-Wagram vorgedrungen. Sein Erfolg gestattet auch Oudinot die Richtung auf Deutsch-Wagram zu nehmen, nachdem er vergebens versucht hat, das wie am Abend vorher durch General Hardegg verteidigte Baumersdorf zu nehmen. Jetzt fällt das Dorf, wie es bei richtigen Anordnungen geschehen soll, durch Umgehung in die Hand

des Angreifers. Das ganze II. österreichische Korps muß die Stellung räumen und weicht auf Bockflüß, Helma=Hof und Enzersfeld aus. Nunmehr schreitet Eugen, gefolgt vom Korps Marmont, zum Angriff auf Deutsch=Wagram, das durch den Druck der auf den Ruß=Bach=Höhen dorthin vordringenden Truppen Davouts und Oudinots bald geräumt wird. Es ist 2° geworden.

2° Nachmittags.

Um diese Zeit hat sich auch auf dem westlichen Flügel der Schlachtlinie die Lage zugunsten des Kaisers gewendet. Massena hat sich Asperns bemächtigt und Klenau muß auf Leopoldau ausweichen.

Das Schicksal fügt es, daß um dieselbe Stunde, da Deutsch=Wagram und Aspern in Feindeshand gelangen, der österreichische Feldherr vom Erzherzog Johann die Meldung erhält, daß er erst 5° Nachmittags in Leopoldsdorf eintreffen werde.

2³⁰ Nachmittags.

Angesichts der Lage entschließt sich der Generalissimus zum Rückzug auf Gerasdorf, Hagenbrunn und Stammersdorf, nur das IV. Korps soll auf Pyrawarth ausweichen. Das Standhalten der Reserve=Kavallerie, der Grenadiere und des Korps Kolowrat im Zentrum haben den Verlust der Schlacht nicht zu hindern vermocht, der Druck, den die siegreichen Flügel des Gegners ausüben, macht sich auch nach der Mitte fühlbar, wo Napoleon im Begriff ist, seine letzte Reserve, die junge Garde, einzusetzen.

8° Abends.

Skizze 67.

Das Gros der Österreicher erreicht am Abend, wenig gedrängt vom Feinde, den Ostabhang des Bisam=Berges, von Strebersdorf über Post Rendezvous—Hagenbrunn bis Enzersfeld, das IV. und halbe II. Korps haben die Höhen des Hochleiten Waldes besetzt.

Ihnen gegenüber stehen die Franzosen von Leopoldau über Gerasdorf, Deutsch=Wagram bis südlich Bockflüß; die Garde zwischen Aderklaa und Raasdorf, in ihrer Mitte biwakiert Napoleon.

Der Kaiser hat angeblich nur deshalb so matt verfolgt, weil seine Truppen zu ermüdet waren; auch habe ihm die feste Haltung der Österreicher auf dem Rückzuge Eindruck gemacht; endlich sei Erzherzog Johann im Rücken erschienen. Dies war wirklich der Fall. Er traf zwischen 5° und 6° bei Ober=Siebenbrunn ein, erkannte, daß seine Hauptarmee im Rückzuge sei, und marschierte daher wieder nach Marchegg zurück.

Napoleon ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß er diesmal zu weich gewesen ist. Ohne Zweifel lag es in seiner Hand, bei heftigem Nachdrängen noch am Nachmittage des 6. die Verluste des Feindes zu vergrößern, bevor er in die Stellung am Bisam=Berge kam. Vollkommen geschlagen waren die Österreicher im Augenblick, wo sie das Schlachtfeld freiwillig räumten, nicht; umsomehr mußte der Imperator bedacht sein, ihnen bis zum Abend noch möglichst Schaden zuzufügen.

Immerhin verloren sie auch so mehr als 35 000 Mann an beiden Tagen. Die Franzosen geben ihre Verluste auf rund 25 000 an.

7. Juli. In der Nacht zum 7. setzt der Generalissimus den Rückzug auf Znaim fort, nur das IV. Korps geht auf Brünn; er verzichtet darauf, sich am Bisam-Berge nochmals mit dem Gegner zu messen. Sein Streben ist, das, was ihm von der Armee geblieben, dem Staate zu erhalten. Napoleon, ungewiß über die Rückzugsrichtung der Österreicher folgt mit dem Gros auf Brünn, nur Massena geht über Korneuburg auf der Znaimer Straße.

11. Juli. Der Kaiser nimmt den ihm angebotenen Waffenstillstand am 11. Juli an.

14. Oktober. Am 14. Oktober wird der Friede in Schönbrunn geschlossen.

Rückblick. Napoleon ist am 6. Juli Nachmittags nicht wiederzuerkennen. Nachdem er die Tage von Wagram in einer Weise vorbereitet hat, die ihren Lohn nur in den höchsten Erfolgen finden durfte, versäumt er es, die Früchte des ihm zugefallenen Sieges einzuheimsen. Man muß annehmen, daß sein körperliches Befinden gelitten hat, er schreibt auch, daß er sehr müde sei; sonst wäre er vom 7. Juli ab rastlos den Österreichern gefolgt und hätte nicht eher geruht, bis ihre Hauptmacht vernichtet war. So gibt er das Endziel freiwillig auf, das er sich nach dem Siege bei Regensburg gesetzt hat, nach Erreichung der Hauptstadt die österreichische Hauptarmee dem Untergange zu weihen.

Viel folgerichtiger zeigt sich in diesem Falle der Generalissimus, indem er sich am Abend des 6. Juli sagt, daß ein Aushalten in der Stellung am Bisam-Berge die Gefahr gänzlicher Vernichtung in sich schließt. Wenn es auch vom Standpunkte des Soldaten schwer verständlich bleibt, daß er die Erfolge bei Aspern nicht ausnutzte, so ist der nächtliche Rückzug in der Nacht zum 7. Juli doch die logische Folge seines leitenden Gedankens von Beginn des Feldzuges an, der Monarchie in dem Heere einen Machtfaktor zu bewahren.

Immerhin dürfte diese ängstliche Fürsorge eigentlich mehr Sache des Kaisers Franz gewesen sein, aber dieser ist während des Feldzuges in Bayern sowohl wie in Österreich viel eher der Vertreter einer tatkräftigen Offensive. Insofern ist die Haltung des Generalissimus uns unklar. Überhaupt muß man gestehen, daß seine Persönlichkeit als Feldherr, bei aller Anerkennung seiner persönlichen Tapferkeit, Napoleon gegenüber sehr verliert. Soldaten werden stets als Helden den begrüßen, der die größte Tatkraft zeigt. Und diese ist ohne Zweifel auf seiten des französischen Kaisers, wenn wir von seiner augenblicklichen Schwäche nach Wagram und dem Unterlassen einer energischen Verfolgung absehen. Diese nie rastende Tätigkeit hat ihn von Regensburg bis Wagram gebracht. Fehler hat gewiß auch er gemacht. Doch das dürfte wohl niemand behaupten, daß es Feldherren gegeben hat oder geben wird, die nie Fehler gemacht haben oder machen werden. In diesem Sinne ist auch das dem Feldmarschall Moltke zugeschriebene Wort zu verstehen: „Wir haben 1870 gesiegt, weil wir weniger Fehler gemacht haben als unsere Gegner." Dieser Ausspruch läßt sich auf sämtliche Kriege der Vergangenheit und Zukunft verallgemeinern. So war Napoleon am Ausgange des Feldzuges 1809 Sieger geblieben, weil

er die wenigsten Fehler gemacht hatte. Jedenfalls besaß er ein ungleich höheres Verständnis für den Krieg als sein Gegner: er hatte sich den Satz mehr zu eigen gemacht, daß die Kriegskunst ein Akt des Taktes ist; er wußte besser als der Generalissimus „Nutzen zu ziehen aus allen Gelegenheiten, Fortuna zu fassen, denn wenn Ihr sie heute verfehlt, so erwartet nicht, sie morgen wieder zu finden".*) So zögert er nicht, von Landshut links abzumarschieren, als er sich überzeugt, daß die Hauptmasse des Erzherzogs bei Regensburg ist, während dieser versäumt, Davout zu schlagen, bevor der Kaiser herangekommen; so bildet er bei Wagram am 6. Juli im richtigen Augenblick die große Batterie, um seinen linken Flügel vor Vernichtung zu bewahren und zieht rechtzeitig alle Reserven zu dem Stoß gegen das Zentrum der Österreicher heran. Gewiß war sein erstes Vorgehen über die Donau übereilt, und ebenso überstürzt sein Sturm am 5. Juli Abends; aber Napoleon macht seine Versäumnisse wieder gut, während der Generalissimus die Gelegenheit dazu fast stets verpaßt. Das aber ist voll anzuerkennen, daß die österreichischen Unterführer bei Wagram zeigen, was sie gelernt haben im Laufe des Feldzuges und insbesondere bei Aspern: selbständiges Eingreifen in die Schlacht und gegenseitige Unterstützung. Daß ihnen dabei oft das Verständnis für die Lage fehlte, dies aber an ihrer mangelhaften Ausbildung lag, ist bereits erörtert worden.

Auf alle Fälle können wir lernen, sowohl aus der Kriegführung Napoleons wie aus der des Generalissimus.

Wir hatten nach Aspern gesehen, daß Überstürzung das gefährlichste im Kriege ist, was es geben kann, zumal bei Stromübergängen.

Wagram zeigt uns die vorbildlichen Vorbereitungen des Imperators zu seinem zweiten Übergang über die Donau und die Einrichtung der Lob-Au als Waffenplatz. Jetzt, in einem neueren Zeitalter, würden die Nachrichtenmittel vollkommener sein, die Brückenbauten durch bessere Ausstattung der Armeekorps und der Divisionen erleichtert werden; aber alles, was Napoleon anordnete, die Sorgfalt, mit der er es ausführen ließ und überwachte, daß er nichts vergaß, für Arsenale, Bäckereien, Spitale, Magazine sorgte, die Umsicht dabei und das Ergebnis sind nicht zu übertreffen.

Weniger groß war die Fürsorge, die der Erzherzog nach seinem Siege bei Aspern der Befestigung der Dörfer Aspern und Eßling sowie des Zwischen- und Seitengeländes widmet. Ohne Zweifel konnte mehr geschehen, um bei einem zweiten Versuch Napoleons, dort auf das nördliche Ufer vorzudringen, größeren Rückhalt in einer durch Stützpunkte gesicherten Stellung zu haben, sei es für die Hauptarmee oder nur für die Vortruppen. Gewiß würde auch die Verschanzung der schließlichen Stellung am Ruß-Bach und zumal eine stärkere Befestigung bei Markgrafneusiedel, des Dorfes sowohl wie der einem Turme ähnlichen Windmühle, die Verteidigungsfähigkeit bedeutend

*) Napoleon. Considérations sur l'art de guerre III, Seite 497.

gehoben haben. Jedenfalls beweist der tatsächliche Verlauf des Kampfes um die Ruß-Bach-Front, daß eine an sich vielleicht ganz gute Stellung ohne fortifikatorische Nachhilfe leichter verloren geht. Die Tapferkeit der Österreicher hat ja allerdings das Versäumte zum Teil ersetzt; es ist aber wahrscheinlich, daß bei Anwendung der Feldbefestigung den Franzosen am 6. der Sturm auf die Ruß-Bach-Front bis zum späten Nachmittage verwehrt worden wäre. Dann hätte sich das Eintreffen des Erzherzogs Johann in der rechten Flanke Davouts fühlbar gemacht und die Entscheidung zum mindesten verzögert.

Die ungenaue Zeitberechnung bei Absendung der Befehle aus dem Hauptquartier des Generalissimus am 5. Juli Abends zeigt erneut, wie wichtig es ist, die zurückzulegenden Wege von der Leitung zu den einzelnen Oberkommandos, Korps oder Divisionen wie auch die Länge ihrer Anmarschstraßen an den Feind genau zu berechnen. Wenn auch heutzutage Kraftwagen, Telegraph, Fernsprecher oder Lichtsignale den damals zur Verbindung allein vorhandenen berittenen Befehlsempfänger meist ersetzen werden, so wird es doch auch im Zukunftskriege Lagen geben, in denen die neuen technischen Hilfsmittel versagen, und wir allein aufs Pferd angewiesen sind. Auch der ungleichzeitig angesetzte Angriff Napoleons am 5. Abends läßt erkennen, wie genau die Berechnung von Zeit und Raum sein muß.

Mustergültig ist das Ausscheiden starker Reserven, das Napoleon nie vergißt, der Generalissimus aber bei Wagram infolge seiner zu großen Gefechtsausdehnung versäumt, die alle Truppen in der Front in Anspruch nimmt. Seine Reserven nur ermöglichen dem Kaiser, an der bedrohten Stelle, am Morgen bei Markgrafneusiedel, am Mittag bei Aderklaa—Süßenbrunn einzugreifen, während der Generalissimus hilflos ist, als auf seinem linken Flügel Unterstützung nötig wird. Der Grundfehler lag bei ihm darin, daß er nicht alles heranzog im Gegensatz zu Napoleon, dessen Hauptstreben nach der Niederlage bei Aspern die schließliche Versammlung aller verfügbaren Truppen bei Kaiser-Ebersdorf und auf der Lob-Au ist. Dagegen versäumt Erzherzog Karl, auch das V. Korps zur Schlacht zu verwenden und ruft den Erzherzog Johann zu spät heran. Wären beide am 5. Morgens verfügbar gewesen, etwa bei Helma-Hof und Sieh-Dich-für, so hatte der österreichische Oberfeldherr über 20 000 Mann mehr. Mit vollem Rechte sagt unsere auf den Lehren der Kriege beruhende Instruktion für die höheren Truppenführer: „Niemals darf eine Reserve im Gefecht fehlen.“ Sie warnt auch vor Gefechten in der Nacht, die man besser zur Annäherung benutzt, um erst mit Tagesgrauen zum Angriff zu schreiten. Napoleon mußte die Gefährlichkeit des Kampfes in der Dunkelheit am 5. Abends erfahren und hätte auch zweckmäßiger bis zur Frühe des 6. gewartet.

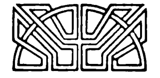
Vorbildlich ist der Kaiser uns aber an diesem Tage durch das rechtzeitige Erkennen des Punktes, wo die Entscheidung zu suchen war; sie konnte nur durch Umfassung des feindlichen linken Flügels erfolgen. Nicht der Durchbruch bei Aderklaa—Süßenbrunn

konnte die Entscheidung bringen, er sollte die Vernichtung zu einer vollständigen machen. Daß er mißglückte, trotz der Massen, die Napoleon einsetzte, ist eine Warnung für uns, derartige Wagnisse zu wiederholen. Wenn die Österreicher schließlich bei Süßenbrunn doch zurückgingen, so folgten sie dem Druck, den die siegreichen feindlichen Flügel auf ihr Zentrum ausübten.

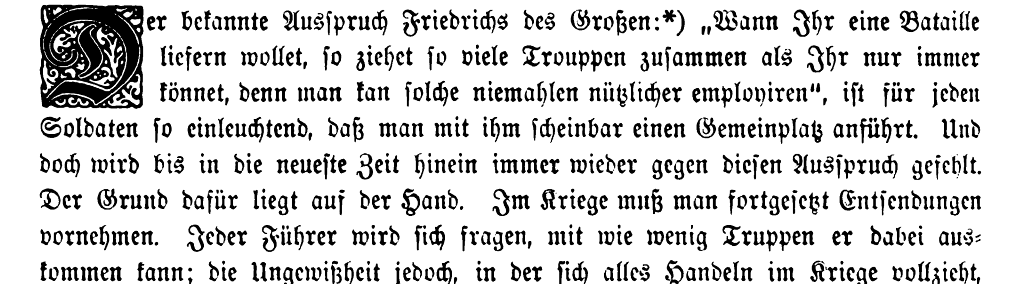
Wir müssen uns begnügen, den Feind in der Front fest anzupacken, damit Frontangriff und Umgehung zusammenwirken und den Sieg gewährleisten. Denn „Frontal- und Flankenangriff stehen in Wechselwirkung zueinander, richtiges Zusammenwirken ist die Hauptsache".

Man muß Unmögliches von Führern und Truppe verlangen, um das Mögliche zu erreichen, soll Napoleon gesagt haben. So auch der Kritiker. Er ist verpflichtet, bei Sichtung der Ereignisse sich und den Lesern ein Ideal der Truppenführung und -Leistungen vor Augen zu führen: nur dann wird die Armee Lehren aus den Kriegen der Vergangenheit ziehen, wenn sie sich vergegenwärtigt, was bei Höchstleistung hätte erreicht werden können. Dem Ruhme ihrer Vorfahren schadet das nichts. Moltkes Feldherrnruhm wird nicht gemindert, wenn die Kritik in dem Unterlassen der Verfolgung nach Königgrätz einen Fehler erblickt: so auch bleibt dem Erzherzog Karl der Ruhm, dem großen Korsen zum ersten Male eine Niederlage beigebracht zu haben, wenn auch die Nachwelt es unbegreiflich findet, daß er den Sieg nicht ausgenutzt hat und nach sechs Wochen noch auf demselben Fleck steht wie am Abend von Aspern. Doch auch ein verlorener Feldzug kann eine Etappe zum endlichen Erfolge sein. Vier Jahre später kämpfen bei Leipzig Österreicher und Preußen Seite an Seite und legen den Grundstein zum endgültigen Untergang ihres Erzfeindes.

v. Schmerfeld,
Major, zugeteilt dem Großen Generalstabe.



Detachementskrieg und Massenkrieg.



Der bekannte Ausspruch Friedrichs des Großen:*) „Wann Ihr eine Bataille liefern wollet, so ziehet so viele Trouppen zusammen als Ihr nur immer könnet, denn man kan solche niemahlen nützlicher employiren", ist für jeden Soldaten so einleuchtend, daß man mit ihm scheinbar einen Gemeinplatz anführt. Und doch wird bis in die neueste Zeit hinein immer wieder gegen diesen Ausspruch gefehlt. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Im Kriege muß man fortgesetzt Entsendungen vornehmen. Jeder Führer wird sich fragen, mit wie wenig Truppen er dabei auskommen kann; die Ungewißheit jedoch, in der sich alles Handeln im Kriege vollzieht, macht es sehr schwer, hierin stets das unbedingt richtige Maß zu treffen.

So selbstverständlich ferner uns die Mahnung König Friedrichs erscheint, so wenig war sie es für seine Zeit. Sein Ausspruch kennzeichnet recht eigentlich den Gegensatz zwischen seiner Kriegführung und der hergebrachten des 18. Jahrhunderts. Das Zusammenhalten der Kräfte zu wuchtigen Schlägen gab ihm das Übergewicht über seine Gegner. Er empfiehlt daher auch an derselben Stelle, in der Offensive grundsätzlich so wenig wie möglich zu detachieren. In der Defensive hält auch er vielfache Entsendungen für unvermeidlich. Er hat sich in den späteren Jahren des Siebenjährigen Krieges, als er sich in die Verteidigung zurückgeworfen sah, häufig entschließen müssen, solche vorzunehmen. Es galt, ausgedehnte Gebiete durch unverhältnismäßig schwache Kräfte gegen weit überlegene des Feindes zu schützen. Der König sah sich oft darauf angewiesen, seinen Zweck durch eine Häufung kleiner Mittel zu erreichen. Daher sehen wir ihn mehrfach gemischte Detachements entsenden, sei es zum Schutze der eigenen oder zur Fortnahme der feindlichen Magazine, sei es, um sie gegen Flanke und Rücken des Feindes wirken zu lassen, um diesen zum Aufgeben einer Stellung zu bewegen.

Die Not bewog den König gegen seine bessere Überzeugung, wie in anderen Dingen, so auch hier, das Verfahren seiner Gegner nachzuahmen. Nicht immer zu

*) General-Principia vom Kriege, X. Artikel. Bei Taysen, Friedrich der Große. Militärische Schriften, Seite 24.



seinem Vorteil, denn die Waffenstreckung des Generals v. Finck bei Maxen im November 1759, als er mit einer Unternehmung gegen den Rücken Dauns betraut war, zeigte die große Gefahr, die dergleichen Entsendungen unter Umständen hatten. Die preußischen Generale, alles schlachterprobte Männer, sollen seitdem bei dem bloßen Wort „Detachement" gezittert haben.

Der letzte Krieg Friedrichs des Großen, der Bayerische Erbfolgekrieg, ließ es schon seiner Art nach, da er mehr eine bewaffnete politische Demonstration war, zu keinem großen Einsatz kommen. Seitdem wurde es immer mehr üblich, in zahlreichen Entsendungen Abhilfe für die Schwerfälligkeit der linearen Ordnung zu suchen. Die hinhaltende Kriegführung des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand von Braunschweig mit ihrer Bevorzugung weitgedehnter Kordonstellungen wurde als die wahre Kunst gepriesen. Dieses Kordonsystem aber, mit seiner übertriebenen Wertschätzung bestimmter Punkte und Stellungen, leistete der Zersplitterung der Kräfte naturgemäß Vorschub. In den Revolutionskriegen sah man darin ein geeignetes Mittel, ohne die Geschlossenheit der alten Schlachtordnung aufzugeben, den übertriebenen Frontausdehnungen zu begegnen, zu denen die französischen Generale infolge der Zerlegung ihrer Armeen in gemischte Divisionen neigten, bis Napoleon dem Zusammenhalten der Kräfte wieder Geltung verschaffte. So verfiel 1806 das preußische Hauptquartier auf die vielen Entsendungen, die einer völligen Zersplitterung gleichkamen und sich bei der Armeeabteilung Hohenlohe soweit steigerten, daß sie, die den ersten Stoß des Feindes auszuhalten hatte, ihm anfänglich in einem Zustande völliger Wehrlosigkeit gegenüberstand. Nur die Gewohnheit des Detachementskrieges, die allmählich das schlagartige Handeln der lineartaktischen Zeit verdrängt hatte, erklärt dieses Verfahren.

Die Einteilung der preußischen Armee in gemischte Divisionen, die erst unmittelbar vor Beginn des Krieges 1806 vorgenommen worden und sonach nicht eingelebt war, führte nur zu einem Durcheinandermengen der Waffen, insbesondere zersplitterte sie die treffliche und zahlreiche preußische Kavallerie und band sie an die Infanterie. Noch weiter ging man darin 1807 in Ostpreußen. Hier waren bei dem schwachen preußischen Korps für den Vorpostendienst drei besondere Verbände geschaffen worden, die sogenannten Vorpostenbrigaden, meist in der Stärke von einem Füsilier-Bataillon, fünf Eskadrons, einer halben reitenden Batterie unter Zuteilung einer Kasaken-Abteilung. Es führte das am 4. Februar dazu, daß von dem 10 000 Mann starken Korps 3000 Mann abgezweigt waren und am folgenden Tage größtenteils zersprengt wurden. Diese von Scharnhorst angeregte Einrichtung von Vorpostenbrigaden, die uns so eigentümlich anmutet, erklärt sich zum Teil aus der geringen Zahl leichter Truppen, denn eben nur diese wurden für den Vorpostendienst geeignet erachtet. Weiterhin haben offenbar die Erfahrungen der Revolutionskriege, in denen Scharnhorst seine Schule gemacht hatte, mitgesprochen. Dort hatte man sich eine solche Zersplitterung

der Kräfte erlauben können, die der Napoleonischen Kriegsweise gegenüber versagen mußte. Als die französische Organisation zum Vorbild genommen wurde, übertrieb man im Durcheinandermengen der Waffen, die Nachahmung war zunächst nur äußerlich. Erst der blutige Tag von Eylau ließ Scharnhorst die Erkenntnis aufgehen, daß die Russen jedenfalls Napoleon gegenüber darin richtig verfuhren, wenn sie sich nur vereinigt schlugen.

Der große Zug, den die Kriegführung auch der Verbündeten in den Befreiungskriegen zeigte, ging bald darauf im Frieden wieder vollständig verloren. Die Knappheit der Geldmittel ließ große Manöver nicht zustande kommen. Die Armee war weit mehr als heute über das ganze Land verstreut; noch gab es keine Eisenbahnen, die rasche Truppenzusammenziehungen ermöglicht hätten. Auch war unsere Organisation der Truppenausbildung in großem Stile hinderlich.

Die gemischten Brigaden führten in Preußen seit dem Jahre 1818 die Benennung Divisionen, umfaßten als solche jedoch nur je eine Infanterie- und Kavallerie-Brigade. Die nur zum Teil bespannte Artillerie, in neun Brigaden eingeteilt, führte unter ihren Inspekteuren ein Sonderleben. Auch die 1852 getroffene Anordnung, daß stets ein Linien-Regiment mit dem Landwehr-Regiment der betreffenden Nummer eine Brigade zu bilden hatte, war für die kriegsmäßige Ausbildung ohne Bedeutung. Erst die Reorganisation von 1859 und 1860, die an Stelle der Landwehr-Regimenter neue stehende Infanterie-Regimenter treten ließ, schuf darin Wandel.

Wo größere Truppenmassen zusammengezogen wurden, geschah es nach damaligem russischen Vorbild nur zu einer Art von Parademanövern, die uns heute als bloßes Soldatenspiel erscheinen. Erzherzog Albrecht von Österreich sagt darüber:*) „Es waren alle Details einstudiert und vorausbestimmt, alles mußte und konnte wie am Schnürchen gehen. Mit völliger Mißachtung eines jeden kriegerischen Bildes bewegten sich ganze Korps marionettenartig auf ein Kommando. Diese Auswüchse langen Friedens blühten am meisten sonderbarerweise in Preußen und Rußland bald nach Beendigung der Freiheitskriege.“

Wohl starb der Sinn für das wahrhaft Kriegsmäßige in der Armee, deren Fahnen den Lorbeer von der Katzbach, von Dennewitz, Wartenburg, Möckern und Belle-Alliance trugen, nicht aus, aber er konnte sich nicht voll entfalten, denn die kleineren Manöver, die keine Schaustellungen waren, bewegten sich naturgemäß nur im Rahmen des Detachementskrieges. Die Taktik der verbundenen Waffen, die sich dort entwickelte, entfernte sich mehr und mehr von dem gesunden Naturalismus des großen Krieges, wie ihn bereits Napoleon geführt hatte. Mit dadurch erklärt sich die Verständnislosigkeit, die bis auf den heutigen Tag der Napoleonischen Heerführung entgegengebracht wird, die falsche Auffassung, daß seine Kunst vornehmlich im Massebilden bestanden habe.

*) Über Verantwortlichkeit im Kriege. Wien 1869.

Da kriegsmäßig manövrierende große Massen nicht im Frieden auftraten, konnten zutreffende Anschauungen nur schwer Fuß fassen. Die Vorbildung der Führer, höherer wie niederer, für den heutigen großen Krieg war nicht hinreichend, wie es sich 1870 gezeigt hat. Die Studie des Generalstabes „Der 18. August" läßt das deutlich erkennen. Das Verkennen der Notwendigkeit einer entsprechenden Vorbildung hat diesen Krieg noch lange überdauert, und erst ganz allmählich hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß der große Krieg vielfach andern Bedingungen unterworfen ist als der Detachementskrieg.

Bei einer von gesundem Geiste beseelten Kriegführung ist im Massenkriege der einzelne Truppenkörper, ob groß oder klein, nur ein Glied der auf Niederwerfung des Feindes gerichteten Handlung. Für einen entsendeten Heeresteil, selbst eine Division oder ein Armeekorps, steht dagegen stets die Erfüllung des Auftrages in erster Linie. In diesem kann das gleiche Gesetz zur Geltung kommen, wie in dem Handeln großer Massen, es kann aber auch so gestaltet sein, daß von dem Streben nach Vernichtung des Feindes vorübergehend abgesehen werden muß. In kleineren Verhältnissen haben ferner die einzelnen taktischen Einheiten vielfach eine ganz andere Bedeutung wie in großen, in denen ihr Handeln durch die vorhandene Einrahmung oder Anlehnung weit mehr eingeengt ist. Wenn selbst Moltke, wo er lehrend auftrat, noch nach dem Kriege von 1870/71 im allgemeinen am kleinen Rahmen festgehalten hat, so zeigt sich darin, daß alles Neue sich erst allmählich Bahn bricht. Der Krieg mit großen Massen hatte seit Napoleon zuerst wieder durch Moltke Leben gewonnen, aber nur wenige haben damals dem Feldmarschall in vollem Maße Verständnis entgegengebracht. Kein Wunder daher, daß er im ganzen bei der bewährten Lehrmethode verblieben ist. Nach und nach hat sich dann die Erkenntnis durchgerungen, daß die Friedensschulung sowohl in der Lehre wie in der Praxis des Manöverfeldes den erweiterten Verhältnissen der Zeit Rechnung zu tragen hat. Der Wert großer Manöver mit möglichst kriegsmäßigem Verlauf ist jetzt bei allen Armeen erkannt.

Unsere Vorschriften tragen den Bedingungen des heutigen großen Krieges und der bestehenden Waffenwirkung durchaus Rechnung. Dennoch bleiben für die Ausbildung gewisse Gegensätze bestehen, die nicht ganz fortzuschaffen sind. Unsere Truppenführung ist einigermaßen verschieden auf dem Truppenübungsplatz und im Manöver. Auf dem Truppenübungsplatz, auch wenn sich auf ihm nicht Divisionsübungen ermöglichen lassen, sind doch immer Anschlußtruppen dargestellt oder gedacht. Einer soldatisch geschulten Phantasie fällt es alsdann nicht schwer, sich das Bild der großen Schlacht auszumalen. Die einzelnen Truppenteile: Bataillone, Regimenter, Brigaden, führen Kampfhandlungen im großen Rahmen durch. Dagegen bleiben unsere Manöver immer mehr oder weniger Handlungen des Detachementskrieges. Auch die größten, die Kaisermanöver setzen, da die Führer Freiheit des Entschlusses haben sollen, die Parteien in die Lage abgesonderter Heeresgruppen, oder doch Flügel-

gruppen der gedachten Hauptkräfte, allenfalls ist die Handlung als sich auf einem Nebenkriegsschauplatze vollziehend gedacht. Es kann das nicht anders sein zu einer Zeit, in der innerhalb des Gesamtheeres einer europäischen Großmacht die einzelne Armee eigentlich nur noch die Bedeutung hat, die einst dem Armeekorps innerhalb des Napoleonischen Heeres zukam.

An sich ist es noch kein zu großer Übelstand, daß wir bei unseren Manövern hinter den Dimensionen des Ernstfalles weit zurückbleiben, denn, abgesehen davon, daß wir im Frieden nach jeder Richtung immer nur Verhältnisse schaffen können, die annähernd denjenigen des Krieges gleichen, leidet auch die Ausbildung von Führern und Truppe hierunter nicht eigentlich. Vorbedingung ist allerdings, daß Manöveranlage und schiedsrichterliche Entscheidungen dahin wirken, daß, namentlich bei kleineren Manövern, Unnatürlichkeiten, besonders ein zu schneller Verlauf, vermieden werden. Sonst aber treten an die aufklärende Kavallerie und alle Waffen mit geringen Einschränkungen ganz ähnliche Anforderungen heran wie im Ernstfall im Armeeverbande. Für das einzelne Bataillon bleiben die Bedingungen des Handelns in Angriff und Verteidigung die gleichen. Daß die Entwicklungsräume vielfach größer sind als im Massenkriege, ist ohne Belang. Sie werden dort durch die vorhandene Einrahmung schon von selbst enger werden, und sodann fechten wir heute auch in der großen Schlacht nicht mehr aus der Tiefe, wenn wir auch der Tiefengliederung, namentlich dort, wo wir die Entscheidung suchen, zum Nachfüllen der Feuerlinie nicht entbehren können.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Handeln im Detachementskriege, wie ihn unsere Manöver zur Darstellung bringen, und den Aufgaben, wie sie der Massenkrieg stellt, besteht freilich für den Führer, und hierin liegt eine gewisse Gefahr, deren man sich bewußt sein muß. Nicht nur der geringere Spielraum, den in den weitaus meisten Fällen im Kriege der betreffende Führer hat, kommt hier in Betracht, sondern auch der Umstand, daß ein im Detachementskriege noch so wohlgeschulter Führer leicht dazu gelangen kann, im Massenkriege aus dem Rahmen der Gesamthandlung herauszufallen und dadurch das Gelingen des Ganzen zu gefährden. Der Anfang des Krieges 1870 liefert davon mehrere Beispiele, weil, wie erwähnt, die Mehrzahl unserer Generale damals keine klare Vorstellung vom Massenkriege besaßen. Steinmetz brachte den Moltkeschen Direktiven kein Verständnis entgegen, Kameke bei Spicheren, Goltz bei Colombey-Nouilly verfuhren eigenmächtig. Bei einem anders gearteten Gegner, als es die damaligen Franzosen waren, hätte ein solches Verfahren die übelsten Folgen haben können.

Anderseits ist es nicht hoch genug anzuschlagen, daß unsere Manöverschulung, die damals noch nicht Gemeingut aller Armeen war, den Grund zu jener unvergleichlichen Initiative gelegt hat, die uns neben dem operativen Geschick Moltkes zum Siege verhalf. Die Kühnheit unseres Auftretens hat in den Augustschlachten des Jahres 1870

geradezu lähmend auf den Feind gewirkt. Als bei Spichern um 4^0 Nachmittags der Angriff der vereinzelten 14. Division abgewehrt und deren Kräfte völlig erschöpft waren, meldete General Frossard, obwohl er noch die Hälfte seines Korps zum Gegenangriff verfügbar hatte, an Bazaine nur, er hoffe, sich behaupten zu können. Gleichzeitig bat er um Unterstützung, da der Angriff jeden Augenblick wieder aufleben könne. Das Eintreffen der ersten deutschen Verstärkungen, Teilen der 16. und 5. Infanterie-Division, veranlaßten ihn alsdann, dem Oberbefehlshaber zu telegraphieren: „Les Prussiens font avancer des renforts considérables, je suis attaqué de tous côtés. Pressez le plus possible le mouvement de vos troupes." Wahrlich ein schöner Erfolg des kühnen Angriffs so schwacher deutscher Kräfte! Hier nahm jener „cauchemar prussien" seinen Anfang, der seitdem auf dem französischen Heere drückte, und der am 16. August Bazaine bei Vionville unter dem wuchtigen Anprall des III. Armeekorps die Entschlußfähigkeit völlig raubte.

Darum sind auch unsere kleinen Manöver bis zu den von der Garnison aus unternommenen Offizier-Felddienstaufgaben zur Heranbildung unserer Führer in demselben Geiste, der 1870 so schöne Früchte zeitigte, nicht zu entbehren. Übungen mit gedachten Truppen im Kriegsspiel, in Gestalt taktischer Aufgaben und auf Übungsritten bieten keinen vollwertigen Ersatz. Es befiehlt sich eben anders mit der wirklichen Truppe hinter sich, und auch das klarste Vorstellungsvermögen vermag nicht die gleichen Reibungen vorzuführen, die sich bei der Truppe ergeben. Jene Übungsarten bilden eine schätzbare Vorbereitung und einen Notbehelf dort, wo es sich um große und größte Verhältnisse handelt, denen keine Truppenzusammenziehung des Friedens entspricht, aber sie können allein zur Führerbildung nicht genügen. Die Gefahr von Auswüchsen in der Detachementstaktik bei den kleineren Manövern einzuschränken aber wird Sache der Anlage und Leitung sein.

Solche Gefahr liegt namentlich dort vor, wo unbedingt das Begegnungsgefecht in ausgesprochener Form bevorzugt wird. Diese Art des Gefechts hat bei Übungen allerdings den Vorteil, daß sie die Führer zu rascher Entschlußfassung nötigt. Schon Griesheim sagt in seinen „Vorlesungen über die Taktik":*) „Das Renkontre ist ein Gefecht, wo das Moment der Überraschung für beide Teile stattfindet. Sie stoßen plötzlich und unabsichtlich aufeinander. Im offenen, freien und ebenen Terrain gehören solche Gefechte zu den größten Seltenheiten; sie würden von beiden Seiten die allergrößte Sorglosigkeit und Unaufmerksamkeit voraussetzen. Je kupierter, wechselnder das Terrain wird, je leichter können sie eintreten." Wiewohl hier bereits für jene Zeit das Begegnungsgefecht nicht als etwas zu Erstrebendes, sondern als eine durch örtliche Verhältnisse bedingte Erscheinung bezeichnet wird, hat diese bei vielen lange Zeit als typisch für deutsche Gefechtsführung gegolten, und doch war die mit dem

*) Hinterlassenes Werk. 2. Auflage 1860, Seite 637.

Begegnungskampf verbundene Gefahr zur Zeit als Griesheim lehrte unendlich geringer als bei heutiger Waffenwirkung.

Das Fechten aus der Tiefe der Marschkolonne bleibt stets ein Übelstand. Nur selten wird man im Kriege in der Lage sein, einigermaßen zutreffend beurteilen zu können, ob und wie weit der Feind bereits einen Vorsprung in der Entwicklung gewonnen hat. Im Manöver kennt man allerdings ungefähr die Stärke des Gegners, seine Waffenwirkung macht sich nicht geltend, da ist das Zugreifen leicht. Die übertriebene Bevorzugung des sogenannten „Begegnungsverfahrens" bei uns gründet sich auf einseitige Folgerungen aus dem Feldzuge 1866. Daß hier die Einmarschkämpfe der preußischen Armee den Charakter von Begegnungsgefechten trugen, ergab sich ohne weiteres aus der Natur des zu durchschreitenden Berggeländes. Wie überall, so ist es indessen auch hier falsch, die Erfahrungen einer einzelnen Feldzugsperiode ohne weiteres zu verallgemeinern. Unser jetziges Exerzier-Reglement für die Infanterie hat den durch die frühere Vorschrift eingebürgerten Ausdruck „Begegnungsgefecht" beibehalten, wendet ihn aber nicht nur einseitig auf das „Renkontre" an, sondern bezieht ihn auf jedes nicht vorbedachte Gefecht. Es trägt dem Rechnung, daß sich der Begegnungskampf unendlich mannigfach gestalten kann. Schon wegen dieser Mannigfaltigkeit paßt der vielfach gebrauchte Ausdruck „Begegnungsverfahren" nicht auf die Sache, denn es gibt nicht ein solches Verfahren, sondern, je nach den wechselnden Umständen, deren unendlich viele. Es wird für den Führer stets darauf ankommen, mit einem feinen Takt des Urteils herauszufühlen, wie weit er im schnellen Zufassen gehen kann. Im allgemeinen aber wird er sich zu sagen haben, daß Übereilungen sich bei der jetzigen Waffenwirkung schwer strafen können, schon weil die Entwicklung unserer heutigen Artillerie viel Zeit in Anspruch nimmt, und hierbei begangene Fehler kaum wieder gutzumachen sind. Selbst dort, wo rasches Zugreifen angezeigt erscheint, muß bei den jetzigen Schußwaffen planmäßiger verfahren werden, als es ehedem bei der geringeren Waffenwirkung erforderlich war. Für einen echten Soldaten ist es dabei selbstverständlich, daß er sich gegebenenfalls die Gunst des Augenblicks — und bestände sie auch nur in seiner persönlichen Auffassung — nicht entgehen lassen wird. Er wird nicht unter allen Umständen erst eine langwierige Entfaltung vornehmen, sondern im Vertrauen auf die ausschlaggebende Bedeutung des moralischen Elements im Kriege, wenn auch unter voller Berücksichtigung der Waffenwirkung unserer Tage, zu handeln haben.

Der Begegnungskampf wird sich im Manöver überall dort zutragen, wo er auch im Kriege, durch örtliche Verhältnisse bedingt, stattfinden würde. Er behauptet als lehrreiche Gefechtsform stets sein Recht; nur ihn grundsätzlich bei der Anlage von Manövergefechten zu bevorzugen, erscheint, wegen der damit für den Ernstfall verbundenen Gefahren, bedenklich. Eine erfahrene Leitung wird das zu berücksichtigen haben. Gerade einer solchen, die klare Vorstellungen von den Bedingungen des großen

Krieges hat und mit ihnen wohl vertraut ist, werden auch sonst bei der Anlage von Übungen mancherlei Bedenken kommen. Es wirkt erschwerend, daß vielen Lagen, in denen ehemals im Kriege die Absendung von Detachements berechtigt erschien, wenn nicht der herrschende Gebrauch sie geradezu erforderte, jetzt in anderer Weise entsprochen wird. So ist die starke gemischte Avantgarde, die bis auf einen halben Tagemarsch und mehr vor das Gros des Armeekorps vorgeschoben war, nicht mehr zeitgemäß. Das Vorbild für sie ist bei uns die Avantgarde des Yorckschen Korps im Befreiungskriege unter Katzlers ruhmvoller Führung gewesen. Jene Zeit kannte noch keine eigentlich operative Verwendung der Kavallerie vor der Front der Armee, und wo solche angebahnt wurde, mußten die nicht mit weittragenden Feuerwaffen versehenen Reiter durch nahe aufschließende Infanterie gestützt werden. Wiewohl bei unseren Kavallerie-Divisionen 1870 noch nicht alle Regimenter Karabiner führten, läßt sich die Anwendung ähnlicher Avantgardenformationen bereits damals als veraltet bezeichnen, nur hatten weder die Reitertruppe noch die höheren Führer die Direktiven Moltkes, der die Kavallerie-Divisionen weit vorgetrieben haben wollte, entsprechend aufgefaßt.

Erscheint es noch nach heutigen Gepflogenheiten berechtigt, wenn am 14. August das X. Armeekorps, nachdem es den Mosel-Übergang von Pont a Mousson gewonnen hatte, ein Detachement von zwei Bataillonen, zwei Eskadrons und einer Batterie der 19. Infanterie-Division auf dem linken Ufer 5 km in der Richtung gegen die Festung Metz vorschob und diese Abteilung am 15. um weitere 10 km an der Mosel abwärts bis Novéant vorgehen ließ, so würde eine nach jetzigen Grundsätzen erzogene Kavallerie, die auf der Hochfläche des linken Mosel-Ufers streifte, des Rückhalts durch die 38. Infanterie-Brigade nicht bedürfen, wie er der 5. Kavallerie-Division durch das Vortreiben dieser Brigade am 14. um 5, am 15. um weitere 10 km bis Thiaucourt gewährt wurde. Dorthin schloß im Laufe des Tages auch der Rest der 19. Infanterie-Division auf. Zu der für den 16. August der 5. Kavallerie-Division vom X. Armeekorps befohlenen „gewaltsamen Rekognoszierung", die bekanntlich die Einleitung zur Schlacht bei Vionville—Mars la Tour bildete, wurde für nötig erachtet, der Kavallerie durch die bei Thiaucourt befindliche halbe 37. Infanterie-Brigade Rückhalt zu gewähren. Sie sollte die nach Novéant im Mosel-Tale entsendete Abteilung hierzu an sich ziehen. Die Vereinigung dieser weit getrennten Teile ist am 16. nicht zustande gekommen. Die beiden Detachements der Brigade haben dem schwer ringenden III. Armeekorps zwar die erste wirksame Hilfe, jedoch auf den entgegengesetzten Flügeln der Schlachtfront gebracht.

Hatte hier die Gewohnheit des Detachierens nur den Nachteil, daß der Zusammenhalt eines durch die Kriegsgliederung geschaffenen Verbandes verloren ging, so ist gelegentlich im Verlaufe des Krieges unnötigerweise durch Entsendungen eine Gefahr heraufbeschworen worden. So ließ General v. Werder Anfang Oktober 1870

seinem XIV. Armeekorps eine starke Avantgarde von sechs Bataillonen, zwei Eskadrons und zwei Batterien nach Raon l'Etape vorausgehen. Der Austritt des Korps aus dem Gebirge wäre unzweifelhaft sicherer gewährleistet gewesen, wenn die Vogesen gleichzeitig in mehreren Kolonnen durchzogen worden wären, jede mit einer eigenen schwächeren Avantgarde und in der Lage, die Nachbarkolonnen rechtzeitig zu entlasten. Da das Gros des Korps erst am 5. Oktober den Marsch über die Vogesen in der Richtung auf Epinal antrat, stieß die ausgesandte Avantgarde südlich Raon l'Etape am 6. Oktober vereinzelt auf einen sehr überlegenen Feind, den sie zwar nach sechsstündigem Gefecht in die Flucht schlug, dessen sie aber schwerlich Herr geworden wäre, wenn er aus vollwertigen Truppen bestanden hätte. Vielfach haben Entsendungen, die wir im zweiten Teile des Krieges vornahmen, überhaupt nur ihrer Aufgabe genügen können, weil sie minderwertigen französischen Neubildungen gegenüberstanden. Es würde sonach fehlerhaft sein, solche Beispiele allgemein für die Berechtigung des Detachementskrieges anzuführen.

Immerhin finden sich auch in diesem Teile des Krieges Lagen, die sich selbst bei vollwertigen Truppen auf beiden Seiten ähnlich gestalten und daher mit Vorteil Friedensübungen zugrunde gelegt werden können, da es hierfür durchaus angängig erscheint, wenn für einen Teil eine voraufgegangene Entscheidung mit ungünstigem Ausgang angenommen wird. Die Zweite Armee sah sich veranlaßt, bei ihrem Anmarsch von Metz zur Loire bei Chaumont zunächst eine gemischte Brigade zur Deckung gegen die Festung Langres stehen zu lassen. Während nach dem Siege bei Orleans die Zweite Armee infolge der noch ungeklärten Lage an der mittleren Loire festgehalten war, begegnete die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg weiter stromabwärts bei Beaugency, infolge der Teilung der französischen Loire-Armee, unerwartet starkem Widerstand. Auf dem jenseitigen, linken Loire-Ufer war die 25. Großherzoglich Hessische Division zeitweilig völlig vereinzelt. Die Operation von Le Mans zeigt ein Vorgehen der Zweiten Armee in weit getrennten Kolonnen, die ihre Vereinigung nach vorwärts in dem gemeinsamen Ziel suchen. Alle diese Lagen sind mit geringen Änderungen für Übungsanlagen zu verwerten. Die Nebenarmeen im Norden und im Südosten Frankreichs waren selbst Detachierungen, d. h. ihr Handeln war einem bestimmten Auftrage, der Deckung der Einschließung von Paris und der deutschen Verbindungen, untergeordnet. Die Ereignisse bei diesen Deckungsarmeen liefern gleichfalls Beispiele auch für kleinere Abteilungen. Endlich bietet der Krieg auf den deutschen Etappenlinien ergiebigen Stoff für Aufträge kleinen und kleinsten Umfangs, so für Offizierfelddienstaufgaben und Garnisonübungen. Die vom Feinde benutzten Eisenbahnen haben für ihn eine derartige Wichtigkeit, daß er ihre Unterbrechung stets besonders störend empfinden wird. Auch der Grenzschutz kommt in Betracht, wenn auch mit Einschränkungen, da hier auf einer Seite meist eine größere Überlegenheit angenommen werden muß, um den Einbruch in das feindliche Aufmarschgebiet erfolgversprechend

erscheinen zu lassen, es sei denn, daß es sich um vereinzelte Unternehmungen von Kavalleriepatrouillen gegen die feindlichen Eisenbahnen handelt.

Veraltet sind die vielfach für Offizierfelddienstaufgaben noch beliebten Fouragierungen und deren Deckung. Sie gehören im Grunde der Kriegführung des 18. Jahrhunderts an. Gewiß werden auch heute Beitreibungskommandos ausgesandt; die im Rücken der Armee mit Anlage von Magazinen aus den Vorräten des feindlichen Landes beauftragten Intendanturbeamten bedürfen des militärischen Schutzes, meist aber gegen eine feindselig gesinnte Bevölkerung, seltener gegen organisierte feindliche Truppen. Darum ist es auch nicht angebracht, bei Offizierfelddienstaufgaben gar zu oft eine Partei als „Freikorps“ oder „Versprengte“ zu bezeichnen, die sich auf eigene Faust in der Welt herumtreiben nach Art der amerikanischen Parteigänger im Sezessionskriege. Man zieht dadurch Anschauungen groß, die dem heutigen Kriege im europäischen Kulturlande nicht entsprechen. Geeigneter, weil im Kriege stets möglich, sind Zusammenstöße kleiner Abteilungen beim Aussetzen von Vorposten. Sodann sagt die Felddienstordnung, wenn sie auch betont (Z. 210), daß Vorposten das Gefecht nicht suchen sollen, doch gleichzeitig, daß bei längerem Gegenüberstehen eine regere Tätigkeit der Vorposten den Zweck verfolgen könne, den Gegner zu ermüden und mürbe zu machen. Bei solchem längeren Gegenüberstehen wird es, ähnlich wie Ende November vor Orleans, ohnehin gelegentlich zu gewaltsamen Erkundungen kommen, da die Aufklärung der Kavallerie nicht durchzudringen vermag.

Der Russisch-Japanische Krieg bietet einige Beispiele von Unternehmungen selbständiger gemischter Detachements. Solche der Russen suchten während der Oktoberkämpfe am Schaho gegen die japanischen Verbindungen zu wirken, freilich ohne Erfolg. Wie dieser Stellungskrieg, ungeachtet der gesteigerten Abmessungen und der unendlich größeren Waffenwirkung, zeitweilig an die Verhältnisse gemahnt, wie sie im 18. Jahrhundert bestanden, so kam auch hier der Gedanke auf, dem Feinde „jalousie“ für seine Flanken und seinen Rücken zu erwecken. Wie im 18. Jahrhundert, war es auch hier die hohe Empfindlichkeit der feindlichen Verbindungen, die zu solchen Unternehmungen anregte. Hier wie dort deuten sie auf eine gewisse Schwächlichkeit der Kriegführung. Weiterhin hat in der Schlacht bei Mukden und bei der anschließenden Verfolgung die auf beiden Seiten bestehende große Ausdehnung zu einer Reihe von zusammenhangslosen Einzelkämpfen geführt.

Bei Verwertung von Beispielen aus der Kriegsgeschichte wird es niemals angebracht sein, die vorgefundene Lage unmittelbar zu übertragen. Es gilt stets zu beachten, daß keine Lage, sei es eine solche des Ernstfalls oder eine solche des Übungsfeldes, sich genau in derselben Weise wiederholt. Die Kriegsgeschichte kann daher immer nur Anregungen bieten. Für den Erfahrenen gibt sie nur den Boden ab, auf dem er mit geschultem soldatischen Vorstellungsvermögen frei schafft. Tatsächlich bedarf es denn auch einer unmittelbaren Anlehnung an die Kriegsgeschichte nicht, um

Lagen zu schaffen, die selbst für den heutigen Krieg die Wirksamkeit abgesonderter Heeresteile als berechtigt erscheinen läßt.

Vielfach wird ein Einsatz schwächerer Kräfte in verhältnismäßig losem Zusammenhange mit der Masse dort stattfinden, wo nur ein Hinhalten des Feindes beabsichtigt ist. Die jetzige hohe frontale Feuerkraft begünstigt solches Verfahren, vorausgesetzt, daß für reichlichen Munitionsersatz Sorge getragen ist. Solcher Auftrag für Teilkräfte ist indessen nur als Grundlage für Gefechtsübungen, nicht für Manöver oder Felddienstübungen geeignet. Desgleichen fußt die vielfach übliche Annahme von Seitendeckungen auf nicht völlig kriegsgemäßen Vorstellungen, es sei denn, daß solche Seitendeckungen unter besonderen Umständen, völlig losgelöst von den Hauptkräften, selbständig auftreten, wie es bei der oben erwähnten Belassung einer gemischten Brigade der Zweiten Armee bei Chaumont der Fall war. In verhältnismäßiger Nähe der Hauptkräfte bildet eine stärkere Seitendeckung meist nur eine Nebenkolonne, wenn ihre Abzweigung nicht überhaupt unnötig und daher fehlerhaft war. Ist eine solche aber zu bloßen Sicherungszwecken entsandt, wird sie schwach sein und sich nicht wesentlich weiter vom Gros entfernen dürfen als eine Vorhut. Die Gepflogenheit der Franzosen, ihre größeren Heereskörper gewissermaßen mit einem Schleier von vorgeschobenen Detachements, sogenannten „détachements de couverture“ zu umgeben, erscheint wenig nachahmenswert. Sie rechnet allzu bestimmt damit, daß sich der Feind täuschen läßt, und führt, wie jede Entsendung, leicht zur Zersplitterung. Ein modernes Heer mit durchweg gleichwertiger Infanterie wird schwerlich nötig haben, das Verfahren Dauns nachzuahmen, der sich stets mit einer Anzahl von Kroatenhaufen umgab.

Ist auch alles in allem im heutigen Kriege großer Massen die Anlage von Übungen für kleinere Abteilungen erschwert, so wird es doch häufig Fälle geben, wo solche auftreten. Dahin gehört z. B. die Verfolgung, insbesondere die überholende, und ihre Abwehr. Nicht überall wird im Kriege bei der jetzt gegen früher so schwachen Reitermasse Heereskavallerie für solche Zwecke verfügbar sein, so daß ein Auftreten gemischter Abteilungen hier durchaus natürlich erscheint. Die bei unseren Manöverdetachements im Vergleich zum Ernstfall immer noch verhältnismäßig starke Kavallerie entspricht anderseits hier durchaus der Wirklichkeit, da für solchen Zweck im Kriege alle erreichbare, an anderer Stelle entbehrliche Divisionskavallerie zusammengezogen werden wird. Geeignete Lagen bieten ferner Beobachtungsdetachements feindlicher Festungen, die überall beliebig angenommen werden können, und gegen diese Detachements von der Festung ausgehende Unternehmungen. Auch die ersten einleitenden Schritte und aus diesen sich ergebende Kämpfe bei der Einschließung von Festungen können mit Nutzen verwertet werden. Endlich wird die Geländegestaltung jeder Übungsanlage zu Hilfe kommen. Sie wird häufig eine Teilung der Kräfte rechtfertigen und das Auftreten kleinerer Abteilungen aller Waffen natürlich erscheinen

lassen. So überall dort, wo das Übungsgelände Bergland ist, wo es vielfache Waldbedeckung aufweist, Seen enthält, von einem Flußlauf durchzogen oder von einem solchen begrenzt ist.

Immer aber werden wir uns zu vergegenwärtigen haben, daß selbst dort, wo wir bei Anlage von Übungen, seien es größere oder kleinere, mit oder ohne Truppen, im Gelände oder auf dem Plan, das Vollkommene nicht erreicht haben, in dem Streben nach dem Kriegsmäßigen bereits ein hoher Gewinn liegt. Wo diesem Streben mit Ernst obgelegen wird, erfährt die taktische Schulung des Leitenden und der Führer in hohem Maße Förderung.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven,
Oberst und Kommandeur des Grenadier-Regiments
Prinz Carl von Preußen (2. Brandenb.) Nr. 12.



Radfahrertruppen in Frankreich, England, Belgien, Holland und Italien.

Frankreich.

Die Erfahrungen mit Radfahrern haben in einer Reihe von Staaten zur Aufstellung von ständigen Radfahrertruppen geführt. Im folgenden ist vorzugsweise auf das Radfahrerwesen in Frankreich eingegangen. Die Organisation und geplante Verwendung der Radfahrertruppen in anderen Staaten wird im Anschluß daran nur kurz besprochen werden.

Die französische Heeresverwaltung ist im vorigen Jahre der Frage der Vermehrung der Radfahrertruppen, die längere Zeit geruht hatte, erneut näher getreten. Die ersten beiden ständigen Radfahrer-Kompagnien wurden 1899 aufgestellt. Gegenwärtig verfügt die französische Armee über fünf solcher Kompagnien, die als sechste Kompagnien Jäger-Bataillonen der Ostgrenze angegliedert sind. Jede Kompagnie besteht im Frieden aus

4 Offizieren

9 Unteroffizieren
12 Obergefreiten
4 Hornisten
4 Mechanikern
91 Mann
} 120 Mann,

außerdem

1 Pferd (des Kompagnie-Führers),
2 Fahrzeugen,

im Kriege aus 4 Offizieren, 175 Mann. Die Radfahrer-Kompagnien erhalten eigenen Ersatz. Sie ergänzen sich aus Rekruten, die des Radfahrens kundig sind.

Außer den Radfahrer-Kompagnien ist das Material für acht Pionier-Radfahrer-Abteilungen bereitgestellt. Diese Abteilungen werden vermutlich im Kriege den ständigen acht Kavallerie-Divisionen zugewiesen werden. Man kann wohl annehmen, daß bei den Genie-Regimentern die erforderliche Zahl von Mannschaften schon im Frieden für ihren Sonderdienst ausgebildet wird.

Abgesehen von diesen Radfahrertruppen gibt es in Frankreich ebenso wie in Deutschland Melderadfahrer, die den Stäben und Truppenteilen zugeteilt sind. Ihre Zahl war bisher für den Krieg auf etwa 110 Radfahrer beim Armeekorps festgesetzt. Da sich diese Zahl als zu knapp erwiesen hat, ist vom Kriegsministerium neuerdings angeordnet worden, daß bei der Mobilmachung eine weitere Anzahl von Schreibern und Ordonnanzen Räder erhalten soll. Der Friedensetat der Radfahrer ist gering, doch kann ihre Zahl nach Bedarf und nach dem Vorrat der vorhandenen Fahrräder bis auf die Kriegssollstärke erhöht werden.

Im folgenden werden nur die Radfahrer-Kompagnien besprochen werden. Die Kleidung*) besteht bei ihnen aus Käppi, Litewka, an der versuchsweise eine Kapuze angebracht ist, ferner aus Kniehose, Schnürschuhen und Wickelgamaschen, außerdem verfügen die Radfahrer über Ärmelweste und Umhang mit Kapuze; die Ausrüstung besteht aus Brotbeutel, Feldflasche, Kochgeschirr und Leibriemen mit Patrontaschen, die Bewaffnung aus dem Infanterie-Gewehr (Lebel 1886), Seitengewehr und 120 oder 160 Patronen, von denen 40 am Rade getragen werden. Den Karabiner oder das Mousqueton, die von den Radfahrern der Truppenteile geführt werden, hält man für die Radfahrertruppen nicht für ausreichend, da man von ihnen die gleiche Feuerwirkung fordern müsse wie von der Infanterie. Eine reichliche Ausrüstung mit Taschenmunition erachtet man für sehr wichtig im Hinblick auf die besonderen Aufgaben, die an die Radfahrer-Kompagnien herantreten können und häufig einen schnellen und reichlichen Munitionsverbrauch verlangen. Umhang, Ärmelweste und Kochgeschirr werden am Rade befestigt. Die übrigen Ausrüstungsstücke trägt der Mann. Das Gewehr wird während des Fahrens umgehängt. Die Tornister werden auf den beiden Fahrzeugen der Kompagnie nachgeführt, auf denen auch Verpflegung, Munition und Reservestücke befördert werden. Für die Armeemanöver 1908 war bekanntlich für diese Zwecke je zwei Kompagnien ein Lastkraftwagen**) zugeteilt, der eine (Dion-Bouton) mit einer Nutzlast von 3500 kg, der andere (Peugeot) mit einer solchen von 2000 kg. Diese Begleitkraftwagen haben sich gut bewährt, da sie die Radfahrer-Kompagnien unabhängig von den Trains und Bagagen der Armeekorps machen und besser als die etatsmäßigen, mit Pferden bespannten Fahrzeuge der Truppe folgen können.

Die Führer der Kompagnien sind beritten. Dies wird für die Übersicht auf dem Marsche und die Führung im Gefecht für nötig gehalten. Auf langen Märschen wird jedoch der Führer nicht imstande sein, der Truppe zu Pferde zu folgen. In einem Aufsatz der Revue militaire générale wird deshalb empfohlen, daß der Führer auf weiten Märschen seine Kompagnie auf Motorrad oder im leichten

*) Jahrgang 1909, 2. Heft. Erfahrungen aus den französischen Manövern.
**) Ebenda Seite 341, Bild 23.

Personenkraftwagen begleitet, während das Pferd von einem Mann zu Rade nachgeführt wird. Die übrigen Offiziere und die Mannschaften sind mit Klapprädern verbesserten Systems Gerard ausgerüstet. Das Klapprad hat sich seit dem Jahre 1895 als kriegsbrauchbar bewährt.*) Es wiegt etwa 15½ kg, kriegsmäßig bepackt 18½ bis 19 kg. Das Rad ist 1,65 m lang, also etwas kürzer als das gewöhnliche Fahrrad. Die Übersetzung beträgt 5,21 m. Das Rad kann in jeder Pedalstellung in kurzer Zeit zusammengelegt und aufgeklappt werden. Es ist so niedrig, daß der Mann, wenn er die Beine ausstreckt, auf dem Boden stehen und in dieser Stellung schießen kann. Zusammengeklappt kann es an zwei Schulterriemen auf dem Rücken getragen werden.

Die Gesamtausgaben für das Radfahrwesen in der französischen Armee beliefen sich in den letzten Jahren auf etwas über 100 000 Frank jährlich; für 1909 sind 104 284 Frank bewilligt. Hiervon kommt etwa die Hälfte auf die Radfahrertruppen, 1909 45 260 Frank. Für Bildung neuer Kompagnien sind trotz der günstigen Manövererfahrungen 1905 und trotz des Drängens der Kammer seit 1901 keine Mittel angefordert worden.

Die Manöverversuche wurden im vorigen Jahre wieder aufgenommen. Vier Radfahrer-Kompagnien waren, zu einem Bataillon vereinigt, für die Armeemanöver der Partei des Generals Millet zugewiesen worden. Das Bataillon wurde erst im Manövergelände zusammengestellt. Eine vorherige Übung im Bataillonsverband fand also nicht statt. Das Wetter war während der ganzen Dauer der Herbstübungen gut. Brauchbare, meist sogar gute Straßen standen wie fast überall in Frankreich in ausreichender Zahl zur Verfügung. Die Radfahrer erreichten das Manövergelände in zwei Kolonnen zu je zwei Kompagnien. Die Nordkolonne bestand aus den Kompagnien Longwy (6. Jäger) und Stenay (18. Jäger); sie brauchte für 480 km bis Chaumont-sur-Loire, dem Sammelplatz des Bataillons, nach Zeitungsnachrichten acht Tage, einschließlich eines Ruhetages. Die Südkolonne, die sich aus den Kompagnien St. Mihiel (25. Jäger) und St. Nicolas (4. Jäger) zusammensetzte, erreichte den von den Standorten rund 460 km entfernten Sammelpunkt angeblich in sieben Tagen. Die durchschnittliche Tagesleistung betrug bei beiden Kolonnen etwa 70 km.

Vom 9. bis 11. September übte die Armeeabteilung des Generals Millet in sich, und zwar das V. Armeekorps, die 1. Kolonial-Division und das Radfahrer-Bataillon gegen das IV. Armeekorps mit der 4. und 5. Korpskavallerie-Brigade. Das V. Armeekorps und die 1. Kolonial-Division verfügten nur über ihre Divisions-Kavallerie, zusammen also nur über drei Eskadrons. Man wollte durch diese Verteilung der Kräfte erproben, ob sich der Nachteil unterlegener Kavallerie sehr fühlbar

*) Jahrgang 1909, 2. Heft, Seite 340 bis 342, Bild 22, 24 und 25.

machen würde, oder ob er sich durch die Zuteilung des Radfahrer-Bataillons bis zu einem gewissen Grade ausgleichen lasse.

Die Mitteilungen der Presse über die Tätigkeit der Radfahrer sind nicht ganz vollständig. Im folgenden ist versucht worden, ein wenigstens im allgemeinen zutreffendes Bild von ihrer Verwendung zu geben.

In der Ausgangslage für den 9. September befand sich das Radfahrer-Bataillon auf dem äußersten rechten Flügel seiner Partei. Zwei Kompagnien wurden zum Schutz der rechten Flanke dort gelassen, die beiden anderen wurden 4[30] Morgens auf den äußersten linken Flügel entsandt, um dort die Flanke gegen gemeldete starke feindliche Kavallerie zu sichern. Die Radfahrer legten die 30 km betragende Entfernung auf schlechten Waldwegen in anderthalb Stunden zurück und trafen an einem kleinen Bachabschnitt gerade rechtzeitig ein, um das Vorgehen der feindlichen zusammengesetzten Kavallerie-Division abzuweisen. Es gelang dieser nicht, Einblick in die Flanke und den Rücken des V. Armeekorps zu gewinnen.

Auch am 10. September wurden die Radfahrer-Kompagnien getrennt verwendet. Zwei Kompagnien deckten wieder mit einer Eskadron und etwas Infanterie die linke Flanke des V. Armeekorps, eine Kompagnie wurde der Reserve des in breiter Front angreifenden Armeekorps zugeteilt und im Laufe des Gefechts als Infanterie in einer zwischen den Divisionen entstandenen Lücke eingesetzt. Eine Kompagnie mit einer Eskadron auf dem rechten Flügel wurde zur Feststellung des feindlichen linken Flügels vorgesandt. Diese Kompagnie holte weit gegen die Flanke des IV. Armeekorps aus. Es gelang ihr, Rücken und Flanke des Feindes überraschend mit Feuer zu überfallen. Im ungewissen über die Stärke dieses neuen Gegners setzte der Feind anscheinend erhebliche Teile seiner Reserve gegen die Kompagnie ein. Diesen Augenblick benutzte das V. Armeekorps zum entscheidenden Angriff, der auch gelang.

Am 11. September wurde das Radfahrer-Bataillon geschlossen verwendet. Das IV. Armeekorps verteidigte an diesem Tage einen Flußabschnitt, das V. Armeekorps griff an. Das Radfahrer-Bataillon mit der 5. Korpskavallerie-Brigade, die zum V. Armeekorps zurücktrat, und einer Batterie sollte versuchen, einen flußabwärts gelegenen Übergang zu gewinnen und den Angriff des Armeekorps durch Vorgehen gegen die Flanke des IV. Armeekorps zu unterstützen. Da das Detachement die Höhen am feindlichen Ufer von Infanterie besetzt fand, holte es noch weiter flußabwärts aus. Hier gelang es ihm, den Fluß zu überschreiten. Das Radfahrer-Bataillon griff, anscheinend mit dem Rad auf dem Rücken, unterstützt von der Batterie, die feindliche Seitendeckung an, während die Kavallerie-Brigade gegen die Flanke des Gegners vorging; ob zu Fuß oder zu Pferde, geht nicht klar aus den Zeitungsnachrichten hervor. Es gelang, ein feindliches Bataillon, das bei zusammengesetzten Gewehren ruhte, auf wenige hundert Meter zu überraschen; im übrigen glückte jedoch der Angriff auf die Seitendeckung nicht. Das IV. Armeekorps sah sich

aber veranlaßt, starke Kräfte nach dem bedrohten Punkt zu entsenden. Anscheinend auch aus diesem Grunde gelang der Angriff des V. Armeekorps gegen die Front der Hauptverteidigungsstellung.

Am 12. September war Ruhetag. Am 13. begannen die Armeemanöver. In diesen verfügte General Millet über fünf Infanterie-Divisionen, die beiden Korpskavallerie-Brigaden des IV. und V. Armeekorps und das Radfahrer-Bataillon, sein Gegner, General Tremeau, über vier Infanterie-Divisionen, zwei Korpskavallerie-Brigaden und zwei Kavallerie-Divisionen. Die Masse der Kavallerie war also wieder der einen Partei, das Radfahrer-Bataillon der anderen zugewiesen worden.

Am 13. September sandte General Millet seiner Armeeabteilung drei gemischte Detachements etwa einen halben Tagemarsch voraus. Das rechte Flügeldetachement bestand aus einem Infanterie-Bataillon, acht Eskadrons (4. Korpskavallerie-Brigade), zwei reitenden Batterien, einer Pionier-Kompagnie und drei Radfahrer-Kompagnien, das mittlere aus einem Infanterie-Bataillon, sieben Eskadrons (5. Korpskavallerie-Brigade), einer reitenden Batterie, einer Pionier-Kompagnie und einer Radfahrer-Kompagnie; dem linken Flügeldetachement (zwei Infanterie-Bataillone, eine Eskadron und eine Batterie) waren keine Radfahrertruppen zugeteilt worden. Die Detachements sollten einen für die weiteren Operationen wichtigen Abschnitt erreichen und bis zum Eintreffen der Divisionen halten, sie sollten der beigegebenen Kavallerie als Rückhalt dienen und den Vormarsch der Hauptkräfte verschleiern. Die Radfahrer-Kompagnien eilten den Detachements, anscheinend auch der Kavallerie, voraus und erreichten schon am frühen Morgen die ihnen angegebenen Ziele. Sie hinderten hier angeblich wirksam die Aufklärung des Gegners.

Am 14. September sollten die Radfahrer-Kompagnien die beiden Flügel der Partei Millet decken und in Verbindung mit den Korpskavallerie-Brigaden gegen die Flanken des Gegners aufklären. Eine Kompagnie mit einer Eskadron ging durch dichtes Waldgelände gegen die nördliche Flanke der Armeeabteilung Tremeau vor. Feindliche Kavallerie, die zur 8. Korpskavallerie-Brigade gehörte, vermochte ihren Vormarsch nicht aufzuhalten.

Am 15. September fand die Entscheidungsschlacht statt, die mit dem Zurückweichen der Partei Millet endete. Den Radfahrer-Kompagnien fiel wieder die Aufgabe zu, die Flanken ihrer Armeeabteilung zu decken. Da die Kavallerie keine Klarheit über die Verhältnisse auf dem feindlichen nördlichen Flügel zu verschaffen vermochte, sandte General Millet hier wieder eine Radfahrer-Kompagnie mit einer Eskadron zur Erkundung vor. Hauptsächlich auf Grund ihrer Meldungen hat angeblich General Millet die im Laufe des Tages getroffenen Maßnahmen angeordnet. Es soll dieser Radfahrer-Kompagnie gelungen sein, die Korpsartillerie des VIII. Armeekorps auf etwa 300 m von rückwärts überraschend unter Feuer zu nehmen, als die Batterien gerade im Begriff waren, in Stellung zu gehen.

Am 16. September war Ruhetag. Am 17. nahmen beide Parteien zunächst den Kampf wieder auf. Die Radfahrer wurden auf den Flügeln ihrer Partei gelassen. Im Laufe des Vormittags ordnete General Millet den Rückmarsch seiner Armeeabteilung an. Als der rechte Flügel zurückweichen wollte, fand er die Rückzugsstraße bereits von feindlichen Kräften verlegt. Die drei Radfahrer-Kompagnien, die der Flügeldivision vorausgeeilt waren, versuchten im Angriff den Weg zu öffnen. Sie sollen sich hierzu sehr geschickt entwickelt und gewandt im Gelände bewegt haben. Da sie aber auf weit überlegenen Feind stießen, glückte der Angriff trotzdem nicht. Die Radfahrer-Kompagnien und die ganze Flügeldivision wurden, in Flanke und Rücken angegriffen, außer Gefecht gesetzt.

Am 18. September, dem letzten Tage der Armeemanöver, setzte General Millet den Rückmarsch fort. Das Radfahrer-Bataillon war der Nachhut (6—8—12) zugeteilt. Eine feindliche Kavallerie-Division suchte dieser den Rückzug abzuschneiden. Das Radfahrer-Bataillon deckte sehr geschickt die bedrohte Flanke. Die Kavallerie-Division setzte vergeblich Schützen, Maschinengewehre und schließlich auch Artillerie gegen die Radfahrer ein. Den Versuchen, dem Radfahrer-Bataillon die Flanke abzugewinnen, konnte sich dieses durch seine außerordentliche Beweglichkeit stets rechtzeitig entziehen.

Nach dem Urteil der meisten französischen Berichterstatter haben sich die Radfahrer-Kompagnien in den Manövern 1908 ebenso wie früher als schnelle, bewegliche und vollwertige Infanterie bewährt. Ihre mittlere Fahrgeschwindigkeit betrug 15 km in der Stunde; in besonderen Fällen, wie z. B. am 9. September, wurde sie auf 20 km gesteigert. Die durchschnittliche Tagesleistung betrug beim Vormarsch 70 bis 80 km, es sind aber auch in den letzten Jahren eine Reihe von Märschen bekannt geworden, bei denen 120, zuweilen auch 130 km ohne Übermüdung der Truppe an einem Tage zurückgelegt wurden. Hinsichtlich Schnelligkeit und Tagesmarschleistung übertreffen also die Radfahrertruppen die Kavallerie beträchtlich. Als Marschform diente in den Manövern meist die Kolonne zu Dreien. In dieser beträgt die Länge der kriegsstarken französischen Radfahrer-Kompagnie reichlich 200 m, des Bataillons einschließlich der Abstände zwischen den Kompagnien 1000 bis 1100 m. 1905 betrug die Marschlänge des 430 Mann starken Bataillons etwa 500 m; dies würde bei voller Kriegsstärke einer Länge von nur 800 m entsprechen. Doch lagen die Verhältnisse damals im Hinblick auf Wetter, Gelände und Training besonders günstig. In der Kolonne zu Zweien beträgt die Länge der Radfahrer-Kompagnie 275 m, des Bataillons zu vier Kompagnien 1250 m. Diese Zahlen sind einem in der Revue militaire générale erschienenen Aufsatz entnommen, dessen Verfasser, Kapitän Quirot, selbst eine Radfahrer-Kompagnie geführt hat. In einer andern, in derselben Zeitschrift veröffentlichten Abhandlung, die ebenfalls von dem Führer einer Radfahrer-Kompagnie herrührt, werden allerdings beträchtlich höhere Zahlen als Marschlängen

angegeben. Der Verfasser, Kapitän Sabourdin, rechnet für ein Bataillon zu vier Kompagnien — mit 400 m Abstand zwischen den Kompagnien — in welligem Gelände und in der Kolonne zu Zweien 2400 m. Die Aufmarschzeit nach der Spitze entspricht infolge der Schnelligkeit des Radfahrer-Bataillons, trotz der größeren Marschlänge, der eines Infanterie-Bataillons. Da der Mann das Klapprad auf dem Rücken tragen kann, wie dies in den Manövern oft geschah, ist er nicht unbedingt abhängig von den Wegen; freilich büßt er beim Verlassen der Straßen die Schnelligkeit seiner Waffe ein. In dieser Beziehung ist er dem Reiter unterlegen. Die Aufklärung seitwärts der Marschstraße ist deshalb schwierig. Der verstorbene Major Gerard, der sich um die Entwicklung des Radfahrerwesens in Frankreich sehr verdient gemacht hat, wandte ein Verfahren an, das gestatten soll, die Flanken der marschierenden Radfahrer-Kompagnien ohne Mitwirkung von Kavallerie zu sichern. Nach seinem Vorschlage begleiten Radfahrerpatrouillen auf Parallelwegen den Vormarsch, beobachten von geeignet gelegenen Punkten aus, die nötigenfalls zu Fuß erreicht werden, und hängen sich dann dem Ende der Marschkolonne wieder an. Sie werden durch neue von der Vorhut entsandte Seitenpatrouillen ersetzt.*) Immerhin bleibt dies Verfahren ein Notbehelf. Es wird deshalb empfohlen, der Radfahrertruppe, sobald eine Berührung mit dem Feinde möglich ist, stets etwas Kavallerie zuzuteilen. In den Armeemanövern 1908 ist dies anscheinend auch meist geschehen. Kapitän Sabourdin hält es sogar für nötig, die Spitze aus Reitern zu bilden, da einzelne Radfahrer beim Durchschreiten von Dörfern zu sehr gefährdet seien. Die Marschgeschwindigkeit der Radfahrer wird allerdings durch die Zuteilung von Kavallerie erheblich, bis auf 8 bis 9 km in der Stunde, vermindert. Der Hauptvorteil der Radfahrer, daß sie im Gegensatz zur Infanterie der Kavallerie zu folgen vermögen, wird jedoch hierdurch nicht berührt.

Im Gefecht sollen sich die Radfahrer der Kavallerie überlegen gezeigt haben. Die französischen Berichte betonen, daß sie nicht wie die Reiter durch die Rücksicht auf die Pferde behindert und daher zum Angriff besser befähigt seien als die Kavallerie. Mit dem Rad auf dem Rücken bildet die französische Radfahrertruppe angeblich eine der Infanterie ebenbürtige Waffe. Sie kann überall hin gelangen und Deckungen ebenso ausnutzen wie jede Infanterie. Dies hat sich auch nach zahlreichen Nachrichten in den besprochenen Herbstübungen wieder gezeigt. Nach langer Fahrt waren die Radfahrer immer noch frischer als die Infanterie nach einem Marsch von 25 bis 30 km. Der Radfahrer trug dann im Gefecht das hohe Gewicht des Rades nicht schwerer als der Infanterist den Tornister.

Dies wird allerdings vom Kapitän Sabourdin bestritten. Er hält das kriegsmäßig ausgerüstete Rad, das nach seiner Angabe sogar 20 kg wiegt, für zu

*) Jahrgang 1904, 2. Heft, Seite 236.

schwer, um mit ihm auf dem Rücken, ein Angriffsgefecht durchführen zu können. Zu schnellen, plötzlichen Sprüngen sei der so belastete Radfahrer überhaupt nicht fähig. Auch störe das auf dem Rücken getragene Rad den Mann beim Schießen im Liegen sehr erheblich. Kapitän Sabourdin steht aber mit diesen schroff ablehnenden Ansichten ziemlich allein in der Militärliteratur. Kapitän Quirot erkennt zwar auch die Schwierigkeit an, die das Tragen des Rades dem Manne bereitet, meint aber, daß es trotzdem sehr wohl möglich sei, mit dem Rad auf dem Rücken anzugreifen. Freilich müsse man dies auf die Fälle beschränken, in denen ein Niederlegen der Räder nach Lage der Verhältnisse bedenklich sei. Auch werde es möglich sein, das Gewicht des bepackten Rades auf 17 kg herabzusetzen, wenn die bisherigen Kompagniefahrzeuge durch Kraftwagen ersetzt würden, da auf diesen ein Teil der Ausrüstung (z. B. Umhang und Weste) untergebracht werden können.

In taktischer Hinsicht haben die Manöver die vielseitige Verwendbarkeit der Radfahrertruppen gezeigt. Meist wurden sie der Kavallerie zugeteilt. Sie konnten diese zwar nicht ersetzen, da ihnen außerhalb der Wege die dieser Waffe eigentümliche Beweglichkeit fehlt. Fälle, in denen sie wie am 15. wertvolle Dienste in der Aufklärung leisteten, werden wohl immer Ausnahmen bleiben. Sie haben aber anscheinend die Tätigkeit der Kavallerie erfolgreich unterstützt. Überall da, wo die Kavallerie Aufgaben zu Fuß zu erfüllen hat, sind nach französischer Ansicht Radfahrer-Kompagnien am Platze, als Vorposten, als Relais, zur Besetzung wichtiger Punkte, im Fußgefecht. Der Einwand, daß eine im Fußgefecht gut ausgebildete und hierfür zweckmäßig ausgerüstete Kavallerie der Radfahrer nicht bedürfe, wird nicht als stichhaltig anerkannt. Das Fußgefecht bleibe für die Kavallerie immer ein Notbehelf. Es sei daher ein großer Vorteil, wenn sie darin durch Radfahrertruppen entlastet würde. Auch werde die Beweglichkeit der Kavallerie durch die Zuteilung von Radfahrern, die allerdings im allgemeinen an die Wege gebunden seien, in keiner Weise behindert, da sich die Kavallerie nötigenfalls jederzeit vorübergehend von den Radfahrer-Kompagnien trennen könne. Diese Radfahrertruppen seien auch nicht durch Maschinengewehr-Abteilungen zu ersetzen, da diese nicht imstande sind, einen Angriff selbständig durchzuführen. Dagegen wird empfohlen, den Radfahrer-Kompagnien einige Maschinengewehre zuzuteilen, um ihre Feuerkraft noch weiter zu erhöhen. In den Armeemanövern 1908 dienten die Radfahrer-Kompagnien an fast allen Tagen den Korpskavallerie-Brigaden als Rückhalt. Auf die Radfahrer-Kompagnien gestützt, konnte sich die Kavallerie des Generals Millet trotz der großen Überlegenheit der feindlichen Kavallerie, sei es vor der Front, sei es auf den Flanken der Armeeabteilung, behaupten. Wenn trotzdem die Ergebnisse der Kavallerieaufklärung gering waren, da die Patrouillen den Schleier der überlegenen Kavallerie nur selten zu durchdringen vermochten, so wurde doch die Sicherheit der Armeeabteilung des

Generals Millet durch die Mitwirkung der Radfahrer sehr erhöht und die feindliche Aufklärung erschwert.

Besonders geeignet sollen sich die Radfahrertruppen wieder, wie z. B. am 13. September, zur frühzeitigen Besetzung von weit vor der Front gelegenen wichtigen Abschnitten erwiesen haben. Hierin sind sie vermöge ihrer Schnelligkeit und ihrer infanteristischen Feuerkraft der Kavallerie anscheinend sogar überlegen.

Die Feuerkraft eines kriegsstarken französischen Radfahrer-Bataillons (700 Gewehre) entspricht etwa der halben Feuerkraft einer zum Fußgefecht mit der Hälfte abgesessenen Kavallerie-Division. Ihre Zuteilung zur Heereskavallerie verleiht dieser also einen höchst wertvollen Zuschuß an infanteristischer Stärke. In der französischen Fachliteratur verspricht man sich hiervon viel; man hofft, daß die Radfahrertruppen nicht nur der Kavallerie als Rückhalt dienen werden, sondern ihr auch häufig den Weg öffnen können. In den besprochenen Manövern kam dies nicht recht zum Ausdruck, da die Aufgaben der Korpskavallerie-Brigaden, denen sie zugeteilt waren, hauptsächlich defensiver Natur waren. Im Mobilmachungsfall werden die bestehenden Radfahrer-Kompagnien voraussichtlich den Kavallerie-Divisionen zugeteilt werden.

Nach einem Aufsatz in der „Revue de cavalerie“, dessen Verfasser, Kapitän Guedeney, als Führer einer Radfahrer-Kompagnie an den Armeemanövern 1908 teilgenommen hat, reicht jedoch eine Kompagnie für die zahlreichen Aufgaben, die den Radfahrern bei der Heereskavallerie zufallen, nicht aus. Kapitän Guedeney hält ein Bataillon zu drei Kompagnien für die geeignetste Formation. Dies habe sich auch in den letzten Armeemanövern gezeigt, in denen ja auf der Partei Millet meist drei Kompagnien vereinigt der 4. Korpskavallerie-Brigade zugeteilt waren. Kapitän Quirot hält sogar — im Gegensatz zu Kapitän Sabourdin, der wegen der großen Marschlänge als Höchststärke bei einer Kavallerie-Division nur zwei Kompagnien (350 bis 400 Gewehre) zulassen will — die Zuteilung von zwei Bataillonen zu je vier Kompagnien für erwünscht. Es sei dringend nötig, im Hinblick auf die der Zahl nach überlegene deutsche Kavallerie, die Stärke der französischen Kavallerie-Division mit allen Mitteln zu erhöhen. Die Marschlänge, die Kapitän Quirot auf 2200 m für beide Bataillone (mit 300 m Abstand) angibt, sei ohne Bedenken, zumal die Radfahrertruppe selten auf einer Straße vereinigt vorgehen würde.

Nach französischer Ansicht werden jedoch nicht nur im Bereich der Heereskavallerie Radfahrertruppen mit Nutzen verwendet werden. Man glaubt vielmehr, daß sich auch bei den Armeekorps und Infanterie-Divisionen häufig Aufgaben finden, zu deren Erfüllung die Radfahrertruppen besonders befähigt sind, also überall da, wo es sich um das schnelle Auftreten einer vollwertigen Infanterie handelt, z. B. zum Sperren oder Offenhalten von Engen oder zum Schutze einer vom Gegner bedrohten Flanke.

Auch zur Bedrohung der feindlichen Flanken haben sich anscheinend die Radfahrer-Kompagnien als recht gut geeignet erwiesen. Wie wirksam in dieser Hinsicht das

überraschende Auftreten selbst einer schwachen Radfahrerabteilung sein kann, haben die Manöver des 10. und 11. September gezeigt, in denen es den Radfahrer-Kompagnien gelang, beträchtliche Teile des Feindes von der Entscheidung abzuziehen.

Die in Frankreich viel erörterte Frage, ob die Aufstellung von zahlreichen einzelnen Radfahrer-Kompagnien genüge, oder ob es vorzuziehen sei, sie schon im Frieden zu Bataillonen zusammenzufassen, ist auch durch die letzten Manöver noch nicht geklärt worden. Die Anhänger der Radfahrer-Bataillone wollen diese entweder der Heereskavallerie zuteilen oder als bewegliche Reserve zur Verfügung des Armeeführers zurückhalten. Dem wird von anderer Seite entgegengehalten, daß durch eine derartige grundsätzlich festgelegte Verwendung die Radfahrertruppen den zahlreichen Aufgaben im Rahmen der Armeekorps oder der Infanterie-Divisionen entzogen würden. Es sei daher besser, den Armeekorps oder Infanterie-Divisionen einzelne Radfahrer-Kompagnien anzugliedern. Den Armeeführern bleibe es unbenommen, im Bedarfsfall mehrere Kompagnien zu Bataillonen zusammenzufassen. Die französische Heeresverwaltung scheint dieser Ansicht zuzuneigen, da sie trotz der Aufforderung der Kammer und trotz der günstigen Manövererfahrungen noch nicht an die Aufstellung eines ständigen Radfahrer-Bataillons herangetreten ist. Entschließt man sich, die Organisation in einzelnen Kompagnien beizubehalten, so wird ihnen voraussichtlich Gelegenheit gegeben, jährlich das Fahren und Fechten im Bataillonsverband zu üben.

Einig ist man sich in der französischen Fachpresse und anscheinend auch im Parlament, daß eine wesentliche Vermehrung der Radfahrertruppen sehr erwünscht ist. Trotzdem läßt sich nicht voraussehen, ob sich die Heeresverwaltung hierzu in absehbarer Zeit verstehen wird, angesichts der zahlreichen Aufgaben, die gegenwärtig in Frankreich der Durchführung harren (Artillerievermehrung, Aufstellung von schwerer Artillerie, Bildung von Maschinengewehrzügen usw.). Jedenfalls ist nicht zu erwarten, daß eine etwaige Vermehrung der Radfahrertruppen in der seinerzeit vom General Langlois und nach ihm von anderen französischen Schriftstellern vorgeschlagenen Ausdehnung erfolgen wird. General Langlois wollte 18 Jäger-Bataillone in Radfahrer-Bataillone umwandeln und dadurch eine bewegliche Schlachtenreserve schaffen, die entweder eine feindliche Umfassung abwehren oder selbst im Kampfe die Entscheidung bringen soll. Während Kapitän Sabourdin lebhaft die Möglichkeit bestreitet, mehrere Bataillone zur gemeinsamen Verwendung zusammenzustellen, hält Kapitän Quirot dies für durchaus möglich. Die Bereitstellung müsse an verschiedenen Straßenknotenpunkten erfolgen. So werde die unhandliche Masse von mehreren Radfahrer-Bataillonen gegliedert und könne bei dem guten Straßennetz Mitteleuropas leicht nach jedem beliebigen Punkte verschoben werden. General Langlois selbst ist in seinen letzten Veröffentlichungen nicht mehr auf seinen Vorschlag zurückgekommen; statt dessen empfiehlt er jetzt, mit Hilfe von Personenkraftwagen eine starke bewegliche Heeresreserve zu bilden.

Besonderen Wert legt man in Frankreich auf die Verwendung von Radfahrertruppen zur Deckung der Mobilmachung. Man besorgt, daß Vorstöße feindlicher Detachements die Mobilmachung im Grenzgebiet gefährden könnten. Man fürchtet anscheinend auch, daß bei Ausbruch des Krieges kleine Abteilungen in Kraftwagen versuchen werden, wichtige Kunstbauten zu zerstören. Zum Schutz gegen diese Unternehmungen hält man die Radfahrertruppen für sehr geeignet. Sie sollen schon in Zeiten politischer Spannung eine Sperrlinie nahe der Grenze bilden und jede der heranführenden Straßen besetzen. Sobald dann die Deckungsarmee ihre Aufstellung beendet hat, sollen die Radfahrer-Kompagnien zu den Verbänden zurücktreten, denen sie nach der Kriegsgliederung zugewiesen sind.

Von einer Absicht, Radfahrertruppen erst im Mobilmachungsfalle aufzustellen, sei es bei der aktiven Armee oder bei den Reserve- oder Territorialformationen, ist bisher nichts verlautet. Man verspricht sich hiervon anscheinend ebensowenig wie von einem Versuch, aus den vorhandenen Radfahrern der Truppenteile im Bedarfsfall Radfahrerabteilungen zusammenzustellen.

England.

Eine ganz andere Entwicklung als in Frankreich hat das Radfahrerwesen in England genommen; es hat sich dort den besonderen Verhältnissen der englischen Landesverteidigung angepaßt. Bei der regulären Armee konnte man auf die Aufstellung von Radfahrerformationen verzichten, da sie für die sonst diesen zufallenden Aufgaben zwei berittene Brigaden besitzt. Nur zur Befehlsübermittlung und für den inneren Dienst sind jedem regulären Truppenteil einige Radfahrer zugewiesen.

Dagegen hat man bei der für die Verteidigung des Mutterlandes bestimmten freiwilligen Territorial-Armee eine Anzahl von Radfahrer-Bataillonen gebildet. Man verspricht sich von ihnen in erster Linie Nutzen im Wach- und Sicherheitsdienst an der Küste. Sie sollen dort sofort nach erfolgter Mobilmachung bereit sein. Daher ist eine entsprechende Friedensorganisation und Friedensverteilung erforderlich.

Ein kurzer geschichtlicher Rückblick auf die Entwicklung des Radfahrerwesens bei den Freiwilligen-Truppen zeigt, wie man durch praktische Erfahrung allmählich zur Aufstellung geschlossener Radfahrer-Bataillone gekommen ist. Die erste Verwendung des Zweirades für militärische Zwecke in England fällt in das Jahr 1887. Damals erhielt Oberst Savile die Erlaubnis zur Aufstellung eines freiwilligen Radfahrerkorps mit der Bezeichnung „Cyclist Rifle Corps“ (Radfahrer-Schützen-Korps). Anfangs 120 Mann stark, wurde dieses Korps später bis auf 361 Mann vermehrt. Daneben bildeten sich bei den Freiwilligen-Bataillonen Radfahrer-Abteilungen aus Leuten, die im Besitz eines Zweirades waren. Nach und nach wuchsen diese Abteilungen zu Kompagnien an, mit einem Etat von je einem Hauptmann, vier Leutnants, 116 Mann. Zu jeder der 44 Freiwilligen-Infanterie-Brigaden gehörten etwa drei Radfahrer-Kompagnien.

Nach dem Südafrikanischen Kriege, an dem auch drei freiwillige Radfahrer-Kompagnien teilnahmen, machte sich ein allgemeiner Rückgang in der Stärke der Radfahrerformationen bemerkbar — eine Erscheinung, die bei allen Freiwilligen-Formationen zu beobachten war. Die meisten Kompagnien zählten nur zwei Offiziere, 60 Mann. Die theoretische und praktische Ausbildung war mangelhaft. Oft fanden sich nur 30 Radfahrer von jeder Kompagnie zu den Übungen ein. Bei den Lagerübungen wurden meistens sämtliche Radfahrer der Brigade unter dem ältesten Offizier zusammengezogen. Dieser soll nicht immer die geeignete Persönlichkeit gewesen sein, um ihre Ausbildung sachgemäß zu leiten. Vielfach mußten die Radfahrer auch den markierten Feind für ihre Infanterie stellen. Die Fehler des bisherigen Systems zeigten sich während der Radfahrer-Manöver 1906 bei Salisbury, an denen 18 Radfahrer-Kompagnien teilnahmen. Aus den Erfahrungen dieses sowie des nächstjährigen Manövers, zu dem auch das „Cyclist Rifle Corps", auf 500 Mann verstärkt, herangezogen wurde, zog man den Schluß, daß es praktisch sei, eine derartig große Zahl von Radfahrer-Kompagnien in Bataillone zu organisieren. Bei der Neubildung der Territorial-Armee durch Haldane am 1. April 1908 wurden daher statt der bisher bestehenden 130 Kompagnien zehn Radfahrer-Bataillone zu je acht Kompagnien aufgestellt.

Nach der Army Order vom 18. März 1908 ist jedes Bataillon eingeteilt in Stab, acht Kompagnien und einen Maschinengewehrzug zu zwei Gewehren, mit zusammen 22 Offizieren und 482 Mann auf Fahrrädern und 22 Motorfahrzeugen. Von diesen dienen drei zum Transport der beiden Maschinengewehre und der zugehörigen Munition; vier befördern Gewehrmunition, vier Schanzzeug und Signalgerät, der Rest Gepäck, Sanitäts- und Verpflegungsgegenstände.

Die Leute führen das lange Lee-Enfieldgewehr, 100 Patronen in Taschen (an Stelle des Bandeliers, das die Atmung hindert), aber kein Seitengewehr. Die Offiziere haben als einzige Waffe den Revolver. Ein einheitliches Radsystem gibt es nicht; jeder Mann bringt sein eigenes Rad mit. Von der Heeresverwaltung wird ein Tourenrad mit mittlerer Übersetzung empfohlen.

Wie schon erwähnt, sollen die Radfahrer-Bataillone in erster Linie zur Küstenverteidigung verwendet werden. Ihr Wirkungskreis liegt hauptsächlich an der Ost- und Südküste. Mit Ausnahme eines Bataillons in Wales sind sämtliche Bataillone in den an diesen Küsten gelegenen Grafschaften aufgestellt worden. Aus der im Sommer 1908 herausgegebenen Radfahrervorschrift kann man hinsichtlich der Tätigkeit der Radfahrer-Bataillone nach erfolgter Mobilmachung folgendes ersehen:

Zunächst fällt ihnen die Sicherung der nicht befestigten Häfen und der Küstenstrecken zu, an denen eine feindliche Landung möglich ist. Jedem Bataillon ist ein bestimmter Abschnitt zugewiesen.

Ist dem Feinde die Landung gelungen, so sollen die Radfahrer seinen Vormarsch verzögern und ihn aufhalten, bis die später bereiten berittenen Territorial-Brigaden und die Infanterie-Divisionen herankommen. Die Vorschrift empfiehlt, daß die Radfahrer an Abschnitten, in Engwegen sowie durch Zerstören von Brücken, Eisenbahnen und Telegraphen dem Feinde Aufenthalt bereiten. Durch Wegesperren, Abschneiden seiner Patrouillen sollen sie seine Aufklärung stören und ihn endlich durch Angriffe auf seine rückwärtigen Verbindungen dauernd belästigen.

Für das Zusammenwirken mit anderen Waffen im Gefecht empfiehlt das Reglement, die Radfahrer zunächst zurückzuhalten. Erst im weiteren Verlaufe des Kampfes sollen sie, möglichst überraschend, gegen Flanke und Rücken des Feindes eingesetzt werden. Auch die Verwendung der Radfahrer bei der Verfolgung und beim Rückzug sowie zur Unterstützung der Kavallerie wird empfohlen. Obwohl die Radfahrer im weiten Sinne des Wortes fast stets offensiv eingesetzt werden, wird der lokale Kampf doch meistens defensiver Natur sein. Ein Angriff gegen eine feindliche Stellung unter Zurücklassen der Räder soll nur die Ausnahme bilden. Da die Radfahrer keine Klappräder besitzen, ist es nicht möglich, beim Angriff die Räder auf dem Rücken mitzuführen. Die Verwendung der beiden Maschinengewehre erfolgt nach ähnlichen Grundsätzen wie bei uns.

Neben den organisatorisch bestehenden zehn Radfahrer-Bataillonen verfügt auch jeder einzelne Territorial-Truppenteil über einige Radfahrer. Jedes Territorial-Infanterie-Bataillon darf eine Radfahrerabteilung aufstellen, deren Stärke einen Offizier, zwei Unteroffiziere und zwölf Gemeine nicht überschreiten soll. Die Abteilung ist in den Etat des Bataillons einbegriffen. Die dazu gehörenden Leute werden zur Aufklärung und Nachrichtenübermittlung sowie im inneren Dienst verwendet. Wieweit sich die Radfahrer bei der Aufklärung bewährt haben, ist nicht bekannt.

Belgien.

In Belgien verfügt die Armee über vier Radfahrer-Kompagnien, die den vier Bataillonen des Karabinier-Regiments als vierte Kompagnien angegliedert sind. Die Radfahrer sollen dazu verwandt werden, wichtige Punkte im Gelände in Besitz zu nehmen, in Flanke und Rücken des Feindes zu wirken, als Rückhalt für die Kavallerie zu dienen und am Aufklärungsdienst teilzunehmen.

Holland.

In Holland sind erst in diesem Jahre Radfahrer-Kompagnien, und zwar je eine in Breda und Assen, errichtet worden. Sie sind der 3. und 4. Infanterie-Division unterstellt und werden als 3. und 4. Radfahrer-Kompagnie bezeichnet. Man

darf deshalb wohl annehmen, daß späterhin auch bei den anderen Divisionen Radfahrer-Kompagnien aufgestellt werden.

Sowohl die belgischen wie die niederländischen Radfahrertruppen sind mit Klapprädern ausgerüstet.

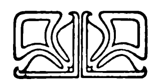
Italien.

Am weitesten ist man in der Aufstellung von ständigen Radfahrertruppen bisher in Italien vorgeschritten. Bei jedem der zwölf Bersaglieri-Regimenter besteht eine Radfahrer-Kompagnie, deren Friedensstärke allerdings nur vier Offiziere und 80 Mann beträgt. Ein Teil der Leute ist im Pionierdienst, besonders in Zerstörungsarbeiten, ausgebildet. Ausgerüstet sind die Kompagnien mit einem Klapprad, bewaffnet mit dem Kavalleriekarabiner. An Munition trägt jeder Mann 90 Patronen.

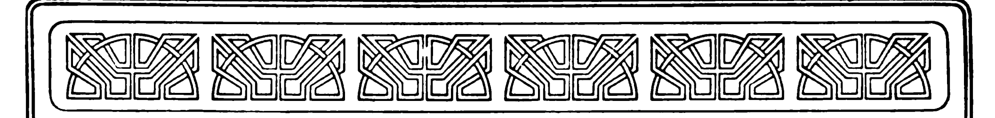
Im Frühjahr 1908 wurde in Bologna aus vier Kompagnien ein Radfahrer-Bataillon zusammengestellt, das im Herbst an den großen Kavalleriemanövern teilnahm. Die Leistungen des Bataillons sollen recht gut gewesen sein; so wurden auf dem Rückweg nach Bologna 280 bis 290 km in zwei Tagen zurückgelegt. Die Marschtiefen waren allerdings zuweilen sehr groß. Das Kriegsministerium scheint im übrigen mit den im Bataillonsverbande gemachten Erfahrungen zufrieden gewesen zu sein, denn nach einem im vergangenen Frühjahr von dem nunmehr zurückgetretenen Minister Casana eingebrachten Gesetzentwurf sollten die bestehenden zwölf Radfahrer-Kompagnien in Zukunft in vier Bataillone zu je drei Kompagnien gegliedert werden. Also hält man danach auch in Italien die vom Kapitän Guedeney vorgeschlagene Gliederung in Bataillone zu drei Kompagnien für besonders geeignet. Im Kriege werden die italienischen Radfahrerformationen voraussichtlich zum Teil Kavallerie-Divisionen, zum Teil auch Armeekorps zugeteilt werden.

In allen genannten Staaten hofft man anscheinend, daß Radfahrertruppen eine wertvolle Hilfswaffe der Kavallerie bilden werden, um deren etwaige Unterlegenheit bis zu einem gewissen Grade auszugleichen. Man glaubt ferner, daß ihrer auch im Verbande der Infanterie-Division oder des Armeekorps wichtige Aufgaben harren werden, zu deren Erfüllung sie als schnelle und bewegliche Infanterie vorzugsweise geeignet sind.

Fischer,
Hauptmann, aggregiert dem Generalstabe der Armee
und im Generalstabe des XV. Armeekorps.







Die Verpflegung des Korps Werder während der Operationen auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz im Januar 1871.

Operationen.

Skizze 68.

General v. Werder, der die rückwärtigen Verbindungen der Truppen vor Paris und an der Loire sowie die Belagerung von Belfort gegen die im Südosten Frankreichs sich sammelnden Aufgebote zu decken hatte, vereinigte um die Jahreswende 1870/71 seine Truppen (XIV. Armeekorps und Teile der 4. Reserve-Division) unter Räumung von Dijon und Heranziehung der vor der Festung Langres befindlichen Kräfte zwischen Vesoul und Villersexel, weil französische Truppen in das Gebiet zwischen der Schweiz und Besançon sowie in die Gegend von Autun vorgerückt waren, und das Gerücht sich verbreitet hatte, daß die Armee Bourbakis nach Burgund abtransportiert werde. Am 5. Januar 1871 wurde von den deutschen Aufklärungsabteilungen mit Sicherheit festgestellt, daß sich Truppen der Armee Bourbakis vor der Front des Korps Werder befanden. Am Abend des 5. hatte General v. Werder folgende Anschauung der Lage. Drei Korps (18., 20. und 24.) im Anmarsch vom Doubs auf Vesoul haben mit ihren Spitzen die Linie Grandvelle—Rioz—Rougemont erreicht. Weiter östlich, bei Pont de Roide, sind die Spitzen eines weiteren Korps eingetroffen. Letzteres erwies sich bald als unzutreffend.

Die Bewegungen der Franzosen ließen vermuten, daß Bourbaki die Absicht habe, in nördlicher Richtung weiter vorzugehen. General v. Werder beschloß deshalb, bei Vesoul, zwischen Saone und Dourgeon-Bach, begünstigt durch das Gelände, Widerstand zu leisten.

Tatsächlich hat General Bourbaki zuerst beabsichtigt, nordwärts vorzugehen, aber er änderte seinen Entschluß und marschierte rechts ab, um sich hinter dem Ognon, beiderseits von Villersexel, Front nach Nordwesten, aufzustellen, in der Annahme, daß General v. Werder ihn in dieser Stellung angreifen müsse, um die Belagerung von Belfort decken zu können.

Am 7. Januar enthob das Große Hauptquartier telegraphisch den General

v. Werder von der Deckung der rückwärtigen Verbindungen im Norden und wies ihn auf die Deckung der Belagerung von Belfort als Hauptaufgabe hin.

In der Nacht vom 8. zum 9. Januar wurde dem Generalkommando des XIV. Armeekorps der Rechtsabmarsch der Franzosen bekannt. General v. Werder schloß aus den Bewegungen der Franzosen, daß Bourbaki unter dem Schutze einer Seitendeckung am Ognon mit der Masse auf Belfort marschiere. Um ihm Halt zu gebieten, entschloß er sich zum Angriff auf die vermutete Seitendeckung, überzeugte sich aber durch das Treffen bei Villersexel am 9. Januar, daß er die ganze Armee Bourbakis vor sich habe. Die Lage Werders war nicht günstig; näher an der zu deckenden Festung, als das XIV. Armeekorps stand ein stark überlegener Feind, den frontal anzugreifen aussichtslos war; die rückwärtigen Verbindungen gingen noch alle nordwärts nach Epinal. Durch einen nächtlichen Abmarsch gewann Werder die rechte Flanke des Feindes, ohne daß dieser es bemerkte. Beide Gegner erwarteten am 10. Januar angegriffen zu werden. Als bei den Franzosen alles ruhig blieb, entschloß sich General v. Werder zum Abmarsch über Lure hinter den Lisaine-Abschnitt, um dort jeden Versuch zum Entsatz Belforts abzuwehren. Der Abmarsch, am Morgen des 10. begonnen, gelang. Am 12. Januar erreichte das Armeekorps die Lisaine-Linie und schlug daselbst am 15., 16. und 17. Januar den Angriff Bourbakis ab. Als dieser seinen Rückzug Doubs-abwärts antrat, folgte das Korps Werder am 19. Januar zunächst mit Teilen. Am 26. Januar schloß es Besançon im Westen, Norden und Osten ab und trat in unmittelbare Fühlung mit den beiden anderen Armeekorps (II. und VII.) der Südarmee. Während diese die Franzosen über die Schweizer Grenze drängten, blieb das XIV. Armeekorps im wesentlichen vor Besançon, nur die 4. Reserve-Division ging auf dem südlichen Doubs-Ufer vor und gelangte schließlich bis in die Gegend von Pontarlier.

Gleich interessant, wie die in vorstehendem nur kurz umrissenen Operationen, ist die Verpflegung der Truppen während ihres Verlaufes. Der Wert eines leistungsfähigen Verpflegungsfuhrwesens wird dabei ebenso verdeutlicht wie die geringe Übung der höheren Stellen in der Handhabung des Verpflegungsapparats, dieses ein Beweis, wie vollkommen die Erfahrungen der Befreiungskriege vergessen, und wie wenig die von 1866 bis zum Kriege 1870/71 nutzbar gemacht worden waren.

Verpflegungsausrüstung.

Das Korps Werder war etwas anders zusammengesetzt wie die preußischen Armeekorps. Es bestand aus dem XIV. Armeekorps im engeren Sinne, das aus der badischen Division (drei Infanterie-, einer Kavallerie-Brigade) und der gemischten preußischen Brigade v. der Goltz bestand, und dem größeren Teil der 4. Reserve-Division. Der Rest dieser Division befand sich vor Belfort. An Verwaltungsbehörden waren vorhanden: eine Korpsintendantur, je eine badische und preußische Divisionsintendantur bei der badischen Division und der 4. Reserve-Division, je ein badisches und preußisches Feldproviantamt. Außerdem verfügte das Armeekorps über

eine Etappen-Inspektion unter dem Obersten v. Schmieden, die sich in Epinal befand. Ebenso wie die Zusammensetzung des Korps wich auch seine Ausstattung mit Verpflegungsformationen von der Regel ab. Die badische Division verfügte über drei Proviant-Kolonnen zu je 30 vierspännigen Wagen und über fünf zweispännige Fuhrpark-Kolonnen zu je 80 Wagen. Abweichend von dem preußischen System setzten sich die badischen Fuhrpark-Kolonnen nicht aus ermieteten Wagen mit Zivilfuhrleuten zusammen, Gespanne und Wagen waren vielmehr durch Ankauf beschafft. Als Gespannführer dienten Soldaten. Die Fuhrpark-Kolonnen waren in sich militärisch eingeteilt, ähnlich wie dies heute geschieht, und wurden von Offizieren oder Portepeeunteroffizieren geführt. Allerdings war die Ausstattung mit Offizieren und Unteroffizieren sowie mit berittenen Mannschaften etwas knapp. Immerhin aber waren die badischen Kolonnen erheblich leistungsfähiger wie die preußischen. Von solchen befanden sich zwei ermietete zweispännige Kolonnen zu je 30 Wagen beim XIV. Armeekorps (Preußische Proviant-Kolonne Nr. 1 und 2 genannt). Die 4. Reserve-Division verfügte nur über eine Proviant-Kolonne aus 30 ermieteten, mit Zivilfuhrleuten besetzten Wagen. Sie wurde durch beigetriebenes französisches Fuhrwerk mit französischen Fuhrleuten auf 100 Wagen ergänzt, hat aber diese Stärke wohl nur vorübergehend erreicht, da die französischen Fuhrleute jede Gelegenheit benutzten, um auszureißen.

An Feldbäckerei-Kolonnen war je eine badische und preußische vorhanden, aber ohne fahrbare Backöfen. Beide waren also darauf angewiesen, die vorhandene Backgelegenheit auszunutzen oder sich Öfen aus Backsteinen zu erbauen, was etwa fünf Tage in Anspruch nahm.

Zur Erhaltung der Ordnung beim Fuhrwesen diente eine badische Train-Begleitungs-Eskadron von rund 100 Mann. Die Trains führte der badische Train-Kommandeur.

Im Verlauf der Operationen zu Ende des Jahres 1870 hatte sich die Notwendigkeit dauernder Ausstattung der Truppen mit Verpflegungsfahrzeugen herausgestellt. Es war deshalb Anfang 1871 das Bataillon mit vier, einzelne Bataillone mit zwei*), jede Eskadron und Batterie mit einem Lebensmittelwagen ausgerüstet, die man im Lande beigetrieben und meist mit Mannschaften als Gespannführern besetzt hatte.

Außerdem war die Gewohnheit, zur Beförderung von Lebensmitteln besondere Vorspannwagen zu verwenden, noch nicht ganz beseitigt, trotzdem zahlreiche Befehle zur Verminderung des Trosses ergangen waren. Merkwürdigerweise rechnete auch die obere Führung damit, daß solche Wagen bei der Truppe vorhanden waren, auch wenn sich die „große Bagage" nicht bei der Truppe befand.

*) Bei der geringen Stärke der Bataillone (nur 500 bis 600 Mann) genügten auch zwei Lebensmittelwagen.

Für die Führung der großen Bagage waren besondere Organe nicht vorgesehen. Sie wurde infolgedessen mehrfach dem Train-Kommandeur unterstellt.

Eiserne Portionen und Rationen im heutigen Sinne gab es nicht. Wieviel Lebensmittel von Mann und Pferd zu tragen, wieviel auf den Truppenverpflegungsfahrzeugen mitzuführen waren, wurde von Fall zu Fall befohlen. Die vom Mann getragenen Lebensmittel wurden zur täglichen Verpflegung verwendet und möglichst sofort, so gut es ging, durch Beitreibung ersetzt.

Das Belagerungskorps vor Belfort, das im Laufe der Ereignisse das Korps Werder größtenteils verpflegen mußte, verfügte über eine Intendantur und ein Feldproviantamt sowie über fünf sogenannte Proviant-Kolonnen mit insgesamt 280 Wagen. Diese Kolonnen bestanden sämtlich aus gemieteten Wagen mit Zivilfuhrleuten. Sie waren von ungleicher Stärke (10 bis 40 Wagen). Zur Führung waren vorhanden: drei Offiziere, vier Portepeeunteroffiziere, großenteils von Reserve-Kavallerie-Regimentern abkommandiert. Erst am 17. Januar 1871 trafen eine Train-Begleitungs-Eskadron von etwas über 100 Mann, Ende Januar einige Reserve-Proviant-Kolonnen ein. Beigetriebenes Fuhrwerk dürfte beim Belagerungskorps für Verpflegungszwecke kaum benutzt worden sein, da der sonst vorhandene Fuhrpark für den Artillerie- und Ingenieurangriff notwendig war.

Rückwärtige Verbindungen.

Die rückwärtigen Verbindungen des Korps Werder gingen, da die Bahn südlich von Epinal zerstört war, auf dem Landwege bis Epinal. Dort befanden sich die Etappeninspektion, Magazine und Bäckerei. Von Epinal war die Bahn bis Luneville an der Linie Nancy—Straßburg im Betrieb.

Da die Etappeninspektion über Etappentrains nicht verfügte, und Landfuhrwerk kaum aufzutreiben war, die Lieferanten aber wegen der Unsicherheit der Wege nur bis Epinal lieferten, so war das Korps genötigt, alles, was es nicht im Lande selbst aufzubringen vermochte, von Epinal mit seinen Verpflegungskolonnen heranzuführen.

Das Belagerungskorps vor Belfort verfügte über die Bahn von Straßburg über Mülhausen nach Dammerkirch und Sentheim. Die Einrichtungen für Verpflegungszwecke auf diesen beiden Endstationen waren sehr bescheiden und genügten knapp für den Bedarf des Belagerungskorps. Der Rhein—Rhone-Kanal wurde nicht benutzt.

Hier muß bemerkt werden, daß im Jahre 1870/71 eine Regelung des Verkehrs auf den im Kriegsbetrieb befindlichen Bahnen durch Militär-Eisenbahnbehörden nicht üblich war, vielmehr Verpflegungstransporte meist von den Lieferanten, selten von der Intendantur einfach der Bahn zur Beförderung übergeben wurden und nur dann rasch ankamen, wenn es den Lieferanten oder Intendanturbeamten gelang, bei den Bahnbehörden die Sendungen zu „betreiben."*) Auch waren die Niederlegung erheblicher,

*) Die Lieferanten bedienten sich hierzu manchmal unlauterer Mittel (s. Engelhardt, Rückblicke auf die Verpflegungsverhältnisse im Kriege 1870/71, und Moltkes Milit. Korresp. 1870/71, Seite 371).

zum sofortigen Abtransport bereiter Verpflegungsmengen im Etappengebiet und die Bereitstellung beweglicher Verpflegungsreserven nicht üblich. Es dauerte also stets geraume Zeit, bis unerwartete Verpflegungstransporte durchgeführt waren.

Verpflegungslage Anfang Januar.

Während des Aufenthalts in der Cote d'or zu Ende des Jahres 1870 hatten die Truppen im wesentlichen aus dem Lande gelebt. In ausgedehntem Maße war von Beitreibungen, vorzugsweise durch Kommandos mit Proviantbeamten, Gebrauch gemacht worden. Die Truppe besaß also die nötige Erfahrung auf diesem Gebiet. Auch freihändiger Ankauf und Lieferung waren zur Anwendung gekommen. Je nach Zeit und Umständen hatte man das eine oder andere System oder beide in Verbindung verwendet.

An Hafer bestand empfindlicher Mangel, trotzdem in weitestem Umfang das Ausdreschen der Ernte betrieben worden war. Die Pferde der Munitions-Kolonnen und Trains erhielten deshalb keinen Hafer, sondern Gerste und Kleie, um die Truppenpferde leistungsfähig zu erhalten. Freihändiger Ankauf gegen Barzahlung ergab wenig, weil die Bevölkerung fürchtete, für jedes Entgegenkommen von den französischen Truppen später bestraft zu werden. Ebenso fehlte es an Brot, obwohl Mehl reichlich vorhanden war. Die Feldbäckerei-Kolonnen besaßen, wie schon erwähnt, keine fahrbaren Öfen; ihre in der Konstruktion seit dem Siebenjährigen Krieg kaum verbesserten Öfen mußten im Etappengebiet bleiben. Der Brotnachschub erwies sich aber, wie fast immer bei raschen Operationen, als unmöglich. Dagegen fand sich überall reichlich Vieh und Gemüse; Rauhfutter war knapp. Bemerkenswert ist, daß man es unterlassen hatte, die Vorräte des so lange besetzten reichen Landes zur Anlage eines Armeemagazins an einem zentral gelegenen Punkt, wie z. B. Vesoul, auszunutzen. Dadurch hätte man den Nachschub vermindert und den Franzosen Lebensmittel entzogen.

Als um die Jahreswende das Korps um Vesoul zusammengezogen wurde, genügten die Hilfsmittel des besetzten Landes für seine Ernährung nicht mehr. Die Verpflegung mußte im wesentlichen durch Nachschub von Epinal bewirkt werden, obwohl der Generalintendant der Feldarmee am 1. Januar 1871 von neuem darauf hingewiesen hatte, daß die Verpflegung dem Lande zu entnehmen sei, um durch den so erzeugten Druck das Friedensbedürfnis des Landes zu verstärken.

Das Korpsmagazin in Vesoul, das einzige, das vorwärts des Etappenhauptortes Epinal bestand, enthielt anfangs Januar etwa den Bedarf auf 14 Tage. Außerdem befanden sich sämtliche Verpflegungskolonnen des Korps zwischen Vesoul und Epinal. Nur ein Teil der Verpflegungskolonne der 4. Reserve-Division war Anfang Januar im Marsch nach Mülhausen, um Brot zu holen. Die Vorräte in Epinal waren reichlich und wurden dauernd durch Lieferanten ergänzt.

Verpflegung während der Bereitstellung des Korps um Vesoul.

Die Truppen standen fast alle so nahe an Vesoul, daß sie dort ihren Bedarf mit ihren Fahrzeugen abholen konnten. Nur die 4. Reserve-Division, die näher an Villersexel als an Vesoul stand, mußte den Empfang durch ihre Verpflegungskolonne

bewirken. Außerdem waren vom Generalkommando noch Beitreibungsräume abgegrenzt und befohlen, daß in allen Unterkunftsorten ungesäumt Brot zu backen sei.

Als am 5 Januar die Anwesenheit der Armee Bourbakis vor der Front der Armee feststand, und man mit bevorstehenden Kämpfen rechnen mußte, traf das Generalkommando zunächst Anordnungen für die Vervollständigung der Verpflegungsausrüstung der Truppen und für die Entfernung des überflüssigen Fuhrwerks. Dieses, d. h. die großen Bagagen, Munitions-Kolonnen und Trains, rückte an die Straße Vesoul— und Villersexel—Luxeuil unter Befehl des badischen Train-Kommandeurs; dabei scheint allerdings versäumt worden zu sein, das Fuhrwerk der 4. Reserve-Division mit entsprechendem Befehl zu versehen. Die Truppenteile des XIV. Armeekorps führten drei Portionen, zwei Rationen bei sich, davon eine beim Mann, den Rest auf den Truppenfahrzeugen. Somit war für die nächsten Bedürfnisse reichlich vorgesorgt. Die Verpflegung der Truppen war in den Tagen bis zum Linksabmarsch auf Villersexel (8. Januar) auskömmlich, da die großen Bagagen herangezogen werden konnten, und auch Verpflegungskolonnen zur Hand waren, um bei eintretendem Bedarf ihre Vorräte abzugeben. Die Truppe kochte meist Morgens ab unter Benutzung der beim Manne mitgeführten Portionen und ergänzte sie Abends aus den Lebensmittelwagen oder Verpflegungskolonnen.

Bei der 4. Reserve-Division scheint die Leitung der großen Bagage nicht ganz geglückt zu sein. Obwohl bis zum 8. Januar kein Grund vorlag, sie Abends nicht zu den Truppen heranzuziehen, und obwohl die große Bagage am 9. Januar so dicht hinter der Division war, daß sie den Anmarsch des XIV. Armeekorps hemmte, meldet am 16. Januar das Infanterie-Regiment Nr. 25, daß es seit dem 2. Januar die Bagage nicht mehr erhalten habe. Daß durch derartige Unterlassungen, die leicht zu vermeiden sind, die Schlagfertigkeit der Truppe ohne Not vermindert wird, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Linksabmarsch nach der Lisaine.

Der von General v. Werder am 6. Januar erwartete Angriff der Franzosen auf die Stellung bei Vesoul unterblieb. Am 7. Januar enthob ihn, wie schon eingangs erwähnt, das Große Hauptquartier von der Deckung der Verbindung der Zweiten und Dritten Armee und machte ihm die Deckung Belforts zur Aufgabe. Deshalb wurde am 9. Januar der Linksabmarsch über Villersexel (Treffen am 9. Januar) nach der Lisaine angetreten. Mit diesem Abmarsch war die Verlegung der rückwärtigen Verbindungen und der Verpflegungsbasis von Epinal nach Sentheim und Altkirch nötig geworden. Nun zeigte es sich, daß es unrichtig gewesen war, die Maßnahmen für Verpflegung und Munitionsersatz einzig und allein für den erhofften Fall des Vorgehens der Franzosen nach Norden einzurichten und die im Operationsentwurf vom 5. Januar als unangenehmer bezeichnete Möglichkeit des Vorgehens der Franzosen in östlicher Richtung zunächst ganz außer acht zu lassen. Die Truppe war wohl viel beweglicher als die Franzosen, in dieser Hinsicht konnte man den

Entschluß zum Abmarsch unbedenklich so lange hinausschieben, bis man die Gewißheit gewonnen hatte, daß er nötig war. Anders aber war es mit der Einrichtung der neuen Basis im Ober-Elsaß und der Überführung des gesamten Fuhrwerks auf die neue Operationslinie. Derartige Maßnahmen brauchen Zeit zur Ausführung und müssen rechtzeitig angebahnt werden. Das scheint aber beim Generalkommando nicht genügend gewürdigt worden zu sein. Statt schon am 5. Januar, als die Möglichkeit eines Vorgehens der Franzosen nach Osten erwogen wurde, mit der Schaffung der neuen Basis im Ober-Elsaß zu beginnen, auch auf die Gefahr hin, daß man ihrer nicht bedürfen werde, wurden erst am Abend des 7. Januar die Anordnungen für die Verlegung der rückwärtigen Verbindungen eingeleitet, anscheinend weil man, wie fast stets in den Feldzügen 1866 und 1870/71, die Leistung der Bahn hinsichtlich der Schnelligkeit der Beförderung überschätzte und annahm, daß Verpflegungs- und Munitionstransporte sofort befördert würden.

Die Straßen von Epinal über Remiremont nach St. Amarin im Ober-Elsaß und über den Elsasser Belchen nach Giromagny nördlich von Belfort waren tief verschneit und deshalb unbenutzbar. Munitions-Kolonnen und Trains mußten daher, um in das Ober-Elsaß zu gelangen, entweder mit der Bahn über Epinal—Luneville—Straßburg befördert werden — dies war zeitraubend, weil die Strecke Luneville—Straßburg von der Zweiten und Dritten Armee mitbenutzt wurde — oder von St. Sauveur über Lure—Ronchamp marschieren. Zögerte man, sie auf diese Straße zu setzen, so konnte es leicht so kommen, daß man sie nicht mehr rechtzeitig durch Lure durchzuziehen vermochte. Es scheint, daß der Entschluß zum Linksabmarsch und zur Basierung auf das Ober-Elsaß dem General v. Werder recht schwer wurde, oder daß die Verbindung zwischen Truppenführung und Intendantur nicht genügend war, denn es wurden zunächst nur halbe Maßregeln getroffen. Die Trains und großen Bagagen marschierten am 7. Januar nach Lure, am 8. aber wurden sie wieder nach St. Sauveur zurückgenommen, während die der 4. Reserve-Division dicht hinter ihrer Division blieben. Es wurden keinerlei Vorbereitungen für rasche Räumung des Magazins Vesoul getroffen, das noch am 7. Januar die Ladung zweier Verpflegungskolonnen empfangen hatte; ja, es wurden sogar am 8. Januar noch die Bäcker der badischen Feldbäckerei-Kolonne nach Vesoul vorgezogen, wo sie allerdings nicht zur Tätigkeit gelangten.

Am 8. Januar standen die Truppen noch in den alten Stellungen. Sie kochten Morgens unter Benutzung der getragenen Portionen ab und ergänzten den Verbrauch durch Beitreibung und Empfang mittels angeforderter Wagen aus Vesoul. Erst als der Entschluß zum Linksabmarsch gefaßt war, am 8. Abends, dachte man an die Räumung des Magazins in Vesoul. Verpflegungskolonnen und Truppenfahrzeuge standen hierzu nicht zur Verfügung, sie befanden sich alle nördlich Vesoul bei St. Sauveur. Die sonst verfügbaren Wagen reichten zur Fortschaffung der Bestände

nicht aus. Es wurde deshalb durch Vermittlung der Korpsintendantur den um Vesoul untergebrachten und den durch Vesoul marschierenden Truppen befohlen, soviel Lebensmittel als möglich aus dem Magazin mitzunehmen. Nähere Anordnungen für den Empfang wurden nicht getroffen. Da die Truppen wenig Zeit hatten, so gestaltete sich der Empfang zu einer regelrechten Plünderung des Magazins, so daß der erhoffte Nutzen der Maßregel nur teilweise erreicht wurde. Wenn auch die in solchem Falle nur zu leicht entstehenden Disziplinwidrigkeiten der Truppe aufs schärfste verurteilt werden müssen, so fällt doch der größere Teil der Verantwortung auf die höheren Kommandobehörden, weil unterlassen worden ist, Anordnungen für den Empfang zu treffen. Am 10. Januar lud noch eine Fuhrpark-Kolonne in Vesoul. Trotzdem blieben zahlreiche Vorräte zurück, die teils von der Bevölkerung, teils von französischen Truppen weggenommen wurden, da niemand daran gedacht hatte, sie zu vernichten.

Am 9., 10. und 11. Januar verbrauchten die Truppen in der Hauptsache die von den Leuten getragenen Vorräte. Durch Beitreibungen wurde fast nur Fleisch in lebendem Vieh beschafft. Die großen Bagagen wurden nicht herangezogen; sie blieben bis zum 11. zwischen St. Sauveur und Lure, nur die große Bagage der 4. Reserve-Division war nicht zurückgesandt worden, sie befand sich am 9. dicht nördlich des Gefechtsfeldes von Villersexel und hinderte dort den Marsch des XIV. Armeekorps. Am 10. wurden auf eine an den Train-Kommandeur gerichtete Weisung der Korpsintendantur in Lure und Ronchamp eine Fuhrpark- und eine Proviant-Kolonne ausgegeben. Beide rückten sofort nach Entladung auf Sentheim ab. Der Rest der Verpflegungskolonne befand sich bis zum 11. nordwestlich Lure.

Die ersten Truppen trafen am 11. an der Lisaine ein. Wenn auch ihre Verpflegung bis dahin mit Ausnahme der Brotversorgung hinreichend gewesen war, hatten sie doch beim Eintreffen an der Lisaine keine Lebensmittel mehr bei sich.

Skizze 69.

Vorbereitungen zur Verpflegung der Truppen in der gewählten Stellung am Lisaine-Abschnitt waren nicht getroffen. Man war deshalb zunächst auf die Vorräte der Magazine des Belagerungskorps in Frahier und Montbeliard angewiesen. Anordnungen für den Empfang daselbst waren unterlassen worden. Erst am 12. ging ein Beamter der Intendantur nach Sentheim, um die Ausgabe der dort erwarteten Vorräte an die Verpflegungskolonnen zu regeln. Die Heranführung von Vorräten aus Hagenau, Straßburg und Rastatt nach Sentheim war von der Korpsintendantur am 10. veranlaßt worden, aber erst am 12. begab sich ein Beamter nach Hagenau, um die Absendung zu „betreiben".*)

Nun handelte es sich noch darum, die nordwestlich Lure zurückgebliebenen Bagagen und Verpflegungskolonnen heranzubringen; zwei Fuhrpark-Kolonnen und die preußischen Feldbäckerei-Kolonnen blieben in Epinal. Da die Franzosen östlich Villersexel näher an

*) Seite 657.

Lure standen, als die teilweise von Plombieres kommenden Trains, war dies nicht so einfach. Zunächst scheint an die Möglichkeit einer Störung des Marsches der Trains durch Lure nicht gedacht worden zu sein. Erst am 11. Januar 9⁰ Morgens erhielt die bereits bei Ronchamp eingetroffene 3. badische Brigade Befehl vom Generalkommando, in Ronchamp stehen zu bleiben und für die sichere Durchbringung der Trains zu sorgen.*) Der Durchmarsch der Trains durch Lure war erst am 12. beendet. Bourbaki hatte von Villersexel nach Lure nur einen Tagemarsch. Wäre er nicht solange stehen geblieben, so hätte die badische Brigade entweder kämpfen müssen, um ihren Auftrag zu erfüllen, oder sie hätte angesichts der Überlegenheit auf Erfüllung ihres Auftrags verzichtet. Dann war aber das Herankommen des Fuhrwerks unmöglich; das Korps Werder wäre auf längere Zeit ohne Verpflegungskolonnen und große Bagage gewesen. Nahm die Brigade den Kampf an, so wurde sie sicher geschlagen, wenn sie nicht unterstützt wurde. Eine solche Unterstützung hätte aber zur Schlacht an nicht beabsichtigter Stelle in ungünstigem Gelände geführt. Es war also ein großes Glück, daß Bourbaki nichts unternahm.

Verpflegung in der Stellung an der Lisaine.

Teils noch am 11., hauptsächlich aber am 12. erreichten Bagagen und Trains die Lisaine. Die großen Bagagen sollten zu ihren Truppenteilen herangezogen werden. Aus unbekannten Gründen geschah dies nicht durchweg. Die Verpflegungskolonnen entluden in Frahier, Mandrevillars, Brevilliers, Giromagny und Hericourt; sie marschierten sofort nach der Entleerung nach Sentheim ab. Die badische Feldbäckerei-Kolonne nahm in Frahier den Betrieb in drei vorhandenen Backöfen auf, am 15. ging sie nach Mandrevillars. Daß die in der vordersten Verteidigungslinie liegenden Orte Frahier und Hericourt besser nicht zur Niederlegung von Vorräten benutzt wurden, dürfte wohl nicht zu bestreiten sein. Hier vermißt man wieder Anordnungen der obersten Kommandobehörde, denn das Entladen der Kolonnen geschah auf Grund von Weisungen der Korpsintendantur. Die Tage bis zum Beginn der dreitägigen Schlacht wurden zur Ergänzung der Verpflegungsvorräte bei den Truppen benutzt. Eine allgemeine Regelung der Verpflegungszufuhr aus den Magazinen des Belagerungskorps in Frahier, Montbeliard, La Chapelle und Dammerkirch erfolgte nicht.

Infolge der zu spät getroffenen Anordnungen für Heranführung von Vorräten nach Sentheim, das als Etappenmagazin dienen sollte, langte dort der erste Verpflegungszug erst am 15. an. Die geleert bei Sentheim eintreffenden Verpflegungskolonnen fanden infolgedessen keine Vorräte vor. Je nach den Entschlüssen ihrer Führer marschierten sie teils nach Mülhausen, teils nach Dammerkirch und Altkirch, teils blieben sie bei Sentheim. Erst am 17. Januar traf die erste wieder gefüllte Verpflegungskolonne des Korps Werder auf dem Schlachtfeld in Brevilliers ein. Die übrigen folgten vom 18. bis 21. Januar.

*) Denselben Befehl erhielt auch die westlich Lure befindliche verstärkte Kavallerie-Brigade Willisen.

Wieviel Vorräte das Korps Werder an die Lisaine mitgebracht hat, läßt sich nicht mehr ermitteln, sondern nur errechnen. Danach mußte das Korps unter Berücksichtigung des Abgangs an Leuten bis zum 15. Januar einschließlich aus eigenen Beständen leben können. Von da bis zum Wiedereintreffen der eigenen gefüllten Verpflegungskolonnen war es vollkommen auf die Magazine und Verpflegungskolonnen des Belagerungskorps angewiesen. Wie groß die von diesem geleistete Aushilfe war, läßt sich nicht feststellen, da in der Hast des Empfangs keine Empfangsbescheinigungen gegeben wurden, auch die gesamten Bücher des Magazins Montbeliard den Franzosen in die Hände gefallen sind. Immerhin lassen die Kriegstagebücher der Truppen erkennen, daß sie nicht ganz ausreichend war.

Von der badischen Division wurden am 13. Januar Lebensmittel, insbesondere auch Kaffee, für „mehrere Tage" in Frahier, vom Detachement v. der Goltz auf drei Tage in Mandrevillars empfangen. Die 4. Reserve-Division empfing in Hericourt und Montbeliard.

Am 14. befahl das Generalkommando, daß die großen Bagagen mit Ausnahme von zwei Lebensmittelwagen für jedes Bataillon nach Magny (badische Division) und Dambenois (4. Reserve-Division und Detachement v. der Goltz) abzuschieben seien. Versehentlich wurden von vielen Truppenteilen daraufhin alle Lebensmittelwagen weggesandt, ohne vorher entleert zu werden.

Der Anmarsch der Franzosen machte die Räumung der Magazine in Frahier und Montbeliard nötig. Wie bei Vesoul wurde auch jetzt erst an diese Notwendigkeit gedacht, als die großen Bagagen abgeschoben waren. In beiden Orten blieben deshalb Vorräte ungenutzt liegen. Die frühzeitige Rücksendung der großen Bagage mit der Mehrzahl der Lebensmittelwagen entzog den Truppen während der Schlacht die Mittel zur Heranführung der Verpflegung. Infolgedessen mußten Fahrzeuge der Verpflegungskolonnen des Belagerungskorps bis zu den Truppen vorfahren. Dort wurden sie teils zurückbehalten, teils zum Wegschaffen von Verwundeten benutzt. Die Verpflegungstrains des Belagerungskorps lösten sich deshalb schließlich auf.

Während der Schlachttage war es bitter kalt, das Bedürfnis nach warmer Nahrung also groß. Wenn möglich, kochte deshalb die Truppe Morgens und Abends ab; dagegen läßt sich nicht nachweisen, daß tagsüber durch Kommandos hinter der Front warmes Essen bereitet und in die Gefechtslinie vorgebracht wurde, eine Maßregel, die gewiß nützlich gewesen wäre. Vom 16. ab wurde die Verpflegung recht knapp, nur frisches Fleisch war genügend zu haben, da das Belagerungskorps reichlich Schlachtvieh abgeben konnte. Brot fehlte gänzlich, das als Ersatz ausgegebene Mehl konnte den Mangel nicht völlig ersetzen. Sehr bewährte sich während der Schlacht die Erbswurst.

Ausweislich der Akten und Kriegstagebücher waren die Kommandobehörden durch den Kampf so vollkommen in Anspruch genommen, daß sie die Sorge um die Ver-

pflegung völlig der Intendantur, der Selbsttätigkeit der Kolonnenführer und der Selbsthilfe der Truppen überließen.

Die Intendanturbeamten vermochten damals infolge fehlender Vorbildung die Verpflegungsmaßnahmen nicht der taktischen Lage anzupassen. Auch scheinen sie von den Kommandobehörden gar nicht oder zu spät über die Lage unterrichtet worden zu sein. Wie wenig die Beamten an Selbsttätigkeit gewöhnt waren, geht daraus hervor, daß sich das Feldproviantamt der 4. Reserve-Division einfach dem Kommando der Trains anschloß und untätig bei ihm verblieb; daher blieb die Division in der Zeit vom 12. bis 20. Januar ohne Proviantamt, während gerade in dieser Zeit an den Ausgabemagazinen und auf den Bahnstationen Sentheim und Dammerkirch Proviantbeamte höchst nötig waren. So anerkennenswert die Leistungen der Bauernwagenkolonnen des Belagerungskorps auf verschneiten und glatten Wegen und die Tatkraft ihrer vielfach dem Unteroffizierstand angehörenden Führer sind, so sehr fehlte es doch an einer Planmäßigkeit der Maßnahmen. Die natürliche Folge war die Auflösung der Trains und die Selbsthilfe der Truppen. Diese neigen stets dazu, ohne Rücksicht auf das Ganze nur für sich selbst zu sorgen, umsomehr, je weniger von oben vorgesorgt wird. Deshalb erhielten diejenigen Truppenteile, die energische Furierkommandos aussandten und rücksichtslos Kolonnenwagen mitnahmen, zum Schaden des Ganzen reichliche Verpflegung, die bescheidenen keine. Anderseits ist eine gewisse Hilflosigkeit der Truppen in allen die Bagagen und Verpflegung betreffenden Angelegenheiten nicht zu bestreiten; am deutlichsten läßt sich diese Wahrnehmung bei der 4. Reserve-Division machen. So meldet die Brigade Zimmermann, die zum Belagerungskorps gehört und seine Sicherung nach Westen übernommen hatte, mit dem Eintreffen der 4. Reserve-Division aber in den Divisions-Verband zurückgetreten war, am 16. Januar: „Soeben erhalte ich infolge meines Antrags auf Verpflegung für die seit zwei Tagen im Gefecht befindliche Brigade den Befehl,*) daß dieselbe (die Verpflegung) in Tretudans liege, und Wagen dahin zu schicken seien. Letzteres ist von hier unmöglich. Alle irgend vorhandenen Bauernwagen sind für Verwundete nötig. Die Bagage der Brigade liegt vier Stunden von hier in Montreux, und noch habe ich keine Antwort auf meine heute früh 7° abgeschickte Bitte, die Bagage, wenigstens die Verpflegungswagen, nach Dambenois zu schicken, um mich verproviantieren zu können. 4° Nachmittags habe ich einen Offizier nach Dambenois geschickt, um die Wagen zu suchen, mit dem Befehl, eventuell in das Hauptquartier des Belagerungskorps Bourogne zu reiten, damit der von hier nicht abzustellende Verpflegungsmangel beseitigt wird. In Montbeliard durfte die Brigade nicht mehr empfangen." Letzteres ist unbegreiflich, da die Brigade teilweise über Montbeliard zurückging, und da das dortige Magazin später in die Hände der Franzosen fiel.

*) Anscheinend von der Intendantur des Belagerungskorps.

Aus der Meldung geht hervor, daß die Befehlserteilung nicht richtig gehandhabt worden ist, sonst wären so unklare Verhältnisse nicht möglich gewesen. Die Brigade trifft der Vorwurf, daß sie, als die große Bagage zurückging, nicht von selbst die Zahl der vom Manne zu tragenden Portionen vermehrt hat, um von Verpflegungsrücksichten möglichst unabhängig zu sein. Bei der andern Brigade der 4. Reserve-Division war es ähnlich. Das Infanterie-Regiment Nr. 25 meldet am 16. Januar aus Hericourt: „Seit dem 2. Januar sind die Dienstfahrzeuge vom Regiment getrennt, die Offiziere haben kein Gepäck, nicht einmal Wäsche zum Wechseln. Kein Geld da. Tagebücher zu führen unmöglich. Brot ist in den letzten Wochen weder aus den Magazinen noch durch Beitreibung oder Backen in annähernd ausreichender Weise zu beschaffen gewesen." Auch hieraus geht hervor, daß die Befehle des Generals v. Werder über die großen Bagagen nicht durchgedrungen sind. Wo der Fehler gemacht worden ist, läßt sich nicht feststellen.

Beim XIV. Armeekorps stand es mit der Verpflegungsfürsorge besser; die Kriegstagebücher melden, daß vom 15. bis 17. Januar die Verpflegung teilweise gefehlt habe, und man auf Erbswurst angewiesen gewesen sei, doch steht fest, daß wenigstens ein Teil der badischen Division in der Nacht vom 15. zum 16. Januar die Lebensmittelwagen heranzog.

Nachdem es nicht möglich gewesen war, in der Verteidigungsstellung reichliche Vorräte niederzulegen, wäre es deshalb vorteilhafter gewesen, den Truppen ihre Verpflegungsfahrzeuge zu belassen und mit den Verpflegungskolonnen des Belagerungskorps Verpflegung nur bis Sermamagny für den Nordflügel und bis Dambenois für den Südflügel vorzuführen. In beiden Orten mußten Ausgabemagazine errichtet und mit Beamten besetzt werden. Sache der Truppen war dann die Abholung von dort. Außerdem war es dringend nötig dafür zu sorgen, daß die Bestände in Frahier und Montbeliard sobald wie möglich an die Truppen ausgegeben wurden, um nicht verloren zu gehen. Schließlich war anzuordnen, daß die Truppe mindestens drei Portionen beim Manne mitführte, um mit Verpflegung versehen zu sein, wenn die Lage ein Zurücksenden des Fuhrwerks nötig machte.

Die einzige wichtige Anordnung, die während des Aufenthalts an der Lisaine vom Generalkommando für die Verpflegung getroffen wurde, kann nicht als glücklich bezeichnet werden. Es ordnete nämlich aus Besorgnis wegen des Ausholens der Franzosen nach Norden an, daß die für Sentheim bestimmten Verpflegungstransporte nach Dammerkirch zu leiten seien. So kam nur ein Verpflegungszug am 15. nach Sentheim. Der am 16. ankommende nächste Zug mußte, weil der enge Bahnhof Dammerkirch ihn nicht aufnehmen konnte, in Altkirch entladen werden, ohne daß irgendwelche Vorbereitungen dazu getroffen waren. Dadurch wurde die Wiederfüllung der leeren Verpflegungskolonnen erneut verzögert. Notwendig war diese Anordnung nicht. Ehe die Franzosen nach Sentheim gelangten, mußte erst das Korps

geschlagen sein. Für diesen Fall aber war es höchstens günstig, wenn an zwei Stellen hinter der Front in Sentheim und Dammerkirch Vorräte lagen, die man ja im schlimmsten Falle vernichten konnte. Im übrigen wurde die Sorge für die Verteilung der Verpflegung in der Hauptsache der Intendantur überlassen. Am 16. Abends befiehlt das Generalkommando aus Brevilliers: „Die Truppen, welche heute keine Verpflegung erhalten haben sollten, haben sich deshalb an Intendanturrat Fritze in Brevilliers zu wenden.“ Daß die Truppenteile es vorzogen, auf eigene Faust Proviantwagen heranzuholen, und daß die Weisungen der über die Lage doch nicht ausreichend unterrichteten Intendanturbeamten weder so zweckmäßig sein konnten noch so durchdrangen, wie ein Korpsbefehl, leuchtet ein. Diesen Erfahrungen Rechnung tragend bestimmt daher die Felddienst-Ordnung in Ziffer 52, daß die besonderen Anordnungen für die Verpflegung entweder als Ergänzung des Operationsbefehls zu geben oder in ihn selbst aufzunehmen sind, und in Ziffer 433: Bagagen, Munitionskolonnen und Trains sollen die Schlagfertigkeit der Truppe sicherstellen, ohne ihre Bewegungsfreiheit zu beeinträchtigen. Um beiden Anordnungen gerecht zu werden, bedarf es — neben durchdachten Anordnungen der höheren Führung — eines starken Verantwortlichkeitsgefühls bei den Führern dieser Verbände.

Als am 18. Januar der Angriff der Franzosen endgültig abgewiesen war, befanden sich die Verpflegungstrains des Belagerungskorps in voller Auflösung und am Ende ihrer Leistungsfähigkeit. Die Verpflegungskolonnen des Korps Werder waren noch nicht wieder gefüllt zur Stelle; was von ihnen am 17., 18. und 19. herankam, reichte gerade für den Bedarf des Tages aus. Die Truppe hatte keine Lebensmittel mehr. Dies ist neben anderem die Erklärung dafür, daß General v. Werder trotz mehrfacher Mahnungen des Generals v. Manteuffel die Verfolgung so spät und so zögernd angetreten hat. Wäre er den Franzosen an der Klinge geblieben, und hätte er dadurch ihren Marsch verlangsamt, so war es nicht ausgeschlossen, daß Bourbaki unter den Mauern von Besançon die Waffen strecken mußte, ein für die deutsche Heeresleitung weit günstigerer Erfolg, wie sein Übertritt in die Schweiz.

Die Verfolgung.

Das Gebiet zwischen Belfort und Besançon, das die französische Armee zweimal durchzogen hatte, bot nichts mehr für den Unterhalt des Verfolgers. Man mußte sich deshalb von Anfang an auf Verpflegung durch Nachschub einrichten. Dies geschah auch.

Am 18. Januar Abends befahl das Generalkommando das Heranziehen der großen Bagagen und das Vorziehen aller beladenen Verpflegungskolonnen des XIV. Armeekorps und der 4. Reserve-Division nach Frahier, wo sie entladen sollten, um sofort wieder zur Neubeladung nach Sentheim zurückzukehren. Aus den schon oben ausgeführten Gründen waren die Verpflegungskolonnen nicht gleich zur Hand, sie gelangten erst am 19., 20. und 21. nach Frahier. Einzelne Kolonnen gaben unmittelbar

an die Truppen aus, so eine Kolonne Erbswurst und Brot an die Badener in Giromagny, eine andere in Banvillard an das Detachement v. der Goltz. Eine Kolonne der 4. Reserve-Division verirrte sich sogar nach Lure zum Detachement v. Willisen. Auf wessen Anordnung diese Ausgaben zurückzuführen sind, läßt sich nicht mehr ermitteln, wahrscheinlich haben sich hier Weisungen der Intendantur und des Generalkommandos gekreuzt. Glücklicherweise waren die in Frahier liegen gebliebenen Vorräte noch vorhanden, und auch in Montbeliard hatte die Schloßbesatzung die gänzliche Ausräumung des Magazins durch die Franzosen verhindert. So konnten die Truppen ihren Verpflegungsbedarf verhältnismäßig rasch erhalten und ihre Verpflegungsfahrzeuge füllen. Sie traten den Vormarsch im wesentlichen mit drei Portionen an.

Vor dem Antreten mußte dafür gesorgt werden, daß die von den Truppen zurückbehaltenen Fahrzeuge der Verpflegungstrains diesen wieder zugeführt wurden. Dies geschah am 19. und 20. Januar. Trotz verschiedener dementsprechender Befehle wiederholte sich aber später die auch anderwärts aufgekommene schlechte Gewohnheit der Truppen, Kolonnenfahrzeuge ihrer Bagage anzuschließen.

Während des weiteren Vormarsches nahmen die Truppen in der Regel soviel Verpflegung als möglich mit; sie vermehrten ihre große Bagage durch beigetriebenes Fuhrwerk, auch einzelne widerrechtlich zurückbehaltene Kolonnenfahrzeuge, und ließen ihre Verpflegungswagen regelmäßig am Ende des Gros folgen. In allen Unterkunftsorten wurde geschlachtet und gebacken. Mehrfach mußte gegen unberechtigtes Beitreiben eingeschritten werden.

Die von oben angeordneten Beitreibungen ergaben außer Vieh fast nichts. Der Ersatz der verbrauchten Verpflegung wurde beinahe ausschließlich durch die Verpflegungskolonnen bewirkt.

Am 24. Januar wurden in Vesoul französische Bestände erbeutet, am 25. nahm die badische Feldbäckerei-Kolonne dort den Betrieb auf. Am selben Tage wurde auch die Verbindung Vesoul—Epinal wieder eröffnet.

Skizze 68.

Für die Leitung der entleerten Verpflegungskolonnen zur Wiederfüllung scheinen keine Anordnungen getroffen worden zu sein, denn einzelne Kolonnen füllten in Sentheim, andere in Epinal, anscheinend je nach Gutdünken ihrer Führer.

In dem Gelände westlich der Linie Vesoul—Besançon waren die Beitreibungen etwas ergiebiger, auch konnte das Armeemagazin der Südarmee in Dole, das aus erbeuteten Beständen angelegt war, mitbenutzt werden. Das XIV. Armeekorps war deshalb in der Lage, einzelne seiner Verpflegungskolonnen zur Verpflegung des II. und VII. Armeekorps zur Verfügung zu stellen.

Bemerkenswert sind die großen Marschleistungen der Verpflegungskolonnen in dem immer noch von Franktireurs beunruhigten Bergland. Im übrigen zeigt der

Gang des Verpflegungsdienstes beim XIV. Armeekorps während der Verfolgung nichts Außergewöhnliches.

Die 4. Reserve-Division verblieb zunächst am Doubs in der Nähe von Montbeliard. Ihre Verpflegungskolonne wurde durch oberelsässische Bauernwagen verstärkt. Als sie später auf dem südlichen Doubs-Ufer auf Pontarlier vorging, leistete das Belagerungskorps mit seinen Trains einen Teil der Zufuhr aus dem Magazin Montbeliard. Auch erbeutete die 4. Reserve-Division einige zurückgelassene französische Vorräte, hauptsächlich Zwieback.

Betrachtungen.

Es ist leicht am grünen Tisch Kritik zu üben. Ihr Zweck ist nicht, die Leistungen bedeutender und pflichtgetreuer Soldaten herabzusetzen, sondern der Wunsch, aus den festgestellten Unvollkommenheiten Belehrung zu schöpfen.

Es war in der langen Friedenszeit in Vergessenheit geraten, daß sich die Sorge für Schießbedarf und Nahrung von der Truppenführung nicht trennen läßt. Man glaubte, letzteres Gebiet militärischer Tätigkeit den Verwaltungsbeamten überlassen zu müssen. Sogar Moltke griff im Jahre 1866 erst in den Verpflegungs- und Nachschubdienst ein, nachdem seine Stellung durch den Sieg bei Königgrätz bedeutend gehoben und gefestigt worden war. Die im Jahre 1866 gemachten Erfahrungen waren 1870 noch nicht Gemeingut der Armee geworden. So erklärt sich die mangelnde Einwirkung der höheren und niederen Truppenführer auf das für die Erhaltung der Leistungsfähigkeit der Truppe so wichtige Gebiet des Verpflegungsdienstes. Durch die Ereignisse im Südosten Frankreichs während der Januartage 1871 wurde erneut bewiesen, daß Anordnungen für Verpflegung, Munitionsersatz und rückwärtige Verbindungen ebenso Aufgabe der Truppenführung sind, wie die Operationen selbst, denn diese werden von jenen erheblich beeinflußt, gefördert oder gehemmt. Auf Grund dieser Erkenntnis hat die neue Felddienst-Ordnung den früher so scharfen Unterschied zwischen Operations- und Tagesbefehl beseitigt. Angaben über Verpflegung, Munitionsersatz u. dgl. können nunmehr in den Operationsbefehl aufgenommen werden. Im Kriege treffen die Befehle meist in später Nachtstunde ein. Sie müssen von müden Leuten bei schlechter Beleuchtung in Eile gelesen und erfaßt werden. Es ist darum ohne weiteres verständlich, daß Bestimmungen, die der „Operationsbefehl" enthält, ganz andere Beachtung finden, wie ein „Tagesbefehl" nach früherem Gebrauch oder wie „besondere Anordnungen für Verpflegung, Sanitätsdienst und Munitionsersatz", die als Zusatz dem Operationsbefehl beigefügt werden.

Werden Verpflegungsmaßnahmen erst im Augenblick des Bedarfs getroffen, so sind sie meist wertlos, denn sie kommen zu spät. Auf keinem andern Gebiet muß so in die Zukunft geschaut werden wie auf diesem. Nur wenn rechtzeitig für alle Möglichkeiten vorgesorgt wird, sind schnelle Operationen mit einem Wechsel der Operationslinie möglich; geschieht es nicht, so kann leicht der Mangel den Feldherrn

auf dem Wege zum Siege hemmen. Damit die Verpflegungsmaßnahmen in vollem Einklang mit den Operationen stehen, ist unausgesetzte Verbindung zwischen Truppenführer und Verwaltungsbehörden nötig. Beide müssen dauernd über Lage und Inhalt der Magazine, Hilfsquellen des Landes, Verpflegungsausrüstung der Truppe und Leistungsfähigkeit der Transportmittel unterrichtet sein. Bei der Fassung operativer Entschlüsse ist auch die Frage der Ernährung zu erwägen. Die Operationsfreiheit wird am besten dadurch gewährleistet, daß dem Führer jede Sorge um die Verpflegung genommen wird. Man darf sich deshalb nicht aus Sparsamkeit scheuen, Verpflegungsvorräte vorsorglich auch an solchen Orten bereit zu legen, wo sie nur möglicherweise gebraucht werden, vielleicht auch umsonst niedergelegt sind, denn keine Verpflegung ist so teuer wie eine schlechte. Dieser Grundsatz war im Kriege 1870/71 von Beamten und Führern noch nicht voll erfaßt worden. Die den Beamten durch ihre Friedenstätigkeit anerzogene und zur zweiten Natur gemachte Sparsamkeit ließ ihnen immer wieder die „Billigkeit" der Verpflegung und die Vermeidung unnötiger Ausgaben als erstrebenswertes Ziel erscheinen und hielt sie häufig von großzügigen Maßnahmen ab. Auch mancher Offizier in höherer Stellung hatte eine gewisse Scheu, sich vor der Oberrechnungskammer verantworten zu müssen, wenn er Ausgaben veranlaßte, die sich später als unnötig oder vermeidbar herausstellen konnten.

Solche Besorgnisse sind in dem Kriege 1870/71 vielfach die Ursache mangelhafter und unzureichender Verpflegung gewesen. Eine seltene Ausnahme und einen Beweis dafür, wie notwendig die Abnahme der Verantwortung in Verpflegungsfragen war, bildet der Befehl, den General v. Manteuffel vor Antritt seines Vormarsches von der oberen Seine zur Saone am 14. Januar 1871 erließ, und der für ähnliche Lagen stets mustergültig bleiben wird. Er lautet im Auszuge: „Die Kommandierenden Generale haben alles zu veranlassen, was zur besseren Verpflegung dienen kann; das Einfachste ist doppelte Portion. Alles nun, wozu nach den Bestimmungen über die Verpflegung usw. die Genehmigung des Oberkommandos erforderlich ist, genehmige ich hierdurch im voraus, so daß die Herren Kommandierenden Generale durch keine Bestimmungen gebunden sind."

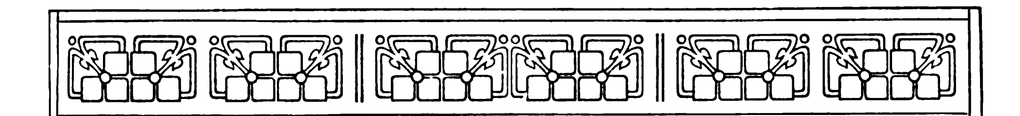
Die modernen Verkehrsmittel, wie Lastkraftwagen, ermöglichen die rasche Verschiebung bedeutender Verpflegungsvorräte. Man darf aber ihre Leistungsfähigkeit nicht überschätzen, denn sie hängt vollkommen vom Zustand der Wege ab; es könnte sich sonst leicht ereignen, daß man bei ihrer Bewertung sich ebenso irrt, wie dies 1866 und 1870/71 mit den Eisenbahnen geschah.

Die Einführung der leicht mitzuführenden Dauerlebensmittel, fahrbarer Feldbacköfen und Feldküchen erleichtert die Verpflegung der Truppen ungemein. Immerhin wird es sich auch künftig herausstellen, daß die Heranführung der Bedürfnisse zur Truppe eine der schwierigsten Aufgaben für höhere Truppenführer und Intendantur

bildet. Unverändert wird auch künftig der niedere Truppenführer die Aufgabe haben, durch unausgesetzte Fürsorge Kraft und Gesundheit der Leute zu erhalten und durch wirtschaftliche Verwendung der Verpflegungsmittel unter steter Rücksichtnahme auf das Ganze und Vermeidung jeglicher Übergriffe die Unabhängigkeit der höheren Führer von Verpflegungssorgen zu vergrößern. In dieser Beziehung ist für jeden Offizier die Beherrschung des Verpflegungswesens ein Mittel zum Sieg.

Renner,
Königlich Württembergischer Major im Großen Generalstabe.





Die Übungen des Beurlaubtenstandes in Frankreich.

Nach dem Wehrgesetz vom 21. März 1905 waren die Mannschaften der Reserve zu zwei Übungen von je 28 Tagen, die der Territorialarmee zu einer von 14tägiger Dauer verpflichtet. Fast allgemein übten die Reservisten aller Jahrgänge und aller Waffen bei den aktiven Truppenteilen; Reserveformationen wurden nur äußerst selten aufgestellt. Die Mannschaften der Territorialinfanterie wurden dagegen zu Regimentern zusammengezogen, während die Territorialen der anderen Waffen meist bei den aktiven Truppenteilen übten. Die Mannschaften der Reserve der Territorialarmee konnten nur einmal zu einer Kontrollversammlung herangezogen werden. Nur diejenigen Leute dieser Kategorie, die im Kriege für den Bahn-, Wege- und Küstenschutz oder als Artillerie-Hilfsmannschaften für Festungen und Küstenforts bestimmt waren, mußten kurze Übungen ableisten, deren Gesamtdauer neun Tage nicht überschreiten durfte.

Die Übungszeiten wurden von den Kommandierenden Generalen festgesetzt und erstreckten sich in fast allen Korpsbezirken über das ganze Jahr mit Ausnahme der Monate Dezember bis Februar. Zahlreiche Befreiungen von den Übungen mußten — oft unter dem Druck der Volksvertreter — eintreten, immerhin erledigte ein nicht unbeträchtlicher Prozentsatz der Übungspflichtigen die vorgeschriebenen Übungen.

Seit Jahren forderte die französische Kammer eine Verkürzung der Übungen des Beurlaubtenstandes, zahlreiche Gesetzesvorschläge wurden aus ihrer Mitte heraus der Regierung unterbreitet. Die Gründe waren in erster Linie rein politisch. Man fand, daß die Übungszeiten zu lang und von zu einschneidender Natur für das ganze wirtschaftliche Leben des Volkes seien. Anderseits, und nicht nur von seiten der Volksvertreter, sondern auch aus militärischen Kreisen wurde darüber geklagt, daß die Übungen zu wenig dazu ausgenutzt würden, die Mannschaften auf ihre Verwendung im Kriege vorzubereiten. Diese Klagen waren nicht unberechtigt; aus allen möglichen Gründen mußten die Mannschaften oft zu Zeiten eingezogen werden, wo sich bei den aktiven Truppenteilen keine Gelegenheit bot, die Leute sachgemäß auszubilden. Mit

unnötigen Exerzitien, mit Arbeitsdienst usw. mußte die kostbare Zeit vergeudet werden.

Während sich Regierung und Senat lange Zeit hindurch allen Vorschlägen der Kammer gegenüber ablehnend verhielten, reichte der Kriegsminister Picquart Anfang des Jahres 1908 selbst einen Gesetzentwurf ein, der die Übungszeiten im Beurlaubtenstande heruntersetzte. Dieser Entwurf, der am 14. April 1908 Gesetz wurde, und seine Ausführungsbestimmungen zeigten aber, daß man in Regierungskreisen auf eine Verkürzung der Übungen nur eingegangen war, um anderseits eine Verbesserung in der Ausbildung und Verwendung wenigstens der Reserven zu erreichen.

Man ging in dieser Beziehung seit Einführung der zweijährigen Dienstzeit zielbewußt und systematisch vor. Diese hatte bekanntlich die Folge, daß die Friedenspräsenzstärke des Heeres nicht unerheblich sank. Man sah sich gezwungen, den größten Teil der im Frieden bestehenden vierten Bataillone der Subdivisions-Regimenter*) aufzulösen und die überschießenden Mannschaften auf die drei anderen Bataillone zu verteilen. Man entschloß sich nun, auch diese Regimenter nur noch mit drei und nicht mehr wie früher, mit vier Bataillonen mobil zu machen. Hierdurch sinkt das normale französische Armeekorps von 32 auf 24 Feldbataillone im Kriege herab. Was es an Zahl aber verliert, gewinnt es an Güte der Truppen, da zur Auffüllung dieser Bataillone nur noch zwei bis drei und zwar die jüngsten Jahresklassen der Reserve dienen, gegen früher vier bis fünf Jahrgänge. Die gleichmäßige, zweijährige Dienstzeit für alle Stände und Berufsklassen macht es aber ferner möglich, in absehbarer Zeit ein gut durchgebildetes Offizierkorps der Reserve zu schaffen. Ein volles Jahr in der Truppe und zu jedem Dienst herangezogen, ein weiteres halbes Jahr in besonderen Ausbildungskursen für den Dienst als Zugführer vorgebildet, leisten die dafür geeigneten Elemente ihr letztes halbes Dienstjahr als Reserveoffiziere ab. Im Jahre 1908 wurden zum ersten Male auf diese Weise 800, im Jahre 1909 1150 Reserveoffiziere gewonnen, eine weitere Steigerung in den nächsten Jahren ist sicher zu erwarten.

Indes auch die Hochschulen führen dem Heere jetzt jährlich gegen 400 gut vorgebildete Reserveoffiziere zu. Ihre Schüler dienen vor oder nach dem Besuch der Hochschule ein Jahr aktiv, werden auf den Schulen für den Dienst als Reserveoffiziere vorbereitet und leisten ihr zweites aktives Dienstjahr als solche ab.

Während in früheren Zeiten sich die gebildeten Franzosen gern den Verpflichtungen entzogen, alle zwei Jahre als Reserveoffizier zu üben, und daher ihre Ernennung nicht anstrebten, ist das jetzt nicht mehr der Fall. Man zieht doch vor, sein zweites Dienstjahr nicht in der Truppe zu verbringen, sondern in Ausbildungskursen und als Reserveoffizier abzuleisten und nimmt das kleinere Übel, alle zwei Jahre zu üben, mit in Kauf.

*) 145 Infanterie-Regimenter, die schon im Frieden ihren eigenen Ergänzungsbezirk haben.



Der große Vorteil in der Ausbildung der französischen Reserveoffiziere: ausreichender Frontdienst als Soldat, lange Vorbildung für den Dienst als Reserveoffizier und mindestens halbjährige Dienstzeit als solcher gleich im Anschluß an die Ausbildung, liegt auf der Hand. Die Berichte über die Erfahrungen mit diesen jungen Reserveoffizieren lauten denn auch sehr günstig.

Nachdem man dafür gesorgt hat, daß dem französischen Heere auf diese Weise nach und nach ein brauchbares Reserve-Offizierkorps ersteht, hat der Kriegsminister durch das Gesetz vom 14. April 1908, trotz der verkürzten Übungszeit, einen nicht unwesentlichen Fortschritt in der Verwendung und Ausbildung der Reserveformationen erreicht.

Der Grundgedanke ist eine scharfe Trennung der für die Feld- und für die Reserveformationen bestimmten Mannschaften. Es handelt sich naturgemäß hauptsächlich um die Infanterie, während bei den anderen Waffen eine derartige scharfe Trennung nicht ausgesprochen wird.

Nach dem Gesetz sind im Frieden verpflichtet:

die Reservisten zu zwei Übungen, davon die erste zu 23, die zweite zu 17 Tagen;

die Mannschaften der Territorialarmee zu einer Übung von neun Tagen;

die Mannschaften der Reserve der Territorialarmee wie bisher zu einer eintägigen Kontrollversammlung; die für den Bahn-, Wege- und Küstenschutz usw. bestimmten Leute zu Übungen, deren Gesamtdauer sieben Tage nicht überschreiten darf.

Um gleichzeitig die Zahl der länger dienenden Mannschaften in der aktiven Armee zu heben, wurde bestimmt, daß alle Leute, die drei Jahre aktiv gedient, von der ersten, die vier Jahre gedient, von beiden Reserveübungen befreit sein sollen. Sonstige Befreiungen sind unstatthaft; nur in besonders dringenden Fällen kann eine Übung aufgeschoben werden, sie ist aber später nachzuholen. Für bedürftige Familien eingezogener Mannschaften wurden ausreichende Unterstützungen gesetzlich bewilligt.

In den Ausführungsbestimmungen zu diesem Gesetz verfügte nun der Kriegsminister, daß jeder Mann möglichst in demselben aktiven, Reserve- oder Territorial-Truppenteil üben solle, für den er im Mobilmachungsfall bestimmt ist.

Dementsprechend ist die erste 23tägige Reserveübung (1. appel) in dem aktiven Truppenteil abzuleisten; bei der Infanterie hauptsächlich während der Herbstübungen, bei den anderen Waffen zu verschiedenen Zeiten. Bestimmt ist hierfür in Zukunft alljährlich die ganze zweitjüngste Reserveklasse; bis dahin üben, um zwischen den alten und neuen Bestimmungen einen Übergang zu finden, jährlich Teile von zwei oder anderthalb Jahresklassen.

Die zweite 17tägige Übung (2. appel) wird teils in besonderen Reserve-Truppenteilen, teils bei den aktiven Formationen abgeleistet. Es stellen grundsätzlich

Reserve-Truppenteile auf alle Subdivisions-Regimenter und Jäger-Bataillone, und zwar derart, daß die Regimenter einer Brigade jährlich wechseln, ebenso die Jäger-Bataillone mit grader und ungrader Nummer. Jeder Truppenteil zieht für die Aufstellung seiner Reserveformation bis zum Herbst 1914 die Mannschaften von zwei oder drei der älteren Jahrgänge der Reserve (von der fünftjüngsten Jahresklasse an) gleichzeitig ein. Von 1914 an üben jedes Jahr von zwei Reserve-Jahrgängen die eine Hälfte als Reserve-Regimenter oder Reserve-Jäger-Bataillone bei der einen Hälfte der Subdivisions-Regimenter und Jäger-Bataillone, im nächsten Jahr dementsprechend die andere Hälfte. Die Übungen sollen möglichst auf den Truppenübungsplätzen stattfinden. Bei allen anderen Truppenteilen der Infanterie und den übrigen Waffengattungen findet im allgemeinen auch die zweite Reserveübung bei den aktiven Formationen in Raten statt, jedoch können auch besondere Übungsformationen gebildet werden.

Bei der Territorialarmee ist die einmalige Übung von 14 auf neun Tage heruntergesetzt worden (3. appel). Es übt alljährlich von zwei Jahresklassen je die Hälfte. Von der Territorial-Infanterie wird in dem einen Jahr aus dem gleichzeitig übenden halben jüngsten und halben zweitjüngsten Jahrgang die Hälfte der Territorial-Infanterie-Regimenter*) aufgestellt, im nächsten Jahre aus der anderen Hälfte dieser Jahrgänge der Rest der Regimenter.

Die anderen Waffengattungen üben in einer oder mehreren Raten bei den aktiven Truppenteilen.

Für die Übungen der Offiziere des Beurlaubtenstandes hat der Kriegsminister folgende Bestimmungen erlassen:

Die Offiziere der Reserve und der Territorialarmee werden grundsätzlich alle zwei Jahre eingezogen, wenn irgend möglich bei den Einheiten, zu denen sie bei der Mobilmachung treten. Die Übungszeit der Reserveoffiziere darf 24, die der Territorialoffiziere zehn Tage nicht übersteigen. Nur die zu Schießübungen eingezogenen Artillerieoffiziere der Territorialarmee müssen zwölf Tage üben. Die Kommandierenden Generale haben außerdem die Berechtigung, die Kommandeure der Territorial-Infanterie-Regimenter und deren Bataillons- und Kompagnieführer einen Tag früher einzuziehen und einen Tag später zu entlassen.

Die Generalkommandos setzen nach den vorstehenden Grundsätzen die Übungszeiten fest, wobei auf den Stand der Ernte und sonstige berufliche Beschäftigung möglichst Rücksicht genommen werden soll.

Das Gesetz ging nicht ohne ernstlichen Widerstand im Senat durch. Namentlich erhob der ehemalige Kriegsminister de Freycinet seine warnende Stimme und riet dringend von einer Verkürzung der Übungen des Beurlaubtenstandes ab. Es kann

*) Frankreich hat 145 Territorial-Infanterie-Regimenter.

auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß mindestens für die Territorialarmee die Übungszeit so kurz bemessen ist, daß eine nutzbringende, wirklich kriegsmäßige Ausbildung nicht möglich ist. Rechnet man den Eintreffe- und Entlassungstag, sowie einen Sonntag ab, so bleiben nur sechs Übungstage, die selbst bei geschicktester Ausnutzung der Zeit nicht genügen können, um den Mannschaften das Verlernte wieder beizubringen und sie an Anstrengungen zu gewöhnen. Demgegenüber genügt auch der Vorteil nicht, daß alle Territorial-Einheiten schon im Frieden ihr bestimmtes Offizier-Korps haben, dessen Ausbildung der Kommandeur des Truppenteils auf alle mögliche Art zu fördern sucht.

Dagegen ist ein großer Fortschritt in der Ausbildung der Reservisten, namentlich bei der Infanterie, trotz der verkürzten Übungszeiten nicht zu verkennen.

Während man in Frankreich bisher Reserveformationen so gut wie nie aufstellte, üben jetzt alljährlich 72 bis 73 Reserve-Infanterie-Regimenter und 15 Reserve-Jäger-Bataillone meist auf Truppenübungsplätzen und unter ihren Offizieren. Diese Verbände sind naturgemäß nicht annähernd kriegsstark, da nur zwei Reserve-Jahrgänge eingezogen sind, immerhin erhalten sie doch einen festen Halt, wenn sie alle zwei Jahre unter dem nach der Kriegsrangliste bestimmten Stamm an aktiven Offizieren und Unteroffizieren zusammentreten.

Ein weiterer großer Fortschritt ist der, daß man zu den Feldregimentern nur noch die Reservisten einzieht, die für den Mobilmachungsfall zu ihrer Auffüllung bestimmt sind. Dadurch, daß man sie in der Hauptsache während der Herbstübungen einzieht, gibt man ihnen die beste Ausbildung für den Ernstfall. Die Zeit von 23 Tagen wurde bei der Beratung allerdings als reichlich kurz bezeichnet, so daß es oft kaum möglich wäre, die Reservisten vor dem Ausrücken aus den Standorten auf die Herbstübungen vorzubereiten.

Das Jahr 1908 konnte noch kein sicheres Urteil bringen, wie sich die neuen Übungsbestimmungen bewähren würden. Einmal erschien das Gesetz zu spät, als daß es in seinem vollen Umfange zur Geltung kommen konnte. Gerade die Monate April und Mai wären günstig für die Aufstellung der Reserve-Regimenter auf den Truppenübungsplätzen gewesen. Ferner mußte vielen Mannschaften ein Aufschub ihrer Übung bewilligt werden, weil die Einberufung unvermutet erfolgte. Sodann waren Übergangsbestimmungen aller Art nötig, da augenblicklich die meisten Jahrgänge der Reserve noch aus Leuten bestehen, die nach dem alten Wehrgesetz ein, zwei oder drei Jahre gedient haben.

Es wurden im Jahre 1908 eingezogen: alle Mannschaften der Jahrgänge 1901 bis 1905, die nur ein Jahr oder weniger aktiv gedient hatten. Sie hatten ihre erste Reserveübung noch nach den alten Bestimmungen mit 28 Tagen abzuleisten. Zur zweiten Reserveübung wurden die Jahrgänge 1898 und 1899, zu einer Territorialübung die Hälfte der Jahrgänge 1892 und 1893 eingezogen. Von

739 936 Übungspflichtigen haben 604 865 Mann d. h. 82 vH. geübt, die anderen 18 vH. erhielten Aufschub ihrer Übung. Von Offizieren des Beurlaubtenstandes sollten üben: 8622 der Reserve und 8574 der Territorialarmee.

Erste Reserveübung (1. appel). Über diese Übung im Jahre 1908 ist folgendes bekannt geworden. Nach dem Bericht des Kriegsministers an den Präsidenten der Republik haben 267 862 Mann ihre erste Reserveübung abgeleistet. Von diesen waren 180 027 Mann = 67 vH. zur Zeit der Herbstübungen eingezogen, der Rest übte zu anderen Zeiten des Jahres. Von den zu den Manövern Eingezogenen haben 157 000 Mann = 88 vH. an den Herbstübungen selbst teilgenommen, davon allein 153 600 bei der Infanterie. Von den übrigen 12 vH. hat 1 vH. bei Truppenteilen der Kolonialarmee und des Genies geübt, die nicht zu den Manövern ausrückten, 11 vH. sollen als den Anstrengungen nicht gewachsen in den Garnisonen zurückgeblieben sein, ein Beweis, wie rücksichtslos die Reservisten zu den Übungen eingezogen wurden.

Nach Angaben der Presse hatten die aktiven Infanterie-Kompagnien während der Herbstübungen 75 bis 100 Reservisten in Reih und Glied. Im allgemeinen äußerten sich die Presse und auch der Kriegsminister günstig über die Leistungen dieser Leute. Andere Urteile, die jedenfalls das Richtige treffen, erkannten zwar den guten Willen dieser Reservisten an, wiesen aber darauf hin, daß diese Leute doch nur eine aktive Dienstzeit von zehn Monaten hinter sich hätten und daher nur ganz ungenügend ausgebildet seien. Ihre Begriffe über die Aufgaben des Feldsoldaten seien daher gleich Null gewesen. Eine genügende Ausbildung auf diesem Gebiete hätte man während der Übung aber nicht erreichen können, weil diese dafür zu kurz sei, und die Zahl der aktiven Offiziere und Unteroffiziere nicht ausgereicht habe. Es ist vielfach die Ansicht ausgesprochen worden, daß diese Leute zur Verstärkung der Feldtruppen nicht geeignet wären.

Nach dem alten Wehrgesetz betrug die Zahl der zu einjährigem aktiven Dienst Verpflichteten rund 60 000 bis 80 000 Mann, sie dienten von Mitte November bis Mitte September, also nur zehn Monate. Da das neue Wehrgesetz erst im Herbst 1907, d. h. mit Einstellung der Jahresklasse 1906 voll in Kraft trat, und ferner etwa drei Jahrgänge der Reserve zur Auffüllung der Feldtruppen nötig sind, so scheiden diese „Zehnmonatsreservisten" erst Ende 1911 aus den Feldtruppen aus.

Zweite Reserveübung (2. appel). Nach dem Bericht des Kriegsministers Picquart haben im Jahre 1908 167 841 Mann ihre zweite Reserveübung abgeleistet. Es sind 88 Reserve-Regimenter oder Bataillone aufgestellt worden, wahrscheinlich 73 Reserve-Infanterieregimenter nnd 15 Reserve-Jäger-Bataillone. Von ihnen haben 64 auf Truppenübungsplätzen oder in ihren Alpenbezirken, vier in großen Festungen und und nur 20 in ihren Garnisonen geübt. Der Aufenthalt auf den Übungsplätzen hat im allgemeinen 12 bis 13 Tage gedauert und ist zum Schießen, Exerzieren im Ge-

lände, Übungsmärschen und Felddienst verwendet worden. In den ersten Tagen wurde der Hauptwert auf die Ausbildung der Gruppe gelegt.

Das späte Inkrafttreten des Gesetzes hat, wie schon erwähnt, dazu geführt, daß die Reservetruppenteile nicht alle in der beabsichtigten halben Kriegsstärke aufgestellt werden konnten, und daß einzelne Regimenter bataillonsweise zu verschiedenen Zeiten üben mußten, daß ferner 20 Einheiten von den Übungsplätzen keinen Gebrauch machen konnten.

Nach dem Bericht des Kriegsministers haben sich bei diesen aufgestellten Truppenteilen die Reserveoffiziere und -unteroffiziere nicht bewährt, während er mit den Übungen der Reserve-Regimenter an sich zufrieden war. Hinsichtlich der Offiziere können sich seine Klagen nicht auf die nach dem neuen Wehrgesetz während ihrer aktiven Dienstzeit zu Reserveoffizieren Beförderten beziehen, denn über diese ist von allen Seiten nur günstig geurteilt worden. Von ihnen sind aber erst zwei Jahrgänge dem Beurlaubtenstande zugeführt. In der Hauptsache bestehen die Reserveoffiziere noch aus den Leuten, die nach dem alten Wehrgesetz auf Grund ihrer höheren Bildung nach einjähriger aktiver Dienstzeit entlassen wurden. Sie erhielten in besonderen Ausbildungsabteilungen vom zweiten bis zum neunten Monat ihrer aktiven Dienstzeit eine hauptsächlich auf praktische Dienstzweige und die Erziehung zum Zugführer gerichtete Ausbildung. Bei der Entlassung empfingen sie das Befähigungszeugnis zum Reserveunteroffizier. Im dritten Jahre ihrer Dienstpflicht machten sie eine Übung in ihrem Regiment, bei der sie sich die Befähigung zum Zugführer erwerben konnten. Nachdem sie dann mindestens zwei Jahre Unteroffiziere der Reserve waren, konnten sie auf ihren Antrag zum Offizier befördert werden. Ihre Leistungen sind nie hoch geschätzt worden, trotzdem wird die französische Armee diese Kategorie noch jahrelang als den wesentlichsten Bestandteil ihres Reserveoffizierkorps ansehen müssen, bis allmählich die nach dem neuen Wehrgesetz ausgebildeten Reserveoffiziere ihre Stellen besetzen.

Auch das Unteroffizierkorps der Reserve wird sich erst nach und nach in seiner Ausbildung und Verwendung verbessern, wenn die gleichmäßige zweijährige Dienstzeit den Reserveformationen die Elemente zuführt, die aus irgend einem Grunde nicht Reserveoffiziere werden konnten, wohl aber durch ihre soziale Stellung und gründliche Ausbildung gute Unteroffiziere abgeben. Augenblicklich besteht das Unteroffizierkorps des Beurlaubtenstandes neben ehemaligen aktiven Unteroffizieren, aus Mannschaften, die nach ihrer Dienstzeit mit der Befähigung zum Unteroffizier entlassen sind, schließlich aus solchen Leuten, die während einer Übung befördert wurden. Seit Jahren wird darüber geklagt, daß die auf solche Weise gewonnenen Leute nicht den bescheidensten Ansprüchen genügten, daß es ihnen an Diensterfahrung und vor allem an Autorität den Mannschaften gegenüber fehle.

Bei der Territorialarmee übten im Jahre 1908 nach den Angaben des

Kriegsministers 169 162 Mann. Wie auch in den früheren Jahren wurden eine große Anzahl Territorial-Infanterie-Regimenter (72 bis 73) und einige Territorial-Jäger-Bataillone aufgestellt. Von den neun Übungstagen kamen nur sieben anscheinend einschließlich des Tages der Entlassung, für den Dienst wirklich in Betracht; drei wurden für das Schießen und die Gefechtsausbildung des Zuges, zwei für den Felddienst und zwei für Gefechtsmärsche verwendet. Auf Übungsplätzen sind nur wenig Truppenteile gewesen.

Der Kriegsminister lobt den Eifer der Leute, findet aber die Beweglichkeit und Gleichförmigkeit der Territorialformationen nicht genügend. In Zukunft sollen den Territorialtruppenteilen mehr aktive Dienstgrade zugeteilt werden, um den Territorialvorgesetzten genügende Anleitung zu geben und die Ausbildung der Truppe trotz der kurzen Übungszeit zu gewährleisten.

Bei den anderen Waffen haben die Territorialen während des ganzen Jahres bei den aktiven Truppen in Raten geübt.

Im Jahre 1909 sollten bestimmungsgemäß eingezogen werden:

zur ersten 23tägigen Übung (1. appel) die Jahresklassen 1901 und 1902, sowie diejenigen Leute, die 1908 einen Übungsaufschub erhalten hatten;

zur zweiten 17tägigen Übung (2. appel) die Jahresklassen 1898 und 1899 der Subdivisions-Regimenter, die das zweite Regiment ihrer Brigade bilden, sowie der Jäger-Bataillone mit graden Nummern, ferner die Jahresklasse 1899 der Regional-Regimenter*), der vierten Bataillone in den Festungen, der Zuaven- und Kolonial-Infanterie-Regimenter und aller anderen Waffen, außer Infanterie und Verwaltungstruppen, schließlich die 1908 von ihrer Übung befreiten Leute,

zur neuntägigen Territorialübung (3. appel) die Jahresklassen 1892 und 1893 der Territorial-Infanterie-Regimenter, die dem ersten aktiven Regiment ihrer Brigade zugeteilt sind, der Territorial-Jäger-Bataillone, die von den aktiven Bataillonen mit ungrader Nummer aufgestellt werden, ferner der ungraden Territorial-Zuaven-Bataillone, der leichten Territorial-Eskadrons, der Territorial-Artillerie-Abteilungen, die von den Regimentern mit der höheren Nummer in jeder Brigade aufgestellt werden, ferner der ungraden Fußartillerie- und Genie-Bataillone, sowie die Jahresklasse 1893 der Verwaltungstruppen und des Trains.

Nach dem Budget des Kriegsministeriums sollen im ganzen im Jahre 1909 üben: 8823 Offiziere, 359 798 Mann der Reserve und 8549 Offiziere, 164 011 Mann der Territorialarmee. Wahrscheinlich werden aber diese Budgetzahlen, wie auch schon im Jahre 1908 wesentlich überschritten werden, um möglichst alle übungspflichtigen Mannschaften auch tatsächlich einzuziehen.

Die Übungen der Reserve-Infanterie-Regimenter und Jäger-Bataillone haben

*) 18 Infanterie-Regimenter an der Ost- und Südostgrenze ohne eigenen Ergänzungsbezirk.

1909 schon sehr zeitig begonnen. Bereits in den Monaten April und Mai haben die 72 Regimenter und 15 Jäger-Bataillone, die in diesem Jahre aufzustellen waren, ihre Übungen auf den Truppenübungsplätzen mit ganz wenigen Ausnahmen erledigt. Die Monate April und Mai scheinen sich für die Übungen am besten zu eignen, einmal weil die Übungsplätze von den aktiven Truppen weniger stark in Anspruch genommen sind, anderseits, weil die Reservisten leichter abkommen können, da z. B. bei der überwiegenden Landbevölkerung die Frühjahrsbestellung beendet, die Ernte aber noch nicht begonnen hat. Die veröffentlichten Zeit- und Diensteinteilungen zeigen, daß man die verfügbaren Tage für eine kriegsmäßige Ausbildung auf das peinlichste auszunutzen suchte.

Um die Reservetruppen mit den Führern, denen sie im Kriege unterstehen, in möglichst enge Fühlung zu bringen, hat der Kriegsminister eine neue Verfügung erlassen. Nach dieser können Generale, die im Kriegsfalle Reserveformationen führen, auf ihren Antrag vier bis sechs Tage den Übungen der ihnen im Mobilmachungsfalle unterstehenden Einheiten auf Truppenübungsplätzen beiwohnen. Entsprechende Fonds zur Bestreitung der Kosten sind den Kommandierenden Generalen überwiesen worden.

Die Übungen der zu den aktiven Truppen einzuberufenden Reservisten scheinen in der Hauptsache während der Herbstübungen zu erfolgen, die Territorial-Infanterie-Regimenter haben während des Sommerhalbjahres geübt. Ob nun tatsächlich alle Reservisten und Territorialen der betreffenden Jahrgänge zu den Übungen eingezogen sind, ob nicht doch wieder wie in früheren Jahren nach und nach zahlreiche Befreiungen eintreten werden, ist bisher nicht bekannt geworden. Jedenfalls sind beim XV. Armeekorps infolge der Erdbeben die Übungen zum teil schon ausgefallen, auch die Korpsmanöver finden dort nicht statt. In anderen Korpsbezirken sollen die Kommandierenden Generale auf die rückständige Ernte Rücksicht nehmen und den landwirtschaftlichen Arbeitern Übungsaufschub bewilligen. Immerhin scheint man aber energisch anzustreben, daß auch tatsächlich alle Leute des Beurlaubtenstandes die vorgeschriebenen Übungen erledigen.

Wie schon erwähnt, kommen die neuen Übungsbestimmungen in erster Linie der Infanterie zugute. Während der Schießübungen hat allerdings 1908 und 1909 jede Feldartillerie-Brigade eine Reservebatterie mit aktiven Kadres aufgestellt, immerhin kann auf diese Weise nur ein geringer Bruchteil der Reservisten der Feldartillerie seine zweite Übung bei einer Reserveformation ableisten. Mithin müssen fast alle Reservisten der anderen Waffen beide Übungen im Anschluß an ihre aktiven Formationen ableisten, ebenso die Mannschaften der Infanterie, die nicht den Subdivisions-Regimentern und Jäger-Bataillonen angehören. Bei diesen ist die Aufstellung von Übungsformationen des Beurlaubtenstandes aber sehr zweckmäßig gestaltet worden. In jedem Jahre stellt ein derartiges Regiment oder Bataillon eine Übungsformation auf und zwar einmal den Reserve-, das nächste Mal den Territorialtruppenteil.

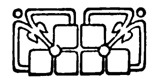
Wenn auch nicht kriegsstark, so doch unter ihren eigenen Offizieren alle zwei Jahre übend, werden diese Formationen nach und nach, namentlich wenn sich die Ausbildung und Erfahrung der Offiziere und Unteroffiziere des Beurlaubtenstandes bessert, einen festen Halt in der Hand ihrer Führer bekommen. Ob aber die Übungsdauer von 17 Tagen genügt, selbst wenn die Zeit nur für die kriegsmäßige Ausbildung und auf das äußerste ausgenutzt wird, muß bezweifelt werden. Man hat in militärischen Kreisen Frankreichs erklärt, daß von den 17 Übungstagen zwei für die Untersuchung und Einkleidung, zwei für Hin- und Rückmarsch oder Transport zum Übungsplatz und einer für die Entlassung verloren gehen. Rechnet man nun noch zwei Sonntage ab, so bleiben nur zehn Übungstage; diese können aber kaum genügen, um eine Reservetruppe kriegsmäßig auszubilden und an Marschanstrengungen zu gewöhnen.

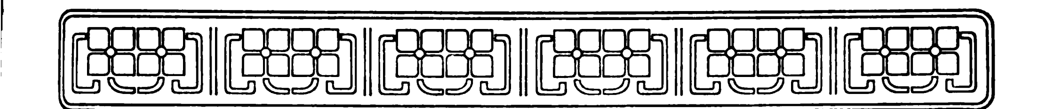
Daß die Übungszeit der Territorialen mit neun Tagen zu kurz bemessen scheint, war schon erwähnt.

Auch der große Vorteil, daß die Mannschaften, die im Mobilmachungsfalle zu den Feldformationen treten, ihre Übung bei ihren aktiven Einheiten abzuleisten haben, leidet unter der kurzen Übungsdauer von 23 Tagen. Die Mannschaften sollen bestimmungsgemäß hauptsächlich während der Herbstübungen eingezogen werden. Rechnet man auf diese 14 Tage, auf Hin- und Rückmarsch nur zwei, auf Einkleidung und Entlassung ebenfalls nur zwei Tage, so bleiben höchstens fünf Tage vor dem Ausmarsch aus der Garnison, um die Mannschaften einzumarschieren und die nötigen Schießübungen erledigen zu lassen.

Man kann daher wohl behaupten, daß die französischen Übungsbestimmungen für den Beurlaubtenstand an und für sich durchaus zweckentsprechend und klar durchdacht sind, daß aber der gehoffte Erfolg zum großen Teil durch die Verkürzung der Übungen wieder in Frage gestellt wird.

Hentsch,
Major im Sächsischen Generalstabe,
kommandiert zum Großen Generalstabe.





Neue Felddienst-Vorschriften und taktische Anschauungen in England.

Seit den Erfahrungen des Südafrikanischen Krieges sind die Engländer von Jahr zu Jahr mehr bemüht, den Ausbau und die Ausbildung ihrer Wehrmacht zeitgemäß zu gestalten. Die neuesten Vorschriften, auf denen die Ausbildung fußt, berücksichtigen sowohl die Lehren des Buren-Krieges wie die des Mandschurischen Feldzuges und beachten die bei den Heeren des Festlandes aus den neuesten Kriegen gezogenen Schlußfolgerungen.

Die taktischen Anschauungen nach dem Süd-afrikanischen Kriege.

Im Buren-Kriege hatte das bis dahin von den Engländern angewandte Angriffsverfahren versagt. Noch während des Feldzuges versuchte man der Truppe neue Formen anzuerziehen und die Gefechtsführung in andere Bahnen zu lenken. So entstand bereits in Südafrika eine neue Taktik. Bei ihr wurde der einzige Weg zum Erfolge in der Umfassung oder in der Bedrohung der Rückzugslinie des Feindes gesehen, während man in der Front aus Scheu vor Verlusten ein tatkräftiges Anfassen vermied. Dieses Verfahren führte bei der zahlenmäßigen Überlegenheit der englischen Truppen und der Untätigkeit der Buren auch schließlich zum Erfolge. Man brachte daher die Auffassung mit heim, daß ein Frontalangriff wegen der Verluste unausführbar und auch nicht mehr notwendig sei, da man ja den Gegner aus seiner Stellung herausmanövrieren könne. Nach dem Kriege erhielt die Armee neue Vorschriften. Diese betonten im allgemeinen zwar die Vorteile der Offensive, in dem Bestreben jedoch, die Verluste möglichst einzuschränken, empfahlen sie ein vorsichtiges Verfahren.

Daher wurde das Begegnungsgefecht gar nicht in Betracht gezogen, sondern vor dem Eintritt in das Gefecht grundsätzlich der Aufmarsch vorgeschrieben. Die in Südafrika großgewordene Besorgnis vor Verlusten führte dazu, alle Verbände vorzeitig in dünne Schützenlinien aufzulösen. Dies hatte ungeheure Frontausdehnungen zur Folge, denen jede Angriffskraft fehlen mußte. Die Truppe wurde in drei Treffen gegliedert, von denen das dritte, die Hauptreserve, die Bestimmung hatte, im allgemeinen nur gegen Rückschläge zu sichern. So konnte das ganze Verfahren kaum ein Entscheidung suchender Angriff genannt werden.

Bei der Verteidigung wurden vorgeschobene Stellungen empfohlen, im übrigen unterschied man zwischen einer passiven und aktiven Verteidigung. Dieser gab man den Vorzug.

Die Kavallerie war nur für die Attacke vorgebildet hinausgegangen. Sie sank in Südafrika allmählich zur berittenen Infanterie herab, der Säbel und Lanze genommen wurden. Auch nach dem Kriege wurde in den neuen Vorschriften das Hauptgewicht auf ihre Tätigkeit im Fußgefecht gelegt; mit ihrer Verwendung als Schlachtenreiterei schien es in England für immer vorbei. Die Attacke war nur gegen völlig erschütterte Infanterie erlaubt und wurde bei Übungen gar nicht mehr angewandt. In der Hauptsache sollte die Kavallerie zu Unternehmungen in Flanke und Rücken des Gegners Verwendung finden, um hier ihre Feuerkraft zur Geltung zu bringen.

Die Artillerie berücksichtigte nach dem Kriege bei der Ausbildung für den Angriff nur die Verwendung gegen einen Feind in vorbereiteter Stellung. Das Zusammenwirken mit der Infanterie wurde zwar schon damals als die Hauptaufgabe der Artillerie erkannt, ein Begleiten des Infanterieangriffs durch Stellungswechsel nach vorwärts geschah jedoch nur selten. Die Feuertaktik wurde dem französischen Muster nachgebildet.

Auf die Erfahrungen in Südafrika gründet sich auch die ständige Zuteilung schwerer Flachbahn-Geschütze zum Verbande der Division. Das damalige englische Feldgeschütz hatte sich seinen Aufgaben nicht gewachsen gezeigt.

Stand der taktischen Anschauungen nach dem Ostasiatischen Kriege.

Im Ostasiatischen Kriege glaubte man die aus dem Buren-Kriege mitgebrachten Erfahrungen bestätigt zu sehen. Im Jahre 1905 — also bald nach dem Kriege — erschien eine neue Gefechtsvorschrift (Combined Training 05), in der die Erfahrungen des Feldzuges bereits berücksichtigt waren. Ob sie zu diesem Zeitpunkt schon richtig bewertet werden konnten, erscheint zweifelhaft. Erscheinungen, die in den besonderen Verhältnissen des Krieges begründet waren, hatte man anscheinend verallgemeinert. So überschätzte man weiterhin die Stärke der Verteidigung und hielt den Frontalangriff für aussichtslos. Das lange frontale Gegenüberliegen in Ostasien, wo der Erfolg in erster Linie durch Überflügelung und Umfassung gesucht wurde, hielt man für die einzig normale Form modernen Kampfes. Angreifer und Verteidiger zeigten bei den Übungen auch weiterhin übermäßig ausgedehnte Fronten, wie man sie selbst bisher geübt und in Ostasien gesehen hatte.

Dem bis dahin noch nicht berücksichtigten Begegnungsgefecht wurde in dem Combined Training 05 allerdings schon insoweit Rechnung getragen, als einer Vorhut die Aufgabe zufallen konnte, schwache gegnerische Kräfte zurückzuwerfen oder Kolonnen zur Entwicklung zu zwingen. In der Praxis wurde ihm aber nach wie vor nur ein geringer Wert beigemessen, und die Taktik der Stellungskämpfe weiter entwickelt.

Bei der Kavallerie dagegen machte sich in den letzten Jahren ein Umschwung

bemerkbar, obgleich der Ostasiatische Krieg an Lehren für sie nur wenig geboten hatte. Die Attacke wurde wieder höher geschätzt und daher auch gelegentlich geübt. Im Grunde aber sah man die Hauptaufgabe der Kavallerie, abgesehen von der Aufklärung, auch weiterhin in der Täuschung und Beunruhigung des Gegners durch Feuer.

Für die Artillerie war die Folge des Ostasiatischen Krieges eine übertriebene Bewertung der Deckung und eine Zerlegung in kleinste Gruppen, die auf die Infanterie-Brigaden verteilt wurden. Die Batterien wurden einzeln, sogar oft zug- oder geschützweise verwendet, obgleich man die Notwendigkeit erkannte, den Artilleriekampf einheitlich zu leiten und die gesamte Artillerie gleichzeitig gegen das taktisch wichtigste Ziel einzusetzen. Durch zahlreiche und ausgezeichnet bediente Verbindungsmittel suchte man der Zersplitterung abzuhelfen.

Vor dem taktischen Verfahren, das sich so in der Praxis allmählich herausgebildet hatte, wurde in letzter Zeit von verschiedenen berufenen Stellen gewarnt. Besonders die Generale French,*) Hamilton,**) Smith-Dorrien***) bekundeten mehrfach durch Erlasse und Bemerkungen zu den Truppenübungen, daß sie ein offenes Auge für die herrschenden Schäden hatten. Diese hatten ihre Ursache auch weniger in den Vorschriften selbst als in der Art, wie sie in der Praxis ausgelegt und verwertet wurden.

Im Frühjahr 1909 gab der Heeresrat Direktiven für die Truppenausbildung†) heraus, die wahrscheinlich vom Chef des Generalstabes, General Nicholson, verfaßt waren und das Erscheinen der neuen Felddienst-Ordnung vorbereiteten. In erster Linie wurde vor einem schematischen Verfahren gewarnt, das sich ähnlich wie vor dem Kriege in Südafrika fühlbar zu machen begann. Auch die Einschränkung der Selbständigkeit der Unterführer wurde scharf getadelt. Die Direktiven wiesen ferner auf die Gefahr des Durchbruchs hin und warnten daher vor zu großen Frontausdehnungen und vor dem zu frühen Auflösen der Verbände. Sie betonten, daß Tiefengliederung „nötiger sei als je". Weiterhin hoben sie den Wert der Initiative und der moralischen Eigenschaften der Truppe hervor.

Bald darauf erschien die neue Felddienst-Ordnung, die in gleichem Geiste gehalten ist. Sie setzt die moralischen Eigenschaften des Soldaten an die erste Stelle. Der Offizier und jeder Mann sollen sich ständig vor Augen halten, daß der Erfolg im Kriege mehr von moralischen als von physischen Fähigkeiten abhängt. „Geschicklichkeit und Ausbildung können nicht Mangel an Mut, Tatkraft und Entschlossenheit ersetzen, aber anderseits sind auch diese Eigenschaften wertlos, wenn nicht Ausbildung und

*) Zeichnete sich als Kavallerieführer in Südafrika aus; gegenwärtig Generalinspekteur des englischen Heeres.

**) Nahm auf japanischer Seite am ostasiatischen Kriege teil und veröffentlichte interessante Aufzeichnungen darüber; gegenwärtig Generaladjutant des Heeres.

***) Kommandierender General in Aldershot.

†) **Memorandum on Army Training**, veröffentlicht in der Zeitschrift **Military Mail** vom 29. Januar 1909.



Belehrung sie entwickeln" (F. O. I. 1, 2). Die neue Felddienst-Ordnung zeichnet sich weiterhin durch die ständige Hervorhebung der Offensive in der Feldschlacht wie im Festungskriege aus. „Entscheidender Erfolg kann nur durch eine kraftvolle Offensive erreicht werden. . . . . . Eine überlegene Zahl auf dem Schlachtfelde ist gewiß ein Vorteil; aber Geschicklichkeit, bessere Zusammensetzung und Ausbildung, vor allem aber der feste Wille zum Siege bei allen Graden sind die hauptsächlichsten Grundlagen des Erfolges. Halbe Maßregeln haben niemals einen Erfolg im Kriege; Mangel an Entschlußfähigkeit ist die Hauptquelle des Mißerfolges" (F. O. I. 99, 1 u. 2).

Die Angabe fester Regeln ist gegen früher beschränkt worden, um die Initiative nicht zu behindern. Selbsttätigkeit und Verantwortlichkeitsgefühl sollen den Unterführern anerzogen werden. Ausdrücklich wird den Untergebenen zur Pflicht gemacht, von dem erhaltenen Befehle abzuweichen, falls es die Lage erfordert.

Vor der übertriebenen Bewertung der Deckung im Gelände, wie sie sich in den letzten zehn Jahren gezeigt hatte, wird gewarnt.

Diese Grundsätze wurden bei der englischen Armee noch nie mit solcher Entschiedenheit betont.

Die neue Vorschrift ist in drei einzelne Bände eingeteilt. Der erste Band behandelt die Operationen, der zweite die Heeresorganisation und Verwaltung, der dritte entspricht etwa unserer Manöver-Ordnung.

Im folgenden sollen die wesentlichsten Punkte der neuen Felddienst-Ordnung zusammengestellt werden.

I. Kriegsgliederung, Aufklärung und Nachrichtenwesen.

Kriegsgliederung.

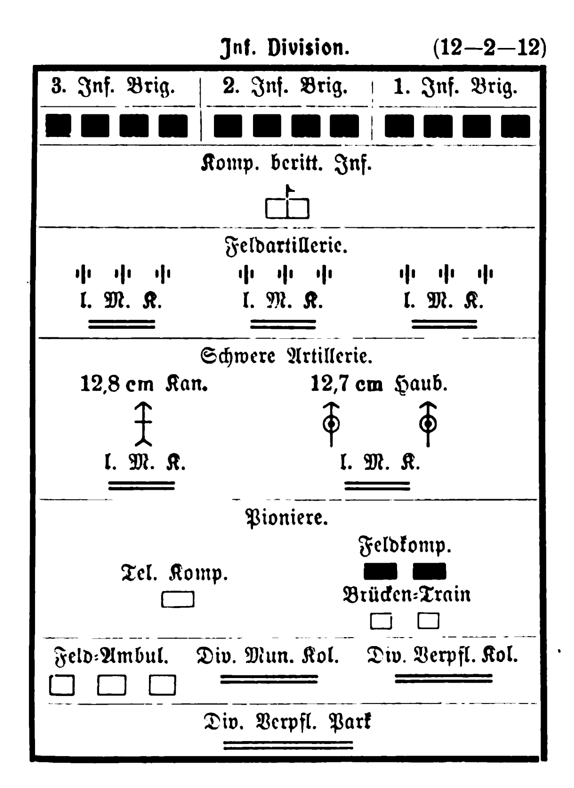
Die Grundlage der Organisation der Armee im Kriege bildet nach japanischem Muster die Division (12 Bataillone, zwei Kompagnien berittener Infanterie als Divisions-Kavallerie, neun Feldbatterien, zwei Batterien schwerer Feldhaubitzen, eine Batterie schwerer Kanonen). Sie umfaßt alle Waffen und ist derart mit Trains und Kolonnen ausgestattet, daß sie selbständig aufzutreten vermag. Die Zusammenfassung mehrerer Divisionen in Armeen ist vorgesehen. Ihnen werden die nötigen Aufklärungsformationen besonders zugewiesen.

Die Kavallerie der Armee ist in eine Kavallerie-Division (36 Eskadrons, vier reitende Batterien) zusammengefaßt, die nach Bedarf geteilt werden kann. Sie soll lediglich der strategischen Aufklärung dienen und ist, um unabhängig zu sein, ebenfalls mit Trains ausgestattet.

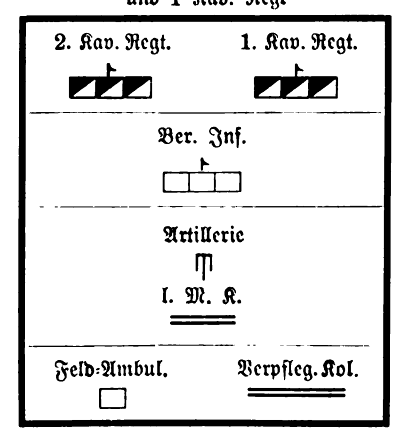
Außerdem sollen zwei berittene Brigaden (je neun Eskadrons oder berittene Infanterie-Kompagnien und eine reitende Batterie) aufgestellt werden.

Diese Kriegsgliederung ist jedoch nur für einen Krieg in Gegenden mit gemäßigtem Klima gedacht. Bei Verwendung der Truppe in den Tropen wird sie den Verhältnissen entsprechend umgestaltet.

Inf. Division. (12—2—12)



I. Berittene Brigade.
2. ber. Brig. hat 2 berittene Bataillone und 1 Kav. Regt



Kav. Division. (0—36—4)

4. Brig.	3. Brig.	2. Brig.	1. Brig.
1. Kav. Regt.	1. Kav. Regt.	1. Kav. Regt.	1. Kav. Regt.
2. Kav. Regt.	2. Kav. Regt.	2. Kav. Regt.	2. Kav. Regt.
3. Kav. Regt.	3. Kav. Regt.	3. Kav. Regt.	3. Kav. Regt.
Pion. Zug	Pion. Zug	Pion. Zug	Pion. Zug

Komp. f. drahtl. Telegr.

Artillerie.

l. M. K. — l. M. K.

Feld-Ambulanzen — Kav. Div. Verpfl. Kol.

Den Oberbefehl über sämtliche mobilen Streitkräfte führt der von der Regierung ernannte Oberbefehlshaber.

Aufklärung.

Das Reglement der Kavallerie von 1907 betonte zwar in moderner Art den Wert der Aufklärung. In der Praxis ist der Aufklärungsdienst jedoch bisher oft zu kurz gekommen; er wurde für einzelne Leute zum Sport, der allerdings oft in ein Versteckspielen und Gefangenemachen ausartete, während die Masse der Mannschaft in diesem Dienstzweige weniger gut ausgebildet war. Die neue Felddienst-Ordnung entwickelt nunmehr erneut ein treffendes Bild der Aufklärungstätigkeit der Kavallerie und ihrer Mittel hierzu und weist auf den hohen Wert einer zu weitgreifender Aufklärung erzogenen Truppe hin. Die Grund-

sätze frühzeitiger Erkundungstätigkeit sowie die Aufrechterhaltung der einmal gewonnenen Fühlung mit dem Feinde werden schärfer betont wie bisher.

Für die verschiedenen Aufgaben unterscheidet man zwischen drei organisatorisch getrennten Kavalleriegruppen, 1. der Heeres-Kavallerie (independent cavalry), 2. der Sicherungs-Kavallerie (protective cavalry) und 3. der Divisions-Kavallerie.

Die strategische Aufklärung ist Sache der Heeres-Kavallerie. Sie soll zunächst die feindliche Kavallerie aufsuchen und schlagen. Ist das gelungen, so soll sie auch versuchen, die feindlichen Vortruppen zu durchbrechen und so die Aufklärung erzwingen. Der Gedanke einer unbedingt offensiven Aufklärung ist also in der neuen englischen Vorschrift mit besonderer Schärfe betont. Die bisher bevorzugten Aufgaben der Heeres-Kavallerie, gegen Rücken und Flanke des Gegners zu wirken, werden erst in zweiter Linie erwähnt.

Für die Ausführung seiner Aufgabe ist dem Kavallerieführer völlige Freiheit des Handelns gelassen. Einer unbedingt als stärker erkannten feindlichen Kavallerie soll er, soweit es mit der Aufgabe irgend vereinbar, ausweichen. Ist ein solcher Fall vorauszusehen, so wird man der Kavallerie eine Unterstützung durch vorgeschobene Infanterie folgen lassen. In einem für die große Kavallerie-Aufklärung ungünstigen Gelände soll die strategische Aufklärung überhaupt einer aus Kavallerie und Infanterie gemischten Abteilung übertragen werden.

Die Nahaufklärung, von den Engländern als taktische Erkundung (tactical reconnaissance) bezeichnet, ist die Aufgabe der Sicherungs-Kavallerie (protective cavalry), deren Dienst die berittenen Brigaden übernehmen. Auch sie sollen zur Lösung ihrer Aufgabe ein offensives Verfahren einschlagen. In der im Schießen gut ausgebildeten berittenen Infanterie verfügen die berittenen Brigaden über eine zu diesem Zweck wertvolle infanteristische Hilfskraft. Genügt die Stärke der Sicherungs-Kavallerie nicht, um sich den Weg für die Aufklärung freizumachen, so soll ihr gelegentlich mehr Artillerie zugeteilt werden. Auch die Vorhut soll auf ihre Unterstützung bedacht sein, um den feindlichen Schutzschleier zu durchbrechen.

Die unmittelbare Marschsicherung schließlich ist Aufgabe der Divisions-Kavallerie, die zum größten Teil in Patrouillen und Meldereiter aufgelöst wird. Mit einer geschlossenen kavalleristischen Verwendung der Divisions-Kavallerie wird überhaupt nicht gerechnet. Sie ist hierzu ihrer Zusammensetzung und Ausbildung nach auch nicht geeignet.

Um den Patrouillen nach erfolgter Berührung mit dem Feinde ein weiteres Vordringen zu ermöglichen, werden überraschende Scheinangriffe der Vorhut-Infanterie empfohlen.

Nachrichtendienst.

Dem Nachrichtenwesen ist von jeher in der englischen Armee großer Wert beigemessen worden. Besonders in der Entwicklung des optischen Nachrichtendienstes hat man eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht. Bei jeder Truppe wird eine An-



zahl Leute besonders für den Signaldienst mit Flagge und Lampe ausgebildet. Eine besondere Signalschule sorgt für weitere Fortbildung der Signalisten. Im übrigen soll aber jeder Offizier und Mann das Signalisieren verstehen und stets nach seinen Kräften für die Aufrechterhaltung der Verbindung Sorge tragen. Die Verbindungsmittel der Truppe und die Nachrichtentruppen bei den Divisionen sind der Wichtigkeit der Frage entsprechend zahlreich bemessen. Für den Nachrichtenverkehr sind ausführliche Vorschriften in die Felddienst-Ordnung aufgenommen worden. Besonders hervorzuheben sind die strengen Anweisungen für die Geheimhaltung. So darf sich z. B. niemand ohne schriftliche Erlaubnis einer Signalstation auch nur auf Hörweite nähern. Leitungen sollen, wenn irgendwelche Gefahr für ihre Zerstörung besteht, ständig durch berittene Patrouillen bewacht werden; auch werden in Feindesland die Einwohner unter strengen Strafandrohungen für die Instandhaltung der Leitungen verantwortlich gemacht.

Stäbe und Truppen sind auch reichlich mit Nachrichtenoffizieren versehen. Zur Weitergabe der Befehle der höheren Führung im Gefecht werden Befehlssammelstellen errichtet und durch Offiziere besetzt, die mit den Absichten der höheren Führung vertraut gemacht sind.

II. Marsch und Ruhe.

Marsch. Ausführung.

Die bisher nicht völlig genügenden Anweisungen für die technische Ausführung der Märsche sind durch neue Vorschriften ersetzt worden. Besonderer Wert wird der Marschdisziplin beigemessen. Eine Versammlung zum Marsch ist unbekannt. Den Truppen wird nur der Aufbruchsort und die Aufbruchszeit des Anfangs des Gros angegeben. Das Einfädeln in die Marschkolonne nach der Marschordnung haben die Truppen sich selbst zu berechnen. Dieses Verfahren ist wohl dadurch zu erklären, daß man die Truppen bisher stets biwakieren ließ. Sie waren also schon versammelt. Eine Ortsunterkunft ist erst jetzt durch die neue Felddienst-Ordnung eingeführt worden.

Die Marschordnung, für die nur taktische Rücksichten maßgebend sind, ist der unseren ähnlich.

Bei Marschrasten hat die Vorhut ohne weiteres die Sicherung des Gros zu übernehmen. Rastplätze für größere Halte sollen im allgemeinen frühzeitig unter besonderer Berücksichtigung der Wasserfrage ausgesucht werden, der man eine große Bedeutung beimißt. So gehört auch zur Ausrüstung eines jeden Infanterie-Bataillons ein Wasserwagen.

Marschsicherung. Vorhut.

Die Vorhut, der die Divisions-Kavallerie unterstellt wird, beträgt in der Regel ein Viertel bis ein Achtel der Gesamtstärke. Die Zusammensetzung gleicht im allgemeinen der unserigen. Der Vortrupp soll in erster Linie der Aufklärung dienen; daher soll ihm nicht immer Infanterie und nur äußerst selten Artillerie zugeteilt

werden. Oft wird er nur aus der Divisions-Kavallerie (berittener Infanterie) und berittenen Pionieren bestehen. Die Grundsätze der neuen Felddienst-Ordnung, die darauf ausgehen, durch Zufassen der Vorhut sich die Freiheit des Handelns zu wahren, unterscheiden sich wesentlich von den bisherigen, nach denen die Vorhut den Feind nur zur Entwicklung veranlassen sollte. Das nunmehr für sie empfohlene Verfahren ähnelt einer gewaltsamen Erkundung. Um jedoch zu vermeiden, daß der Vorhutführer ohne Einverständnis des Führers nach vorne durchgeht und das Gefecht dadurch in ungewollte Bahnen lenkt, hat der Führer des Ganzen die Vorhut möglichst eingehend über seine Absichten zu unterrichten. Die Schwierigkeiten, die sich für ein richtiges Verhalten der Vorhut ergeben, werden wohl dadurch gelöst werden, daß sich der Führer meist bei der Vorhut aufhält.

Auch beim Rückmarsch empfehlen die Engländer stets eine Vorhut, die aber im wesentlichen nur den Zweck hat, Wegehindernisse zu beseitigen. Steht eine Gefährdung des Rückzuges durch den Feind zu befürchten, so soll eine stärkere Vorhut ausgeschieden werden.

Nachhut.

Die Nachhut verfährt im allgemeinen nach den auch bei uns gültigen Bestimmungen. Pioniere mit Zerstörungswerkzeug werden ständig zugeteilt. Der Nachhutführer wird vom oberen Führer mit Anweisungen versehen, inwieweit er Zerstörungen — darunter auch das Niederbrennen von Dörfern — vornehmen darf.

Stärke und Zusammensetzung richten sich nach der Nähe und nach dem Verhalten des Feindes.

Günstige Gelegenheiten, den Feind beim Heraustreten aus Engen oder in einem für ihn ungünstigen Gelände anzugreifen, soll sich die Nachhut nicht entgehen lassen.

Wie beim Rückmarsch eine Vorhut, so soll beim Vormarsch eine Nachhut ausgeschieden werden. Ist jede Gefahr ausgeschlossen, so besteht die Nachhut nur aus einigen Reitern und schwacher Infanterie und dient lediglich zum Auflesen der Nachzügler. Sie wird jedoch immer genügend stark gemacht werden, um auch die Bagagen und Kolonnen auf dem Vormarsch zu sichern. Ist deren Abstand zu groß, um durch die Nachhut gesichert zu werden, so wird man voraussichtlich besondere Sicherungsabteilungen ausscheiden. Diese Maßnahmen scheinen hauptsächlich auf Erfahrungen der Kriege in den Kolonien zu beruhen und einen beweglichen Feind im Auge zu haben.

Unterkunft.

Über den Wert der verschiedenen Unterkunftsarten und ihre Anwendung bestehen die gleichen Anschauungen wie bei uns. Die für die Vorbereitung der Unterkunft, die Erhaltung der Disziplin und die Sicherung gegebenen Anordnungen sind sehr zahlreich und weitgehend. So hat z. B. in jedem Hause grundsätzlich ein Mann zu wachen. Bei gefährdeten Marschquartieren sind die vordersten Orte grundsätzlich zur Verteidigung einzurichten. Ein Teil der Truppen wird hier in steter Bereitschaft gehalten werden.

In der Ortsunterkunft soll jeder Angehörige der Armee besonders auf Verschwiegenheit in militärischen Dingen hingewiesen werden. Gespräche mit den Einwohnern sind zu vermeiden. Briefe, Meldungen und dergl. dürfen nicht liegen bleiben. Hier zeigt sich wie auch noch bei anderen Gelegenheiten, welche große Vorsicht sich die Engländer im Hinblick auf die Spionage im Kriege angelegen sein lassen. Anderseits sind sie aber auch die ersten, die in einer neuen Vorschrift niedergelegt haben, daß feindliche Luftschiffer, die in ihrem Truppenbereich landen, nicht als Spione anzusehen sind.

Bei den Anordnungen für Biwaks, der bisher fast einzig bekannten Art der Unterkunft, ist von den taktischen Erfordernissen wenig die Rede. Vorbereitung, Einrichtung des Biwaks sowie die Anordnungen für den inneren Dienst decken sich mit den deutschen Vorschriften. Besonderer Wert wird auch hier auf die Wasserversorgung gelegt. Die häufig mit Filtriereinrichtungen versehenen Wasserwagen bei den Truppen erleichtern besonders im Biwak einen schnellen Übergang zur Ruhe.

Vorposten.

Die Aufgaben, die Tätigkeit und die Gliederung der Vorposten entsprechen unseren Anschauungen. Die Vorposten werden in der Regel über Maschinengewehre verfügen, da jedem Infanterie-Bataillon und jedem Kavallerie-Regiment zwei Gewehre zugeteilt sind.

III. Das Gefecht.

Die Wandlungen, denen die taktischen Anschauungen über das Gefecht im letzten Jahrzehnt unterworfen waren, finden in der neuen Felddienst-Ordnung nunmehr ihren Abschluß.

Begegnungsgefecht.

Mit der Einfügung des Begegnungsgefechts in ihre Vorschriften beschreiten die Engländer neue Bahnen.

Besonderer Wert wird auf die Schnelligkeit des Entschlusses gelegt, um dem Feinde in der Entwicklung einen Vorsprung abzugewinnen. Hat sich der Führer, nachdem die Vorhut durch tatkräftiges Zufassen die Lage geklärt hat, zum Angriff entschlossen, so soll er sofort mit aller Wucht den Versuch machen, einen schnellen Erfolg zu erringen. Die aus der Marschkolonne eingesetzten Truppen haben es als ihre besondere Aufgabe anzusehen, ihre Nachbarabteilungen über ihre Tätigkeit selbständig auf dem laufenden zu halten. Seitendeckungen oder sonstigen Nebenkolonnen wird es zur strengsten Pflicht gemacht, sobald sie Gefechtslärm hören, auch ihrerseits unverzüglich die Lage zu klären und selbständig bei der Entscheidung mitzuwirken.

Sollte der Feind in der Entwicklung bereits einen Vorsprung gewonnen haben, so wird ein vorsichtiges und zunächst abwartendes Verhalten empfohlen, das zum Zurückziehen der Vorhut führen kann.

Angriff.

Für die gesamte Führung des Angriffs gilt als Hauptgrundsatz, den Feind in der Front so anzufassen, daß er „an seinen Fleck genagelt ist" („to pin him to his

ground". F. O. I. 104, 3). Es sollen ihm nach Möglichkeit gleichstarke Kräfte in der Front entgegengestellt werden. Es steht dies ganz besonders im Gegensatz zu den bisherigen Anschauungen, nach denen der Feind in der Front mit möglichst schwachen Kräften nur beschäftigt werden sollte.

Auch die bisher übliche schematische Angriffseinteilung in drei Treffen findet sich in der neuen Vorschrift nicht mehr. Sie spricht von der Einteilung in Schützenlinie, Unterstützungstrupps, Reserven nur in unserem Sinne.

Der Führer soll sich, wie es auch früher schon betont wurde, eine möglichst starke Reserve (general reserve) ausscheiden, sie aber nicht etwa wie früher für eine spätere Aufnahme oder Verfolgung zurückhalten oder weitausholende Umgehungsbewegungen ausführen lassen. Der moralische Einfluß, den solche gelegentlich auszuüben imstande sind, wird zwar nicht verkannt; doch soll die Hauptreserve (general reserve) in erster Linie durch einen entscheidenden Angriff, möglichst gegen die Flanke des Gegners, den Sieg herbeiführen. Die Engländer sind also anscheinend nunmehr der Ansicht, daß die bisher beliebte Taktik der Überflügelung durch immer länger werdende Fronten weder stets ausführbar noch erfolgversprechend ist, daß der Erfolg vielmehr am besten durch tatkräftiges Zufassen in der Front, verbunden mit einer Umfassung, gesucht werden muß. Die bisherigen großen Frontbreiten werden sich in Zukunft daher wohl verringern; die Vorschrift berechnet ein bis drei Mann auf den Meter.

Von der Ausführung des Angriffs empfängt man nach der neuen Vorschrift etwa folgendes Bild.

Unter dem Schutze der Vorhut geht die Artillerie so in Stellung, daß sie jederzeit beim Erscheinen von Zielen feuern kann. Nur so viel soll dann zum Feuern eingesetzt werden, wie zur Erreichung des Zweckes nötig erscheint. Der Rest der Artillerie verbleibt zunächst in Lauerstellung. Das Feuer wird gegen das taktisch wichtigste Ziel gerichtet mit dem Endzweck, die Infanterie zu unterstützen. Die schweren langen Kanonen sollen aus weiter Entfernung die Stellung des Verteidigers flankieren.

Infanterie und Artillerie werden zusammen zunächst nur nach dem einen Ziel streben, die Feuerüberlegenheit zu erringen.

Die gegen die feindliche Front angesetzten Schützen mit Unterstützungstrupps, denen die zurückgehaltenen Teile folgen, werden sich so an den Feind heranzuarbeiten suchen, daß jedes Herausziehen von Kräften aus der feindlichen Front verhindert, und der Feind womöglich jetzt schon gezwungen wird, seine Reserven einzusetzen. Er soll so „getäuscht" und von dem Hauptangriff abgelenkt werden. Alle Unterführer in der Front werden danach streben, sich gegenseitig soviel als möglich bei ihrer schweren Aufgabe zu unterstützen. So wird allmählich bis auf nahe Entfernungen herangegangen, wo nunmehr ein länger dauernder Kampf um die Feuerüberlegenheit eintritt.

Die für die Fortführung des Angriffs wichtigen Geländepunkte, insbesondere die in der „Hauptfeuerstellung“ liegenden, sollen sofort zur Verteidigung eingerichtet werden. Hier tritt auch der Spaten in Tätigkeit, der im übrigen beim Angriff nur dann gebraucht werden soll, wenn sich überhaupt keine Geländebedeckungen bieten.

Die Besetzung der so geschaffenen Stützpunkte erfolgt in erster Linie durch die Maschinengewehre, die auf den nahen Entfernungen ausnahmsweise unter besonders günstigen Bedingungen in die Infanterie-Gefechtslinie gebracht werden sollen.

Während sich so die Front herangearbeitet hat, ist die Hauptreserve, die oft auch über Artillerie verfügen wird, möglichst gedeckt an die Stelle geführt worden, von der man sie einsetzen will. Sobald sie eingreift, wird die ganze Linie mit erneuter Wucht vorgehen, „jeder Mann, jedes Pferd, jedes Geschütz soll nunmehr an der Überwältigung des Feindes mitarbeiten“ (F. O. I. 106, 1).

Auch die Kavallerie, die an geeigneter Stelle die Ereignisse bisher abgewartet hat, soll sich eine Tätigkeit suchen. Sie soll unverzüglich jede Gelegenheit wahrnehmen, wirkungsvoll zum Siege beizutragen.

Durch das Einsetzen der gesamten verfügbaren Artillerie gegen die Einbruchsstelle wird jetzt der Sturm vorbereitet, wobei das Überschießen der eigenen Infanterie nicht mehr zu fürchten ist. Teile der Artillerie werden auch den Infanterieangriff durch Stellungswechsel nach vorwärts begleiten.

Die Anregung zum Sturm gibt dann in der Regel die Schützenlinie. Da, wo sie merkt, daß Erfolg zu erwarten ist, soll sie antreten, und alles hat ihrem Vorgehen zu folgen. Alle Verstärkungen werfen sich in die Kampflinie. Ist an einer Stelle ein Teilerfolg errungen, so soll sofort damit begonnen werden, Verteidigungseinrichtungen zu schaffen, um Gegenangriffen zu begegnen. Ist der Gesamtangriff gelungen, so wird die Verfolgung eingeleitet, und sämtliche Artillerie in die genommene Stellung vorgezogen. Diese wird zur Verteidigung gegen Gegenangriffe eingerichtet.

Verteidigung.

Der Führer soll sich nur dann zur Verteidigung entschließen, wenn ihn unabweisbare Verhältnisse dazu zwingen. Man kennt neuerdings nur noch eine aktive Verteidigung. Die Felddienst-Ordnung hebt eben immer wieder den Wert der Offensive hervor und betont an dieser Stelle, „daß weder die natürliche noch die künstliche Stärke einer Stellung das Aufgeben der Initiative zu ersetzen vermögen“ (F. O. I. 107, 2).

Als Hauptgrundsatz gilt, daß etwa die Hälfte der verfügbaren Truppen zur Hauptreserve und damit zum Gegenangriff auszuscheiden ist.

Eine wesentlich größere Frontausdehnung als wie sie mit der Hälfte der Truppen zu besetzen ist, darf daher eine Stellung nicht haben. Die Gefahr eines Durchbruchs bei zu ausgedehnten Fronten wird voll gewürdigt.

Für die Einrichtung einer Stellung, die Abschnitts- und die Truppeneinteilung in ihr, gelten im allgemeinen die gleichen Bestimmungen wie in Deutschland.

In der Regel soll bei der Verteidigung von vornherein die gesamte Artillerie eingesetzt werden. Schwache Artillerie soll sich in keinen Artilleriezweikampf einlassen, sondern ihre Tätigkeit auf die Abwehr des feindlichen Infanterieangriffs beschränken. Sie wird hierzu häufig geschützweise verteilt werden, um so das Angriffsfeld der feindlichen Infanterie unter Kreuzfeuer nehmen zu können.

Die Hauptreserve soll hinter dem Flügel bereitgehalten werden, auf dem man sie zum Gegenangriff ansetzen will, oder da, wo der Hauptangriff des Feindes zu erwarten ist. Für den Gegenstoß selbst wird ihr stets Artillerie zugewiesen, die hierzu unter Umständen erst wieder aus der Feuerlinie herausgezogen werden muß.

Die Verteidigung wird etwa in folgender Art ausgeführt werden.

Die Vortruppen, die die Stellung gesichert haben, werden frühzeitig zurückgehen, um nicht in ernsthafte Gefechte verwickelt zu werden. Die Kavallerie, die die Stellung verschleiert und versucht hat, den Feind durch dauernde Beunruhigung zu ermüden, sammelt sich in geeigneter Bereitschaftsstellung, um später geschlossen verfügbar zu sein.

Sobald ein ernsthafter Angriff gegen eine Stellung erkannt wird, wird man sie voll besetzen, nicht früher.

Es beginnt nunmehr der Kampf um die Feuerüberlegenheit. Ihm werden hier und dort örtliche Gegenangriffe folgen, die den Zweck haben sollen, den Feind zum frühzeitigen Einsetzen seiner Reserven zu veranlassen. Man hofft, hierdurch auch alsbald die feindliche Hauptangriffsrichtung erkennen zu können. Die örtlichen Gegenangriffe werden jedoch nicht von der Feuerlinie aus geführt, sondern von den Abschnittsreserven, die in jedem Abschnitt zurückgehalten werden. Sie haben also nicht in dem Auffüllen der Schützenlinie, sondern hierin ihre Hauptaufgabe zu erblicken. Jeder nur irgend günstige Moment soll hierzu abgepaßt werden.

Sobald an irgend einer Stelle der feindliche Infanterieangriff abgeschlagen ist, wird die Verteidigungsartillerie, die bisher wahrscheinlich aus verdeckten Stellungen feuerte, in vorbereitete offene Stellungen übergehen, um den zurückgehenden Feind mit Feuer zu überschütten.

In dem Augenblick, in dem der Angreifer nach Einsatz aller seiner Reserven den Sturm versuchen will, soll der Hauptgegenangriff erfolgen. Doch soll sich der Führer nicht an diesen Zeitpunkt gebunden erachten, sondern den Gegenangriff ansetzen, sobald deutliche Zeichen der Schwäche beim Angreifer zu bemerken sind.

Als die wesentlichste Grundlage für den Erfolg wird die Überraschung bezeichnet. Dies gilt hauptsächlich auch für die Kavallerie, die jede Gelegenheit wahrnehmen soll, um das Gelingen des Gegenangriffs vorzubereiten und zu seinem Erfolge beizutragen. Es wird hier wohl in erster Linie an eine Attacke gedacht.

Ist der Hauptgegenangriff gelungen, so wird sofort die ganze Verteidigungslinie mit aller Wucht zum Angriff vorgehen.

Verfolgung.

Man unterscheidet zwischen der Verfolgung nach einem Siege und der Verfolgung nach einem vom Feinde abgebrochenen Gefecht.

Nach einem Siege soll die Verfolgung ohne Rücksicht auf Erschöpfung von Mann und Pferd in die Wege geleitet werden.

Auf den Wert des Einsatzes frischer Truppen wird besonders hingewiesen, es sollen jedoch keine Truppen nur für diesen Zweck zurückgehalten werden. Die reichliche Versorgung der Verfolgungstruppen mit Lebensmitteln und Munition wird zur besonderen Pflicht gemacht.

Nach einem abgebrochenen Gefecht wird besonders die überholende Verfolgung empfohlen.

Berittene Truppen sollen in beiden Fällen auch ohne Befehl unverzüglich handeln, um die seitliche Verfolgung einzuleiten.

Rückzug.

Die Anschauungen über die Führung des Rückzugsgefechts decken sich mit den deutschen.

Hinhaltende Gefechte.

Auch für das hinhaltende Gefecht wird trotz des defensiven Grundzuges des Gefechts auf die Offensive hingewiesen. Ein lediglich passives Verhalten durch Besetzen einer Stellung sei selten gerechtfertigt. Der Verteidiger soll im Gegenteil durch kurze Vorstöße die feindliche Vorhut zurückwerfen, um den Feind zur Entwicklung zu zwingen.

Nächtliche Unternehmungen.

Nächtliche Unternehmungen*) begannen in England bereits nach dem Buren-Kriege, in erhöhtem Maße aber nach dem Russisch-japanischen Kriege eine besondere Rolle zu spielen. Die eigenen Erfolge in Südafrika, wo man die beweglichen Buren oft nur durch Nachtmärsche erreichen konnte, sowie einzelne Erfolge der Japaner übertrug man auch in zunächst übertriebener Weise auf die heimischen Verhältnisse. Von allen militärischen Fragen wurde die der nächtlichen Unternehmungen in der Militärliteratur der letzten Zeit am häufigsten erörtert. Sowohl General French wie General Hamilton, deren Einfluß heutigestags in der englischen Armee besonders groß ist, sprachen sich ohne Einschränkung für sie aus. French hielt eine weitere Vorwärtsbewegung im Bereiche feindlicher Waffenwirkung sowie ein Vordringen zum Angriff oft überhaupt nur bei Nacht für möglich. Hamilton hat als Kommandierender General besonders häufig die „Nachtarbeit" (night work) geübt. Unter diesem Begriffe fassen die Engländer alle nächtlichen Unternehmungen zusammen.

Man unterscheidet zwischen dem Nachtmarsch, dem nächtlichen Heranarbeiten an eine feindliche Stellung (night advance) und dem nächtlichen Angriff (night attack).

Alle nächtlichen Unternehmungen bedürfen eingehender Vorbereitung und Erkundung. Dies trifft selbst für einfache Nachtmärsche zu. Stets wird mit geladenem Magazin, aber ohne Patrone im Lauf, vorgegangen.

*) Jahrgang 1909, 2. Heft, Seite 288 ff.

Vor Märschen querfeldein wird man sich nicht scheuen. In der Felddienst-Ordnung werden hierfür besondere Anweisungen über Kompaßbenutzung und Gestirnbeobachtungen gegeben. Auf die Benutzung dieser Hilfsmittel wird in England überhaupt großer Wert gelegt, und der Offizier wird darin eingehend ausgebildet.

Die Benutzung der Dunkelheit zum Heranarbeiten einer zum Angriff entwickelten Truppe an eine feindliche Stellung, um den Sturm bei Morgengrauen ausführen zu können, wird besonders oft und eingehend geübt.

Die Durchführung eines Angriffs bei Nacht wird in der neuen Vorschrift sehr ausführlich behandelt, wenn sie auch anscheinend eine übertriebene Anwendung des nächtlichen Kampfes einschränken will; denn sie sagt, daß Nachtangriffe einem zivilisierten und gut disziplinierten Gegner gegenüber nur unter besonders günstigen Umständen versucht werden sollten. Es sei wahrscheinlich vorteilhafter, die unvermeidlichen Verluste eines Kampfes um die Feuerüberlegenheit bei Tage hinzunehmen, als sich den Zufälligkeiten eines Nachtangriffs auszusetzen (F. O. I. 135, 2).

Für den Erfolg eines Angriffs bei Nacht spielt die Überraschung eine wesentliche Rolle. Er soll nur selten mit mehr als einer Infanterie-Brigade gegen ein und dasselbe Angriffsziel gerichtet werden.

Für die Durchführung des Nachtangriffs haben sich bei den Engländern im allgemeinen folgende Regeln herausgebildet.

Nach dem Anmarsch wird in einer Versammlungsstellung (position of assembly) aufmarschiert, deren Abstand vom Feinde sich nach dem Maße seiner Tätigkeit, dem Gelände und der eigenen Stärke zu richten hat. Demnächst wird eine Entwicklungsstellung (position of deployment) eingenommen, in der unter dem Schutze vorgeschobener Posten der Angriff angesetzt wird. In offenem Gelände, oder wenn man bereits mit dem Feinde in naher Fühlung ist, können beide Stellungen zusammenfallen. Der Angriff selbst soll in drei Treffen gegliedert werden, die nun etwa in folgender Art und Form von der Entwicklungsstellung aus vorgehen sollen.

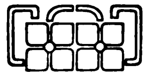
Fünfzig bis achtzig Schritt vor dem ersten Treffen befindet sich eine dünne Aufklärer-Schützenlinie. Ihr folgt das erste Treffen gewöhnlich in Linie oder in Kompagniekolonnen mit Entwicklungszwischenraum. Auf hundertfünfzig Meter Abstand folgt, einen oder beide Flügel des ersten Treffens überflügelnd, das zweite Treffen in ähnlichen Formationen. Seine Aufgabe ist die unmittelbare Unterstützung des ersten Treffens. Das dritte Treffen wird dem zweiten in der dichtgeschlossenen Kompagniefrontkolonne (quarter column) auf zweihundert Meter Abstand als Reserve nachgeführt. Richtet sich der Angriff gleichzeitig gegen mehrere Angriffsziele, so folgt dem Ganzen noch eine Hauptreserve. Feuer des Gegners wird nicht erwidert; es soll ihm sofort mit dem Bajonett auf den Leib gerückt werden.

Artillerie wird bei der Durchführung eines Nachtangriffs nur selten Verwendung finden können.

Für die nächtliche Verteidigung gelten im allgemeinen die gleichen Grundsätze wie für das Tagesgefecht. Der Gegenangriff soll aber in der Regel erst erfolgen, wenn der Angreifer in die Stellung eingedrungen ist.

Alles in allem verraten die das Kleinste und anscheinend Nebensächliche ausführlich behandelnden englischen Vorschriften, daß das Nachtgefecht dort Gegenstand eingehendster Übung ist. Ohne Zweifel läßt sich durch Ausbildung eine große Gewandtheit erreichen, um Reibungen zu verringern. Einen Beweis dafür hat General Hamilton seinerzeit selbst zu erbringen gesucht, indem er eine Brigade seiner Division durch andauernde 14tägige Übung im Nachtgefecht schulte. Sie soll sich nachher anderen Teilen seiner Division hierin wesentlich überlegen gezeigt haben.

v. Selasinsky,
Oberleutnant im Infanterie-Leibregiment Großherzogin
(3. Großherzoglich Hessischen) Nr. 117,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.



Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.

. Heft.

acht

Augus

nmens

al u.

Karl

er u G

. Heft.

Skizze 29.

acht bei Cannae

August 216 v. Chr.

nmenstoß beider Heere.

al u.

Karthager

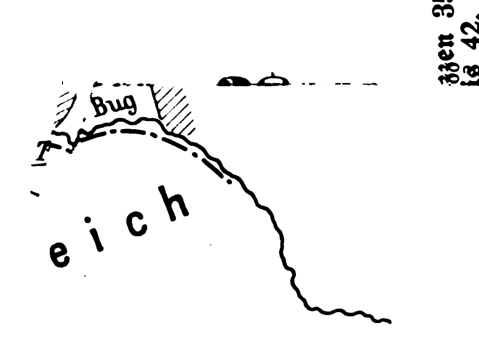
er u. G.

v. N.

e

:125

ig von



ʒʒen 35
is 42.

1:1250000.

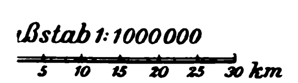
0 20 30 40 50 km

ng von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Skizze 43.

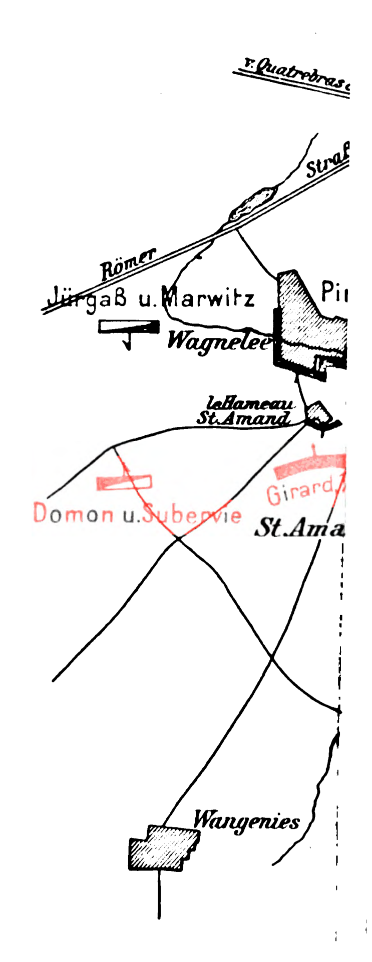
Skizze 43.

egel



Verlag d

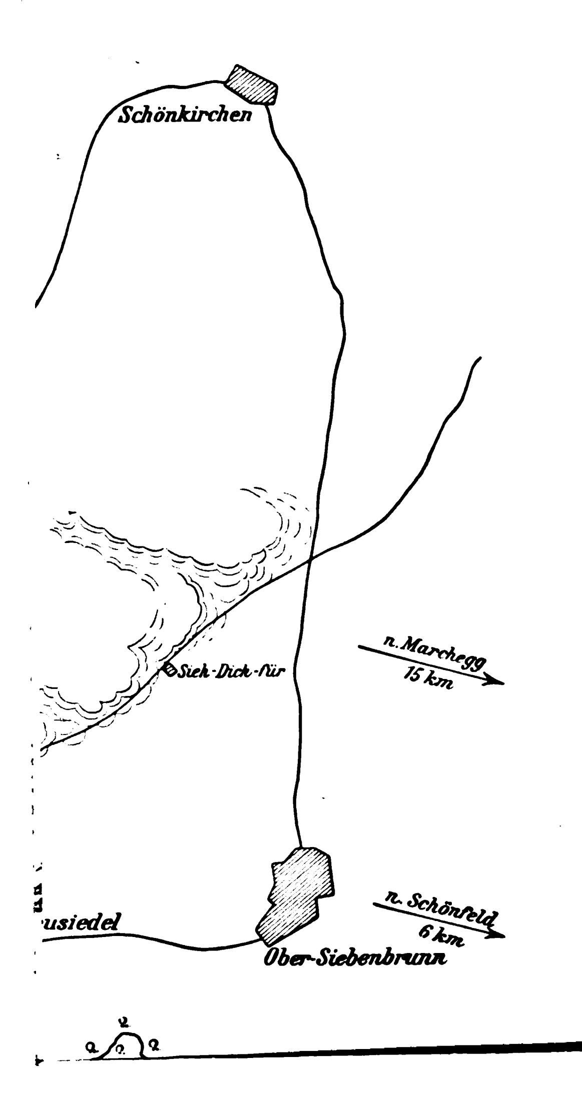
Bewegungen von



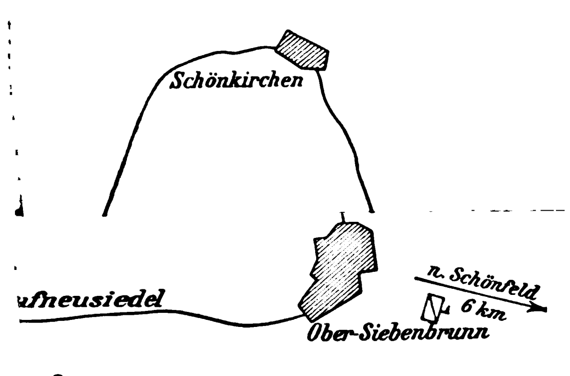
. Mai 1809.

Skizze 62.

Skizzen 61 bis 67.



Skizze 64.



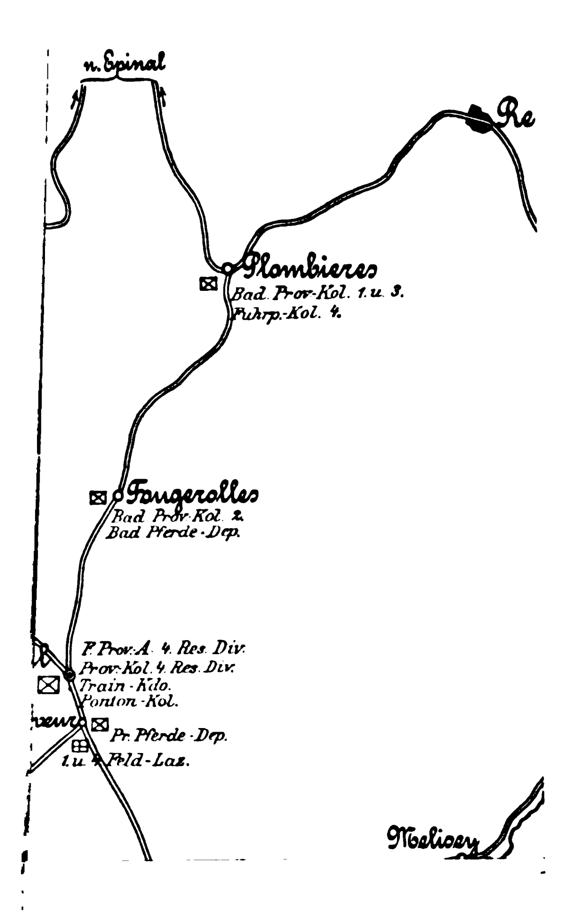
Skizze 67.

n 6. Juli 1809,
Abends.

Hochleiten-Wald
Bockflüß
Enzersfeld
Hagenbrunn
Erzhzg. Karl
Rendezvous
Strebersdorf
Gerasdorf
Deutsch-Wagram
Aderklaa
Garden
Napoleon
Leopoldau
Raasdorf
Donau
Aspern
Eßling
Stadl-Enzersdorf
Lob-Au

ab 1:280000
4 5 6 7 8 9 10 km

handlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.


Stellun
n. Epinal
Re
Plombieres
Bad. Prov-Kol. 1. u. 3.
Fuhrp.-Kol. 4.
Fougerolles
Bad. Prov-Kol. 2.
Bad. Pferde-Dep.
F. Prov.-A. 4. Res. Div.
Prov.-Kol. 4. Res. Div.
Train-Kdo.
Ponton-Kol.
Pr. Pferde-Dep.
1. u. 4. Feld-Laz.
Melisey





